Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

WIDENER LIBRARY
HX CNET %

Digitized by Google

PGerm
147
10

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutschland

Monatsschrift für die gesamte Kultur

unter ständiger Mitarbeit von

Eduard von Hartmann, Theodor Lipps, Berthold Litzmann,
Otto Pfleiderer und Ferdinand Tönnies

herausgegeben von

Graf Paul von Hoensbroech

Band III.
Oktober 1903 — März 1904.

Berlin
Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn.

Digitized by Google

P Germ 147.10

x

HARVARD COLLEGE
JAN 13 1922
LIBRARY

German dept. Fund.

Alle Rechte vorbehalten.

MICROFILMED
AT HARVARD

Digitized by Google

Namen-Regiſter.

Seite

Achelis, Prof. Dr. Th., Mythologie und Völkerkunde 751
Altmann, S. P., die Philoſophie des Geldes 88 213
v. Bieberſtein, ſiehe Rogalla v. Bieberſtein.
Biermann, Dr. Georg, zwei norditalieniſche Madonnenmaler . . . 571
Buſſe, Carl, „Tiefeinſamkeit“. Gedicht 84
Calvino, Pfarrer Paolo (Lugano), zwiſchen zwei Päpſten 145
Dippe, Guſtav, das Neue in der Muſik und der Laie 85
Dippe, Guſtav, Muſik. Berichte 248 384 523 656
Döring, Prof. Dr. Aug., Cicero als Philoſoph 321
Ebner, Theod., eine ſchwäbiſche Dichterin 700
Fränkl, Rechtsanwalt Victor, Juriſtiſche Rundſchau: Richter, Staatsanwalt, Verteidiger und Geſchworene 519
Froſt, Frau Laura, Erziehung zur Selbſtändigkeit 613
Fürth, Frau Henriette, die Fabrikarbeit verheirateter Frauen . . 537
Gerhardt-Amyntor, Dagobert von, zum Allerſeelentage (2. Nov.) 227
Gnade, Eliſabeth, „Die alte Loßmann“. Skizze 642
Gold, Alfred, was iſt uns die impreſſioniſtiſche Malerei? 328
Gottberg, Otto von (New York), die Vereinigten Staaten, Venezuela und Caſtros Cäſarenwahn 152
Haſten, H. von, Abſchied von der Scholle. Skizze 474
Harder, Agnes, „Asphodelen“. Skizze 348
Hartmann, Dr. Eduard von, der Begriff des Unbewußten 36
Haſſelblatt-Norden, J., das hilfreiche Berlin 362
Heyn, Pfarrer J., Martin Luther, ein deutſch-evangeliſcher Mann. Zum 10. November 137
Hoensbroech, Graf Paul von, das königlich preußiſche hiſtoriſche Inſtitut zu Rom 265
Hoensbroech, Graf Paul von, das Schulprogramm des Ultramontanismus 711
Hoensbroech, Graf Paul von, Streiflichter . 126 256 395 531 665 800
Hopfen, Otto Helmut, „Villamediana“. Novelle . . 105 229 367 506
Houben, Dr. Heinr. Hub., aus Karl Gutzkows Briefwechſel . . 350 482
Kalkſchmidt, Eugen, Böcklin-Litteratur 763
Kappſtein, Dozent Th., ein vergeſſenes Kleinod der Weltdichtung . 456
Kappſtein, Dozent Th., Theater-Berichte . . 123 251 385 526 660 795
Katzenſtein, Dr. Louis, Zuckerrohr und Runkelrübe 631
Kohut, Dr. Adolph, Kants Fehde gegen Lüge und Pfaffentum . . 621
Köſter, Herm. L., über Jugendſchriften 303

Digitized by Google

Seite

Kuthe, Fritz, importierte Ästhetik 628
Lehmann, Dr. E. E. (London), Joe Chamberlains handelspolitische Revolution 576
Lent, Gertrud, „Die Kleider unserer lieben Frau". Skizze 735
Levy, Dr. Herm., die Betriebsfrage in der Landwirtschaft 185
Leyen, Wirkl. Geh. Ober-Reg.-Rat Dr. Alfred von der, Personentarifreformen 1 161
Lipps, Prof. Dr. Theod., zur Psychologie der Dekadenz 397
Lipps, Prof. Dr. Theod., zur Jahrhundertfeier des Todestages Immanuel Kants 673
Litzmann, Prof. Dr. Berth., „Wanderers Sturmlied" von Goethe. Ein Erläuterungsversuch 74
Meyer, Oswald, „Nacht". Gedicht 104
Molden, B., das österreichisch-ungarische Problem 201
Niemann, Johanna, „Vom Torengeschlecht". Lose Blätter . . . 176
Osborn, Dr. Max, die Dresdener Ausstellungen 54
Osborn, Dr. Max, zeichnende Künste. Zur Winterausstellung der Berliner Sezession 496
Osborn, Dr. Max, Berliner Kunst-Ausstellungen. Berichte 243 379 652 791
Pflaum, Chr., Genetische Psychologie 171
Pfleiderer, Prof. D. Otto, Streiflichter 390
Pinkus, Felix (Bern), Deutschlands Stellung in Palästina und Syrien 553
Pudor, Dr. Heinr., nordische Reise. (Stockholm) 219
Rassow, Reg.-Baumeister, von unserer heutigen Baukunst 281
Rogalla von Bieberstein, Oberstleutnant, die militärischen Schauspiele bei Döberitz 30
Schack, W., der Bund der Kaufleute 342
Schüler, Gustav, „Der Gottsucher". Gedicht 195
Schüler, Gustav, „Zum Abend". Gedicht 207
Schwann, Dr. Mathieu, katholische Geschichtschreibung, Teil I . . 783
Smend, Prof., D. Jul., Frenssens Dorfpredigten 67
Sußmann-Ludwig, Anna, Entstehung und Stand der Frauenbewegung in Deutschland 14
Sußmann-Ludwig, Anna, die bürgerlichen Frauenvereine im Jahre 1903 423
Syrkin, Dr. N., die revolutionäre Bewegung in Rußland 285
Tönnies, Prof. Dr. Ferd., Rückblicke auf deutsche Volkswirtschaft und Kultur 598 690
Vetter, Prof. Dr. Ferd. (Bern), Beowulf und das altdeutsche Heldenzeitalter in England 558 767
Walli, Felix, ein neuer Lichtpunkt im Ostend von London 451
Weymann, Regierungsrat Dr. Konrat, die Sittlichkeit der Männer 311 432
Zenker, E. V., das österreichisch-ungarische Problem 196
Zenker, E. V., aus Börnes Leben 208
Ziegler, Leopold, der Mystiker 463

Digitized by Google

Sach-Register.

Seite

Recht, Staatsrecht, Volkswirtschaft, Sozialwissenschaft, Frauenfrage, Rettungswesen, Verwaltung, Politik.

Juristische Rundschau: Richter, Staatsanwalt, Verteidiger und Geschworene von Rechtsanwalt Victor Fränkl 519
Die Fabrikarbeit verheirateter Frauen von Frau Henriette Fürth 537
Die Vereinigten Staaten Venezuela und Castros Cäsarenwahn von Otto von Gottberg (New York) 152
Das hilfreiche Berlin von J. Hasselblatt-Norden 362
Das königlich preußische historische Institut zu Rom von Graf Paul von Hoensbroech 265
Das Schulprogramm des Ultramontanismus von Graf Paul von Hoensbroech 711
„Streiflichter" von Graf P. v. Hoensbroech 126 256 395 531 665 800
Zuckerrohr und Runkelrübe von Dr. Louis Katzenstein 631
Joe Chamberlains handelspolitische Revolution von Dr. E. E. Lehmann (London) 576
Die Betriebsfrage in der Landwirtschaft von Dr. Herm. Levy . . 185
Personentarifreformen von Wirkl. Geh. Ober-Reg.-Rat Dr. Alfred von der Leyen 1 161
Das österreichisch-ungarische Problem. Zwei Urteile österreichischer Politiker (E. v. Zenker—B. Molden) 196
Deutschlands Stellung in Palästina und Syrien von Felix Pinkus 553
Der Bund der Kaufleute von W. Schack 342
Entstehung und Stand der Frauenbewegung in Deutschland von Anna Sußmann-Ludwig 14
Die bürgerlichen Frauenvereine im Jahre 1903 von Anna Sußmann-Ludwig 423
Die revolutionäre Bewegung in Rußland von Dr. N. Syrkin . . 285
Rückblicke auf deutsche Volkswirtschaft und Kultur von Prof. Dr. Ferd. Tönnies 598 690
Ein neuer Lichtpunkt im Osten von London von Felix Walli . . 451

Literatur.

Eine schwäbische Dichterin von Theodor Ebner 700
Aus Karl Gutzkows Briefwechsel von Dr. Heinr. Hub. Houben 350 842

Digitized by Google

Seite
Ein vergessenes Kleinod der Weltdichtung von Dozent Th. Kappstein 456
Über Jugendschriften von Herm. L. Köster 303
„Wanderers Sturmlied" von Goethe. Ein Erläuterungsversuch von Prof. Dr. Berthold Litzmann 74
Frenssens Dorfpredigten von Prof. D. Jul. Smend 67
Beowulf und das altdeutsche Heldenzeitalter in England von Prof. Dr. Ferd. Vetter (Bern) 558 767
Aus Börnes Leben von E. V. Zenker 208

Geographie, Geschichte, Kulturgeschichte.

Mythologie und Völkerkunde von Prof. Dr. Th. Achelis 751
Zwischen zwei Päpsten von Pfarrer Paolo Calvino (Lugano) . . 145
Zum Allerseelentage (2. November) von Dagobert von Gerhardt-Amyntor 227
Die Vereinigten Staaten, Venezuela und Castros Cäsarenwahn von Otto von Gottberg (New York) 152
Martin Luther, ein deutsch-evangelischer Mann. Zum 10. November von Pfarrer J. Heyn 137
Das königlich preußische historische Institut zu Rom von Graf Paul von Hoensbroech 265
Das Schulprogramm des Ultramontanismus von Graf Paul von Hoensbroech 711
„Streiflichter" von Graf P. v. Hoensbroech 126 256 395 531 665 800
Kants Fehde gegen Lüge und Pfaffentum von Dr. Adolph Kohut 621
Importierte Ästhetik von Fritz Kuthe 628
Das österreichisch-ungarische Problem. Zwei Urteile österreichischer Politiker (E. V. Zenker—B. Molden) 196 201
Deutschlands Stellung in Palästina und Syrien von Felix Pinkus 553
Nordische Reise (Stockholm) von Dr. Heinr. Pudor 219
Katholische Geschichtschreibung von Dr. Mathieu Schwann. Teil I 783
Die revolutionäre Bewegung in Rußland von Dr. N. Syrkin . . 285
Beowulf und das altdeutsche Heldenzeitalter in England von Prof. Dr. Ferd. Vetter (Bern) 558 767
Die Sittlichkeit der Männer von Regierungsrat Dr. Konrat Weymann 311 432
Der Mystiker von Leopold Ziegler 463
Ein neuer Lichtpunkt im Ostend von London von Felix Walli . . 451
Das hilfreiche Berlin von J. Hasselblatt-Norden 362
Rückblicke auf deutsche Volkswirtschaft und Kultur von Prof. Dr. Ferd. Tönnies 598 690
Joe Chamberlains handelspolitische Revolution von Dr. E. E. Lehmann (London) 576

Digitized by Google

Seite

Kirche, Theologie, Religion, Ultramontanismus.

Zwischen zwei Päpsten von Pfarrer Paolo Calvino (Lugano) . . 145
Zum Allerseelentage (2. November) von Dagobert von Gerhardt-Amyntor 227
Martin Luther, ein deutsch-evangelischer Mann. Zum 10. November von Pfarrer J. Heyn 137
Das königlich preußische historische Institut zu Rom von Graf Paul von Hoensbroech 265
Das Schulprogramm des Ultramontanismus von Graf Paul von Hoensbroech 711
„Streiflichter" von Graf P. v. Hoensbroech 126 256 395 531 665 800
Kants Fehde gegen Lüge und Pfaffentum von Dr. Adolph Kohut 621
„Streiflichter" von Prof. D. Otto Pfleiderer 390
Katholische Geschichtschreibung von Dr. Mathieu Schwann. Teil I 783
Frenssens Dorfpredigten von Prof. D. Jul. Smend 67

Philosophie, Erziehung, Unterricht.

Die Philosophie des Geldes von S. P. Altmann 88 213
Cicero als Philosoph von Prof. Dr. Aug. Döring 321
Erziehung zur Selbständigkeit von Frau Laura Frost 613
Der Begriff des Unbewußten von Dr. Eduard von Hartmann . . 36
Das Schulprogramm des Ultramontanismus von Graf Paul von Hoensbroech 711
Kants Fehde gegen Lüge und Pfaffentum von Dr. Adolph Kohut 621
Über Jugendschriften von Herm. L. Köster 303
Zur Psychologie der Dekadenz von Prof. Dr. Theod. Lipps . . . 397
Zur Jahrhundertfeier des Todestages Immanuel Kants von Prof. Dr. Theod. Lipps 673
Genetische Psychologie von Chr. Pflaum 171
Katholische Geschichtschreibung von Dr. Mathieu Schwann. Teil I 783
Der Mystiker von Leopold Ziegler 463

Heer.

Die militärischen Schauspiele bei Döberitz von Oberstleutnant Rogalla von Bieberstein 30

Kunst, Musik, Theater.

Zwei norditalienische Madonnenmaler von Dr. Georg Biermann . 571
Das Neue in der Musik und der Laie von Gustav Dippe 85
Musik; Berichte von Gustav Dippe 248 384 523 656

Digitized by Google

Seite
Was ist uns die impressionistische Malerei? von Alfred Gold . . 328
Böcklin-Literatur von Eugen Kalkschmidt 763
Theater-Berichte von Dozent Th. Kappstein . 123 251 385 526 660 795
Importierte Ästhetik von Fritz Kuthe 628
Die Dresdener Ausstellungen von Dr. Max Osborn 54
Zeichnende Künste. Zur Winterausstellung der Berliner Sezession von Dr. Max Osborn 496
Berliner Kunstausstellungen; Berichte von Dr. M. Osborn 243 379 652 791
Von unserer heutigen Baukunst von Reg.-Baumeister Rassow . . 281

Dichtungen, Erzählungen.

„Tiefeinsamkeit", Gedicht von Carl Busse 84
„Die alte Loßmann", Skizze von Elisabeth Gnade 642
„Abschied von der Scholle", Skizze von H. von Haften 348
„Asphodelen", Skizze von Agnes Harder 348
„Villamediana", Novelle von Otto Helmut Hopfen 105 229 367 506
„Die Kleider unserer lieben Frau", Skizze von Gertrud Lent . . 735
„Nacht", Gedicht von Oswald Meyer 104
„Vom Torengeschlecht", lose Blätter von Johanna Niemann . . 176
„Der Gottsucher", Gedicht von Gustav Schüler 195
„Zum Abend", Gedicht von Gustav Schüler 207

Ständige Berichte.

Musik von Gustav Dippe 248 384 523 656
Juristische Rundschau von Rechtsanwalt Victor Fränkl 519
Streiflichter von Graf Paul von Hoensbroech und Prof. D. Otto Pfleiderer 126 256 390 395 531 665 800
Theater von Dozent Th. Kappstein 123 251 385 526 660 795
Berliner Kunstausstellungen von Dr. Max Osborn . 243 379 652 791

Bücherbesprechungen.

Réville, Prof. Dr. Jean, Religiöse Reden, autorisierte Übersetzung (Karl Beth-Berlin) 132
Thode, H., Michelangelo und das Ende der Renaissance, Band I: Das Genie und die Welt (M. Escherich) 133
Roloff, Dr. Max, Elektrische Fernschnellbahnen. Eine kritische Skizze 134
Salomon, Alice, Vorträge (Henriette Fürth) 135
Meyers Konversationslexikon, Band I—IV. (Th. Achelis-Bremen) . 396
Bartels, Adolf, Geschichte der deutschen Literatur, zwei Bände (Willy Rath-Berlin) 671

Digitized by Google

Personentarifreformen.

Von Dr. Alfr. von der Leyen, Wirkl. Geh. Ob.-Reg.-Rat in Berlin.

I.

Unter Personentarifen versteht man die Preise, die der Unternehmer Eisenbahn für seine Leistung, die Beförderung von Personen, erhebt. Zu den Personen wird dabei in der Regel das gerechnet, was sie zu ihrem Bedarf auf der Reise mit sich führen, das Gepäck.

Die von der Eisenbahn erhobenen Preise gehören nicht zu denen, die die Volkswirtschaftslehre als Konkurrenzpreise bezeichnet, sie werden nicht von Fall zu Fall für jede einzelne Leistung vereinbart, das Gesetz von Angebot und Nachfrage ist für sie, wenn überhaupt, so nur in untergeordnetem Maße von Einfluß. Die Eisenbahnpreise sind vielmehr Monopolpreise; denn die Eisenbahn besitzt innerhalb eines bestimmten Gebietes das, wenn auch nicht rechtliche, so doch tatsächliche Monopol für die Beförderung von Personen und Gütern. Dieses Monopol wird entweder vom Staate selbst ausgeübt, oder vom Staate an Privatunternehmer verliehen. Zu den Bedingungen der Verleihung gehört in der Regel, daß sich der Staat ein gewisses Mitwirkungsrecht bei Feststellung der Preise vorbehält, um eine mißbräuchliche Ausbeutung des Monopols zu verhüten. Daher müssen auch die Tarife der Eisenbahnen veröffentlicht werden, sie sind für jedermann gleichmäßig anzuwenden, und Begünstigungen einzelner sind verboten und nichtig.

Die Höhe der Eisenbahntarife hängt wesentlich davon ab, ob die Eisenbahnen nach vorwiegend gemeinwirtschaftlichen oder nach privatwirtschaftlichen Grundsätzen, ob sie als öffentliche Anstalten, oder als öffentliche Unternehmungen betrieben werden. Unter den Lehrern der Volkswirtschaft besteht darüber kaum noch eine

Digitized by Google

Meinungsverschiedenheit, daß die Eisenbahnen heute noch nicht — wie die Posten, die Telegraphen — als öffentliche Anstalten, sondern daß sie als öffentliche Unternehmungen zu gelten haben, d. h. daß es ihre Aufgabe ist, durch die von ihnen erhobenen Preise mindestens die Kosten des Betriebes, und die für die Verzinsung, Tilgung des Anlagekapitals erforderlichen Beträge zu decken, außerdem aber einen Unternehmergewinn zu erzielen. Jene Kosten nennt man die Selbstkosten. Die Preise müssen so gestellt sein, daß die Eisenbahnen die Selbstkosten verdienen. So einfach diese Aufgabe lautet, so schwer ist sie genau zu lösen. Die vorherige Berechnung der Kosten der Beförderung einer einzelnen Person oder einer Tonne Güter ist ebenso unmöglich, wie z. B. die Berechnung der Selbstkosten eines Meters Schienen, eines Kilogramms Brot u. dgl. Die Selbstkosten lassen sich nur im großen Ganzen für eine Summe von Leistungen nach den Erfahrungen eines längeren Zeitraums nachträglich feststellen. Wenn nach Verlauf einer bestimmten Zeit sich herausstellt, daß die Einnahmen der Eisenbahnen gerade ausgereicht haben zur Deckung der Ausgaben, so sind genau die Selbstkosten verdient, sind die Einnahmen größer als die Ausgaben, so ist ein Überschuß erzielt, im umgekehrten Fall sind die Selbstkosten nicht herausgewirtschaftet. Kennen wir nun außerdem die Gesamtheit der Leistungen, so lassen sich die durchschnittlichen Selbstkosten der einzelnen Leistung berechnen.

Aber auch diese Berechnung ist nur möglich, wenn die Leistungen gleichartige sind. Das trifft bei der Eisenbahn nicht zu, weil sie ungleichartige Gegenstände, Personen und Güter auf denselben Gleisen, z. T. mit denselben Betriebsmitteln, demselben Personal befördert. Die Einnahmen aus den verschiedenen Verkehren lassen sich trennen, die Ausgaben nur zum kleineren Teil. Die von den verschiedensten Seiten in Theorie und Praxis gemachten Versuche einer genauen Scheidung der Kosten des Personenverkehrs und des Güterverkehrs, haben zu allseitig befriedigenden Ergebnissen bis jetzt nicht geführt.

Ist hiernach eine vorherige Feststellung der Kosten der Personenbeförderung nicht möglich, und m. W. bisher niemals versucht, so schließt dies nicht aus, daß nach den Erfahrungen und den wissenschaftlichen Untersuchungen einzelne Gesichtspunkte festgelegt sind, die bei Feststellung der Eisenbahntarife beachtet werden müssen. Die Selbstkosten wechseln nach der Menge der beförderten Gegenstände und der Länge der zurückgelegten Entfernung.

Digitized by Google

Ein Teil der Selbstkosten ist bis zu einem gewissen Grade unabhängig vom Verkehr, z. B. die Kosten der Bahnhöfe und sonstigen baulichen Anlagen, ein Teil der Kosten des Oberbaues, der nicht allein durch die Fahrten der Züge, sondern auch durch die Witterung abgenutzt wird, ein Teil der Kosten des Personals, der Betriebsmittel. Diese Kosten bleiben so lange unveränderlich, als mit den vorhandenen Anlagen der Verkehr bewältigt werden kann; sie steigen, wenn dies nicht mehr möglich, eine Erweiterung der Anlagen erforderlich ist. Veränderlich dagegen sind die Kosten des Materials und der Arbeitslöhne, ein wesentlicher Teil der Personalkosten, die Unterhaltungskosten des Oberbaues und der Betriebsmittel. Diese Kosten steigen mit der Vermehrung des Verkehrs, d. h. mit der Menge der beförderten Güter und der Ausdehnung des Transports; sie steigen freilich nicht gleichmäßig, sondern stellen sich verhältnismäßig niedriger bei Massentransporten und bei längeren Entfernungen, als bei Beförderung geringer Gütermengen und auf kürzeren Strecken. — Das sind wirtschaftliche Gesetze, die bei Bemessung der Personenfahrpreise nicht unbeachtet bleiben dürfen und bei den Eisenbahnen auch tatsächlich meist beachtet sind. Im übrigen aber hat man zunächst, bei dem Betrieb der ersten Eisenbahnen, die Preise gegriffen, sie so festgesetzt, daß man ungefähr damit auszukommen hoffte, und sie nach den Erfahrungen dann geändert.

Bei Betrachtung der jetzt bestehenden Preise ist daher auch ihre geschichtliche Entwickelung im Auge zu behalten. Und da finden wir gerade in der ersten Zeit auch mancherlei irrige Anschauungen. Ein großer Irrtum war, — um nur dies eine Beispiel hervorzuheben — die Annahme, daß die Einnahmen aus dem Personenverkehre den Hauptteil des Verdienstes der Eisenbahnen bildeten. Nur in den ersten Jahren war dies zutreffend, so finden wir z. B. bei den ersten von Berlin ausgehenden Bahnen, bei der Leipzig-Dresdener Eisenbahn, bis gegen die Mitte der Fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts ein Überwiegen der Einnahmen des Personenverkehrs über die des Güterverkehrs. Nur vereinzelt ist die Auffassung vertreten, daß dieser Zustand nur ein vorübergehender ist. Zu den wenigen Sachverständigen, die das erkannten, gehörte unser großer Feldmarschall Moltke, der mit weitem Blick auch die wirtschaftliche Entwicklung der Eisenbahnen frühzeitig richtig erfaßte. In einem, im Jahre 1843 zuerst veröffentlichten Aufsatz unter dem Titel: Welche Rücksichten kommen bei der Wahl und der Richtung der Eisenbahnen

Digitized by Google

in Betracht?*) bemerkt er folgendes: „Personen sind die wertvollste Ware, die, bei welcher man die höchsten Fahrpreise erheben darf, und deshalb sind bisher fast alle Eisenbahnen wesentlich auf Personenfrequenz berechnet, die Güterfracht aber als Nebensache behandelt worden. Und doch liegt der Zeitpunkt nicht fern, wo man erkennen wird, daß gerade der Gütertransport die Basis aller Eisenbahnbetriebe ist, welcher die Anlagen rentabel machen wird, und daß in ihm der eigentliche nationalökonomische Nutzen der Schienenwege zu suchen ist." Heute liegt die Sache so, daß bei den großen Eisenbahnsystemen die Einnahmen aus dem Güterverkehr etwa doppelt so hoch sind, wie die aus dem Personenverkehr.

II.

Vor dem Entstehen der Eisenbahnen wurde der öffentliche Personenverkehr in den Ländern, in denen es überhaupt öffentliches Fuhrwesen gab, also in Deutschland, Österreich, Frankreich, England u. s. w., durch die Posten, die gewöhnlichen und die Extraposten, besorgt. Es ist daher begreiflich, daß die Erbauer der ersten Eisenbahnen bei Bemessung der Fahrpreise dieselben Regeln zu grunde legten, die man bei den Posten beachtete, d. h. die Preise nach der Anzahl der beförderten Personen und der Länge des von ihnen zurückgelegten Weges — nach der Personenmeile — abstuften. Dachte man sich doch auch die ersten Eisenbahnen — wie zahlreiche Abbildungen, z. B. der Nürnberg-Fürther, der Hamburg-Bergedorfer, der Berlin-Potsdamer Bahn, zeigen — als eine Reihe auf eigenen Untergestellen befestigter Kutschwagen. Einer der ersten Bewerber um die Herstellung der Berlin-Potsdamer Bahn stellte sich die Beförderung so vor, daß die Reisenden in Wagen in ihrer Wohnung abgeholt, am Bahnhof diese Wagen auf die Untergestelle gehoben und auf diesen nach Potsdam gefahren würden. In Potsdam sollten die Wagen wieder heruntergehoben und zur Beförderung der Reisenden in ihre dortigen Wohnungen benutzt werden. Auf der ältesten festländischen Bahn, der von Brüssel nach Mecheln, sind die ersten Züge im Jahre 1835 zusammengesetzt aus vier Arten von Wagen, Berlinen, Diligenzen, Charabanks und offenen Wagen, die Plätze sind numeriert, wie bei der Post. — Von der Post

*) Wieder abgedruckt in Moltkes gesammelten Werken. Band II. S. 229 ff. vgl. das. S. 257.

Digitized by Google

wurde auch die Bestimmung übernommen, daß die Reisenden eine gewisse Menge Gepäck unentgeltlich bei sich führen durften.

So erhob man vielfach auch genau dieselben Preise, wie die Post, freilich — da alsbald eine Unterscheidung mehrerer Klassen sich herausbildete — nur in der höchsten, teuersten Klasse. In der Konzession der ältesten großen deutschen Bahn, der Leipzig-Dresdener, wurde bestimmt, daß für die Beförderung der Personen die Preise der Posten als Höchstpreise anzunehmen seien. Sie betrugen für die Fahrt von Leipzig nach Dresden in der ersten Zeit 3 Tlr. in der ersten, 2 Tlr. in der zweiten und 1 Tlr. 6 Gr. in der dritten Klasse. Bei den ersten preußischen Bahnen wurde ähnlich verfahren. Die Behauptung, daß unsere heutigen Personentarife noch auf dem Standpunkt der alten Postkutschenpreise ständen, ist gleichwohl nichts als eine Legende. Schon die ersten Eisenbahnen erhoben neben den den Posttarifen gleichgestellten, für viele Reisende erheblich niedrigere Preise. Dann waren doch auch die Leistungen der Eisenbahnen höherwertig als die der Post, weil sie wesentlich schneller und bequemer beförderten. In einigen Ländern, z. B. Frankreich und England waren die regelmäßigen Einheitssätze der Eisenbahnen von Anfang an niedriger, als die der öffentlichen Fuhrwerke, in England bis zu 60 und 75 Prozent. — Die rechnerische Grundlage der Beförderungspreise ist allerdings fast auf der ganzen Welt unverändert geblieben, d. h. sie werden auch auf den Eisenbahnen bemessen nach der von einer (erwachsenen) Person auf der Eisenbahn zurückgelegten Entfernung, und als Entfernung wird die in den einzelnen Ländern bestehende gesetzliche Längeneinheit (das Kilometer, die engl. Meile, die Werst u. s. w.) genommen. Aber die Preise selbst haben sich überall im Laufe der Zeit stark verändert und zwar in folgenden Richtungen:

1. Die Anzahl der Klassen und das Verhältnis der in den einzelnen Klassen erhobenen Preise hat geschwankt. Die Zahl der Klassen hat sich vermehrt (in Preußen z. B. durch Einführung der 4. Klasse) oder vermindert (in Österreich z. B. durch Aufhebung der 4. Klasse, auf einigen englischen Bahnen der 2. Klasse). Die 3. Klasse ist auf den englischen Bahnen durch ein Gesetz vom 9. August 1844 (Cheap trains Act) eingeführt, durch das den Eisenbahnen auferlegt wurde, täglich mindestens einen Zug zum Preise von 1 penny für die Person und die Meile (= 5 Pf. für die Person und das Kilometer) zu fahren.

2. Neben den regelmäßigen wurden für gewisse Fälle Aus-

Digitized by Google

nahmepreise, durchweg niedrigere, erhoben, also z. B. für Mietung ganzer Wagenabteile, bei gleichzeitiger Lösung einer größeren Anzahl Fahrkarten, für Reisen größerer Gesellschaften, für regelmäßig wiederkehrende Fahrten auf einer bestimmten Strecke (Rückfahrkarten, Zeitkarten), für gewisse öffentliche und gemeinnützige Zwecke, aus sozialpolitischen Gründen (Arbeiterkarten u. s. w.).

3. Die regelmäßigen Preise wurden verändert, meist herabgesetzt, zuweilen aber auch erhöht, wie auf den preußischen Privatbahnen im Jahre 1849 infolge des allgemeinen wirtschaftlichen Niedergangs, neuerdings in Österreich, Ungarn, Rußland.

Die durchschnittlichen Preise im Personenverkehr sind demgemäß allmählich herabgegangen, das Gesetz der sog. sinkenden Tendenz der Eisenbahntarife hat sich auch im Personenverkehr bis in die jüngste Zeit bewahrheitet. Davon nur einige Beispiele:

Der Durchschnittspreis für ein Personenkilometer fiel auf den preußischen Staatsbahnen von 1890 bis 1900 von 3,09 auf 2,65 Pf., auf den deutschen Eisenbahnen von 1891 bis 1901 von 3,05 Pf. auf 2,67 Pf. Er betrug in Österreich in Kreuzern:

	Kaiser-Ferd. Nordb.	Südbahn.	Staats-Eisenb.-Ges.	Staatsbahn.
1880	2,34	2,48	2,56	2,44
1895	1,28	1,93	1,46	1,38
Unterschied %	46	22	43	43

Eine Ausnahme von dieser Regel scheinen die Bahnen der Vereinigten Staaten von Amerika zu bilden, auf denen in der Zeit von 1867 bis 1901 die Durchschnittseinnahmen für eine Personenmeile von 1,994 C. auf 2,013 C. gestiegen sind. In den einzelnen Jahren finden geringe Schwankungen nach oben und unten statt. Auf einigen Bahnnetzen zeigen sich noch stärkere Steigungen, auf der Pensylvania-Bahn, einer der bestverwalteten Bahnen der Vereinigten Staaten, von 1,664 C. im Jahre 1864 auf 1,958 C. im Jahre 1896 u. s. w. Dagegen finden wir auf Strecken, insbesondere auf denen mehrere Bahnen in Wettbewerb stehen, auch ein Sinken der Preise. So betrug der Fahrpreis zwischen Philadelphia und Baltimore 1848: 3 $, 1898: 2,80 $, zwischen New-York und Philadelphia 1848: 4 $, 1898: 2,50 $. Besonders die Fahrpreise der Überlandbahnen sind unter dem Einfluß des Wettbewerbes der verschiedenen Linien erheblich gesunken. Bis zum Jahre 1882, bis wohin nur eine Bahn zwischen New York und San Francisco bestand, kostete die Reise 135,30 $, im Jahre 1898 nur noch 81,75 $, dabei ist inzwischen die Fahrzeit bedeutend

Digitized by Google

abgekürzt, und die Bequemlichkeiten sind vermehrt. Genau dieselbe Erscheinung finden wir auch auf den europäischen Bahnen. Die Reise in erster Klasse von Berlin nach Paris auf der Eisenbahn dauerte im Jahre 1846 über Frankfurt 88 3/4 Stunden und kostete 155 M., über Köln dauerte sie 100 Stunden und kostete 120 M., heute ist die Fahrzeit auf 24 bis 19 Stunden herabgemindert und die einfache Fahrkarte I. Klasse kostet 95,30 M., II. Klasse: 69,40 M. Bei Benutzung von Rückfahrkarten und zusammengestellten Fahrscheinheften ist die Reise noch erheblich billiger. Und dabei ist ein sehr wesentlicher Punkt nicht zu vergessen, der von dem amerikanischen Gewährsmann,*) dem vorstehende Daten verdankt werden, sehr zutreffend hervorgehoben wurde: Das, was der Reisende heute für sein Fahrgeld erhält, ist eine wesentlich andere Leistung, als vor 30 Jahren. „Mit dem Dollar, mit dem eine Person die Beförderung in einem Zuge bezahlt, der mit der jetzt üblichen Geschwindigkeit fährt, mit selbsttätiger Kuppelung und Bremsen, mit Wagen neuester Bauart ausgerüstet ist, der eine Strecke durchläuft, die mit Bessemer Stahlschienen von einem Gewicht von 100 Pfd. die Yard belegt und mit Blocksignalen versehen ist, bezahlt sie für eine erheblich größere Gegenleistung, als sie mit einem Dollar für die Beförderung unter den vor 2 bis 3 Jahrzehnten bestehenden Verhältnissen gezahlt hat."

III.

Sind auch die grundlegenden Bestimmungen für die Berechnung der Personenpreise in fast allen Ländern unverändert geblieben, so schließt dies nicht aus, daß die Personentarife nach der wirtschaftlichen Lage, dem Kulturzustande, den sozialen Anschauungen der verschiedenen Völker, in vielen Einzelheiten von einander abweichen. So finden wir in Norddeutschland 4 Wagenklassen, in Süddeutschland, Österreich, Italien, Frankreich, Belgien, den Niederlanden, der Schweiz, Rußland 3 Klassen, in den Vereinigten Staaten angeblich nur eine allgemeine Klasse, tatsächlich daneben eine höhere und eine niedrigere Klasse. — Ferner gewähren einzelne Bahnen Freigepäck und zwar in verschiedener Menge, andere lassen sich alles aufgegebene Gepäck bezahlen und stellen deswegen die Fahrpreise etwas niedriger. In einigen Ländern wird kein Unterschied zwischen den Preisen der Schnell-

*) Professor Newcomb. Vgl. Zeitg. des Vereins deutscher Eisenbahnverwaltungen vom 3. Februar 1900.

Digitized by Google

züge und Personenzüge gemacht, in anderen sind die Schnellzüge teurer als die Personenzüge. Während ferner die Regel geblieben ist, daß die einfache, gesetzliche Längeneinheit die Grundlage der Preisbemessung ist, sind in einigen Ländern die Preise nach größeren Längeneinheiten (Zonen) von 5, 10, 20, 25 km u. s. w. berechnet, und dabei wieder die Preiseinheiten bei größeren Entfernungen verhältnismäßig niedriger gestellt. Zuerst ist m. W. ein solcher Zonentarif im Jahre 1866 auf den belgischen Staatsbahnen aufgestellt, aber mit so ungünstigem Erfolg, daß im Jahre 1871 an seine Stelle wieder ein gewöhnlicher Entfernungstarif trat. Ähnlich ist der Tarif in den Niederlanden gestaltet. Auf die sog. Zonentarife in Ungarn, Österreich, Rußland und Dänemark, die in den letzten Jahrzehnten eingeführt sind, komme ich später zu sprechen.

Die Höhe der Preise ist gleichfalls verschieden, und es würde nicht richtig sein, wenn man aus diesen Verschiedenheiten Schlüsse ziehen wollte auf die Berechtigung der einen oder anderen Preisgestaltung. Vergleiche werden auch dadurch erschwert, daß die statistischen Grundlagen für die Berechnung der Preise nicht übereinstimmen. Im allgemeinen läßt sich sagen, daß die Personenfahrpreise höher sind in Großbritannien und den Vereinigten Staaten von Amerika, als in dem festländischen Europa. Auf den preußischen Staatsbahnen wird der Durchschnittspreis sehr mäßig wegen der außerordentlich billigen vierten Klasse (2 Pf. für das Personenkilometer) und der Arbeiterfahrkarte (1 Pf.). Im allgemeinen sind die preußischen Durchschnittspreise auf Entfernungen bis zu 20 km fast die billigsten aller Länder. Auf sehr weite Entfernungen fährt man in den Ländern des Zonentarifs billiger. Der Durchschnittsertrag für ein Personenkilometer, der einen Anhaltspunkt für die durchschnittliche Höhe der Tarife gibt, stellte sich im Jahre 1900 in Deutschland auf 2,75 Pf. (preuß. Staatsbahnen 2,64 Pf.), auf den österreichischen Staatsbahnen auf 2,28 Pf., den ungarischen 2,41 Pf., den holländischen Bahnen 3,25 Pf., den belgischen Bahnen 2,04 Pf., den französischen Hauptbahnen, einschließlich der Zuschläge, 4 Pf., in Norwegen auf 3,15 Pf., auf den schwedischen Staatsbahnen auf 3,64 Pf., in Dänemark auf 2,48 Pf.

Auch diese Verschiedenheiten sind keine willkürlichen, sie hängen zusammen mit der wirtschaftlichen Lage, der Kultur, den politischen, den finanziellen Verhältnissen der Länder. Eisenbahnen, die billig gebaut sind, können billiger fahren, Eisenbahnen, die bestimmt

Digitized by Google

sind, die Kultur in entlegene Landesteile zu tragen, werden auf große Entfernungen besonders niedrige Fahrpreise stellen (Rußland und die sibirische Bahn). Aber auch da, wo der Verkehr besonders dicht ist und die Betriebsmittel gut ausgenutzt werden, also im städtischen, im Vorortverkehr, können niedrigere Preise erhoben werden.

Gewiß ist es eine der hauptsächlichsten Pflichten des Eisenbahnfachmanns, aus den Erfahrungen anderer Länder zu lernen, aber gerade bei den Tarifen empfiehlt sich große Vorsicht, wenn er hieraus Nutzanwendungen ziehen will.

IV.

Ist nun diese geschichtliche Entwicklung eine solche, daß wir mit den bestehenden Tarifen zufrieden sein können? oder sind die Eisenbahntarife nach unrichtigen Gesichtspunkten aufgestellt, müssen sie, damit die Eisenbahnen ihre Aufgabe, den Personenverkehr zu fördern, und der Wohlfahrt des Landes zu dienen, gerecht werden können, von Grund aus umgestaltet werden?

Die ältesten Vorschläge einer Reform der Personentarife knüpfen an die Reform der Posttarife an, die von dem Engländer Rowland Hill angeregt, am 10. Januar 1840 in Großbritannien ins Leben getreten ist. Die Beförderung der Briefe war bis dahin in England sehr kostspielig und umständlich gewesen. Die Preise waren abgestuft nach den Entfernungen, dem Gewicht, der Beschaffenheit der Briefe, ob sie aus einem oder mehreren Bogen bestanden, mit Umschlag versehen waren u. dgl. Hill machte in einer im Jahre 1837 erschienenen, vortrefflich geschriebenen Flugschrift den Vorschlag, das Porto allgemein für jeden Brief auf 1 Penny herabzusetzen. Er versprach sich davon nicht nur eine starke Vermehrung des Briefverkehrs, sondern auch eine Erhöhung der Einnahmen der Postverwaltung. Nach einigem Widerstand im Parlament wurde der Vorschlag angenommen. Er hatte allerdings eine sehr starke Vermehrung des Verkehrs zur Folge, aber die finanziellen Ergebnisse waren nicht entfernt die von Hill erwarteten.

Die Roheinnahmen der Postverwaltung betrugen im Jahre 1839, dem letzten vor der Reform 2267114 £. Sie fielen im Jahre 1840 auf 1291137 £, also fast die Hälfte, stiegen dann langsam wieder 1841 auf 1409356 £, um erst 1851, also nach 11 Jahren, mit 2277363 £ den Betrag des Jahres 1839 wieder zu erreichen. Dabei waren auch die Ausgaben von £ 631934 im

Digitized by Google

Jahre 1839 auf £ 805 627 im Jahre 1841 gewachsen. Erst im Jahre 1868 finden wir eine merkliche Steigerung der Reineinnahmen gegenüber 1839. Sie betrugen in diesem Jahre 2 125 204 £ gegenüber 1 635 180 £, also mehr £ 490 124. Rechnet man die bis dahin entstandenen Mindereinnahmen ab, und erwägt man, daß auch ohne die Reform, lediglich infolge der naturgemäßen Zunahme des Verkehrs, der Entwicklung des Eisenbahnnetzes u. s. w., die Einnahmen auch nach den früheren Bestimmungen sich gewiß gehoben hätten, so läßt sich nicht wohl in Abrede stellen, daß vom bloß finanziellen Standpunkt aus die Reform eine verfehlte Maßregel war.

Im Jahre 1843 war es der Engländer William Galt, der in einem Buch unter dem Titel Railway reform, its expediency and practicability unter Hinweis auf Rowland Hills Postreform eine wesentliche Ermäßigung der Eisenbahnfahrpreise, allerdings unter Beibehaltung des Entfernungsmaßstabes, verlangte. In einem zweiten, im Jahre 1865 erschienenen Buch erneuerte er seine Vorschläge.

Eine Umgestaltung der Personentarife nach dem Muster der Posttarife wurde zu Ende der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts ziemlich gleichzeitig von dem Dänen Scharling, dem Engländer Raphael Brandon und dem Deutschen Franz Perrot angeregt. Scharling allerdings hatte für die Verwirklichung seiner Vorschläge das damalige Netz der seeländischen Eisenbahnen im Auge, das einen Umfang von nur 175 km. besaß. Er schlug vor, für Reisen auf diesem Netze zwei, höchstens 3 feste Sätze, zu erheben (entweder für Entfernungen bis zu 2 Meilen, von 2—5 Meilen und über fünf Meilen, oder für Entfernungen bis zu 2 Meilen und über 2 Meilen).

Die Vorschläge seiner beiden Zeitgenossen waren erheblich radikaler. Brandon befürwortete für alle Reisen in ganz Großbritannien einen Fahrpreis von 1 sh in I., 6 pence in II. und 3 pence in III. Klasse.

Perrot hatte ursprünglich vorgeschlagen, 2 Entfernungszonen, die eine bis zu 75 km, die zweite über 75 km, zu unterscheiden und unter Beibehaltung von drei Klassen die Preise in der ersten Zone auf 3 M., 50 Pf. und 30 Pf., in der zweiten auf 6 M., 1 M. und 50 Pf. für jede Reise innerhalb Deutschlands festzustellen. In späteren Schriften hat er seine Vorschläge wiederholt geändert und auch für weitere Entfernungen höhere Sätze angenommen.

Digitized by Google

Alle diese Anregungen fanden wenig Beachtung bei den Fachmännern und bei den Reisenden. Gleichwohl sind auch später wieder ähnliche Vorschläge gemacht worden. Im Jahre 1885 veröffentlichte der Österreicher Hertzka unter dem Titel: das Personenporto, eine Schrift, in der er vorschlug, in ganz Österreich den Fahrpreis auf 10 Kreuzer für Entfernungen bis zu 30 km, auf 25 Kreuzer für größere Entfernungen festzusetzen; es sollte auch nur in einer regelmäßigen Klasse gefahren und die Einrichtung von Luxuszügen den Privatunternehmern überlassen werden. Der Berliner Schriftsteller Ed. Engel gab im Jahre 1888 ein umfangreicheres Buch: Eisenbahnreform, heraus, nach dem er wieder 2, oder eigentlich vier Entfernungszonen bei Bemessung der Personenfahrpreise zu grunde legen wollte. In der ersten Zone sollte nur die 2. und 3. Klasse, in der 2. Zone alle 3. Klassen fahren. Seine Preise betrugen in der ersten Zone bei Entfernungen bis zu 10 km 10 Pf. und 20 Pf., bis zu 25 km 25 Pf. und 50 Pf., in der zweiten Zone bei Entfernungen bis zu 50 km 50 Pf., 1 M. und 3 M., über 50 km das doppelte. Für besonders schnelle Züge, sog. Blitzzüge sollten höhere Preise gelten.

Ein letzter Vertreter dieser Reform ist der Amerikaner Cowles. Sein im Jahre 1898 unter dem Titel: A general freight and passenger Post herausgegebenes Buch schlägt für das gesamte riesige Netz der Eisenbahnen der Vereinigten Staaten von Amerika einheitliche Preise vor, die er nur abstuft, je nachdem die Fahrt erfolgt, in Lokalzügen, Expreßzügen oder beschleunigten Expreßzügen; auch unterscheidet er 2 Klassen, gewöhnliche Wagen und Luxuswagen. Die Preise betragen für jede Entfernung in gewöhnlichen Zügen 5 Cents (21 Pf.) und 25 Cents (1 M. 5 Pf.), in Expreßzügen 25 Cents und 1 Dollar, in beschleunigten Expreßzügen 1 Dollar und 5 Dollar. Außerdem will er auch noch die Gebühr für Schlafwagenplätze bedeutend herabsetzen.

Diese Reformen gehen alle von der Annahme aus, daß durch eine so bedeutende Herabsetzung der Fahrpreise der Reiseverkehr ganz außerordentlich gesteigert werde. Der gesteigerte Verkehr könne aber mit den vorhandenen Betriebsmitteln, die jetzt zum erheblichen Teil leer fahren, bewältigt werden, überdies würden viele Reisende von der niedrigen in die höhere Wagenklasse übergehen. Der Massenverkehr gleiche infolgedessen die mit der Herabsetzung verbundenen Mindereinnahmen aus. Mehrausgaben seien nicht zu erwarten.

Nun gibt es bisher keine Eisenbahn, weder eine Staatsbahn

Digitized by Google

noch eine Privatbahn, die nach diesen Rezepten ihre Personentarife umgestaltet hätte. Recht bezeichnend ist auch, daß nicht nur die deutschen und österreichischen, sondern auch die englischen und amerikanischen Reformer als erste Voraussetzung für die Durchführung ihrer Pläne die Einführung des Staatsbahnsystems erklären. So entschieden sie alle betonen, daß ihre Vorschläge finanziell unbedenklich seien, wollen sie doch einem Privatunternehmer das finanzielle Risiko nicht zumuten. Und insofern haben sie ja Recht, als nur auf großen zusammenhängenden Netzen die Ausführung derartiger Pläne denkbar ist. In einem Lande mit vielen von einander unabhängigen Eisenbahnverwaltungen erscheint eine Verständigung über derartige Verbandstarife, über die Verteilung der Einnahmen u. s. w. ausgeschlossen.

Vor einer ernsten wissenschaftlichen Prüfung aber halten auch sonst diese Vorschläge nicht stand. Der Vergleich mit der Postreform hinkt. Wir haben bereits feststellen können, daß die Annahme, die Kosten der Eisenbahnen wüchsen nicht mit der Entfernung, unzutreffend ist. Bei Briefen und Packeten bilden die Hauptkosten die Abfertigung bei der Annahme und der Ankunft. Die eigentliche Beförderung erfolgt in vielen Ländern, so auch in Deutschland, unentgeltlich. Für größere Entfernungen entstehen der Post gewisse Mehrkosten, z. B. für die Abnutzung ihrer Wagen, die Besoldung des Begleitpersonals. Diese aber lassen sich auf das einzelne Stück nicht verteilen, so gering sind sie. Bei den Eisenbahnen bilden die Beförderungskosten einen erheblichen Teil der Selbstkosten, selbstverständlich durchschnittlich, wie man denn überhaupt hier nur mit Durchschnitten rechnen kann. Die Behauptung, daß es die Eisenbahn nichts koste, wenn sie auf einem sonst leeren Platz einen Reisenden befördere, wenn sie in einem Güterwagen, in dem 1000 kg eingeladen sind, weitere 50 kg mitnehme, ist natürlich richtig, sie beweist aber nichts.

Ebenso unrichtig ist die Annahme, daß lediglich infolge der Verbilligung der Fahrpreise das Reisen in ungemessenem Umfang zunehme. Jede Reise bringt außer dem Fahrgeld noch viele andere Ausgaben mit sich für Verzehr, Übernachtung außerhalb des Wohnortes, Abnutzung der Kleider u. dergl. Vor allem aber kostet das Reisen auch bei der schnellsten Beförderung Zeit. Wenn die Reise von Königsberg nach Saarbrücken auch wirklich nur eine Mark kostete, so würde doch kein Arbeiter heute in Ostpreußen und morgen am Rhein arbeiten können; denn während der Reisezeit erhält er keinen Lohn und hat doch auch Ausgaben.

Digitized by Google

Dann aber ist das Reisen an sich nur für wenige Menschen ein dauernder Genuß. Jede Reise muß irgend einen Zweck haben. Auch Personen, die freie Fahrt haben, pflegen ihre Freikarte nur zu benutzen, wenn sie mit der Reise irgend eine Absicht verbinden. Sie tragen oft Jahre lang ihre Karten unbenutzt in der Tasche.

Durch die Erfahrung ist auch die Behauptung widerlegt, daß eine Verbilligung der Fahrpreise eine ganz erhebliche Verbesserung in der Ausnutzung der Betriebsmittel zur Folge habe. Folgende Zahlen beweisen das. Es betrug die Platzausnutzung bei der

österr. Staatsbahn	franz. Privatbahnen	franz. Staatsbahn
1899: 22,5 %	1890: 20,8 %	17,1 %
1893: 24 %	1893: 20,8 %	18,1 %

ungarischen Staatsbahn
1888: 22,2 %
1893: 27,9 %

Bei allen diesen Verwaltungen waren in jenem Zeitraum die Fahrpreise bedeutend ermäßigt. Nur bei den ungarischen Staatsbahnen finden wir eine einigermaßen in Betracht kommende Besserung in der Platzausnutzung.

Und dies ist auch eine ganz natürliche Erscheinung. Im Nahverkehr, dem Stadt- und Vorortverkehr, werden die Eisenbahnen zu den verschiedenen Tageszeiten verschieden benutzt. Der Verkehr bewegt sich meist nur in einer Richtung, in der andern fahren die Züge leer, und würden leer fahren, wenn man die Preise noch so billig stellte. Wenn die Arbeit in den Fabriken, wenn der Unterricht in den Schulen um 8 Uhr früh anfängt, so wird kein Arbeiter, kein Schüler um 9 Uhr von Haus abfahren, wenn es ihm auch nichts kostet. Aber auch im Fernverkehr ist die Ausnutzung der Züge in den verschiedenen Landesteilen, Jahreszeiten, auf den verschiedenen Strecken desselben Zuges, eine ganz verschiedene, wie dies u. a. durch Zählung in Preußen in den Jahren 1888/89 und 1890/91 nachgewiesen ist. Der Verkehr steigt regelmäßig von April bis Mai oder Juni (Pfingsten), geht dann herab und steigt aufs neue bis August und September, worauf er bis zum Februar sinkt und dann wieder eine steigende Richtung annimmt. Das würde sich auch bei Preisermäßigungen nicht ändern. In demselben Direktionsbezirke schwankte die Besetzung einzelner Schnellzüge zwischen 91,8 und 23,3 %, zwischen 88,8 und 6,2 %, zwischen 73,2 und 2,9 %, zwischen 70 und 10,3 %. Ähnliche Zahlen begegnen uns bei den Personenzügen. Auf vielen Strecken sind einzelne Züge nahezu voll ausgenutzt, wenn der Verkehr sich

Digitized by Google

also vermehrt, müssen neue Züge eingelegt werden. Auf anderen Strecken ist die Besetzung eine sehr dünne. Das würde sich nicht viel ändern, wenn die Preise herabgesetzt werden. Es ist s. Z. ausgerechnet, daß bei Annahme der Vorschläge des Reformators Engel im Jahre 1885/86 die Einnahmen der preußischen Staatsbahn aus dem Personenverkehr sich auf 147 Millionen M. gestellt haben würden, während sie tatsächlich 251 Millionen betragen haben. Das bedeutet einen Einnahme-Ausfall von über 100 Millionen M. jährlich. [Schluß folgt.]

Entstehung und Stand der Frauenbewegung in Deutschland.

Von Anna Sußmann-Ludwig.

Nur eine positive Kenntnis des Bodens, der die Frauenfrage hervorgebracht, nur ein genaues Verfolgen ihrer Entwickelung und ein intimes Vertrautsein mit ihren Forderungen und Zielen kann zu einem objektiven Urteil, ja überhaupt nur zu einem Interesse führen.

Unkenntnis in dieser Beziehung ist ebenso gut wie manches andere ein Mangel an sozialer Bildung, der heut sowohl beim Manne wie bei der Frau der gebildeten Stände als eine wirkliche Lücke in der allgemeinen Bildung aufgefaßt wird.

Gerade dieser Umstand, der auch die breitesten Schichten der männlichen Bevölkerung, die Lehrer und Leiter auf wissenschaftlichem, religiösem, politischem und publizistischem Gebiet, die Gesetz- und Arbeitgeber, die Produzenten und Konsumenten, die Verheirateten und Ledigen, die Besitzenden und die schwer um den Lebensunterhalt Ringenden untereinander zur Stellungnahme in der Frauenfrage zwingt, beweist vielleicht mehr als manche positive Errungenschaft der genannten Bewegung, daß sie keine zufällige, durch irgend welche aufrührerischen, von herostratischen Gelüsten künstlich gezüchtete Strömung, sondern ein notwendiges Ergebnis der gesamten Kulturverhältnisse ist.

Digitized by Google

Hierdurch ist auch der Frauenfrage von vornherein die Lebensbefähigung gegeben und das Bürgerrecht gesichert. Ihre Entwickelung heißt Fortschritte erzeugen und diese Fortschritte wiederum sind es, die gebieterisch nach weiteren Fortschritten verlangen.

Das A und O des zu Erstrebenden, Beginn und Ende der Frauenfrage heißt: Hebung der wirtschaftlichen, politischen und sozialen, d. h. rechtlich-sittlichen Stellung des Weibes.

Von diesen Forderungen wird naturgemäß die eine in diesem, die andere in einem anderen Land stärker betont und mit mehr Nachdruck verteidigt.

So mußten in Amerika, dem Land des Frauenfortschritts par excellence, dessen bedeutend jüngere Kulturzustände sowohl wirtschaftlich wie sozial eine größere Gleichstellung der einzelnen Untertanen innerhalb des Staates zeitigten, von Anbeginn an mehr die politischen Momente hervortreten, während unsere deutsche Frauenbewegung erst in ihrem jüngsten Stadium durch zwei Gruppen, die sozialdemokratische und die radikal-bürgerliche, diese Forderung und zwar auch noch mit bedeutenden Einschränkungen, vertritt.

In Deutschland ist die wirtschaftliche Umgestaltung aller bestehenden Verhältnisse die treibende Urkraft der Bewegung. Diese zerfällt in zwei Strömungen, die, ursprünglich von verschiedenen Momenten gezeitigt, sich in vielen Ausläufern treffen. Es sind dies die sogenannte proletarische oder Arbeiterinnenbewegung und die Erhebung der bürgerlichen Frauen oder der Mittelstandsklassen und ihr Eintritt in den Existenzkampf.

Dieser beginnt, wenn man von Einzelerscheinungen absieht, erst in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts.

Erst hier macht sich klar und deutlich das geltend, was Luise Otha als Konsequenz der Ereignisse von 1848 für die Allgemeinheit der deutschen Frauen bezeichnet. „Wenn die Zeiten gewaltsam laut werden, so kann es nicht fehlen, daß auch die Frauen ihre Stimme vernehmen und ihr gehorchen."

Die Folgen der großindustriellen Entwickelung, die Arbeiterkrisen und die fast durchgehende Verständnislosigkeit der regierenden Körperschaften dem wahren Wesen der „freien Konkurrenz" gegenüber, rufen die Frauen der Arbeiterklassen in die Schranken des gemeinsamen Kampfplatzes. Sie, die seit langem den Frohndienst des Lebens gewohnt sind, beginnen sich gegen die Überlastung der Arbeit bei Mann und Weib aufzulehnen. Mit diesem Aufraffen

Digitized by Google

geht, als sei es selbstverständlich, auch der Eintritt der Frauen in die politische Bewegung Hand in Hand. Dieselbe großindustrielle Entwickelung wirkt aus entgegengesetztem Grunde, indem sie der Frau des Bürgerstandes den größten Teil ihrer gewohnten Arbeit abnimmt, auch auf diese Schichten der weiblichen Bevölkerung tief eingreifend ein.

Eine der berufensten und klarsten Vertreterinnen der „neuen Frau" gibt im Jahre 1895, also zu einer Zeit, wo Ursachen und Wirkungen bereits der Geschichte angehören, eine mustergültige Darstellung von dem Inhalt der gesamten Bewegung.

So sagt Elisabeth Gnauck-Kühne, der einzige weibliche Teilnehmer auf dem Evangelisch-Sozialen Kongreß in Erfurt:

„Die Frauen der unteren Klassen, die in relativ größerer Zahl zur Eheschließung als die Frauen der höheren resp. Mittelklassen und somit zur Erfüllung ihres Berufes in der Familie gelangen, sind daneben vielfach in der Industrie und der Lohnarbeit beschäftigt. Daher leiden sie durch Überlastung mit Arbeit. Im Gegensatz zu ihnen leiden die Frauen der höheren Klassen vielfach durch Mangel an Arbeit und Pflichten. Denn die Schwierigkeit des Lebensunterhaltes hält den gebildeten Mann häufiger und länger von der Eheschließung zurück als den Proletarier, dem die Frau den Lebensunterhalt erwerben hilft. Und die Frauen der gebildeten Klassen bleiben in so viel größerer Zahl ledig, ohne daß sie für ihre Kräfte in fremden Haushaltungen oder in anderen Berufsarten Beschäftigung finden.

Die Ursache dieser doppelten Not liegt hauptsächlich in der Umwälzung der häuslichen Wirtschaft.

Die Familienwirtschaft alten Stils war eine kleine Welt, in der die Frau einen festen Punkt hatte. Die Frau schuf diese Welt, erhielt sie und drückte ihr den Stempel ihrer Persönlichkeit auf. Auf Frauenarbeit war der Haushalt angewiesen. Frauen waren die unentbehrlichen Produzentinnen. Neben der hauswirtschaftlichen Tätigkeit kam auch die Handarbeit im engeren Sinne, Spinnen, Nähen, Sticken zu ihrem Recht. Die feine Handarbeit war damals noch kein liebenswürdiger Selbstbetrug und Zeitluxus, denn keine Maschine nahm der Frauenhand die Arbeit ab, um sie schneller und billiger zu besorgen. Heut kauft die Frau in einem Vormittag die ganze Aussteuer. Vor der Maschinenära hatte jedes Stück Leinenzeug seine intime Geschichte. Dauerhafte Erbstücke bildeten den eisernen Bestand, dazu kam das Selbstgeschaffene. Viel war in der Mädchenzeit hergestellt worden, das

Digitized by Google

meiste in der Brautzeit. Dies Tischtuch hatte die Hochzeitstafel geschmückt, das Garn zu jenem Gedeck war an der Wiege des Erstgeborenen gesponnen worden. Diese Handtücher wurden zu einer Zeit schweren Kummers gesäumt. So war der Leinenschrank eine Art Familienarchiv, das nicht nach Staub und Moder, sondern nach Lavendel roch.

Die alte Familienwirtschaft war eine Wirtschaftsform, welche volle Betätigung und reiches Glück für die Frau ermöglichte. Sie war das goldene Zeitalter des weiblichen Geschlechts!

Wie anders heut!

Ein Stück Frauenarbeit nach dem anderen reißt die Maschine an sich. Aus Produzenten werden die Frauen Konsumenten. Das Haus bietet nicht genug zweckmäßige Arbeit. An deren Stelle treten dilettantische Kunstübungen, Putz, Tändelei, Jagd nach Zerstreuung. Die Eltern begünstigen oft diese Jagd nach gefälligen Freuden, weil sie hier den Weg zu ähnlicher Versorgung der Töchter sehen, der doch so oft versagt. Nicht minder bedauerlich als die untüchtigen, mittellosen Mädchen sind die bemittelten Frauen, welche die Würze des Lebens, der pflichtmäßigen Arbeit entbehren, ja ihrer scheinbar überhoben werden. Der Mangel an Lebensinhalt ist das Kreuz der bemittelten Frauen. Die einzige Hilfe liegt darin, daß die Frau neue Arbeit, neue Pflichten erhält. Denn nur dasjenige Leben ist ein sittliches, das auf pflichtmäßiger Arbeit beruht.

Welches sollen nun die neuen Pflichten sein?

In der Naturanlage des Weibes haben wir einen Fingerzeig für die Arbeitsteilung des Geschlechts und für das Arbeitsgebiet der Frau. Von Naturwegen ist die Mütterlichkeit der Kernpunkt aller Weiblichkeit und dazu das Haus, das Kind mit aller ihm gehörigen Pflege. Hieraus ergeben sich alle jene Berufsarten, die an das Haus anknüpfen, wie auch ein Hauptanteil an der Erziehung und dem Unterricht in den untersten Klassen aller Schulen und ein wesentlicher Anteil an den Hauptfächern auch der obersten Klasse der Mädchenschulen. Es ergibt sich ferner das Recht auf medizinische Ausbildung der Frauen zur Frauen- und Kinderärztin. Aus der fürsorgenden Familienarbeit wird endlich die Pflicht abgeleitet, in der vergrößerten Familie, d. h. in der Gemeinde zu wirken. Nicht nur in stiller Liebestätigkeit, sondern auch berufsmäßig in der Armen- und Waisenpflege, Witwenversorgung u. s. w.

Was die Arbeit des Hauses durch Umgestaltung der Wirt-

Digitized by Google

schaftsordnung an Breite verloren, das soll sie an Tiefe gewinnen. Die Befürchtung, daß eine erweiterte Bildung der Frau die häusliche Arbeit verleiden werde, ist schon dadurch hinfällig, weil die Organisation, die Inbetriebsetzung und Haltung der Hauswirtschaft genau so viel, wenn nicht noch mehr Verständnis und Können der einzelnen Arbeiten verlangt, als eine direkt praktische Ausübung derselben. Jene Furcht beruht auf einer engherzigen, kulturfeindlichen Unterschätzung des geistigen Moments in der Arbeitsleistung der Frau als Hausfrau, Gattin und Mutter. Meiner Ansicht nach ist die gebildetste zu diesem Posten gerade gut genug. Diese geistige Vertiefung der Frau führt jedoch nicht nur zu einer positiven Verbesserung ihrer Stellung als Frau und Mutter, denn sowohl Tochter als Sohn bedürfen heut mehr als je der weit über ihre kleinliche Welt, weit über die vier engen Hauswände hinausschauenden, mit ihnen lebenden und sie geistig und sittlich begleitenden und fördernden Mutter, sondern sie führt auch zu sozialem Denken und Empfinden.

Hierdurch wird die Brücke geschlagen zwischen den beiden Gebieten der Frauenarbeit unten und oben. In diesem Sinne entwickelt sich die Frauenbewegung zur Einheit, zur Solidarität.

Jener Einheit sollte in der hauswirtschaftlichen Schule ein gemeinsamer Unterbau für alle weibliche Erziehung gegeben werden. Von ihr müßte sowohl die überaus notwendige bessere Erziehung fürs eigene Haus ausgehen, für den Gesindedienst, für eine möglichst weite Ablenkung von der Fabrikarbeit, wie auch die neben der Berufsausbildung und der Vorbereitung zur Selbständigkeit, zum Erwerbe auch für die höheren Klassen unerläßliche praktische Tüchtigkeit.

Denn diese braucht, wenigstens bis zu einem gewissen Grade, jedes Mädchen, auch die, welche nicht zur Ehe gelangt. Und deren gibt es, gerade bei uns in Deutschland, übergenug.

Nach der letzten Bevölkerungs- und Erwerbsstatistik sind rund $^1/_4$ der weiblichen Bevölkerung neben $^3/_5$ der männlichen als erwerbstätig zu betrachten, d. h. mehr als $6^1/_2$ Millionen deutscher Frauen sind auf den Erwerb angewiesen, ganz abgesehen von all denen, die sich durch nicht statistisch nachzuweisende Arbeit ein Nebeneinkommen verschaffen.

Jene Zahl bedeutet zwischen den beiden letzten Zählungen eine Steigerung von über 1 Million oder $18^3/_4$ % arbeitender Frauen. Unter diesen ist, wenn man den Ausdruck „Frau" für das ganze Geschlecht anwendet, die Zunahme der Verheirateten

Digitized by Google

unter den Erwerbstätigen doppelt so rasch gestiegen, als die der Ledigen.

Die Verteilung der weiblichen Erwerbstätigen in Bezug auf die Berufsarten ist folgende:

A.	in der Landwirtschaft sind tätig .	ungefähr	42 Proz.
B.	„ „ Industrie „ „ .	„	23 „
C.	im Handel und Verkehr sind tätig	„	9 „
D.	im häuslichen Dienst und in der Lohnarbeit sind tätig	„	23 „
E.	im öffentlichen Dienst und freien Berufen sind tätig	„	2½ „

Aus diesen Zahlen, welche ganz klar ergeben, daß die weitaus größere Anzahl aller verdienenden Frauen in abhängigen Stellungen und niederen Berufen beschäftigt sind, den Schluß zu ziehen, daß sie sich für das Höhere, für die Selbständigkeit überhaupt nicht eignen, wäre verkehrt. Nur die Gelegenheit und noch weit mehr die Vorbedingungen hierfür, fehlen ihnen fast ganz. Ihre Erziehung und Ausbildung, sowohl in körperlicher als geistiger Hinsicht ist der der Knaben noch lange nicht ebenbürtig. Alles, was nach dieser Richtung hin für die Mädchen geschieht, ist unzulängliches Stückwerk. Es bleibt, trotz manchen Fortschrittes im Schul- und Ausbildungswesen, trotz der Freigabe mancher Berufe für das weibliche Geschlecht noch unendlich viel zu tun, um die Ungleichheiten, um nicht zu sagen Ungerechtigkeiten, die durch die Bevorzugung der Knaben im Staat und der Familie hervortreten, auszugleichen. Der Staat, der übrigens durch diese Pflichtversäumnis sich ebenso schädigt als das weibliche Geschlecht, muß erst einsehen, daß auch die Frau das Recht hat, zur Staatsbürgerin, zur Bürgerin, die den nationalen Frauencharakter repräsentiert, erzogen zu werden.

Erst muß die Frau, der man von jeher eine der allerwichtigsten Missionen, die Aufgabe der Kindes-, d. h. der künftigen Volkserziehung, anvertraute, erst muß sie selbst besser erzogen werden.

Aus dieser Einsicht stammt die immer lauter werdende Forderung der Frauen nach Vermehrung der ihnen zuständigen Bildungsgelegenheiten. Die Logik und die Gerechtigkeit dieses Verlangens wird übrigens bereits seit längerer Zeit von einem großen Teil einsichtiger Männer mit aller Schärfe und großer Dialektik unterstützt, wenngleich viele von ihnen wohl noch nicht bedingungslos dem bereits von Schleiermacher in

Digitized by Google

seinem „Katechismus der Vernunft für edle Frauen“ als X. Gebot gegebenen Satze zustimmen:

„Laß dich gelüsten nach der Männer Bildung, Kunst, Weisheit und Ehre.“

Unter diese Bildungsgelegenheiten sind in erster Reihe obligatorische Fortbildungs- und Fachschulen, eine größere Anzahl nach verbessertem System geleiteter höherer Mädchenschulen, ihr Ausbau bis zur Maturitätserlangung, Freigabe sämtlicher Universitäten und ähnliches zu verstehen.

Mit der Erweiterung der Bildung und der praktischen Verwendung erworbener Kenntnisse geht dann der Eintritt in die soziale Fürsorge Hand in Hand. Gar nicht davon zu reden, wie förderlich in Küche und Haushalt, in der Kinder- und Krankenpflege, also sozusagen im gesamten täglichen Leben die wirklich gebildete Mutter und Erzieherin sein wird.

Nur sie sollte gerade gut genug sein zur Erfüllung all dieser schwierigen Pflichten, zur Lebensgenossin des tüchtigen Mannes.

Wie viel Gutes, Vorbeugendes könnte die Frauen- und Kinderärztin leisten! Wie angebracht wäre sie als Schulärztin. Wie segensreich könnte sich ihr Einfluß gestalten bei ihrer Einstellung in die Armenpflege, in die Fürsorge für Wöchnerinnen, als Polizeiärztin (Untersuchung erstmalig Gefallener u. s. w.), im Kost- und Ziehkinderwesen u. s. w.

Die unaufhaltsam weiter schreitende Aufklärung, die Loslösung vom Dogma und Buchstabenglauben, die Beiseiteschiebung mancher traditionell geheiligter Vorurteile hat auch hier bereits vorgebahnt.

Das mulier taceat in ecclesia hat seinen Inhalt verloren, der auf- und abflutende Strom der Zeit, der nichts Festes, nichts Unabänderliches, nichts ewig Bestehendes kennt, hat auch die ursprüngliche Bedeutung des alten Pauliniſchen Wortes mit fortgeschwemmt. Das Jetzt, das Heute bringt ein Geschlecht hervor, dem eine Gemeinde von Frauen entstanden ist, deren ernstestes Ziel und heiligste Aufgabe darin besteht, nicht nur den eigenen Familien, den nächsten Angehörigen in Liebe und Demut zu dienen, sondern der vergrößerten Familie, welche die Gemeinde, die Nation, die gesamte Menschheit repräsentiert, ihre Kräfte, ihre Interessen, ihr bestes Wollen und Wissen zu opfern. Daß hier eine der ureigensten Domänen der Frauentätigkeit, gleichviel ob in beruf-

Digitized by Google

licher Pflicht oder in rein menschlicher Hilfsarbeit, liegt, haben die bedeutendsten Reformer auf diesem Gebiet rückhaltlos bestätigt.

In einigen Städten haben die weiblichen Pfleger und Angehörigen des Waisenrates bereits dieselben Befugnisse wie ihre männlichen Kollegen. Auch die Zulassung von Frauen zur Vormundschaft über uneheliche Kinder, wie sie durch die betreffenden Paragraphen des Bürgerlichen Gesetzbuches ermöglicht wurde, ist ein großer Fortschritt. Hamburg, Berlin, Hannover, Posen, Potsdam, Straßburg, Nürnberg, Kassel, Kolmar, Leipzig, Worms, Bremen, Bonn, Danzig, Königsberg und andere, größere und kleinere Städte, Orte mit fortschrittlicher Verwaltung wie solche, in denen ein mehr konservativer Geist herrscht, räumen den Frauen einen Platz auf diesem Arbeitsfeld ein, als dessen Erschließerin die leider viel zu früh ihrem Wirken durch den Tod entrissene Frau Sanitätsrat Jeanette Schwerin anzusehen ist. Sie, die fein und zart, echt weiblich Empfindende betonte, daß hier nicht nur Herz und Gemüt eine Offenbarungsstätte, nicht nur Ausdauer und Geduld einen Wirkungskreis, sondern großes theoretisches Wissen und eine nicht zu kleine Summe praktischen Erfahrens ein Betätigungsgebiet finden.

Notwendig, unerläßlich notwendig ist eine nicht allzu oberflächliche Kenntnis der Gesetze, ferner ein vollständiges Vertrautsein mit den administrativen Bedingungen, den Wohlfahrtseinrichtungen und den sozialen resp. den sozial-politischen Verhältnissen des betreffenden Ortes. Und all dies kann gar nicht früh genug erlernt werden. Am zweckmäßigsten wäre hier eine entsprechende Einschiebung in den Lehrplan der höheren Mädchenschule. Man müßte dies als Erweiterung der Heimatskunde und der neuesten Geschichte betrachten. Diese soll ja so wie so Kulturgeschichte und Sozialpolitik, Erziehung und Volksbildung bis zu einem gewissen Grade mit umfassen.

Ebenso wie hier im Kommunaldienst die Frauen erst erkennen und lernen, dann mitraten und mittaten wollen, ebenso betrachten sie überall und immer das Lernen als ihre Pflicht. Erst wenn sie dieser genügt haben, können sie mit gleichem Fug und Recht wie der Mann beitragen zur Hebung des Geistes- und Erwerbslebens der Nation, der Menschheit, in der sie numerisch einen so großen, an Charakter und Naturfähigkeiten einen so überaus wichtigen Teil ausmachen. Erst dann, wenn man auch die Mädchen die Einheitlichkeit und die Zucht des Berufes kennen lehren wird, die dem jungen Mann etwas ganz selbstverständliches sind, erst

Digitized by Google

dann, wenn ihnen die Möglichkeit gegeben sein wird, von der eigenen Person abstrahierend an geistige Probleme heranzutreten, erst dann wird der Tag gekommen sein, an dem die Frau das notwendige und richtige Maß von Bildung besitzt. Helene Lange, die zielbewußte, klare Vorkämpferin in der Lehrerinnenfrage, die energische Begründerin des Berliner ersten Mädchengymnasiums (heut hat die Reichshauptstadt deren bereits zwei) und Herausgeberin des „Handbuch der Frauenbewegung",*) sagt von jenem Zeitpunkt:

„Dann wird die Frau nicht nur konsequent und logisch zu denken, sondern auch zu handeln verstehen, dann wird der glatte Schliff der Halbbildung, die nicht das, was weiblich, sondern was weibisch ist, hervortreten läßt, durch gediegenes Können und Wissen ersetzt werden."

Hiermit wird auch die Zeit aufhören, in der man, wie dies der oft durch markante, treffende Vergleiche sich auszeichnende Friedrich Paulsen tut, die Frau der mittleren und höheren Stände als das „Hauskreuz des Jahrhunderts" bezeichnen konnte, die sich vom Manne, von der Familie ernähren läßt, während die Frau des Tagelöhners, des Arbeiters sich selbst ernährt.

Und doch ist, wie schon bewiesen, die moderne bürgerliche Frauenfrage durchaus keine einseitige Magen- oder Bedürfnisfrage. Ihr Schwergewicht liegt in der Betätigung der frei gewordenen weiblichen Kräfte, der Nutzbarmachung der durch diese Betätigung sich stetig vergrößernden Potenz geistigen und seelischen Könnens. Sie will die Frau an den Platz stellen, von dem aus sie als kulturell förderlicher, segenbringender Faktor für Staat und Gemeinde wirken kann.

Und auf welche Weise sucht sie dies Ziel zu erreichen?

Durch Arbeitsleistungen, durch Ringen und Kämpfen einzelner Personen, einzelner, vollwertiger Persönlichkeiten, durch geschlossenes, einheitliches Vorgehen einer solidarischen Schar von Vertreterinnen ihres Geschlechts.

„Alle für eine und eine für alle", mit diesem, ihrem eigenen Wahrspruch hat Luise Otto-Peters, die Begründerin und langjährige Führerin der jetzigen deutschen Frauenbewegung, sowohl dem von ihr ins Leben gerufenen „Allgemeinen deutschen Frauenverein" wie unzähligen später gegründeten Vereinen eine unverlöschliche Signatur aufgedrückt.

*) „Handbuch der Frauenbewegung", von Helene Lange und Gertrud Bäumer, W. Mäser, Berlin, 1901.

Digitized by Google

In ihren aus dem Jahre 1844 stammenden Mitteilungen, in denen die kaum zwanzigjährige zum erstenmal öffentlich politisch hervortrat, wie auch in späteren Aufsätzen, in Robert Blums „Vaterlandsblättern" betont sie das Recht der Selbständigkeit für das weibliche Geschlecht. Als verschiedene bedeutende Politiker, maßgebende Literaten und ein anwachsender Leserkreis ihr zustimmen, geht sie einige Jahre später noch einen bedeutsamen Schritt weiter. Sie gründet eine Frauenzeitung, eine die weder die Mode noch die hauswirtschaftliche Tendenz verfolgt.

Unter dem Motto: Dem Reich der Freiheit werb ich Bürgerinnen! tritt diese ihre Fahrt an.

Die Zeitung, deren Gründung geradezu als epochale Tat auf dem Wege der Frauenerhebung bezeichnet werden kann, bildet ein geistiges Binde- und Austauschmittel zwischen Luise Otto und einer ganzen Reihe bedeutender Zeitgenossinnen. Unter diesen ist in erster Linie die Hamburgerin Emilie Wüstenfeld, die Vorsteherin der von Carl Fröbel geleiteten „Hamburger Hochschule für das weibliche Geschlecht", welche freilich durch Ungunst der äußeren Verhältnisse bald wieder einging, zu nennen. Ferner die feinsinnige, hochherzige und tatkräftige Auguste Schmidt in Leipzig, die Mitbegründerin und langjährige Leiterin des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins, sowie des im Jahre 1894 konstituierten „Bundes", der heut nach 8jährigem Bestehen einen Verband von über 150 Bundesvereinen mit ungefähr 80000 Mitgliedern repräsentiert.

Die Tendenz des Bundes, die in den Satzungen ausgesprochen wird, geht dahin:

„Gelegenheit zum Gedankenaustausch, zu Vergleichen, zur Kenntnisnahme mustergültiger Einrichtungen, zur Anregung neuer segensreicher Schöpfungen, ohne irgendwelche Einmischung in die inneren Angelegenheiten der zu ihm gehörigen Verbände. Seine Hauptaufgabe besteht naturgemäß in möglichst rationeller Heranziehung der Einzelvereine, die nicht nur lokale Färbungen, sondern die verschiedensten Parteistellungen und Interessengruppen aufweisen, zu bewußter Mitarbeit an den Zielen der nationalen und internationalen Frauenbewegung."

Auguste Schmidt, ihrem echt weiblich maßvollen, stets ausgleichenden und doch durchaus klaren, zielbewußten Auftreten verdanken sowohl die Frauen von heute als auch die kommende Generation sehr viel.

Zu den obengenannten Arbeitsgenossinnen von Luise Otto

Digitized by Google

gehörte auch Ottilie v. Steyher und Frau Dr. Henriette Goldschmidt, die so treue, und noch heut im ehrwürdigen Matronenalter überaus rührige Anhängerin Friedrich Fröbels.

Obgleich jene Zeitung, die als Vorläufer der im 42. Jahrgang stehenden, seit dem Tode von Auguste Schmidt von Frau Professor Krukenberg herausgegebenen Halbmonatsschrift „Neue Bahnen" anzusehen ist, der in den 50er Jahren wachsenden Reaktion zum Opfer fiel, so hatte ihre Existenz doch genügt, um in Leipzig den Boden vorzubereiten für die Gründung des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins, des ersten Frauenvereins, der kein Wohltätigkeitsverein, sondern ein energischer Vorstoß einer wohlorganisierten Wohlfahrtsbestrebung war.

Auch in anderer Hinsicht ist die Konstituierung dieses Vereins als ein Merkstein in der Geschichte der deutschen Frauenbewegung zu bezeichnen. War dies doch das erste Mal, daß eine Frau eine große Versammlung leitete. Bald mehrten sich die Gründungen von Frauenverbänden, die teils im gleichen Fahrwasser wie der Leipziger Verein blieben, teils einen etwas anderen Kurs einschlugen. Ihre einfachste Auseinanderhaltung geschieht durch Übertragung von Bezeichnungen, die auch auf anderen Gebieten geläufig sind. So erhält man 4 Kategorien von Frauengruppen: die konservative, die liberale oder modern-konservative, die radikale und die kirchliche.

In der konservativen Richtung konzentriert sich vorwiegend das Streben nach Hebung und Besserung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts. Sie vertritt in erster Linie die materielle Seite der Frauenfrage. In ihrem Mittelpunkt steht der vom Präsidenten des „Preußischen Zentralvereins für das Wohl der arbeitenden Klassen" im Jahre 1866 gegründete und nach ihm benannte „Lette-Verein". Als Vorläufer dieses Vereins, wenigstens in Bezug auf die Absicht, einzelne praktische Aufgaben zu ergreifen, die im Bereich weiblicher Tätigkeit liegen und diese durch Aufgaben ähnlicher Art zu erweitern und zu vermehren, sind die zur Beförderung der Fröbelschen Kindergärten eröffneten Vereine anzusehen. Der erste von ihnen wurde von Frau von Marenholtz-Bülow, derselben, die auch im Ausland mit so glänzendem Erfolg die Ideen Fröbels verbreitete, unter der Signatur eines Vereins für Familien- und Volkserziehung ins Leben gerufen.

Frau von Marenholtz gibt durch diesen Namen sehr treffend dem Gedanken Ausdruck, daß das Geschick eines Volkes weit mehr

Digitized by Google

in den Händen der Frauen, der Mutter liegt, als in den Händen der Machthaber.

Mit und neben ihr arbeitete außer der bereits erwähnten Henriette Goldschmidt, die sich auf praktischem Felde durch die Gründung der Berliner Volksküchen, Speisung und Verpflegung Verwundeter in dem Feldzug 1870—71 wie auch durch die Gründung des ersten Hausfrauenvereins bahnbrechend und glänzend organisatorisch bewährende Frau Lina Morgenstern.

Die Volksküchen bedeuten einen bedeutsamen volkswirtschaftlichen Fortschritt. Wird doch zum erstenmal der Gedanke der Konsumgenossenschaft durch eine Frau selbständig verwertet. Neben diesem Faktor ist der Umstand nicht gering anzuschlagen, daß hier durch die Beteiligung der Frauen an Leitung und Verwaltung, Ausgabe der Speisen u. s. w., die sie in unmittelbaren, durch keinerlei andere als ihre persönliche Autorität gesicherten Verkehr mit den undisziplinierteſten Elementen des Publikums brachten, ein Beweis geliefert wurde, daß eine solche Stellung keine Gefahren für sie selbst, aber die beste Wirkung auf das Publikum hatte.

Als energische Förderer und treue Helfer gesellten sich der Frau Morgenstern neben vielen Frauen, unter denen auch die Kaiserin Augusta ein großes Teil von Interesse und Wohlwollen zeigte, Männer wie Virchow, Lette, Holtzendorf u. a.

Der Letteverein, dessen heutiges bedeutend erweitertes Programm sich aus sich selbst heraus entwickelte, wirkte von Anfang an systematisch und durchgreifend. Seine Tätigkeit begann mit der Einrichtung von Lehrinstituten für gewerbliche und technische Ausbildung des weiblichen Geschlechtes. Dieser Betrieb, den man durch ein Arbeitsnachweisbureau und durch Einwirkung auf die Geschäftsinhaber zwecks Engagement von weiblichen Lehrlingen und sonstigen Angestellten unterstützte, gliederte sich in eine Handels- und Gewerbe-, eine Koch-, eine Telegraphen- und eine Setzerinnenschule. Heut hat er auch photographische, Haushaltungs- und andere Kurse.

Der liberal-konservativen oder, wie ich persönlich noch lieber sagen möchte, der modern-konservativen Frauengruppe gehört außer dem Allgemeinen Deutschen Frauenverein und seinen Ortsgruppen die Majorität der den Bund bildenden Vereine an.

Auch sie sehen den Kern des konservativen Gedankens durchaus nicht in Erstarrung, in der künstlichen Weiterbelebung historisch gewordener Zustände, sondern auch sie streben energisch vorwärts. Nur

Digitized by Google

vergessen sie in diesem Streben niemals, daß nur dort etwas Dauerndes, etwas wirklich Ersprießliches erreicht werden kann, wo die Forderungen das Maß des Erreichbaren nicht übersteigen. Deshalb befleißigen sie sich erstens eines besonnenen, zeit- und ortsgemäßen Ausbaues des bereits Vorhandenen unter Erhaltung oder wenigstens doch Respektierung der bisher bewährten und verdienten Kräfte, und zweitens schaffen sie Neueinrichtungen und Institutionen, welche ihre Existenzberechtigung unmittelbar aus den Zeitläuften und Zeitforderungen herleiten.

So bedeutet ihr Programm eine Erweiterung des von der konservativen Richtung Angestrebten. Sie arbeitet vorzugsweise auf die allgemeine Hebung des geistigen Niveaus der Frau hin. Dazu gesellt sich als drittes die erweiterte Verwendung der weiblichen Arbeitskraft für zahlreiche Gebiete der inneren Staatsverwaltung.

Die Publikationsorgane dieser Gruppe, zu deren besserer Illustrierung ich zwei ihrer bewährtesten Führerinnen sprechen lasse, sind die bereits erwähnten „Neue Bahnen" und das von Frau Marie Stritt herausgegebene „Zentralblatt des Bundes Deutscher Frauenvereine", das im 4. Jahrgang steht.

Eine jener Frauen, Helene Lange, die Vorsitzende des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins, der mit seiner über 16 000 hinausgehenden Mitgliederzahl die größte weibliche Berufsorganisation in Deutschland repräsentiert, formulierte gelegentlich der im Jahre 1895 abgehaltenen Generalversammlung des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins die soziale Bedeutung der Frauenfrage dem Sinne nach ungefähr folgendermaßen:

„Die Frauenfrage ist keine einseitige Jungfern- und Witwenfrage, sondern die Frage, soll die Frau das volle Menschenrecht ihrer Fähigkeiten haben wie der Mann? Soll sie ihre Eigenart, die jetzt nur in der Familie zur Geltung kommt, auch im allgemeinen Kulturleben zum Ausdruck bringen dürfen? Von dieser Auffassung ausgehend, ist die konkrete Arbeit auf den einzelnen Gebieten in Angriff zu nehmen: Vermehrung und Verbesserung der Lerngelegenheiten, Erweiterung der Berufstätigkeit, Teilnahme an öffentlicher Armen- und Krankenpflege, an der Regelung der Mäßigkeits- und Sittlichkeitsfrage, an der Arbeit der Kommunalverwaltungen."

Frau Marie Stritt, die jetzige Leiterin des „Bundes" führte das Programm der Bewegung bei ihrer Begrüßungsrede auf dem „Internationalen Frauenkongreß" in Berlin im Jahre

Digitized by Google

1896 dahin aus, daß das gesamte Menschengeschlecht einer besseren Zukunft entgegenzuführen sei, durch: „Gerechtigkeit für alle, durch Hebung und Befreiung der Frauen von Engherzigkeit, Vorurteilen, Unwissenheit und Zurücksetzung in beiden Lagern. Nur durch die gesetzliche Gleichstellung beider Geschlechter, durch friedliches und gleichberechtigtes Arbeiten in der Gemeinsamkeit, durch freie Selbstbestimmung im Recht auf Arbeit, auf Berufswahl und Bildung, nur durch Anerkennung einer Moral, einer Sittlichkeit für alle wird dereinst eine beglückende Menschenverbrüderung ermöglicht werden."

Als Konsequenz dieser Auffassung ist die Entstehung von Rechtsschutzvereinen, welche ein neues Arbeitsfeld bedeuteten, anzusehen.

Der ersten dieser von Frau Stritt in Dresden eröffneten Rechtsschutzstellen folgten im Laufe der Jahre 33 in verschiedenen Städten. Sie arbeiten alle völlig selbständig und sind nur in gewissem Sinne durch die von Fräulein Dr. jur. Marie Reschke geleitete Berliner Zentrale verbunden, d. h. diese Zentrale sammelt das in den einzelnen Vereinen und Rechtsschutzstellen (Sektionen der Ortsgruppen) erworbene Material, stellt die hieraus gewonnenen Erfahrungen auf Wunsch wechselseitig zur Verfügung und verwertet sie wissenschaftlich.

Die Rechtsschutzvereine, deren Auskunftsstellen auch gleichzeitig der sozialen Hilfstätigkeit dienen, erteilen Frauen und Mädchen Rat und Auskunft in Rechtsfällen und Rechtsfragen, in den einfacheren auf Grund eigener Kenntnisse, in schwierigen unter Beistand von Juristen.

Interessant und bezeichnend ist die Tatsache, daß ein großes Kontingent der Klientinnen von den Ärzten und Behörden den Rechtsschutzstellen zugeschickt wird.

Die Frauenbewegung in konfessionellen Kreisen vertritt, und zwar mit erfolgreichem Nachdruck, der unter dem Vorsitz von Fräulein Paula Müller-Hannover arbeitende „Deutsch-Evangelische Frauenbund." Der trotz seiner erst kaum vier Jahre zählenden Existenz bereits sich einer großen Mitgliederzahl erfreuende Verein verfolgt nach § 3 seiner Satzungen seinen Zweck „durch eigene Veranstaltungen und Unterstützung schon bestehender verwandter Bestrebungen, beispielsweise:

a) Veranstaltungen zur Ausbildung für die christliche Liebestätigkeit, sowie für hauswirtschaftliche, gewerbliche, soziale, wissen-

Digitized by Google

schaftliche Berufsarbeit der Frauen, b) geeignete Stellenvermittelung, c) Hilfskassen und Heimstätten, d) Berufsvereine, e) Rechtsschutz.

Hervorzuheben ist unter anderem die Arbeit der dem Evangelischen Frauenbund, der bereits 30 Ortsgruppen zählt, als Zweigverein angegliederten kirchlich-sozialen Frauengruppe in Berlin zur Organisation der Heimarbeiterinnen, die einen christlichen Gewerkverein der Heimarbeiterinnen mit eigenem Vereinsorgan ins Leben rief.

Das Organ des Deutsch-Evangelischen Frauenbundes sind seine „Mitteilungen."

Während so die evangelischen Frauen einen äußerst gewichtigen Faktor der gesamten Strömung abgeben, ist der Gedanke der Hebung des weiblichen Geschlechts in die der katholischen Kirche angehörenden Frauenkreise noch wenig eingedrungen. Ihm steht der Grundgedanke der katholischen Kirche hindernd gegenüber. Ist doch nach der Interpretion des katholischen Dogmas, wie sie katholische Gelehrte in Bezug auf das Verhältnis der Geschlechter gegeben haben, der soziale Vorrang des Mannes ein für allemal in der von Gott herrührenden „Väterlichen Gewalt" gegeben.

Vielleicht, daß auch hier einmal sich Stimmen erheben werden, die mit mehr Glück als die vor einiger Zeit zum Katholizismus übergetretene Frau Gnauck-Kühne gegen den Standpunkt „Einordnung durch Unterordnung" kämpfen werden.

Sehr bezeichnend für die Erfahrungen des Evangelischen Frauen-Bundes, die sich übrigens mit denen der anderen Richtungen ganz genau decken, sind einige Sätze aus einem Vortrag, den Fräulein Paula Müller jüngst über das „Eintreten der christlichen Frauen in die Frauenbewegung" hielt.

„Die Frau für die Frau, aber — dies betonen wir ausdrücklich — Hand in Hand und mit Hilfe des Mannes. Dieser ist nicht, wie so oft behauptet wird, der Feind der Frauenbewegung, deren Motive so oft mißverstanden, deren Ziele so oft entstellt worden sind. Das größere Vorurteil stammt aus den Kreisen der wohlsituierten Frauen, welche erst dann von einer Frauennot und einer Frauenfrage etwas wissen oder wissen wollen, wenn diese an sie oder ihre Töchter direkt herantritt. Hier aufklärend zu wirken, ist Pflicht des Evangelischen Bundes, der durch ernste Arbeit auf sozialem Gebiet den Beweis zu erbringen hofft, daß strenge Pflichterfüllung und Tüchtigkeit auch bei den Frauen zu finden ist."

Die 4. Kategorie der bürgerlichen Frauengruppe ist die radi-

Digitized by Google

kale oder die dem Verband fortschrittlicher Frauenvereine angehörigen oder angegliederten Vereine. Sie unterscheidet sich von den drei erstgenannten Richtungen hauptsächlich durch den größeren Nachdruck, den sie nicht allein auf volle Gleichberechtigung beider Geschlechter, sondern schon jetzt auf die praktische Betätigung dieser Gleichberechtigung im weitesten Sinne legt. Demnach tritt hier die Forderung der unverkürzten Anteilnahme am eigentlich politischen Schaffen und Wirken, an der gesetzgeberischen Arbeit, an der staatlichen Lenkung in schärferen Tönen hervor. Es gilt, wie Fräulein Dr. Anita Augspurg, die erste Vorsitzende des Vereins für „Frauenstimmrecht" und neben Frau Minna Cauer wohl die bekannteste Führerin dieser Gruppe in Nr. 1 ihres Vereinsorgans, der Zeitschrift „Die Frauenbewegung" sagt, vor allem: „die Vollanerkennung der Frau als gleichwertiges und gleichberechtigtes Rechtssubjekt neben dem Manne und die Beseitigung aller für sie bestehenden Ausnahmegesetze."

Als nächstes, wertvollstes Ziel gilt ihnen die Erreichung des Wahlrechts, dessen Erlangung ja auch den anderen Gruppen mehr oder weniger als endliche Verwirklichung ihrer Aufgaben vorschwebt.

Und so ist eine genaue Scheidung der gesamten Parteien überhaupt unmöglich. Nirgends ist zu sagen, hier beginnt das Wirken und Streben der einen, hört das der anderen auf! Im Gegenteil! Sämtliche Bestrebungen entstammen der gleichen Basis, der gleichen Not, nur der Weg, die Art der am Kampfe Beteiligten ist verschieden.

Das Hinüber und Herüber, das sich ganz von selbst ergebende Verschieben der Arbeitsgrenzen hat nun leider im Laufe der Jahre einzelne Gegensätze großgezogen, wie sie wohl nie und nirgends ausbleiben können bei stark ausgeprägten, selbstbewußten Persönlichkeiten, die anderen Grundbedingungen entstammen und unter anderen Einflüssen ihre Selbständigkeit oder Eigenart erworben haben. Die unvermeidliche und besonders sich nach außen hin bemerkbar machende Folge dieser Spaltung ist eine gewisse Oppositionsstellung und eine gewisse angriffslustige Befehdung in Wort und Schrift. Sie tritt hervor bei den großen Kongressen, bei Vereinsversammlungen und auch in Vereinsorganen. Selbst in den großen Blätterwald der Tageszeitungen, Wochen- und Monatsschriften, soweit diese überhaupt der Frauenfrage ein mehr als platonisches oder registrierendes Interesse schenken, hat sie Eingang gefunden.

Digitized by Google

Und dies ist gut, denn es trägt zum Wachsen des Interesses in immer größeren Kreisen und zur Klärung der Meinungen bei.

Und wie die nationale Frauenbewegung Fühlung und Verbindung mit der internationalen gesucht und gefunden hat, so wird auch innerhalb der deutschen Strömung die Einsicht siegen, daß wechselseitiges Vertrauen, gegenseitige Sympathie unbedingt notwendig sind. Das Bewußtsein der Solidarität wird über alle Parteiinteressen, alle Sonderbestrebungen den Triumph davontragen, man wird sich daran erinnern, daß der Heroldsruf des weiblichen Geschlechts allen Frauen gilt.

Die militärischen Schauspiele bei Döberitz.

Von Oberstleutnant Rogalla von Bieberstein.

Die „militärischen Schauspiele" bei Döberitz, wie sie mehrfach in der Presse bezeichnet wurden, denen der Kaiser und sämtliche kommandierenden Generale des Heeres beiwohnten, trugen, wie schon aus diesem Umstande und dem ihrer strengen Absperrungsmaßregeln hervorgeht, den Charakter ernster Kriegsvorbereitung. Sie waren offenbar dazu bestimmt, nicht nur eine historische Gedenkfeier der Übungen der friderizianischen Truppen auf demselben Platz und des einzigen militärischen Schauspiels zu bilden, welchem dem leidenden Kaiser Friedrich am 29. Mai 1888 beizuwohnen vergönnt war, sondern auch diejenigen Neuerungen der Gefechtsführung und Kampfweise, namentlich der Infanterie, zur Darstellung zu bringen, welche sich nicht nur aus den Erfahrungen und Erscheinungen des Burenkrieges, sondern namentlich auch aus den an sie geknüpften, für die Verhältnisse kontinentaler Kriegführung mit großen Armeen in Betracht kommenden Folgerungen ergaben, und auch der Hinweis eines sie betreffenden Berichts, über das „Heranarbeiten der Infanterie" deutete darauf hin. Wie bekannt, ist man heute darüber einig, daß namentlich die Erscheinungen der taktischen Sonderverhältnisse des Burenkrieges für

Digitized by Google

die Gesamtkampfweise der europäischen Heere keine wesentlichen Modifikationen herbeizuführen geeignet sind, sondern daß sich solche in der Hauptsache nur für die Fechtweise der Infanterie, und zwar besonders für das Heranarbeiten gegen einen Feind in Stellung unter möglichster Verminderung von Verlusten, ergeben.

Schon im Vorjahr wurden infolge der Anregung von höchster Stelle auf dem Potsdamer Übungsfelde und dem Truppenübungsplatz von Döberitz Versuche mit einem neuen Angriffsverfahren der Infanterie angestellt, und die am jüngsten 29. Mai auf letzterem Platz unter den Augen des Kaisers und der kommandierenden Generale abgehaltene Übung des Gardekorps dürfte nach dem, was darüber verlautete, das Ergebnis und vielleicht den Abschluß dieser Versuche und der Ergebnisse der beiden übrigen Armeekorps auf Grund der von oben gegebenen Direktiven stattgehabten Einübung der neuen Gefechtsweise bilden.

Es erscheint daher von Interesse, aus diesem Anlaß auf die Hauptmomente der damit zur Veranschaulichung gebrachten taktischen Neuerungen für die Infanterie hinzuweisen. Sie resümieren sich in der Vermeidung eines schematischen Angriffsverfahrens, in besserer Ausnützung des Geländes, und da wo keine Deckungen vorhanden sind, in weit lockereren Schützenlinien wie bisher mit etwa 10 Schritt Zwischenraum und darüber zwischen den Schützen und in nur kurzen Sprüngen, die die Schützenlinie dem Gegner nur wenige Sekunden sichtbar machen. Nur Leute einzelner Gruppen springen gleichzeitig, damit die Verluste gering bleiben. Die Entwickelungsfront der kriegsstarken Kompagnie wird für derartige lockere Schützenlinien von 100 m auf 150 m erweitert, und größere Frontbreiten bis zur Brigade gestattet. Die derart gebildeten lockeren Schützenlinien gehen, in geraumen Abständen einander folgend, soweit vor, bis der Gegner mit einiger Aussicht auf Erfolg sein Feuer auf sie richtet, und möglichst bis zu einer nahe am Feinde gelegenen natürlichen Deckung. Verstärkt durch immer neue Staffeln wird von jener Deckung aus das eigene Feuer eröffnet und somit der eigentliche Angriff begonnen, der sich in kleinen Sprüngen fortsetzt, bis die Feuerüberlegenheit in der Hauptfeuerstellung über den Gegner erlangt ist und der schließliche Sturmanlauf zu erfolgen vermag.

Diesen Grundsätzen entspricht die Ausbildung. Mit der Rotte schon werden Übungen in der Augengewöhnung und im Anpirschen gemacht. Die Gruppe wird im „blitzschnellen" Auf-

Digitized by Google

springen und Hinwerfen, jeder Mann im raschen Schätzen der Entfernungen, in der Geländebenutzung — kurz in der Selbstbetätigung im Kampfe geübt, denn in den lockeren Linien hört die Einwirkung der Vorgesetzten fast ganz auf. Das Einhalten der richtigen Front, das Streben nach dem gegebenen Marschrichtungspunkt für den Angriff hin ist Grundbedingung für die Gruppe. Bei gruppenweiser Schützenentwickelung mit großen Zwischenräumen soll die vorderste Linie zunächst wegen der mangelnden Gefechtskraft das Feuer nicht eröffnen, wohl aber auf gutes Schußfeld Bedacht nehmen. Müssen Atempausen gemacht werden, so ist vor allem auf Deckung zu sehen. Eine gut ausgebildete Gruppe muß es verstehen, die Art ihres Vorgehens lediglich dem Gelände und dem Feinde anzupassen; sie wird bald gehend, bald laufend, bald enger, bald weiter werdend und den Gegner keinen Augenblick außer acht lassend, nach vorwärts Terrain gewinnen. Geht der Zug gruppenweise vor, so setzt er sich in der ersten Feuerstellung wieder zusammen. Jeder Gruppenführer teilt die Leute jeweilen neu ein. Es dürfen nie gleichzeitig mehrere laufende Gruppen im gefährdeten Raume von 200 m sich befinden. Jede Gruppe springt selbständig, ohne lautes Rufen, ohne Zeichen. Die anderen Gruppen unterstützen sie durch ihr Feuer. Hat eine Gruppe kein Schußfeld, so sucht sie in der Linie der anderen Deckung, ohne weiter noch vorne zu stürzen, gibt aber später den Anstoß zum weiteren Vorgehen. Lautloses Arbeiten ist Hauptsache. Vom Angriffspunkt darf seitlich nicht zu weit abgewichen werden, um Deckung zu suchen. Da von Anfang an die Einheiten sich vermischen werden, so sind die Führer, die in den Gruppen mitlaufen, von Anfang an entsprechend zu verteilen. Umwege sind erlaubt, so lange sie nicht aus dem Rahmen hinausführen, in dem gefochten wird. Alles hängt vom Gelände ab. Hauptsache ist ferner die richtige Wahl des Angriffspunktes, sowie Rücksichtnahme auf die in gleicher Linie liegenden Nachbarabteilungen. Unterstützungen und Reservekompagnieen dürfen sich von 12—1400 m an in geschlossener Ordnung dem Feinde nicht mehr zeigen. Sie gehen gruppenweise oder in lockeren Schützenlinien vor. Im Prinzip gilt Vorgehen unter bester Ausnützung des Geländes in kurzen Sprüngen, von Atempausen unterbrochen, im offenen Gelände gruppenweise, bis in eine Hauptfeuerstellung, ohne auffällige Signale, Befehle, Kommandos, Bewegungen. Die Vorgesetzten laufen in der Abteilung. Stets ist ein weit abgelegener gemeinsamer Richtpunkt anzugeben. Jede Einheit, auch die

Digitized by Google

kleinste, hat diese Grundsätze unter Umständen selbständig anzuwenden. Alle Vorgesetzten arbeiten angestrengt im Rahmen ihrer Befugnis; um allen Zufällen des Kampfes entgegentreten zu können, orientieren sie sich schon in der Marschkolonne unausgesetzt nach der Karte im Gelände, und überlegen im voraus alle Aufgaben, die an sie herantreten könnten. Immer ist ein Stellvertreter bereit, für sie einzuspringen. Um zu melden, liegen im Gefecht hinter der Linie Leute auf Rufweite von einander, die alles weitergeben. Jeder Mann hat in der Schützenlinie unausgesetzt auf alles zu achten, was um ihn herum vorgeht. Für das Bataillon ergeben sich keine neuen Gesichtspunkte, doch dürfen die Kompagnieen weder zu eng, noch zu weit auseinander angesetzt, sondern es muß der Raum von 400 m innegehalten werden.

Die vorstehenden Grundsätze fanden in der wohl im wesentlichen die Anschauungen in den maßgebenden Kreisen repräsentierenden, im Vorjahr erschienenen Schrift: „Der deutsche Infanterieangriff 1902", Vertretung, und es ist kaum anzunehmen, daß seitdem etwa mit Ausnahme der Anwendung des Spatens auch beim Angriff wesentliche Änderungen in ihnen eintraten, obgleich inzwischen die Berichte der Truppenteile über die Anwendung der neuen Gefechtsnormen und ihre Ergebnisse an den maßgebenden Stellen eingegangen sein dürften. Bei den vorjährigen Kaisermanövern gelangten diese Grundsätze bereits zur Anwendung, und zwar namentlich besonders ausgesprochen beim V. Armeekorps an einem der Übungstage, an welchem die Gefechts-Situation und die Geländeverhältnisse besonders günstig für sie waren, sowie, wie berichtet wurde, unter häufigem Gebrauch des Spatens, indem die Schützenlinien in den Gefechtslagen, die dazu aufforderten und es gestatteten, sich rasch in den Boden eingruben. Im übrigen führte jedoch das kurz gewellte, auf weitere Strecken nicht übersichtliche Gelände die gegen einander fechtenden Truppen in der Regel sehr bald so nahe aneinander, so daß, wie fachmännische Manöver-Berichterstatter berichteten, die neue Art der Entwickelung und des Vorgehens der Schützenlinien und ihrer Unterstützungen nur wenig zum Ausdruck zu gelangen vermochte.

Wenn auch die Absperrung des Döberitzer Übungsplatzes am 29. Mai durch Jäger zu Pferde ꝛc. eine besonders strenge war, so dürfte doch mit der Zeit über den näheren Verlauf der Übung bei Döberitz, und gerade dieser ist, unter den obwaltenden Verhältnissen von besonderem Interesse, Eingehenderes verlauten, und jedenfalls dürften schon die jetzigen Herbstübungen, nicht nur beim Garde-

Digitized by Google

korps, sondern auch bei den durch ihre Kommandeure bei der Döberitzer Übung vertretenen übrigen Armeekorps, den Niederschlag der Ergebnisse jener Übung bringen, der sich auf die Dauer nicht sekretieren läßt, da die Truppenmanöver sich in vollster Öffentlichkeit abspielen.

Was die Döberitzer Übung des weiteren betrifft, so gestaltete sich dieselbe nach dem, was bis jetzt darüber berichtet wurde, als eine auch durch den Nachtmarsch der Potsdamer Garnison und den Übergang über die Havel mittelst Brückenschlags besonders kriegsmäßige große Gefechtsübung eines Angriffs gegen einen in fester Stellung befindlichen markierten Feind und bildete somit einen typischen Akt der heutigen Kriegführung, da der Verteidiger in Anbetracht der heutigen gesteigerten Feuerwirkung mehr wie je bestrebt sein wird, die Überlegenheit des Augreifers durch Wahl einer festen Stellung auszugleichen, die durch die Verwendung des Spatens und sonstiger feldfortifikatorischer Hilfsmittel möglichst verstärkt zu werden pflegt. Die Annahme scheint daher gerechtfertigt, daß eine derartige Verstärkung wenigstens durch Schützengräben in der Stellung des Prinzen Leopold am Hasenheiden-Berge, südlich Dallgows im Ernstfalle stattgefunden haben würde, was bei einem nur markierten Feinde ausgeschlossen war. Wenn von einer Seite verlautete, daß die Döberitzer Übung auch der Erprobung der neuen Schnellfeuergeschützbatterien gegolten habe, so konnte sich dies, falls es zutrifft, in Ermangelung des Scharffeuerns, selbstverständlich nur um die Art des Auftretens und der taktischen Verwendung dieser Batterien im heutigen Gefecht handeln und somit um taktische Vorgänge einfacherer Art, wie derjenige des heutigen Angriffsverfahrens der Infanterie.

Das uns aus eigener Anschauung bekannte Gelände des Döberitzer Übungsplatzes eignet sich, den Anforderungen eines solchen entsprechend, vortrefflich für die Bewegung, Entwickelung und das Gefecht stärkerer Truppenkörper aller Waffen, da es aus einem flach-welligen Hügellande besteht, das nur hier und da mit kleinen Gehölzen bestanden ist, die ebensowohl als Stützpunkte der Verteidigung, wie des Angriffs, und dessen gedecktem Anmarsch zu dienen vermögen. Nur der Döberitzer Bach und einzelne unbedeutende sumpfige Wiesenflächen bilden in ihm nicht erhebliche Truppenbewegungshindernisse. Schon zur Zeit Friedrichs des Großen besaß dieses Gelände, wie aus den vorhandenen Karten ersichtlich ist, diesen Charakter, und der König hielt bekanntlich vor 150 Jahren am 5. September in ihm die größte Truppen-

Digitized by Google

übung mit 44 000 Mann ab, welche vor dem Siebenjährigen Kriege stattfand, und übte hier seine schräge Schlachtordnung. Bei jener Übung handelte es sich jedoch um einen Angriff von Staaken und dem Hahneberg her in der Ost-West-Richtung gegen einen am Ostrande der Gehölze zwischen Seeburg und Döberitz postierten Gegner, während der Angriff des Kaisers sich in der Südwest-Nordostrichtung, von Döberitz her sich entwickelnd, bewegte, und der Gegner in der Nähe des Hasenheiden-Berges, Front nach Südwesten, stand. Wenn auch in jeder anderen taktischen Hinsicht selbstverständlich keine Parallele zwischen der Döberitzer Übung vom 5. September 1753 und derjenigen vom 29. Mai d. Js. zu ziehen ist, so besteht eine solche jedenfalls darin, daß, wie der König bemüht war, seine Armee für die Behauptung des mit den beiden ersten schlesischen Kriegen Errungenen weiter fort zu bilden und zu stählen und die numerische Überlegenheit seiner voraussichtlichen Gegner durch die eigene taktische auszugleichen, unser heutiges Heer nach Moltkes Ausspruch 50 Jahre und selbstverständlich stets darauf gefaßt sein muß, das 1870 von ihm Gewonnene vielleicht dereinst auch gegen an Zahl überlegene Gegner zu verteidigen. Wenn ferner der König in seiner bei Döberitz und anderwärts geübten und wiederholt und namentlich bei Leuthen von ihm mit Erfolg angewandten schrägen Schlachtordnung das Mittel fand, durch umfassenden Angriff eines der Flügel der Linearfront seiner Gegner, denselben zu überwältigen und deren Schlachtlinie aufzurollen, bevor jenem Unterstützung zu teil zu werden vermochte, so vermag das am 29. Mai bei Döberitz zur Anwendung gelangte Angriffsverfahren unserer Infanterie das Mittel zum gleichen Enderfolge des Sieges über den Gegner im künftigen Kriege zu bieten, und namentlich dann, wenn dasselbe von unsern Gegnern nicht nachgeahmt wird. Die taktische Überlegenheit ist es, die mit den Übungen bei Döberitz angestrebt wurde und wird, sie aber ist es, die den Sieg verbürgt.

Digitized by Google

Der Begriff des Unbewußten.

Von Eduard von Hartmann.

Der Begriff des Unbewußten hat, wie jeder noch nicht ins Zeitbewußtsein eingegangene Begriff, etwas Paradoxes für die im Zeitbewußtsein Befangenen. Die überwiegende öffentliche Meinung geht ungeachtet aller entgegengesetzten Anläufe der Metaphysik und Psychologie im letzten Jahrhundert noch immer dahin, die Begriffe „psychisch“ und „bewußt“ für gleichbedeutend zu halten. Der Begriff des Unbewußten mutet aber gerade dem Denken zu, dieses Vorurteil zu überwinden und den Begriff des Psychischen so zu erweitern, daß er neben dem bewußt Psychischen auch ein unbewußt Psychisches umfaßt. Damit verstößt er offenbar gegen die überlieferten Denkgewohnheiten; denn es läuft allem Erwarten und Vermuten zuwider, etwas Psychisches anerkennen zu sollen, das trotz seiner psychischen Beschaffenheit unbewußt sein soll.

Man kann daraus von vornherein so viel entnehmen, daß eine Deutung des Wortes „das Unbewußte“, welches diese Paradoxie beseitigt, nicht den Sinn dieses Begriffes trifft. Es ist dem Begriff wesentlich, daß es etwas Psychisches ist, dem das Bewußtsein abgesprochen wird, und zwar etwas Psychisches innerhalb desjenigen Individuums, in dessen Bewußtsein es nicht eingeht. Wäre diese Paradoxie derart, daß sie sich zum Widerspruch verschärfte, so wäre damit der Begriff als ein unmöglicher gerichtet; jede Deutung des Worts, die auf einen Widerspruch hinausführt, muß also ebenso ausgeschlossen bleiben, wie eine, die die Paradoxie für die bisherigen Denkgewohnheiten aufhebt. Die Wissenschaft kann Veränderungen der Begriffsumfänge, die zunächst gewöhnlich paradox erscheinen, garnicht entbehren. Wenn sie dem Begriff des Unbewußten bisher widerstrebt, so ist der Hauptgrund darin zu suchen, daß sie den Ausdruck mißversteht, nämlich entweder in einem Sinne, der das Paradoxe von ihm abstreift und ihn aus einem Fortschritt zu einer dürftigen und bloß aufgebauschten Trivialität herabsetzt, oder in einem Sinne, der die Paradoxie zum Widerspruch überspannt. Es dürfte deshalb nicht überflüssig sein, zu erörtern, was unter dem recht verstandenen Begriff des Unbewußten nicht zu befassen ist, und was er in Wahrheit umspannt.

Es kann Dinge, Tatbestände, Vorgänge und reale Be-

Digitized by Google

ziehungen geben, die sich der Erkenntnis und dem Wissen entziehen. Daraus entspringen Begriffe wie „unwissentlich, ungewußt, unbekannt, unerkannt, unwißbar, unerkennbar". Das alles sind erkenntnistheoretische, nicht psychologische Begriffe; man kann sie allenfalls unter dem Gattungsbegriff „außerbewußt" zusammenfassen, darf diesen aber nicht ohne weiteres mit „unbewußt" gleichsetzen. Dazu gehört immer erst der Nachweis, erstens, daß es sich um Psychisches handelt, und zweitens, daß das Psychische integrierender Bestandteil desjenigen Individuums ist, außer dessen Bewußtsein es liegt. So ist z. B. eine hypostasierte Wahrnehmungsmöglichkeit, die zeitweilig nicht wirkliche Wahrnehmung ist — etwa die eines vor meine geschlossenen Augen gehaltenen Bildes — nichts Unbewußtes, weil sie sich aus unvollständigen Bedingungen für das Zustandekommen einer wirklichen Wahrnehmung zusammensetzt, die nicht psychisch sind; es ist also unstatthaft, in bezug auf sie von unbewußten Wahrnehmungen zu sprechen. Auch das zeitweilig oder dauernd Bewußtlose, des Bewußtseins Ermangelnde, z. B. ein ohnmächtiger Mensch oder ein toter Stoff, fällt nicht unter den Begriff des Unbewußten, denn es wird dabei vorausgesetzt, daß alle psychischen Tätigkeiten und Phänomene bei dem ersteren suspendiert sind oder pausieren, bei dem letzteren gänzlich ausgeschlossen sind, also nichts Psychisches in ihnen anzutreffen ist oder vorgeht.

Der Begriff des Unbewußten verliert seine Paradoxie auch dann, wenn man ihn als ein abgeschwächtes oder modifiziertes Bewußtsein deutet. Das „minder Bewußte" oder nicht gerade auf die verlangte Weise Bewußte kann nur mit Unrecht als ein „Unbewußtes" bezeichnet werden. Es scheidet damit aus dem Begriff des Unbewußten zunächst aus: erstens der unklare und undeutliche Bewußtseinsinhalt, das Unbestimmte, Trübe, Dämmerige, Nebelhafte, Verschwommene, Schwache, Matte; zweitens das Unbeachtete, nicht im Blickpunkt der Aufmerksamkeit Stehende; drittens das nur unmittelbar, aber nicht reflektiert Bewußte, bei dem man nicht darauf achtet, daß man sich seiner bewußt ist; viertens das nicht auf das Ich und seine Zwecke Bezogene. Sodann scheidet aus ihm das in geringerem Grade Bewußte und das in minimalem Grade Bewußte aus.

Gäbe es Grade des Bewußtseins, so würden doch auch die allerniedrigsten noch zum Bewußtsein gehören und nicht zum Unbewußten. Tatsächlich gibt es aber keine Grade des Bewußtseins, sondern was man so nennt, ist auf Unterschiede im Inhalt des

Digitized by Google

Bewußtseins zurückzuführen (vgl. „Philosophie des Unbewußten" T. II S. 51—60). Der Unterschied des Unbewußten und des Bewußten ist keinesfalls ein bloß gradueller. Das Unbewußte ist auch nicht als ein Untergeschoß oder Keller des Bewußtseins zu verstehen, in welchen der Bewußtseinsinhalt unter Abstreifung der Bewußtseinsform versinkt, um gelegentlich wieder hervorzutreten. Das Unbewußte ist kein Taubenschlag, aus dem die Vorstellungen wie Tauben aus- und wieder einfliegen, und je nachdem bewußt oder unbewußt heißen. Denn der Bewußtseinsinhalt ist nicht von der Bewußtseinsform zu trennen, weil beide als koordinierte Wirkungen gemeinsamer Ursachen gleichzeitig entstehen und vergehen. Von einem entschwundenen Bewußtseinsinhalt bleibt kein psychischer Rückstand übrig, keine rein geistige Spur, die für künftiges Wiederbewußtwerden als psychische Anlage oder Disposition dienen könnte. Alle Spuren und Dispositionen sind körperlich, leiblich, materiell, aber nicht psychisch. Die Hypothese rein psychischer Dispositionen ist neben den nicht mehr abzuweisenden leiblichen Dispositionen etwas völlig Überflüssiges und darum wissenschaftlich Unberechtigtes; sie stammt aus einer Zeit, wo die deutschen Psychologen die Bedeutung der molekularen Gehirn- und Ganglien-Dispositionen noch garnicht kannten.

Psychische Phänomene sind immer bewußt, eben weil sie psychische Phänomene oder Erscheinungen sind; darin, daß sie einer Psyche erscheinen, darin besteht eben ihr Bewußtwerden. Wer das Unbewußte mißverständlich auf psychische Phänomene bezieht, der überspannt die Paradoxie des Begriffs zum Widerspruch. Alles was unter den Begriff des psychischen Phänomens in einer Individualseele fällt, ist somit von vornherein aus dem Begriff des Unbewußten ausgeschlossen, wenigstens muß es immer für irgend welches Bewußtsein innerhalb desselben Individuums bewußt sein. Alle, die den Begriff des Unbewußten für widerspruchsvoll und unmöglich erklären, tun dies lediglich deshalb, weil sie sich in dem Irrtum befinden, ihn auf psychische Phänomene zu beziehen.

Das psychische Urphänomen ist das Gefühl; aus Gefühlen wird durch Kategorialfunktionen die Empfindung, aus Empfindungen durch andere Kategorialfunktionen die Anschauung, aus Anschauungen durch wieder andere Kategorialfunktionen die sinnliche Vorstellung gebildet, aus diesen der Begriff abstrahiert u. s. w. Alle diese Formationen sind psychische Phänomene, und als solche

Digitized by Google

sind sie auch notwendig Inhalte irgend welches Bewußtseins. Es gibt also keine absolut unbewußten Empfindungen, Anschauungen, sinnlichen Vorstellungen und Begriffe, sondern höchstens relativ unbewußte für ein bestimmtes Bewußtsein, z. B. für das oberste Zentralbewußtsein in einem Individuum, während sie in irgend einem untergeordneten Bewußtsein niederer Individualitätsstufe innerhalb des zusammengesetzten Individuums notwendig bewußt sein müssen. Sie sind psychische Phänomene nur, insofern sie für irgend ein Bewußtsein bewußt sind, nicht aber, insofern sie für ein bestimmtes anderes Bewußtsein unbewußt sind. Relativ unbewußte psychische Phänomene sind psychische Phänomene nur als relativ bewußte, nicht als relativ unbewußte. Das Paradoxe an ihnen liegt darin, daß sie Phänomene in der Individualseele und doch nicht im obersten Zentralbewußtsein des Individuums sind, welches man gewöhnlich für das einzige Bewußtsein in ihm, für das Individualbewußtsein schlechthin, hält; es liegt also letzten Endes in dem Stufenbau der Individualitäten in jedem zusammengesetzten Individuum, das auch einen Stufenbau der Bewußtseine in ihm einschließt.

Wären das Wollen und Denken psychische Phänomene, so gäbe es weder unbewußtes Wollen, noch unbewußtes Denken. Wer das Wollen in einem bestimmten Komplex von Vorstellungen, Empfindungen und Gefühlen bestehend glaubt, hat ganz Recht, unbewußtes Wollen zu leugnen, weil das, was er mit dem Namen „Wollen" belegt, lediglich ein psychisches Phänomen und als solches notwendig bewußt ist. Wer das Denken in der Reihenfolge der bewußten Vorstellungen erschöpft glaubt, die sich während des Denkens im Bewußtsein abspielt, der hat ebenso Recht, das unbewußte Denken für widersinnig zu erklären. Über die Möglichkeit unbewußten Wollens läßt sich erst dann reden, wenn man anerkennt, daß die charakteristischen Komplexe von Vorstellungen, Empfindungen und Gefühlen nur phänomenale Bewußtseinsrepräsentanten einer außerbewußten psychischen Tätigkeit sind, wie das Wahrnehmungsobjekt ein phänomenaler Bewußtseinsrepräsentant des außerbewußten Dinges ist, und daß erst jene hinterbewußte psychische Tätigkeit das ist, was mit dem Worte Wollen eigentlich gemeint ist. Wenn es überhaupt etwas gibt, das den Namen Wollen verdient, so ist dieses etwas absolut Unbewußtes (vgl. „Phil. d. Unb." II S. 45—51; „Die moderne Psychologie" S. 274—279). Wie über die Möglichkeit unbewußten Wollens, so ist auch über die Möglichkeit unbewußten

Digitized by Google

Denkens erst dann zu verhandeln, wenn man anerkennt, daß die aufeinanderfolgenden bewußten Vorstellungen nur die phänomenalen Fußtapfen sind, welche das außerbewußte Fortschreiten der Tätigkeit hinterläßt, oder die Reflexe, die es etappenweise ins Bewußtsein hineinwirft.

Gäbe es keine andere als sinnliche Vorstellung, so wäre allerdings der Begriff der unbewußten Vorstellung mit einem Widerspruch behaftet; denn jede sinnliche Vorstellung ist ein psychisches Phänomen und als solches bewußt. Nur wenn der Begriff „Vorstellung" einen weiteren Umfang hat als der Begriff „psychisches Phänomen," nur dann kann von unbewußter Vorstellung die Rede sein, aber auch immer nur in bezug auf den überschießenden, nicht phänomenalen Teil des Begriffs „Vorstellung". —

Das Unbewußte zerfällt in das relativ Unbewußte und das absolut Unbewußte. Relativ unbewußt sind psychische Phänomene in der Seele eines Individuums, die doch nicht in sein oberstes Zentralbewußtsein fallen, sondern sich in untergeordneten Bewußtseinen in ihm abspielen; absolut unbewußt sind psychische Tätigkeiten, die als Tätigkeiten in kein Bewußtsein fallen und von keinem zu belauschen sind, wenngleich ihre Produkte, sofern sie psychische Phänomene sind, in ein Bewußtsein fallen müssen. So wenig es absolut unbewußte psychische Phänomene geben kann, ebensowenig kann es psychische Tätigkeiten geben, die als Tätigkeiten bewußt oder nur relativ unbewußt wären. Wie alle psychischen Phänomene irgendwo bewußt sein müssen, so müssen alle psychischen Tätigkeiten als Tätigkeiten absolut unbewußt sein, und es ist eine Täuschung, wenn man in dem Wechsel und der Wandelung der psychischen Phänomene, die ihre Produkte sind, die Tätigkeiten selbst unmittelbar wahrzunehmen glaubt, auf die man höchstens aus ihren Produkten zurückschließt. Die psychischen Phänomene sind rein passiv und entbehren jeder Aktivität; die psychische Tätigkeit ist rein aktiv, und wo sie durch eine andere Tätigkeit zur Passivität, reprimiert oder umgebogen wird, da entstehen eben aus der Kollision der Tätigkeiten psychische Phänomene. Alle Passivität ist irgendwie und irgendwo bewußt, alle Aktivität ist als solche unbewußt. Alles Bewußtsein ist rein passiv, bloß rezeptiv, und aktionsunfähig, alles Unbewußte ist aktiv und produktiv. Daß auch das Bewußtsein aktiv sein könne, ist ein Irrtum, der daraus entspringt, daß teils das phänomenale Ich mit dem unbewußt tätigen Subjekt, teils die Motivation des

Digitized by Google

Willens beim Vorhandensein passiver bewußter Vorstellungen (Motive) mit einer vermeintlichen Aktivität dieser Vorstellungen verwechselt wird.

Psychische Phänomene, die sich in einem anderen Individuum abspielen, können für mich nicht relativ unbewußt heißen, wenn sie auch für mich ungewußt bleiben. Nur wenn das Bewußtsein oder die Bewußtseine, in denen sie sich abspielen, innerhalb der Grenzen meiner Individualität liegen, hat es einen Sinn, die Unbewußtheit dieser Phänomene für mein Zentralbewußtsein zu betonen und sie als ein relativ Unbewußtes zu bezeichnen.

Gesetzt, ich wäre von einem Dämon besessen, so würden die psychischen Phänomene im Bewußtsein dieses Dämons ebensowenig zu dem relativ Unbewußten in meiner Individualität zu rechnen sein, wie die im Bewußtsein eines anderen Menschen: denn der magische Einfluß, den ich durch das Verhältnis der Besessenheit von ihnen erleiden würde, bliebe doch immer etwas nicht zu meiner Individualität Gehöriges. In demselben Sinne würden die psychischen Phänomene eines göttlichen Bewußtseins zwar ein für mich Ungewußtes sein, aber nicht zu dem relativ Unbewußten meiner Individualität gehören. Wohl aber gehört dazu der Inhalt meiner Unterbewußtseine, die in den mittleren Hirnteilen, Ganglien und Nervenzellen ihre physiologische Grundlage haben. Selbst innerhalb meiner Großhirnhemisphären geben die psychischen Phänomene der Zellengruppen und Zellen das Material ab, aus welchen die Kategorialfunktionen die Empfindungen meines obersten Zentralbewußtseins formen. Jene Elementarbestandteile meiner Empfindungen entziehen sich meiner direkten Analyse, weil sie relativ unbewußte Phänomene in mir sind, — die Kategorialfunktionen, weil sie absolut unbewußte psychische Tätigkeiten in mir sind; nur die Produkte, die aus jenem relativ unbewußten Empfindungsmaterial und diesen absolut unbewußten kategorialen Formen gebildet werden, fallen in mein oberstes Zentralbewußtsein und stellen dessen ursprünglichsten und einfachsten Inhalt dar.

Die relativ unbewußten psychischen Phänomene meiner Hirnzellen, die unter der Schwelle meines obersten Zentralbewußtseins bleiben, sind also eine Vorbedingung für das Zustandekommen meiner bewußt psychischen Phänomene. Letztere sind gesetzmäßige Summationsphänomene aus den ersteren; erstere haben ihre physiologische Grundlage an den Intensitäten und Formen der Molekülschwingungen in den Zellen, und diese sind wieder bedingt durch die Gruppierung der Moleküle, die von früheren Be-

Digitized by Google

wegungen in demſelben Individuum und in ſeiner Vorfahrenreihe abhängig iſt. Schwingungen von beſtimmter Form, die eine gewiſſe Intenſität überſteigen, löſen in dem Bewußtſein aller Individualitätsſtufen Empfindungen aus; je ſchwächer dagegen die Schwingungsintenſität iſt, deſto niedriger ſind die Individualitätsſtufen, in deren Bewußtſeinen durch ſie noch Empfindungen hervorgerufen werden. Zuletzt ſind es nur noch die Bewußtſeine der Atome, die etwas von den Bewegungen ſpüren. Man drückt das ſo aus, daß die Reizſchwelle der Empfindung um ſo höher liegt, je höher die Individualitätsſtufe iſt. Alle Schwingungen, die unter der Schwelle einer beſtimmten Individualitätsſtufe liegen, liefern pſychiſche Phänomene, die für das Bewußtſein dieſer Individualitätsſtufe relativ unbewußt bleiben.

Die Lagerungsverhältniſſe der Moleküle, welche beſtimmte Schwingungsformen begünſtigen, heißen Dispoſitionen. Da in lebenden Organismen niemals vollſtändige Ruhe herrſcht, ſondern alle Zellen ſich in einem gewiſſen Tonus befinden, ſo beſtehen auch beſtändige Molekularbewegungen, die für irgend welche Bewußtſeine niederer Stufe Gefühle und Empfindungen hervorrufen, wenn ſie auch für ſolche höherer Stufe unter der Schwelle bleiben. Mit allen Dispoſitionen ſind alſo ſtets irgend welche Bewegungen, und mit dieſen irgend welche relativ unbewußten pſychiſchen Phänomene verbunden. Die Dispoſitionen der Nervenmaſſe im Gehirn und die aus ihnen hervorgehenden Schwingungen würden zunächſt nichts mit dem Begriff des Unbewußten zu tun haben, wenn nicht relativ unbewußte pſychiſche Phänomene mit ihnen dauernd verknüpft wären, und zunächſt iſt es um dieſer Verknüpfung willen, daß ſie als ſtändige Vorbedingung des relativ Unbewußten mit unter den Begriff des Unbewußten bezogen werden und die Bezeichnung „das phyſiologiſche Unbewußte“ erhalten. Wäre dies die einzige Rechtfertigung, ſo trügen ſie freilich ihren Namen als Unbewußtes doch nur in einem uneigentlichen Sinne; es wird ſich jedoch bald zeigen, daß er ihnen noch aus einem ganz anderen Grunde auch im eigentlichen Sinne zukommt.

Das phyſiologiſche Unbewußte und die abſolut unbewußte pſychiſche Tätigkeit ſind die beiden gleich unentbehrlichen Faktoren, deren Produkte die pſychiſchen Phänomene, ſowohl die relativ unbewußten, als auch die zentral bewußten, ſind. Wie die ältere deutſche Pſychologie des 19. Jahrhunderts bis zu Erdmann, Schaller, George, J. H. Fichte und Ulrici die phyſiologiſche

Digitized by Google

Bedingtheit aller psychischen Phänomene verkennt und sie bloß aus unbewußt psychischer Tätigkeit ableiten will, so versucht der Materialismus und die physiologische Psychologie sie als bloße Wirkung des physiologischen Unbewußten zu erklären und ignoriert die Mitwirkung unbewußt psychischer Tätigkeiten. Beide Richtungen müssen an ihrer entgegengesetzten Einseitigkeit scheitern, nachdem die ihnen zur Verfügung stehenden Erklärungsmittel sich in ihrer Isolierung als unzulänglich zur Lösung der Aufgabe erwiesen haben. Die „Philosophie des Unbewußten" hat von Anfang an beide Faktoren zu vereinigen gesucht; die Alleinberechtigung dieser hypothetischen Stellungnahme kann aber naturgemäß nicht eher allgemeinere Anerkennung finden, als bis die Einseitigkeit der rein physiologischen Psychologie sich in ihrer Unzulänglichkeit ebenso deutlich offenbart hat, wie die der antiphysiologischen Psychologie es bereits in den 70er Jahren des 19. Jahrhunderts getan hat. Dieser Zeitpunkt scheint aber jetzt nahe gerückt, während beim ersten Erscheinen der Phil. d. Unb. diese Vorbedigung für die Anerkennung ihrer Syntheſe noch gänzlich fehlte, vielmehr die einseitig physiologische Psychologie sich erst anschickte, ihren Siegeslauf zu beginnen.

Das physiologische Unbewußte wäre an sich ein bloß Bewußtloses, kein Unbewußtes im eigentlichen Sinne, wenn die Materie, aus der die physiologischen Dispositionen gebildet sind, und welche vermittelst ihrer in bestimmte Schwingungsformen gerät, etwas durchaus Unpsychisches wäre. Wenn dagegen die Annahme richtig ist, daß der tote Stoff nur ein Wahngebilde der sinnlichen Vorstellung ist, und daß die Materie ein bloßes Produkt aus dem Widerspiel individualisierter Kräfte ist, dann werden diese Zentralkräfte oder Atomkräfte, aus denen die Materie als objektiv reale Erscheinung entspringt, selbst zu unstofflichen immateriellen psychischen Individuen unterster Individualitätsstufe. Diese Kräfte erzeugen nur dadurch die materiellen Phänomene, daß ihre absolut unbewußten psychischen Tätigkeiten (Kraftäußerungen) gemeinsame Ausgangspunkte (Kraftzentra) haben und dadurch zu Normalkräften oder Potentialkräften werden, wogegen die psychischen Tätigkeiten höher Individualitätsstufen solcher gemeinsamen Ausgangspunkte ermangeln und deshalb physikalisch als Kräfte ohne Potential zu bezeichnen sind. Neben diesen absolut unbewußten psychischen Tätigkeiten sind in ihnen auch psychische Phänomene anzunehmen, nämlich die primitivsten Lust- und Unlustgefühle, die noch nicht zu qualitativen Empfindungen

Digitized by Google

zusammengefaßt sind, aber das primitive Material zu diesen Synthesen in den Individuen nächsthöherer Stufe liefern. So entfalten die Atome sowohl absolut unbewußte Tätigkeit als auch psychische Phänomene, die als solche den Bewußtseinen höherer Individualitätsstufe unbewußt bleiben, also für diese ein relativ Unbewußtes sind. Das physiologische Unbewußte löst sich sonach letzten Endes selbst wieder in ein absolut Unbewußtes und relativ Unbewußtes auf; es behält aber dessen ungeachtet seine eigenartige Bedeutung als leibliche Grundlage für die Bewußtseine höherer Individualitätsstufen dadurch, daß es ein objektiv reales, materielles Phänomen darstellt, welches den unorganischen Naturgesetzen untersteht, und es bedarf deshalb einer gesonderten Betrachtung.

Das absolut Unbewußte oder die psychische Tätigkeit im weitesten Sinne gliedert sich in individuelle Teiltätigkeiten, und diese treten miteinander in Widerstreit oder Wechselwirkung. Hieraus entspringen die zwei Erscheinungssphären der Erscheinungswelt, einerseits die objektiv reale, daseiende Natur, andererseits das subjektiv ideale, in sich seiende, bewußte Geistesleben. An den Knotenpunkten der Kraftäußerungskollisionen liefert nämlich die unbewußte Tätigkeit ein doppelseitiges Produkt: indem zwei Tätigkeiten als nach außen gerichtete, aktive aufeinandertreffen, erzeugen sie ein Stück Natur, und indem sie sich gegenseitig nach innen reprimieren, erzeugt jede in der anderen eine Passivität, d. h. ein psychisches Phänomen oder ein Bewußtsein. Das absolut Unbewußte ist also nicht etwas Bewußtseinsunfähiges, sondern etwas, das überall, wo seine Teiltätigkeiten auf einander treffen, ebenso notwendig Bewußtsein wie Natur erzeugt. Das so entstehende Bewußtsein hebt aber wiederum die Unbewußtheit der Tätigkeit als solche nicht auf, denn es bezieht sich nur auf die Zurückdrängung in sich selbst, auf die Umbiegung, die die Tätigkeit erlitten hat, nicht auf die Aktivität als solche, sondern auf ihre Hemmung durch eine andere Aktivität, auf die Negation der Aktivität oder auf die in ihr gesetzte oder ihr aufgezwungene Passivität. Individualisiertes Bewußtsein und individualisierte unbewußte Tätigkeit gehören untrennbar zusammen, aber sie verhalten sich wie Produkt und Produktivität; im bewußt gewordenen Produkt bleibt die Produktivität unmittelbar unbewußt, wenn man auch mittelbar aus dem Produkt auf das Vorhandensein einer an sich unbewußten Produktivität zurückschließen kann. Ob die aus der absolut unbewußten Tätigkeit entsprungenen psy-

Digitized by Google

chischen Phänomene als bewußt oder als relativ unbewußt zu zu bezeichnen sind, hängt lediglich davon ab, aus welchem Gesichtspunkt man sie betrachtet, d. h. auf welche Individualitätsstufe man sich in Gedanken stellt, um vom Standpunkt ihres Bewußtseins aus darüber zu urteilen.

Das physiologische Unbewußte ist nicht leicht mit der absolut unbewußten psychischen Tätigkeit und mit den relativ unbewußten psychischen Phänomenen zu verwechseln. Wohl aber liegt die Gefahr nahe, die Grenzen zwischen dem absolut Unbewußten und relativ Unbewußten zu verwischen und beides in einen Topf zu werfen, so lange man ihren prinzipiellen Gegensatz und die Notwendigkeit ihrer durchgehenden reinlichen Sonderung noch nicht scharf erfaßt hat. Ich habe es als erster im Jahre 1872 ausgesprochen, daß der Hauptmangel des ursprünglichen Textes der „Phil. d. Unb." darin liegt, diese Sonderung trotz des deutlich präzisierten prinzipiellen Unterschiedes nicht überall ausreichend durchzuführen. In den Zusätzen der späteren Auflagen, insbesondere in den im dritten Teil der 10. Auflage vereinigten Schriften, in der „Kategorienlehre" und der „modernen Psychologie" glaube ich dann, das ursprünglich Versäumte mehr als ausreichend nachgeholt zu haben. Wer sein Urteil über den Begriff des Unbewußten auch heute noch lediglich auf eine ältere Auflage der Phil. d. Unb. stützt, für den sind freilich diese späteren Ausführungen nnd Verbesserungen so gut wie nicht vorhanden, und deshalb ist es kein Wunder, wenn er mit denselben Schwierigkeiten des Verständnisses zu kämpfen hat und in denselben Mißverständnissen befangen bleibt, die vor 30 Jahren gang und gäbe waren.

Die absolut unbewußte Tätigkeit setzt oder produziert etwas, was vorher nicht reell war, oder setzt oder produziert einen Zustand oder eine Bestimmtheit des reell Existierenden, die vorher nicht existierte. Darin ist zweierlei enthalten. Einerseits wird durch die unbewußte Tätigkeit die Art und Weise einer Veränderung bestimmt, die noch nicht da ist, und deren Art und Weise doch schon, ehe sie da ist, durch die Tätigkeit bestimmt sein muß. Andrerseits realisiert die Tätigkeit diese zunächst noch nicht daseiende inhaltliche Bestimmtheit, so daß sie nunmehr existierend wird. Die Tätigkeit ist also einerseits bestimmend, andererseits realisierend. Als bloß bestimmende wäre sie unwirksam, da eine nicht realisierte Bestimmtheit bloß ideell bliebe und garnicht in die phänomenale Existenz träte. Als bloß realisierende wäre sie

Digitized by Google

unbestimmt, d. h. könnte nichts realisieren, weil in ihr keine Bestimmung darüber zu finden wäre, was realisiert werden solle und was nicht. Beide Seiten, die bestimmende und die realisierende, gehören demnach untrennbar zusammen, und die Tätigkeit ist nur Tätigkeit, insofern sie beide Seiten in sich vereinigt. Alles Bestimmen oder Determinieren vollzieht sich nach logischen Beziehungen und Gesetzen, ist also „logische Determination"; in der Realisation des so bestimmten zu Realisierenden liegt dagegen nichts Logisches mehr, was zur logischen Determination des Inhalts hinzukäme, — sie vielmehr ist eine unlogische Leistung, die zur logischen hinzukommt. Die bestimmende Seite der Tätigkeit ist durchaus konkret, d. h. sie entfaltet sich von Fall zu Fall ad hoc nach Maßgabe der gegebenen Umstände; nur wenn wir gleichmäßige Umstandsgruppen zusammenfassen, stellt sich unserem diskursiven Denken die konkrete logische Determination als abstraktes Gesetz dar. Die realisierende Seite der Tätigkeit ist dasjenige an ihr, was den von der anderen Seite bestimmten Inhalt in die Existenz oder Wirklichkeit einführt, unbekümmert darum, welcher Art der von der anderen Seite bestimmte Inhalt ist, und ohne das geringste an ihm zu ändern. Sie ist die Macht oder Kraft, durch welche die noch nicht seiende Bestimmtheit ins Sein erhoben wird.

Die bestimmende Seite der Tätigkeit ist also das Konkrete, von dem das Gesetz abstrahiert ist; die realisierende Seite derselben ist die Macht des Gesetzes über die Wirklichkeit. In ersterer Hinsicht ist die Tätigkeit gesetzmäßige Determination des Geschehens nach Maßgabe der Umstände, in letzterer Hinsicht blinde Kraftäußerung, in der Einheit beider Seiten: „gesetzmäßige Kraftäußerung". In ersterer Hinsicht ist die Tätigkeit bestimmende Vorwegnahme eines noch nicht Seienden, zwar Bestimmtheit, aber doch noch nicht daseiende oder existierende Bestimmtheit, ideelle Antizipation oder unbewußte „Vor-Stellung" der zu realisierenden Bestimmtheit vor ihrer Verwirklichung. In letzterer Hinsicht ist sie Trieb, Streben, Begehren oder Wollen, das auf die Verwirklichung des Vor-Gestellten, gerichtet ist. In der Einheit beider Seiten ist sie unbewußtes Wollen des unbewußt Vorgestellten, das zugleich eben durch dieses unbewußte Wollen realisiert wird.

Ob Kraftäußerung eine Unterart des Wollens, oder das Wollen eine Unterart der Kraftäußerung sei, darüber ist viel gestritten. In der Tat ist die unbewußte Tätigkeit niemals unmittelbar zu belauschen, sondern nur mittelbar aus ihren Er-

Digitized by Google

ſcheinungen zu erſchließen, und da ſie eine doppelte Erſcheinung, Natur und Bewußtſein hervorbringt, ſo kann man auch von jeder dieſer beiden Erſcheinungsſphären auf ſie zurückſchließen. Erfolgt der Rückſchluß aus Naturvorgängen, ſo nennt man die erſchloſſene Tätigkeit geſetzmäßige Kraftäußerung; erfolgt der Rückſchluß aus dem Widerſchein, den die Tätigkeit ins Bewußtſein hineinwirft, ſo nennt man ſie vorſtellungsmäßig beſtimmtes Wollen. Beides ſind nur Namen für dieſelbe Sache, denn beides deckt ſich vollſtändig, und keiner der beiden Begriffe iſt enger oder weiter als der andere.

An unbewußten Kraftäußerungen nimmt niemand Anſtoß; unbewußte Triebe werden von der Hegelſchen, unbewußtes Streben von der Herbartſchen, unbewußtes Wollen von der Schopenhauerſchen Schule anerkannt. Alle meinen dasſelbe, wenn ſie auch verſchiedene Worte brauchen. Das unbewußte Walten der Geſetze beſtreitet keiner; es macht ſich nur nicht jeder klar, daß Geſetze keine über den Dingen ſchwebende Mächte, ſondern bloß ſubjektive Abſtraktionen ſind, und daß, was eigentlich vorgeht, nicht eine Anwendung des fertigen Geſetzes auf den Einzelfall, ſondern eine konkrete logiſche Determination des Einzelfalles iſt, die als ſolche einen ſchöpferiſchen Beitrag zum Geſetze darſtellt. Unbewußte Phantaſieentfaltung, unbewußte Schlüſſe, unbewußte Gedankenentfaltung, kurz unbewußtes Denken, wird von vielen Seiten anerkannt. Die unbewußte Vorſtellung erregt leichter Anſtoß, weil man bei „Vorſtellung“ zunächſt nur an ein pſychiſches Phänomen, an die Reproduktion ſinnlicher Anſchauungen und Empfindungskomplexe oder an ein höheres Gebilde aus ſolchen zu denken pflegt. Vorſtellung kann aber dem Wortlaut nach ebenſo gut die Tätigkeit des Vorſtellens wie das phänomenale pſychiſche Produkt derſelben bedeuten; ſie kann als Vorſtellen mit Denken gleichgeſetzt werden, inſofern einerſeits das Denken nur zeitliche Änderung des Vorſtellens iſt und andrerſeits das Vorſtellen nicht ſich ſelbſt gleichbleiben kann, ſondern ſich beſtändig mit dem Wechſel der Umſtände wandeln muß, alſo in einer Zeitſtrecke betrachtet, zugleich ein Denken iſt. Vorſtellung kann endlich die inhaltliche ideelle Beſtimmtheit an der beſtimmenden Seite der unbewußten Tätigkeit bedeuten, die ideelle Antizipation oder Vor-Stellung des noch nicht Seienden, aber dem Willen zur Verwirklichung Darzubietenden, und als ſolche iſt ſie der pſychiſchen Phänomenolität ebenſoweit entrückt wie als Tätigkeit.

Digitized by Google

Der Begriff der unbewußten Vorstellung deckt sich mit dem Begriff der „intellektuellen Anschauung“ ebensogut wie mit dem Begriff des „unbewußten Denkens“ und dem der „Idee“ im Sinne von „Partialidee“ oder eines gliedlichen Moments der absoluten Idee. Auch die intellektuelle Anschauung kommt nicht im Bewußtsein vor und muß doch zur Erklärung der Bewußtseinserscheinungen hinter dem Bewußtsein als urbildliche Determination des Werdens und als Bestimmtheit der schöpferischen Synthesen vorausgesetzt werden. Der Ausdruck „intellektuelle Anschauung“ verleitet nur leicht zu dem Mißverständnis, als wäre ihre Anschauung doch wieder ein psychisches Phänomen, eine mehr oder weniger sinnliche oder bildliche Phantasieanschauung. Der Ausdruck „unbewußtes Denken“ wiederum verleitet leicht zu dem anderen Mißverständnis, als ob es sich in Abstraktionen bewegte, statt in absolut konkreten Bestimmungen. Der Ausdruck „Idee“ endlich verleitet zu dem doppelten Mißverständnis, erstens als ob es sich um eine transzendente Ideenwelt hinter und jenseits der wirklichen Welt, statt um die logische Bestimmtheit und den idealen Inhalt der wirklichen selbst handelt, und zweitens als ob die Idee etwas ewig Starres, sich gleich Bleibendes wäre, während sie doch die stetig wechselnde ideelle Bestimmtheit im realen Prozeß der Welt ist (vgl. meine „Philosophie des Schönen“ S. 192—193, 468; „Die deutsche Ästhetik seit Kant“ S. 109—110 und im Sachregister unter „Idee“). Der Ausdruck „unbewußte Vorstellung“ ist von allen diesen unerwünschten Nebenassoziationen frei und scheint mir die zweckmäßigste Bezeichnung, sobald man nur sich einprägt, daß der Zusatz „unbewußte“ zu „Vorstellung“ jeden Gedanken an ein psychisches Phänomen ausschließt und ganz allein auf die unbewußte psychische Tätigkeit und die von ihr gesetzte ideelle Bestimmtheit hinweist. Von einem Widerspruch in dieser Wortverbindung kann alsdann keine Rede mehr sein. Der etymologische Sinn des Wortes Vorstellung bietet sich ganz von selbst einer solchen Erweiterung des Begriffsumfanges dar und setzt die deutsche Sprache in Vorteil gegen alle übrigen. Wer aber durchaus nicht über den Anstoß fortkommen kann, den die Verbindung „Vorstellung“ mit „unbewußt“ ihm erregt, dem steht es frei, einen anderen Ausdruck an Stelle der unbewußten Vorstellung zu setzen.

In der unorganischen Natur bekundet sich die absolut unbewußte Tätigkeit als die Gesamtheit der Atomkräfte oder Zentral-

Digitized by Google

kräfte, und alle resultierenden Wirkungen aus dieser sind nur Summationsergebnisse aus den in sie eingehenden einzelnen Atomkräften nach unorganischen Gesetzen. In der organischen Natur dagegen entfaltet die absolut unbewußte Tätigkeit sich außerdem noch in Kraftäußerungen, die keine Zentra zu Ausgangspunkten haben, sondern sich nur auf Atomgruppen als ihre Angriffspunkte beziehen; hier sind also die resultierenden Wirkungen nicht bloße Summationsergebnisse aus Atomkräften nach unorganischen Gesetzen, sondern es treten weitere Summanden hinzu, die das Resultat modifizieren, indem sie nach höheren organischen Gesetzen wirksam sind. Diese „hinzukommenden Kräfte" sind keine Kräfte im energetischen Sinne, da sie die Energiesumme unverändert lassen und nur die Art und Weise der Energieumsätze und die Geschwindigkeit ihres Ablaufs beeinflussen. Sie sind auch nicht mechanische Kräfte, da sie nicht nach mechanischen Gesetzen wirken. Sie sind ebensowenig materielle Kräfte, weil sie sich wohl auf vorhandene Materie als auf ihren Angriffspunkt beziehen, aber weder an Materie als an ihrem Ausgangspunkt haften, noch die objektiv reale Erscheinung von Materie hervorbringen. Sie sind also nicht energetische, nicht mechanische, nicht materielle, kurz nicht physikalische Kräfte, die nur noch als psychische oder metaphysische Kräfte zu bezeichnen sind; zugleich aber sind sie doch natürliche Kräfte, weil sie auf die objektiv reale Erscheinungsseite der Welt, oder die Natur, gerichtet sind, und nach Naturgesetzen, wenn auch nicht nach anorganischen, wirken. J. Reinke nennt sie „Gestaltungsdominanten" und dieser Ausdruck ist jedenfalls besser als Lebenskraft oder Bildungstrieb. Der unorganischen Natur und ihren Gesetzen gegenüber erscheinen sie als „Eingriffe" in ihr Gebiet, ohne doch aus dem Gesichtspunkt der Natur überhaupt Eingriffe zu sein. Sowohl die Gesetze der niederen wie die der höheren Naturkräfte sind kausal und final zugleich; die Individualzwecke steigen aber mit der Individualitätsstufe, von der sie betätigt werden, und deshalb erscheint uns das Verhalten der Individuen niederer Individualitätsstufen (Atome, Moleküle) überwiegend unter kausalem, das der Individuen höherer Stufen (Zellen, Organismen, Menschen) vorwiegend unter finalem Gesichtspunkt. Auf jeder Individualitätsstufe kommen zu der Summe der Kräfte der niederen Stufen weitere Leistungen der unbewußten Tätigkeit hinzu, so daß dem Stufenbau der Individuation auch ein Stufenbau unbewußter Tätigkeiten entspricht.

Auf der Seite des Bewußtseins zeigt sich derselbe Stufenbau

Digitized by Google

der Individuation wie auf der Seite der Natur, und er entspringt hier wie dort aus dem Stufenbau der absolut unbewußten Tätigkeit. In den Individuen höherer Stufe sind die Bewußtseinseinheiten keine bloßen Summationsphänomene aus den Bewußtseinen der sie zusammensetzenden Individuen niederer Stufe, weil auf jeder Individualitätsstufe neue psychische Kräfte oder unbewußte Tätigkeiten hinzukommen. Diese hinzukommenden Tätigkeiten vermehren einerseits durch die Befriedigungen und Hemmungen, die ihr Streben erfährt, das Material für den Aufbau des Bewußtseinsinhalts, und andrerseits vollziehen sie diesen Aufbau als unbewußte synthetische Intellektualfunktionen, die das auf niederen Stufen produzierte Empfindungsmaterial zu Anschauungen, Vorstellungen, Begriffen u. s. w. logisch formieren.

Die gestaltende oder formierende Leistung der unbewußten Tätigkeit vollzieht sich in der Produktion der Natur wie in der Produktion des Bewußtseinsinhalts nach logischen Normen, die „Kategorien" heißen. Soweit die gleichen Kategorien in beiden Erscheinungssphären zur Verwendung gelangen, stellt der Bewußtseinsinhalt sich als treue Reproduktion der Natur dar; soweit dagegen verschiedene Kategorien benutzt werden, sind die Bewußtseinsinhalte nicht mehr adäquate Abbilder, sondern nur noch repräsentative Symbole des Wirklichen. Übereinstimmend werden beispielsweise auf beiden Gebieten verwandt die Kategorien der intensiven und extensiven Quantität, Substantialität, Kausalität und Finalität; abweichend die Qualität, die nur im Bewußtseinsinhalt vorkommt und hier als zusammenfassendes abgekürztes Symbol für ganze Gruppen verwickelter Quantitätsverhältnisse dient. Die Anwendung oder Nichtanwendung bestimmter Kategorialfunktionen in beiden Erscheinungssphären ist überall durch die höchste Kategorie, die Finalität, geregelt, und diese selbst ist die Anwendung des Logischen auf ein vorgefundenes Unlogisches, die Anwendung der logischen Determination auf die Kraft- oder Willensäußerung. Die Ähnlichkeit und Verschiedenheit beider Erscheinungssphären ist also letzten Endes logisch determiniert durch die absolut unbewußte Tätigkeit. —

Das absolut Unbewußte produziert einerseits das physiologische Unbewußte, das nur ein Teil der Natur ist, andererseits das relativ Unbewußte, das nur einen Teil der psychischen Phänomene oder der Bewußtseinserscheinungen umfaßt. Das absolut Unbewußte ist demnach der Grund, die Quelle und die übergreifende Einheit der drei Gebiete des Unbewußten überhaupt. Als Ursprung

Digitized by Google

der materiellen Natur und des bewußten Geisteslebens ist ferner das absolut Unbewußte das gemeinsame Dritte hinter beiden, wie es von aller Identitätsphilosophie gefordert und gesucht wird. Das identische Dritte über und hinter Materie und Bewußtsein darf mit keinem der Gegensätze zusammenfallen, die aus ihm erklärt werden sollen; es darf also weder materiell noch bewußt sein. Daß das identische Dritte nicht materiell sein darf, hat man schon länger eingesehen; daß es aber, um seiner Aufgabe zu genügen, auch nicht bewußt sein darf, ist ebenso klar und will doch noch garnicht in das Zeitbewußtsein eingehen. Eine Identitätsphilosophie ist ebensogut nur als Philosophie des Unbewußten möglich, wie sie nur als Immaterialismus möglich ist.

Die unbewußten Tätigkeiten können entweder als vielheitlich gesonderte oder als Glieder einer einheitlichen allumfassenden Tätigkeit gedacht werden. In ersterem Falle bedeutet der Ausdruck „das Unbewußte" nur einen Sammelnamen, im letzteren Falle eine in sich mannigfaltig gegliederte Einheit. Die Unmöglichkeit der Wechselwirkung gesonderter Tätigkeiten zwingt zu der zweiten Annahme; zwei gesonderte Tätigkeiten würden sich nie treffen, sondern beziehungslos bleiben wie zwei gesonderte Absoluta oder zwei Welten ohne Gemeinsamkeit von Zeit und Raum.

Die unbewußte Tätigkeit kann entweder als letztes und höchstes Prinzip aufgefaßt werden, oder als Tätigkeit, die von einem substantiellen (aber weder reellen, noch materiellen, noch ichlichen) Subjekt ausgeht. Wenn schon die Tätigkeit absolut unbewußt ist, so muß das hinter ihr stehende Subjekt erst recht unbewußt sein. Das Unbewußte ist dann Einheit des unbewußten Subjekts und seiner unbewußten Tätigkeit. Wer eine Vielheit von gesonderten Tätigkeiten annimmt, wird auch eine Vielheit substantiell gesonderter Subjekte annehmen müssen. Wer dagegen alle scheinbaren Sondertätigkeiten als bloße Teiltätigkeiten und Glieder einer absoluten Tätigkeit auffaßt, der wird auch nur Ein absolutes substantielles Subjekt annehmen können. Die substantielle Einheit der Welt (der ontologische Monismus) ist nur möglich, wenn die eine Weltsubstanz immateriell und unbewußt ist. Wäre die Materie die Substanz der Welt, so läge das höhere Recht des Pluralismus klar zutage, und die Einheit wäre nur die begriffliche eines Kollektivums. Wäre des Bewußtsein, Selbstbewußtsein, Fürsichsein, die Ichheit das Substantielle, so wäre ebenfalls der Pluralismus evident, da es viele Ichs gibt; es bleibt dann nur noch übrig, die vielen Ichs durch einen Machtspruch für falschen Schein und

Digitized by Google

das eine absolute Ich für das allein wahre Ich und damit für die einzige Substanz zu erklären. Diesen beiden Gewaltsamkeiten ist nur zu entgehen, wenn man die Materie für eine objektiv reale Erscheinung, die vielen Ichs für subjektiv ideale Phänomene in den vielen Bewußtseinen, und allein das unbewußte Subjekt der Tätigkeit für substantiell erkennt; denn nur dann ist die Einheit der Substanz ungezwungen mit der Vielheit der materiellen Erscheinungsgruppen und der Vielheit der in sich abgeschlossenen Bewußtseine und Ichs zu vereinigen. Das absolut Unbewußte ist also ebenso unentbehrliche Voraussetzung des ontologischen Monismus wie der Identitätsphilosophie, und das bisher vergebliche Ringen nach beiden, das uns die Geschichte der Philosophie zeigt, kann erst dann von Erfolg sein, wenn diese Vorbedingung, die Anerkennung des absolut Unbewußten, erfüllt wird.

Es bleibt hierbei zunächst die Frage offen, ob im absoluten Subjekt ein eigenes absolutes Bewußtsein neben den vielen Bewußtseinen in weltlichen Individuen besteht oder nicht. Ob diese Frage bejaht oder verneint wird, hat auf die Bedeutung der absolut unbewußten Tätigkeit und des absolut unbewußten Subjekts gar keinen Einfluß, vorausgesetzt, daß das absolute Bewußtsein nur als ein rezeptives psychisches Phänomen aufgefaßt wird, in welches nicht die Dinge selbst und das absolute Subjekt selbst eingehen, sondern nur ihre abbildlichen bewußten Vorstellungsrepräsentanten, die Wahrnehmungsobjekte und das Ich. Denn dann kann der Grundsatz in Kraft bleiben: es gibt weder unbewußte psychische Phänomene noch bewußte psychische Tätigkeiten. An einem bloß rezeptiven phänomenalen absoluten Bewußtsein, von dessen Inhalt die absolute Tätigkeit und das absolute Subjekt ausgeschlossen sind, dürfte freilich kaum jemand ein Interesse haben; auch liegt der Widerspruch der Rezeptivität und Phänomenalität mit der vorausgesetzten Absolutheit eines solchen Bewußtseins zu sehr auf der Hand, um dabei zu verweilen. Ein produktives, urbildliches, absolutes Bewußtsein wiederum verstößt nicht nur gegen jenen Grundsatz, sondern wenn man es annähme, so müßte auch die Tätigkeit in der Welt entweder an sich absolut bewußt, wenn auch für uns unbewußt, oder aber ihrer ursprünglichen Bewußtheit, die sie im absoluten Subjekt hatte, entkleidet, gleichsam in die Unbewußtheit hinabgestoßen sein. Diese und andere Schwierigkeiten sprechen gegen den Begriff eines absoluten Bewußtseins, der nur für so lange als eine religiös unentbehrliche anthropopathische Übertragung gelten kann, wie die Ab-

Digitized by Google

streifung der Bewußtheit vom produktivem Geiste für gleichbedeutend mit seiner Entgeistigung und seiner Herabdrückung in eine untergeistige, naturalistische, zwecklose und unvernünftige Sphäre erscheint.

„Das Unbewußte" ist ein substantiviertes Adjektivum, wie so viele philosophische Begriffsworte, die trotz ihres adjektivischen Ursprungs nicht weniger geeignet sind, ein Substantivum zu vertreten, z. B. das Wirkliche, das Wahre, das Gute, das Schöne. Es ist formell eine negative Bezeichnung wie so viele philosophische Begriffsworte, durch deren negativen Ursprung man sich nicht hat abhalten lassen, etwas Positives mit ihnen bezeichnen zu wollen, z. B. das Unendliche, das Absolute, die Freiheit. Es dürfte deshalb ganz aussichtslos sein, aus dem adjektivischen und negativen Ursprung des Wortes ableiten zu wollen, daß dasjenige, was es bezeichnen soll, nichts Substantielles und Positives sein könne; man könnte höchstens den Ausdruck als einen schlecht gewählten tadeln. Er ergab sich von selbst aus dem Gegensatz gegen die Bewußtseinsphilosophie; sobald dieser Gegensatz durch völlige Preisgabe der Bewußtseinsphilosophie gegenstandslos geworden sein wird, würde ich den Tadel des Ausdrucks als berechtigt anerkennen, eher aber nicht.*)

*) Vgl. über den Begriff des Unbewußten: „Phil. d. Unb." 10. Aufl. Bd. II S. 153—201, 482—510, 538; Bd. III S. 295—330. „Archiv für systematische Philosophie" 1900 Bd. VI Heft 3 S. 273—290; „Philosoph. Monatshefte" Bd. 28 Heft 1 u. 2 S. 1—25; „Die moderne Psychologie" S. 75—85, 121—125. Über die Unbewußtheit des Absoluten als solchen vgl. ferner: „Die Religion des Geistes" S. 143—163, 168—179; „Phil. Fragen der Gegenwart" S. 131—136; „Phil. des Schönen" S. 478—482; „Lotze's Philosophie" S. 154—183; „Das sittliche Bewußtsein" 2. Aufl. S. 617—622; „Ethische Studien" S. 218—228; „Schellings phil. System" S. 34—51. Über die Geschichte des Begriffs des Unbewußten in der Metaphysik und Psychologie vgl. meine „Geschichte der Metaphysik" Bd. II unter „Unbewußtes" im Sachregister; „Die moderne Psychologie" Abschnitt III „Das Unbewußte;" „Phil. des Unbewußten" 10. Aufl., Bd. I S. 13—35, 434—438. J. Volkelt „Das Unbewußte und der Pessimismus," erster Teil „Geschichte des Unbewußten," Leipzig 1872; O. Plümacher „Der Kampf um's Unbewußte" 2. Aufl., Leipzig 1890.

Digitized by Google

Die Dresdener Ausstellungen.

Von Max Osborn.

Seit sechs Jahren erst ist Dresden in den Kreis unserer Ausstellungsstädte eingetreten, aber seit ebenso langer Zeit bereits marschiert es mit an der Spitze des modernen deutschen Kunstbetriebes und hat sich als höchst gefährlicher Konkurrent zwischen die Kunstzentren Nord- und Süddeutschlands: zwischen Berlin und München geschoben, die sich bis dahin allein um die Suprematie stritten. Denn gleich die erste große künstlerische Veranstaltung der sächsischen Hauptstadt im Jahre 1897 bedeutete einen außerordentlichen Erfolg und war von weittragender Bedeutung für die Entwicklung unseres gesamten Ausstellungswesens. Sie war mit einer Kunst des Arrangements und mit einem Geschmack hergerichtet, die bis dahin für solche Aufgaben bei uns schlechthin unbekannt waren, gab eine mustergiltige internationale Übersicht über den Stand der europäischen Kunst und vermittelte uns die Bekanntschaft mit zwei Gebieten, von deren Blüte wir damals kaum vom Hörensagen etwas wußten: mit der neuen belgischen Bildhauerschule, vor allem mit ihrem großen Führer und Meister Constantin Meunier, und mit dem modernen Kunstgewerbe Belgiens, Frankreichs, Amerikas — es war der entscheidende Anstoß für die moderne kunstgewerbliche Bewegung in Deutschland, die dann erst mit voller Kraft einsetzte. Die nächste Dresdener Ausstellung, die von 1899, — man hatte von vornherein, ähnlich wie in Venedig, das Prinzip aufgestellt, daß immer ein Jahr überschlagen werden sollte — hatte einen nationalen Charakter und lockte vornehmlich durch drei Sonderveranstaltungen von Bedeutung: durch eine Lucas Cranach-Ausstellung, eine historische Ausstellung des Meißner Porzellans und eine reiche kunstgewerbliche Abteilung, die einen Überblick auf die jungen deutschen Bemühungen auf diesem Gebiete gewährte. 1901, auf der dritten Ausstellung, war man in Dresden wieder „international“ und hatte als besonderen Trumpf die höchst interessante und lehrreiche Porträtausstellung, in der man die Entwicklung der Bildniskunst durch die Jahrhunderte der „modernen Kunst“ im weiteren Sinne des Wortes an erlesenen Proben verfolgen konnte.

Die erstaunlichen Erfolge, die Dresden mit diesen drei großen Kunstausstellungen davontrug, waren nicht glückliche Zufälle, sondern logische Ergebnisse einer viele Jahre währenden, stillen und eifrigen

Digitized by Google

künstlerischen Kulturarbeit. Männer wie Woldemar von Seidlitz, in dem Sachsen einen Vertreter des guten Geschmacks in seiner Regierung besitzt, den sich jeder deutsche Bundesstaat nur von Herzen wünschen kann, wie Karl Wörmann, Cornelius Gurlitt, Georg Treu und Max Lehrs, haben hier unendlich viel für die Pflege eines echten Kunstsinns getan, und die vor acht Jahren erfolgte Berufung Gotthard Kuehls, des ersten Sezessionisten, der in eine amtliche Stellung einrückte, an die Dresdener Akademie war ein Ereignis von größter Bedeutung für das Kunstleben der lieblichen Elbstadt. Denn dieser ausgezeichnete Maler, Lehrer und Organisator ward die Seele und die treibende Kraft fast aller jener Veranstaltungen.

In diesem Jahre wäre nun also die vierte große Dresdener Kunstausstellung fällig gewesen. Aber ein anderer Plan kam dazwischen: der Plan der „Deutschen Städteausstellung", und man nahm diese Störung des „ordnungsmäßigen" Ganges der Ereignisse als eine willkommene Abwechselung und eine Unterbrechung der leicht schablonenmäßig anmutenden zweijährigen Periode auf seiten der Künstler ganz gern an, ja man legte geflissentlich die Städteausstellung in den Sommer 1903, überließ ihr gern das ideale Ausstellungsgelände im „Großen Garten" und zog sich ganz bescheiden in das akademische Gebäude auf der Brühlschen Terrasse zurück, um mit weiser Vorsicht die Kräfte ein wenig zu schonen und sie demnächst um so munterer zu tummeln.

Die Städteausstellung, die auf solche Weise unter den Dresdener Veranstaltungen dieses Sommers die erste Rolle spielt, ist die erstaunliche Durchführung einer durchaus originellen Idee, die schon vor vier Jahren bei einer Zusammenkunft der Oberhäupter verschiedener deutscher Städte in Karlsruhe durch den unermüdlich tätigen Oberbürgermeister von Dresden in Anregung gebracht und seitdem von ihm mit unablässiger Energie betrieben worden ist. Es handelte sich darum, die gewaltige Entwicklung des deutschen Städtewesens in den letzten Jahrzehnten durch eine umfassende Ausstellung zur vergleichenden Darstellung zu bringen. 128 Städte mit einer Gesamteinwohnerzahl von mehr als dreizehn Millionen haben sich an dem Unternehmen beteiligt, das in Wahrheit zu einem höchst eigenartigen, imposanten, auf jeden billigen äußerlichen Effekt verzichtenden Manifest des deutschen Bürgertums geworden ist. Das ist keine Phrase! Denn es wird auf dieser ersten Ausstellung ihrer Art in Achtung erzwingender Weise einmal klar gemacht, was unsere Kommunen leisten, wie viel Kraft, Ge-

Digitized by Google

sundheit, Arbeitslust, Klugheit und „politischer“ Sinn in der ursprünglichen Bedeutung dieses Ausdrucks ihnen innewohnt, wieviel Intelligenz und Eifer hier aufgewandt werden, um das Zusammenleben gewaltiger Menschenmassen zunächst zu ermöglichen und dann erträglich und angenehm zu gestalten. Die deutschen Städte haben seit dem Ende des Mittelalters keine größere Zeit gehabt als die Gegenwart. Damals trat in Deutschland nach einer langen und ausschließlichen Herrschaft des adligen Rittertums zum ersten Male das Bürgertum als bedeutsames Kulturelement hervor und bildete blühende Gemeinwesen voll Kraft und Regsamkeit. Das letzte Mittel des neunzehnten Jahrhunderts aber gebar die deutsche Welt- und Großstadt, die es in solchem Umfang bis dahin nicht gab, und die Formen, in denen sich diese rapide Entwicklung vollzog, waren allen früheren Epochen gegenüber so andere und neue, daß sich das Wesen fast aller städtischen Einrichtungen von Grund aus wandelte. Doch diese junge Glanzzeit hat den Städten zugleich nicht wenige Gegner, Neider und Feinde eingebracht. Der ganze Haß der extremen Agrarier, der religiösen Eiferer und politisch Rückständigen gilt der wirtschaftlichen Macht, dem selbstbewußten Unternehmungsgeist und dem freien Sinne der städtischen Bevölkerung. Die Stellung der obersten nationalen Behörden zu den Städten hat bei Gelegenheit der Eröffnungsfeierlichkeiten der Dresdener Oberbürgermeister Beutler, den anwesenden Ministern verbindlich zulächelnd, dahin präzisiert, daß „trotz der innigen Verbindung und der sich daraus naturgemäß ergebenden Fürsorge der Staatsregierungen für die Stadtverwaltungen innerhalb der Städte in den letzten Jahren zuweilen die Meinung herrschte, daß die Städte nicht gerade zu den Lieblingskindern der Reichsregierung gehörten“ — eine Behauptung, gegen deren vorsichtige Form sich kaum etwas einwenden lassen wird. Und auch eine ganze Anzahl unter den geistig Führenden des heutigen Deuschland, die sich von den selbstischen Gründen des Neides und der Mißgunst frei wissen, bringen den Städten in ihrer modernen Gestalt keine allzu heiße Liebe entgegen und warnen vor Überschätzung und kritikloser Begeisterung, weil sie ihre Wünsche weiter stecken und als eines ihrer Ziele aufstellen: die unabweisbaren Forderungen der modernen Zeit in bezug auf Gesundheit, Sauberkeit, Sicherheit, Bequemlichkeit und soziale Fürsorge mit dem entwicklungsfähigen Keimen der alten individuellen und so überaus reizvollen deutschen Städtekultur in Einklang zu bringen. Für die

Digitized by Google

Vertreter aller dieser Anschauungen ist die Dresdener Ausstellung im höchsten Maße lehrreich und anregend.

Was in unseren großen Zentren im Sinne der eben genannten Forderungen geleistet ist, verlangt den höchsten Respekt. Aber unter den acht Abteilungen, in die sich die Darbietungen der Städteausstellung scheiden, gibt es eine, die man ohne Behagen durchwandert. Es ist die dritte Abteilung, die den offiziellen Titel „Fürsorge der Gemeinden für öffentliche Kunst" trägt. Sie führt uns am tiefsten in die allgemeinen Kulturprobleme ein, die durch die Ausstellung aufgerollt werden, und sie stimmt recht mißmutig. Die deutschen Städte haben hier zeigen wollen, was sie für die Kunst „getan haben" und heute „tun". Manche Gemeindeverwaltungen haben zu diesem Zwecke größere Bilder der schönsten und charakteristischsten Partien ihres Herrschaftsbezirks malen lassen, die nun allerdings zumeist keine hervorragenden Kunstwerke geworden sind. Von dieser Regel bildet fast allein Dresden selbst eine rühmliche Ausnahme, weil man hier das treffliche Mittel gewählt hat, eine Reihe kostbarer neuer Stadtblicke von Gotthard Kuehl zusammenzustellen, prächtige, von lebhaftem modernen Farbensinn erfüllte Darstellungen, die von verschiedenen Seiten her das unvergleichliche Bild der Stadt mit der ragenden Heiterkeit ihrer Türme, Kirchen und Paläste festhalten, und die sogar mit den famosen alten Dresdener Veduten des wackeren Canaletto, der im achtzehnten Jahrhundert am Hofe der sächsischen Kurfürsten und polnischen Könige lebte, konkurrieren können. Sonst freilich sind diese alten Städteschilderungen, die man vielfach antrifft, nicht nur historisch und materiell, sondern auch künstlerisch erheblich wertvoller und interessanter als die neuesten.

Traurigen Herzens finden wir das, was uns in dieser „Malerei"-Untergruppe der Kunstabteilung so nachdenklich stimmt, bei den übrigen Gruppen, die von den architektonischen, plastischen und sonstigen Bemühungen der Städte Bericht erstatten, wieder: überall, wohin das Auge blickt, ein erschreckendes Versagen der modernen Stadtkunst gegenüber der Vergangenheit. Von dem Denkmalswesen wollen wir gar nicht erst reden. Als Ausnahmen, die die Regel bestätigen, ragen ein paar ganz vereinzelte Entwürfe, wie Lederers Roland-Bismarck für Hamburg oder das wunderhübsche Robert Schumann-Denkmal, das Johannes Hartmann in Zwickau errichtet hat, aus der Armee von Trivialitäten empor, die ringsum aufmarschiert. Und daneben dann die kostbaren Dokumente der älteren Plastik! Wenn man in einer Hildes-

Digitized by Google

heimer Nische das im Jahre 1900 enthüllte Kaiser Wilhelm-Denkmal von Otto Lessing und das 1893 ausgeführte Standbild des Bischofs Leonnard von Harzer und — einen Abguß der vor dem Giebel des Rathauses stehenden Sandstein-Wappenjungfrau, der lieblichen Hildesia, aus der Zeit um 1540, in traulichem Verein zusammensieht, so will sich ein Seufzer aus tiefster Seele lösen. Wie viel sicheres, gutes, solides, tüchtiges plastisches und monumentales Gefühl steckt in dieser alten, in der Technik ganz primitiven Figur! Und wie schal, öde, leer und phrasenhaft sind jene, mit aller Routine der „Jetztzeit" fabrikmäßig hergestellten „Denkmäler"! Oder man stelle in einer andern Nebengruppe ähnliche Vergleiche an. Da ist das alte Ratssilberwerk der ehrenfesten Reichsstädte oder das wundervoll getriebene, mit kostbaren Steinen besetzte Gerät der ehemaligen Zünfte — und dicht dabei sieht man die pompösen Protzenaufsätze aus neuerer Zeit, wie sie etwa das liebe heilige Köln am Rheine ganz stolz zur Schau stellt, ungeheuer kostbare und sicherlich sehr gut gemeinte Arbeiten, die von recht korrekter handwerklicher Ausführung sind, sich aber künstlerisch mit völlig abgenutzten Redensarten von fataler Dagewesenheit zufrieden geben.

Die deutlichste Sprache jedoch redet die Dresdener Ausstellung in der Architektur-Gruppe. Hier werden uns die herrschenden Zustände mit einer so grausamen Klarheit offenbart, daß man von ihr vielleicht eine langsame Besserung erhoffen darf. Es fehlt uns überall in Deutschland vollkommen an Kräften, die aus den modernen Bedürfnissen und Empfindungen heraus, im sinngemäßen Anschluß an die Tradition, die jeder Ort besitzt, eine neue wahrhaft künstlerische Baukunst (wenn man so sagen darf) für die einzelnen Häuser und Gebäude, sowie für die Anlage von Straßen und Stadtquartieren schaffen könnten. Wir sind hier ganz auf Zufälle angewiesen, auf glückliche Würfe, die hier und dort einmal einem einzelnen gelingen. Um hier nur einen der wichtigsten Punkte herauszugreifen: das moderne Mietshaus der großen Stadt muß doch endlich einmal von dem Fluche erlöst werden, der auf ihm lastet. Es soll nicht verkannt werden, daß die letzten fünf Jahre auf diesem Gebiet bemerkenswerte Fortschritte gebracht haben. Aber im großen Ganzen herrscht hier immer noch dieselbe Öde, dieselbe Roheit, dieselbe Lieblosigkeit. Wir brauchen endlich anstatt der Zinsburgen für Hausbesitzer etwas ähnliches wie das, was Ibsens Baumeister Solneß „Heimstätten für Menschen" nennt. Das einzige, was allenfalls noch gepflegt wird, ist das

Digitized by Google

äußere „Stadtbild“. Aber das, was man bei uns unter dieser Pflege versteht, ist leider recht zweifelhaften Wertes. Der erzwungene „Stil“, mit dem man es in vielen deutschen Städten dabei versucht, ist ein schlimmer Gesell, man ist mit seiner Hilfe in die flachste und nüchternste Nachahmerei früherer Kunstepochen, in den ödesten akademischen Schematismus hinabgeglitten, der uns nicht nur nicht vorwärts hilft, sondern uns im Gegenteil aufs empfindlichste schädigt. Niemals hat eine frühere Zeit mit solchen Imitationen ihr Heil versucht; der Reiz der alten Städte ruht eben darin, daß jede Periode unbekümmert und naiv, nur ihrem Geschmacksinstinkt folgend, ihre Werke neben die der früheren setzte. Gewiß, wir sind nicht mehr naiv, auf uns lastet mit Zentnerschwere das kunsthistorische Wissen, das unsere Selbständigkeit fortwährend bedroht. Trotzdem muß und wird es möglich sein, daß wir — ebenso ohne skrupellose Neuerungssucht wie ohne skrupellose Nachahmerei des Alten — uns selbst zur Geltung bringen. Aus der Anschauung des Gewesenen, aus einem lebendigen Gefühl für seine innerste Art, muß sich langsam und organisch durch die dauernde Berührung mit den Verhältnissen der Gegenwart die Bauart der Zukunft entwickeln. Es darf nicht all das Liebe, Schöne, Trauliche, Feine und Große, das noch unsere Eltern und wir aus der Kindheit mit ins Leben hinausnehmen konnten, vernichtet werden. Trotzig und mißmutig ziehen wir heute als moderne Nomaden von Wohnung zu Wohnung, weder an die Straße noch an das Haus, das wir verlassen, knüpft uns ein Band der Zugehörigkeit, und es wächst im Bürgertum ein Geschlecht von Menschen heran, dem die „Liebe zum Vaterhause“ nur noch ein Motiv von Märchen und Erzählungen ist. Vielleicht hätte ein Hinweis auf die Bemühungen Englands, die diesem Zustande entgegenarbeiten, auf der Dresdener Ausstellung recht anregend wirken können. Denn das ist die große Lehre, die wir von dieser Veranstaltung mitnehmen: wir müssen alle Hebel ansetzen, um aus der Zerrissenheit und Zerfahrenheit, in die uns das moderne Städteleben bei all seiner sonstigen Großartigkeit stürzt, wieder zu harmonischem Lebensgefühl zu gelangen, ohne uns in die Verhältnisse unserer Altvordern zurückzuschrauben, — zu einer Harmonie, in der sich die Gegensätze unserer Welt miteinander versöhnen.

* * *

Digitized by Google

Von der Städteausstellung aus dem Großen Garten vertrieben, zogen die Dresdener Künstler, wie schon erwähnt ohne Murren, in das alte akademische Ausstellungsgebäude auf der Brühlschen Terrasse. Die kleineren Räume, die sie hier vorfanden, erforderten jedoch veränderte Dispositionen. So zog man den Rahmen enger als in den Vorjahren und etablierte eine „Sächsische Kunstausstellung", zu der man alle Künstler heranzog, die der Geburt nach Sachsen sind oder gegenwärtig innerhalb der grünweißen Schlagbäume wirken. Das war ein sehr kluger Gedanke, weil man dadurch auf die einfachste Weise eine natürliche Grenze für die Ausdehnung der Veranstaltung gewonnen hatte, ohne doch befürchten zu müssen, daß die Zusammenstellung eintönig werde. Und so klug der Gedanke war, so musterhaft ist wieder das ganze Arrangement. Das Haus auf der Brühlschen Terrasse ist außen wie innen ein Muster von Unschönheit; es ist erstaunlich und kann schlechthin als vorbildlich hingestellt werden, was die Dresdener Architekten daraus gemacht haben! Alle Ausstellungskommissionen können von dem sicheren Geschmack lernen, mit dem hier unerträgliche Hallen und Säle, die zu groß, zu hell, ohne Intimität und mit Klebeornamentik überladen waren, in schöne, behagliche, zu still beschaulichem Genuß ladende Räume verwandelt wurden. Und alles das ist mit den einfachsten Mitteln erreicht. Bis auf das Vestibül, in dem diskreter Schmuck den Eintretenden aus der Alltagsstimmung unaufdringlich ein wenig emporheben soll, sucht jeder Raum seine dekorative Wirkung fast allein in der richtigen Abmessung und Einteilung und in der lebhaften Farbenstimmung, die im Einzelnen wie im Ganzen von außerordentlicher Wirkung ist. Es ist sehr bemerkenswert, wie hier frische und energische, wohl sorgfältig, aber nicht ängstlich abgestimmte koloristische Akkorde als Hauptmotive verwertet sind. Hier ist die Wand von dunklem Rot und der Fußbodenbelag gelb, der Saal daneben hat die Note dunkelgrau-blau, der folgende hellgrau-rot, der nächste blau-zartgrün, und so fort. Es ist auf diese Weise eine Flucht von Räumen entstanden, die wie eine Kette von schönen bunten Steinen anmutet, die aber nicht ein Krämer, sondern ein Künstler aneinandergereiht hat.

Mit gleicher Sorgsamkeit wie die Ausstellungsarchitekten ist die Jury vorgegangen. Sie hat eine Auswahl getroffen, die höchste Bewunderung herausfordert. Wie stets in Dresden, hat man auch diesmal darauf verzichtet, ein Verkaufslager aufzustapeln, man hat vielmehr wiederum statt eines Marktes eine „Eliteaus-

Digitized by Google

stellung" (man kann das häßliche Zwitterwort aus Fremdem und Deutschem schlecht entbehren) angestrebt. Daß muß besonders hervorgehoben werden, weil die Leitung der Dresdener Ausstellung in diesem Sommer in den Händen der Kunstgenossenschaft lag, die sich in Berlin, München und Düsseldorf bei solchem Amte bisher so wenig bewährt hat. Man spürt die Schule Gotthard Kuehls, der sich übrigens diesmal gänzlich von der Leitung zurückgehalten hat und nur mit einer Reihe kleinerer Arbeiten auf der Ausstellung vertreten ist. Neben ihm marschiert die ganze Schaar der bekannten und hervorragenden sächsischen Künstler auf. An ihrer Spitze drei weitberühmte „Sachsen", deren Ruf einen europäischen Klang besitzt: Fritz von Uhde, Max Klinger und der Spötter Th. Th. Heine. Uhde nimmt einen Ehrenplatz auf der Ausstellung ein; man hat ihm im Hauptsaal eine ganze Wand eingeräumt, die ein rundes Dutzend seiner Werke trägt. Der allverehrte Meister, der zwar als sächsischer Offizier den Krieg von 1870 mitgemacht hat, aber inzwischen so fest mit dem Kunstleben der bayerischen Hauptstadt verwachsen ist, daß man ihn im allgemeinen nicht unter die Dresdener, sondern unter die Münchener zählt, tritt hier nicht so sehr als der Bibelerzähler auf, als der er in erster Linie populär geworden ist, wie als „Maler" im engeren Sinne. Es scheint fast, als sei es Uhde, der zu den ehrlichsten Künstlern gehört, die je den Pinsel führten, und unablässig sich und seine Kunst kritisch kontrolliert, vor den großen Erfolgen, die er im letzten Jahrzehnt errungen, etwas bange geworden. Er schöpfte wohl Verdacht, daß es zu wenig die malerische Leistung und in zu hohem Grade die Erzählung, der Gegenstand seiner Bilder war, der ihnen den Beifall des großen Publikums eingebracht, und er fürchtete vielleicht aus dieser Verschiebung des von ihm beabsichtigten Eindrucks eine ungünstige Rückwirkung auf sich selbst. So nahm er sich erneut in strenge Zucht, sah eine Zeit lang einmal fast ganz von stofflichen, anekdotischen Reizen ab und ging mit Feuereifer daran, in immer neuen Studien den Problemen des Lichtes und der Luft nachzugehen, tanzende, schillernde und spielende Reflexe aufzufangen, lebendige und vorüberhuschende Bewegungen festzuhalten, kurz, die ganze Farbenschönheit der alltäglichen Umgebung mit Pinsel und Palette wiederzuspiegeln. Solche Studien sind es denn auch hauptsächlich, die wir in Dresden von ihm sehen: Blicke in den Garten seiner Villa in Starnberg, wo er so oft seine blonden Töchter und seinen zottigen großen Hund im sonnendurchwobenen Blätterschatten der Lauben und Wege ge-

Digitized by Google

malt hat, dann ein glänzendes Selbstporträt von tiefdringender Charakteristik, einen „Mann mit grünem Krug", ein „Radiweib" von Franz Halsscher Flottheit des Vortrags und das schon von anderen Ausstellungen her wohlbekannte Bild des Münchener Hofschauspielers Wohlmut als Richard III. Nur eine „Grablegung" erinnert an den Bibelmaler, aber auch bei ihr war für Uhde neben der wundersamen Umdichtung der Szene in eine moderne Gefühls- und Kostümwelt die malerische Wirkung der düstern Fackelbeleuchtung, die er dabei angebracht hat, besonders wichtig.

Der meistgenannte sächsische Künstler der Gegenwart aber ist ohne Zweifel Max Klinger. Er hat zwei neue Skulpturen ausgestellt, die schon seit längerer Zeit angekündigt worden sind: die große Büste von Georg Brandes und den Gipsabguß des Athleten, an dem der Meister von Plagwitz schon geraume Zeit arbeitet. Den beiden neuen Werken ist wiederum das eigen, was bei fast allen plastischen Schöpfungen Klingers so packend wirkt: die große, außerordentliche, aus einer Persönlichkeit von durchaus originaler Kraft hervorgehende Auffassung, die in Staunen setzt und das Auge sobald nicht wieder losläßt. Aber auf der andern Seite weisen sie doch eine bildhauerische Behandlung auf, die mit diesem hohen Fluge nicht gleichen Schritt hält — das muß offen und ehrlich zugestanden werden; denn es wäre unwürdig, einem Künstler wie Klinger gegenüber Einwendungen zu unterdrücken. Allerdings muß auch hier wieder betont werden, daß man manche technische Unzulänglichkeit gern vergißt oder wenigstens übersieht, wenn man dafür einen künstlerischen Eindruck von solcher Gewalt eintauscht, wie ihn die Äußerungen Klingers, man kann sagen ausnahmslos, auf uns ausüben. Der Kopf des dänischen Literarhistorikers und Kritikers Georg Brandes ist wieder eine gewaltige Leistung im Ausdruck des geistreichen, nervösen Gesichts, des lebendigen Blicks und der charakteristischen Haltung. Rein bildhauerisch interessanter noch ist der Athlet, der in der merkwürdigen, mit dem Oberkörper zu Boden geneigten Stellung, in der souveränen Behandlung der Formen, in den Linien des Körperaufbaus, den bizarren Überschneidungen und der eigenwilligen Gestaltung der Silhouetten, die das Werk von allen Seiten bietet, von seltsamem Reiz ist.

Der Dritte des genannten sächsischen Dreigestirns, der die graphische Abteilung der Ausstellung ebenso beherrscht, wie die beiden andern ihre Gemälde- und Skulpturen-Abteilung: Th. Th. Heine, der geniale, kecke und rücksichtslose Spötter des Simplizissi-

Digitized by Google

mus, der die deutsche politische Karrikatur und satirische Gesellschaftsschilderung zu einem vordem nicht erreichten künstlerischen Punkt hinaufgeführt hat, ist mit einer ganzen Kollektion seiner erbarmungslosen Zeichnungen vertreten. Gerade sein liebes sächsisches Heimatland hat Heine — auch ein „Heimatskünstler"! — immer am schärfsten und grimmigsten aufs Korn genommen, und die Ausstellungsleitung hat hier gezeigt, daß ihr törichte Engherzigkeit fern lag und daß es ihr lediglich um den künstlerischen Wert der Arbeiten zu tun war. Es ist, wie die Dinge heute bei uns liegen, nicht überflüssig, das besonders hervorzuheben.

Neben diesen Dreien aber tritt auch weiter die „sächsische Schule", wenn man so sagen darf, mit höchst beachtenswerten Leistungen auf. Paul Baums zarte monetistische Naturschilderungen, Sascha Schneiders große dekorative Monumentalkunst, der niemand trotz ihres etwas unterstrichenen Symbolismus die Achtung versagen wird, Strathmanns raffinierte ornamentale Stilisierungen, Richard Müllers penible Altmeisterlichkeit, Wilhelm Georg Ritters empfindungsstarke Landschaftsauffassung, Georg Lührigs starke Kunst der Menschenschilderung, Hans Ungers von Böcklin angeregtes Streben nach Schönheit, Carl Bantzers kraftvoller Realismus, Max Pietschmanns frische und persönliche Malerei — das alles ergiebt ein so reiches und mannigfaltiges Bild, daß der Beschauer alle Strömungen und alle Sehnsucht der modernen Kunst in ernsten Proben an sich vorüberziehen sieht. Hierzu kommen einige Künstler, die bisher wenig hervorgetreten sind, deren Bekanntschaft aber sehr wertvoll ist, so Alfred Schmidt, der eine volkstümliche Note mit tüchtiger malerischer Kunst verbindet, so der junge Waldemar Rösler, der in Königsberg studiert und mit einem energischen, wenn auch noch etwas ungeberdigen Impressionismus dort schon die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hat, so Fischer-Gurig mit seinen prächtigen Schilderungen aus Friesland und vor allem zwei weibliche Porträtisten: Hildegard von Mach und Paula von Blanckenburg, auf deren Weiterentwicklung man gespannt sein darf. Doch es ist Unrecht, allzuviele Namen aufzuzählen, denn je mehr man nennt, um so eher könnte sich eine ganze Reihe anderer, die ebenfalls mit bemerkenswerten Arbeiten erschienen sind, mit Recht zurückgesetzt fühlen. Es ist auf dieser sächsischen Ausstellung so viel Tüchtigkeit, so viel hoffnungsfrohes Können anzutreffen, daß sich in Zukunft noch mehr als bisher die Augen der deutschen Kunstfreunde auf Dresden und seine Künstlerschaft lenken werden. Auch die Anziehungspunkte der Skulpturen-

Digitized by Google

abteilung sind mit Klingers neuen Sachen nicht erschöpft. Arthur Volkmanns antikisierende Reliefs und Hermann Prells große „Aphrodite“ seien aus dem übrigen hier allein herausgehoben. Es ist interessant, daß sich nun auch Prell, der Maler des Thronsaals im Palazzo Caffarelli in Rom, wie sein alter Studiengenosse Klinger aus der Berliner Zeit der beiden (Ende der siebziger Jahre), mehr und mehr der Plastik zuwendet. Auch in der Verbindung malerischer Effekte mit den skulpturalen hat sich Prell von Klinger anregen lassen und der schönen nackten Gestalt seiner Schönheitsgöttin leise getöntes Haar und einen Delphin, auf dem sie schwebend dahinzieht, aus poliertem grauem Marmor verliehen, so daß ihr Körper aus mattem, schneeweißem, nur von kaum verfolgbaren blauen Adern durchzogenem Marmor in doppelter Schönheit und Zartheit erstrahlt.

* * *

Von besonderem Interesse auf der Ausstellung ist jedoch auch diesmal eine Sonderveranstaltung, und zwar ein Unternehmen, das an Wichtigkeit und kunsthistorischer Bedeutung die schönen Sonderveranstaltungen der früheren Jahre noch in den Schatten stellt: die Ludwig Richter-Ausstellung. Die Dresdener Künstler wollen mit dieser herrlich gelungenen Zugabe zu ihrer sächsischen Ausstellung, in deren Rahmen sie sich ja durchaus organisch einfügt, das Andenken des lieben Meisters ehren, dessen hundertsten Geburtstag Deutschland in diesem Monat, am 28. September, feierlich begehen wird — sie hätten eine würdigere Form dafür nicht finden und ihren Plan nicht glänzender durchführen können, als es geschehen ist. Entscheidend für das Gelingen war, daß Karl Wörmann die Vorbereitung und Leitung der Ludwig Richter-Ausstellung übernahm und sich keine Mühe verdrießen ließ, das schier unübersehbare Material, das hier in Betracht kam, zu sammeln, zu sichten und zu ordnen. Es bedurfte der sorgfältigsten Auswahl; denn der Nachlaß des prächtigen Meisters von Dresden ist so gewaltig groß, daß man ein wirklich erschöpfendes Bild seines Lebenswerkes an einem Ort gar nicht zu bieten vermag. Die Riesenmenge der Holzschnitte nach Richterschen Zeichnungen aus den von ihm illustrierten Büchern und aus seinen selbständigen „Folgen“ — man hat ihrer nicht weniger als 3334 gezählt! — mußten zunächst überhaupt zurückstehen, und es kam Wörmann zu gute, daß das dem Ausstellungsgebäude benachbarte Dresdener Kupferstichkabinett sich entschloß, diese Holzschnitte Richters, sowie

Digitized by Google

die nach seinen Vorlagen entstandenen graphischen Blätter anderer Technik, also Steindrucke, Stiche und Radierungen, in umfassender Auswahl (Vollständigkeit war naturgemäß auch hier ausgeschlossen) vorzuführen. So beschränkte man sich denn auf Richters Gemälde, Ölstudien, Aquarelle und schwarz-weiße oder getönte Originalzeichnungen. Aber auch für diesen begrenzten Teil der Hinterlassenschaft des Meisters reichte der Raum nicht entfernt aus; nicht einmal die allerbedeutendsten Sammlungen Richterscher Zeichnungen und Aquarelle: die des Herrn Ed. Cichorius in Leipzig sowie die der Nationalgalerie und des Herrn M. Flinsch in Berlin konnten vollständig ausgestellt werden. Es hieß immer noch sich bescheiden und in mühevoller Arbeit wählen, um in charakteristischen Proben eine alles berücksichtigende Vorstellung von Richters Stil und Entwickelungsgang, von seinen verschiedenen Epochen und Tätigkeitsgebieten zu geben, seine Kunst von allen Seiten zu bestimmen und zu beleuchten. Nur die Gemälde des Meisters, dessen malerische Tätigkeit ja gegen seine zeichnerische stark zurückblieb und verhältnismäßig frühzeitig ganz aufhörte, konnten sich mit einiger Vollständigkeit präsentieren. Es ist bewundernswert, wie Wörmann diese Schwierigkeiten überwand, und wie er in den vom Architekten Max Hans Kühne mit den bescheidensten Mitteln ausgestatteten, von anheimelnder Behaglichkeit erfüllten Zimmern am Ende der Ausstellungsräumlichkeiten seine Schätze angeordnet hat.

So öffnet sich uns in Wahrheit hier ein Blick in das reiche Schaffen dieses Meisters, der einer der deutschesten Künstler und Menschen war, die je gelebt. Wir sehen die bisher kaum bekannten Zeichnungen seiner Kindheit und Jugend, erste Versuche, in denen sich bei allem Kindlichen und Konventionellen doch schon von fern das liebevolle und eindringliche Studium der Natur verriet, das allem, was er später schuf, seine Weihe gab. Wir sehen dann seine Ölgemälde, in erster Reihe die „Überfahrt zum Schreckenstein", den „Teich im Riesengebirge", die „Genoveva", den „Brautzug", die noch nichts von der verfeinerten und ausdrucksreicheren Technik der späteren Zeit oder gar der Gegenwart besitzen, die aber so kostbare Werke echt deutschen Empfindens und Gemütslebens sind, daß wir sie um keinen Preis anders haben möchten. Dann aber erschließt sich uns in den Zeichnungen und Wasserfarbenblättern die ganze Schönheit und Reinheit seiner im echtesten und edelsten Sinne volkstümlichen Kunst.

Nicht alles, was unser tiefstes Empfinden bewegt, hat Ludwig

Digitized by Google

Richter künstlerisch zu gestalten gesucht. Es wäre falsch und einseitig, seine Art und deutsche Art ohne weiteres einander gleich zu setzen. Aber es wäre ebenso falsch, aus dieser Beschränkung seiner künstlerischen Welt einen Anlaß zu nehmen, seinen Wert zu verkleinern. Dann hat Richter gleich nicht das Hochstrebende, Trotzige, Stürmische, nicht das Grüblerische und Kämpferische, nicht das wild Begehrende und eigenwillig Individualistische abgespiegelt, das in der deutschen Seele lebt, so hat er für die andere Seite unseres Volkstums, für all das still Träumerische, Keusche und Innige, für alles Herzliche und Heimliche, alles Behagliche und Trauliche, das in ihm ruht, für seinen Humor und sein ernstes Sinnen, für seine Naturliebe und seine von jedem Dogma entfernte, tief empfundene Religiosität einen so persönlichen, wunderbaren Ausdruck gefunden, daß wir uns alle im Grunde unseres Wesens ihm verwandt fühlen. Wie eine leise Melodie, wie gedämpfte Volksliedweisen und Choralakkorde dringt aus seinen Blättern eine beglückende Harmonie zu uns herüber. Richter hat uns eine Haus- und Volkskunst geschaffen, wie wir sie in Deutschland seit der Reformationszeit nicht besessen, und er hat uns in den so einfach erscheinenden, weil so unmittelbar aus dem Empfinden geschöpften Zeichnungen, die dem lautern Quell seiner nimmerruhenden Phantasie entsprangen, ein Erbe hinterlassen, das wir sorgsam hüten und pflegen müssen für die Zukunft. Wahrlich, wir wollen uns nicht zurückschrauben, aber es ist eine heilige Notwendigkeit, daß wir auch heute und künftighin, so wenig wir die Anregungen der lebendigen Gegenwart und des Auslandes von der Hand weisen wollen, uns von Ludwig Richter die Wege zeigen lassen, welche die deutsche Kunst niemals ganz aus den Augen lassen darf. Denn der Geist, den seine Werke atmen, gehört zum Besten was wir besitzen.

Digitized by Google

Frenssens Dorfpredigten.

Von Julius Smend.

Der Protestantismus verfügt in der Welt über rund 200000 Kanzeln. Dieser stattlichen Zahl entspricht ein Massenangebot von Predigten auf dem Büchermarkt, das doch nur aus annähernd gleich starker Nachfrage erklärt werden kann. Allein die lebendige wie die gedruckte Kanzelrede erreicht, zumal in Deutschland, offenbar nur einen geringen Bruchteil von Interessenten. Und dieser deckt obendrein seinen Bedarf gutenteils mit den Erzeugnissen des Auslandes.

Vor zwölf Jahren machten bei uns die Übersetzungen erbaulicher Traktate in weiten Kreisen Aufsehen, deren Verfasser der Glasgower Naturforscher Henry Drummond war: Das Beste in der Welt, das Schönste auf Erden, Pax vobiscum u. s. w. Es waren keine Predigten, aber sie boten Ersatz für solche und fanden vielfach auch dort Eingang, wo man den Dienst der Kirche nur unfreiwillig oder bloß in Ausnahmefällen zu begehren pflegt. Jene gefälligen Büchlein boten inhaltlich nichts Neues oder Originelles. Gewisse Kerngedanken des Evangeliums, weltbekannten Bibeltexten mit Hilfe einer vielfach dilettantenhaften Auslegung entnommen, warmherzig und praktisch dargelegt, gewährten den Freunden undogmatischen Christentums eine sie selbst überraschende wohltuende Anregung. Uns deutschen Theologen aber mußte es zu denken geben, daß wir Drummond vielfach wie einen Propheten gefeiert werden sahen, offenbar weil er kein Deutscher und kein Theolog war. Es ist ganz unverkennbar, daß viel Gutgesinnte den Vertretern der Kirche ihr Vertrauen entzogen haben, sicherlich nicht ohne unsere Mitschuld. Aber es lag auch ein Beweis für die Anziehungskraft des Dilettantismus darin, und der starke Eindruck eines Chamberlain und neuerdings unseres Friedrich Delitzsch, deren mangelhafte religionsgeschichtliche Sachkunde teils freimütig zugestanden, teils offenkundig ist, bestätigt diese Beobachtung.

Inzwischen haben zwei norddeutsche Pfarrer als Erbauungsschriftsteller sozusagen unsere Ehre gerettet und eine hoch erfreuliche, weitreichende Wirkung zu üben begonnen, Friedrich Naumann und Gustav Frenssen. Die „Gotteshilfe“ des einen und die „Dorfpredigten“ des andern*) sind zwar in der Form einander

*) Band I—III (20 + 21 + 20 Predigten) à 3 Mk.; in einem Bande 6,50 Mk. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Aus den 61 Predigten ergibt sich ein vollständiger Jahrgang.

Digitized by Google

unähnlich: dort kurze Betrachtungen, kaum mehr als eine Seite füllend; hier wirkliche Predigten, ob auch von ungewohnter Bündigkeit. Nach Geist und Gaben stehen aber die Autoren einander recht nahe; ihre Werke sind ebenbürtige Schöpfungen modernen evangelischen Christentums. Und der äußere Erfolg ist fast der gleiche; Frenssen scheint allerdings den Vorsprung gewonnen zu haben. Man darf von einer ganz außerordentlichen Verbreitung dieser Bücher reden. Wie mag sie sich erklären?

Ohne Zweifel ist hierbei der Umstand von Bedeutung, daß Naumann wie Frenssen ihr Pfarramt niedergelegt haben. Jedenfalls ist der eine wie der andere durch das, was sie außerhalb der Kirche vollbrachten, für Tausende erst sichtbar und zugänglich geworden: Naumann durch seine sozialpolitische Mission, Frenssen durch seine Romane. Diese zunächst im Nebenamt betriebenen Tätigkeiten haben natürlich den Erbauungsschriftstellern auch manches Ohr verschlossen, dem Politiker vor allem, doch auch dem Romancier. Indessen sie erfahren beide gleichermaßen den Vorteil der Lage, keine Kirchenmänner mehr zu sein. Darin liegt nun für die Vertreter und Freunde der evangelischen Kirche etwas Schmerzliches, ein wehmütig stimmendes Zeugnis der Unpopularität des kirchlichen Protestantismus. Aber die Freude soll und muß doch überwiegen; denn es handelt sich in beiden Fällen um Betätigungen der siegreichen Macht des Evangeliums.

In der nachfolgenden Erörterung wird man oft genug an Naumann erinnert werden. Doch überlasse ich dem Leser die Freude des Vergleichs und beschränke mich auf den Verfasser der „Dorfpredigten".

Predigten sind auch Frenssens Romane. Nicht nur, sofern sie machtvoll die christliche Weltanschauung verkünden, sondern auch in mancher anziehenden oder abschreckenden Gestalt, die durchaus ein Urteil nach neutestamentlichem Maßstabe herausfordert, und in vielen unvergeßlichen Sentenzen. Ja, Pastor Frisius sowohl wie der Pfarrer in „Jörn Uhl" sind nur Frenssen selbst. Die „Dorfpredigten" aber kommen dem Verlangen unzähliger Verehrer dieses und des anderen Romans („Die drei Getreuen") entgegen, was dort immerhin nur gelegentlich und andeutungsweise hervorleuchtet, in Form einer zusammenhängenden und umfassenden Darlegung hinzunehmen: Frenssens religiöses Bekenntnis.

Was den Fachmann an die „Dorfpredigten" fesselt, ist anderen Leuten vermutlich uninteressant. Das ist auch in der Ordnung, ja der Vertreter der Zunft möchte gern sich selbst von jeder anderen

Digitized by Google

Beurteilung als der des dankbaren Empfängers dispensiert wissen. Aber was, als zur Beleuchtung unserer kirchlichen Lage dienlich, an diesen 61 Kanzelreden aufgezeigt werden kann, will ich kurz hervorheben. Wir streiten um die eigentliche Aufgabe der evangelischen Predigt und sind weit entfernt, darüber auch nur annähernd einig zu sein. Soll der Prediger Ausleger der heiligen Schriften sein oder ein durch exegetische Mühsal unbehinderter Redner? Sollen wir der Gemeinde eine geschlossene, nach allen Seiten planmäßig ausgebaute Gesamtanschauung vom Christentum, ein System christlicher Erkenntnis darbieten oder, unbekümmert um Vollständigkeit und wohlgeordneten Zusammenhang, die großen Hauptgedanken des Evangeliums ins Licht stellen? Ist das auf Harmonie aller, in der nämlichen gottesdienstlichen Feier enthaltenen Momente Bedacht nehmende Wort, die „Kultusrede", das Ideal oder das durch solche wesentlich liturgische Absicht und Überlegung ungehemmte persönliche Zeugnis? Frenssen vertritt allen diesen Fragen gegenüber das „oder". Seine Predigten sind weder Schriftauslegungen noch Lehrvorträge noch Kultusreden. Sie sind praktische Apologien des Christentums, Bezeugungen seiner unvergleichlichen, befreienden und reinigenden Macht, seiner religiös-sittlichen Unentbehrlichkeit. Kein Zweifel, daß die meisten dieser Reden auch außerhalb der Kirchenmauern und losgelöst von jeder liturgischen Umrahmung ihres Eindrucks sicher sein dürfen. Und das bedeutet, daß man lesend, wenn nicht das gleiche, so doch ein ähnliches Erlebnis gewinnen kann, als wenn man zu des Redners Füßen säße.

Nach vielen Seiten hin läßt sich an Frenssens Predigten deutlich machen, woran es dem Durchschnitt unserer geistlichen Reden fehlt. Freilich wird heute in evangelischen Kirchen durchgängig Tüchtiges geleistet. Man wolle nur immer die idealistische Höhe der Forderung in Anschlag bringen, daß in der Mehrzahl der Fälle ein einzelner Geistlicher, von allen übrigen, oft nicht geringen Obliegenheiten und Redeansprüchen abgesehen, mindestens einmal an jedem Sonn- und Festtag der Gemeinde ein Zeugnis darbieten soll, das sehr verschiedenartigen und durchaus nicht kritiklosen Menschen das Herz erwärmt und die Erkenntnis bereichert. Die „Kirche des Wortes" hat als Kultusgemeinschaft einen schweren Stand, und ihre Lage in der Welt ist wahrlich gerade in diesem Betracht immer mißlicher geworden.

Frenssens Wort ist ganz ungemein einfach. Der Predigtbau ist stets von durchsichtiger Klarheit und Schlichtheit. Zwei oder drei bezifferte Teile, auf deren Gliederung der Prediger wieder-

Digitized by Google

holt zwanglos aufmerksam macht, erhalten Hörer und Leser auf dem Laufenden. Was kann simpler, durchsichtiger, behältlicher sein als folgende Proposition: „Der Christ unterwegs (1. Petri 2, 11—17) 1. Er fühlt sich als ein Fremdling. 2. Er benimmt sich demgemäß." Oder (Mark. 2, 23—3, 6): „Fromme Leute, 1. von finsterer Art, 2. von fröhlicher Art." Oder (Jes. 9, 1): „Es ist Licht erschienen 1. der Menschheit, 2. deinem Volk, 3. deinem Hause." Das ist von schulgerechter Anlage oft weit entfernt; aber die buchmäßige Theorie ficht Frenssen nicht an, und ein Frenssen hat sie nicht nötig. Die Predigten sind kurz, die einzelnen Sätze sind es auch. Nie ein Wort zu viel, lieber eins zu wenig. Hin und wieder ein derber Ausdruck, aber nie zur Unzeit. Von Kunstaufwand ist nichts zu spüren, die gewählte Form wird nie gesucht. Dem geläuterten Geschmack tritt der Prediger nirgends zu nahe, doch gilt als oberstes Gesetz vollkommene Natürlichkeit.

Man erlasse es mir, dem gegenüber zu stellen, was da und dort auf unseren Kanzeln an Künstlichkeit und steifleinenem Schematismus beliebt wird oder auch an Unordnung und Fahrigkeit. Wäre nur wenigstens ein Ende abzusehen für jenes Wortemachen, in das auch ehrenwerte Diener der „Kirche des Wortes" häufig hineingeraten und vermöge dessen sie vielen den Geschmack an unserm Gottesdienst verderben! Die Natur des Predigers ist gewiß durchgängig nicht gewichtig und tüchtig genug, um ihre Geltendmachung als das einzig Nötige und Wahre hinzustellen; aber besser als Routine oder Mache ist sicherlich selbst die ungehobelte und unbedeutende Eigenart.

Wichtiger als diese rein formelle Seite wird uns an so vielgelesenen Predigten wie denen von Frenssen der Inhalt der Verkündigung sein. Der Inhalt ist Christus, d. h. die durchaus heldenhaft, stolz, kraftvoll erscheinende Gestalt Jesu von Nazareth. Diese Erscheinung möglichst scharf umrissen den Leuten vor Augen zu stellen, ist für Frenssen die einzige Aufgabe des evangelischen Predigers. Christi Wort und Leben, die Lebensfrage und die Tagesfrage für Jedermann! „Wo seit Jahrtausenden, vor und nach seiner Zeit, eine starke Seele einen Pfeil der Sehnsucht auf die Sehne legte: zielte sie auf Jesus Christ. Ich weiß wohl: es gibt drei Menschheitsideale: das Gute, das Wahre und das Schöne; und kluge Leute warnen, man solle sie nicht durch einander mengen. Ich sage aber dennoch: dies Alles ist in ihm. Es kann nichts Besseres geben als sein Leben; es kann nichts Wahreres geben als seine Liebe; es kann nichts Schöneres geben

Digitized by Google

als den Mut, mit dem er für seine Sache gestritten hat, welche die Sache der ganzen Menschheit ist. Alles was er uns vorgelehrt und vorgelebt hat, von dem Irren und Mühen der Menschen, von dem ewigen Wert der Menschenseele, von Gottes guten und starken Plänen, und der hohe Mut, von dem der Dichter singt: Noch am Grabe pflanzt er die Hoffnung auf — das wird immer aller ernsten Menschen Wonne sein."

Es versteht sich von selbst, daß Frenssen von diesem Glauben aus die verpflichtende Aufgabe für jeden Christen herleitet, mit dem Evangelium Ernst zu machen. Nicht als ob er allemal bestimmte Forderungen aufstellte oder sich um eine „Nutzanwendung" mühte. Sein Optimismus macht ihn gewiß, daß man diesen Jesus nicht anschauen kann, ohne bezwungen zu werden. Ist er doch der starke Siegfried, dem niemand widersteht, er sei denn ungesund oder entartet. Daraufhin soll aber auch jedermann seine Kraft einsetzen, daß er die Herrschaft Christi ausbreiten helfe, daheim und draußen, vor allem in der eigenen Seele, in Haus- und Berufsgemeinschaft.

Man hat bemerken wollen, daß für Frenssen der urchristliche Gedanke der Buße keine durchschlagende Bedeutung habe. Das ist nicht richtig. Nur versteht er unter der Sinnesänderung gut lutherisch die täglich zu erneuernde Abkehr vom Bösen, die ihm mit der Hinwendung zu Christus gleichbedeutend ist. Und dieser Weg zu Christus hin wird dem Menschen aufgenötigt durch die zwingende Macht des Todes, die keinen Rat, Trost, Mut übrig läßt, auch keine Hoffnung, rein zu werden, außer dort, wo man mit dem Menschensohn anbindet. Da ist Licht, Kraft und Salz zu haben für jedes Stück Leben, für Alltag und Sonntag, für unsern Beruf in Familie und Arbeit, Gemeinde und Vaterland, für Sterben und Sterbensehen. Stark tritt der nationale Sinn des Predigers hervor; auf Luther, Goethe, Bismarck wird nicht selten hingewiesen. Fast stärker noch ist der Lokalpatriotismus des Holsteiners, dessen Heimatliebe sich vor allem in begeistertem Preise der heimischen Naturumgebung offenbart. Und dazu kommt endlich ein gutes Teil sozialer Stimmung und Gesinnung, die immer den kleinen Mann und seine Anliegen, den Landarbeiter mit seinen Sorgen und Plagen im Auge hält.

Ich weiß nicht, ob man aus diesen Andeutungen mit genügender Deutlichkeit entnehmen kann, welch reichen Inhalt Frenssens Predigten in sich schließen. Haben berufene Beurteiler der kirchlichen Verkündigung der Gegenwart den Vorwurf der stofflichen

Digitized by Google

Monotonie und Dürftigkeit gemacht, sofern in ihr das Wort von der sündenvergebenden Gnade ungebührlich vorwalte und der christlichen, ja der bürgerlichen Sittlichkeit Eintrag tue, so muß diese Einwendung hier verstummen, es sei denn, daß man wider die ausgesprochen christozentrische Lebens- und Weltanschauung Frenssens den gleichen Einwand erheben mag. Für Frenssen ist mit dieser Anschauung offenbar der christliche Glaube identisch.

Nicht, als verkündigte er den „Christus der Kirche". Die dogmatischen Schemata und Distinktionen sind für ihn kein Gegenstand von entscheidendem Interesse, auch biblischen Berichten gegenüber beansprucht er evangelische Freiheit. Ja, wenn ich recht sehe, tritt Frenssen in der 3. Serie seiner Predigten, deren Erscheinen von dem der ersten durch einen Zeitraum von vier Jahren getrennt ist, mit größerer Bestimmtheit für die Gleichberechtigung verschiedenartiger Bekenntnisformen ein. Er behauptet energisch die Nebensächlichkeit der Differenzen, die in Sachen der Kirchenlehre und der Stellung zur Schrift unter uns bestehen. Und so gibt er, wenn man will, seinen Standpunkt deutlich genug zu erkennen. Allein „Standpunktspredigten" bietet er nicht, es ist ihm allein um die positive Aussage des Glaubens zu tun. Die aber ist so warmherzig, so reich und stark, daß ihm nach meinen Erfahrungen auch solche dankbar sind, die seinen „Standpunkt" nicht teilen.

Daraus mag man nun ersehen, daß die Heterodoxie, selbst wenn sie sich unverhüllt zu erkennen gibt, dennoch erbauliche Kraft beweisen kann, wenn sie auf den Angriff verzichtet und sich durchaus bejahend verhält. Wohl ist klar, daß mit solchem Zeugnis nicht allen gedient sein kann. Es ist eine Ungerechtigkeit, zu verlangen, daß die Bekenner des ererbten Kirchenglaubens in der Kanzelrede eines Andersgerichteten ihr Bekenntnis und ihre Speise finden sollen. Die Berechtigung des umgekehrten Verlangens, daß der Freie in dem aufrichtigen Zeugnis auch des Gebundeneren seines Herzens Meinung und Stimme erkenne, wird hoffentlich nicht bestritten. Hier heißt es: Suum cuique! Das größere Maß von Freiheit verpflichtet zum größeren Maße des Verständnisses und der Geduld.

Eines Predigers theologischen und kirchlichen Standpunkt bin ich so frei, zu den Zufälligkeiten zu rechnen, nicht zu den charakteristischen Eigentümlichkeiten der Persönlichkeit. Um aber endlich dieser zu gedenken, so ruht in ihr natürlich Frenssens ganze Wirkung und Eindruckskraft. Es ist der Dichter von Gottes Gnaden, der aus dem überzeugten Verkünder des Evangeliums

Digitized by Google

einen Eroberer von seltenem Erfolge macht. Letztlich lassen sich alle hervorstechenden Eigenschaften der Predigten Frenssens aus jener wundervollen Harmonie herleiten, in der sich bei ihm Religion und Poesie gefunden haben: die Einfachheit, die Plastik der Vorstellungen, der Farbenreichtum seiner Bilder, die tiefe Lebenswahrheit seiner Rede. Unserer Predigt mangelt vor allem der frappante Wirklichkeitssinn, der hier zu Tage tritt, und den die Gegenwart mehr als jedes vergangene Zeitalter von uns heischt. Es fehlt auf unseren Kanzeln an den eigenartigen Naturen, die, abweichend von aller Schule und Schablone, ein selbständiges Persönleben zur Darstellung bringen. Und das sollen evangelische Geistliche unserer Tage wissen, die heilsame Erkenntnis soll jene beschämende Beobachtung, von der ich ausgegangen bin, bei uns auslösen: der Prediger muß heute noch etwas anderes als Prediger sein, wenn er wirken will. Dies Gebot hat immer gegolten, niemand hat es klarer erfaßt und stärker bezeugt als Jesus selbst; aber es kommt heute mehr denn je darauf an, daß es Gemeingut bei uns werde.

Jene Massenproduktion gedruckter Predigten aber, unter der wir seufzen, sollte durch die von Frenssen endlich einige Einschränkung erfahren. Gewiß, es muß auch andere Tonarten und Stile geben, wenn die augenscheinlich vorhandenen Bedürfnisse befriedigt werden sollen. Allein hier wird uns eine Sammlung dargereicht, an der ihre Berechtigung, vor die Öffentlichkeit zu treten, von den Herren Autoren künftig ermessen werden mag. Wir fordern nicht die gleiche Dosis von Geist und Gaben, noch weniger dieselbe Farbe und Form, aber ein ähnliches Maß von Eigenart. Hat dieser Wunsch, oft genug geäußert, auch für eine absehbare Zukunft wenig Aussicht auf Gewährung, nun, so soll er doch immer wieder laut werden. Sonst werden wir Prediger aufhören müssen, zu klagen, wie leidig die Aufgabe sei, tauben Ohren zu predigen.

Digitized by Google

„Wanderers Sturmlied" von Goethe.*)

Ein Erläuterungsversuch

von Berthold Litzmann.

Ein gutes Gedicht soll sich selbst erläutern. In vielen, ja in den meisten Fällen mag das zutreffen, aber sicher nicht in allen. So gibt es z. B. eine ganze Reihe Goethischer Dichtungen, die geradezu Rätsel aufgeben, und die doch niemand missen möchte. Die meisten findet man unter der Gruppe „Vermischte Gedichte" im zweiten Bande der Werke. Es handelt sich da gewissermaßen um lyrische Selbstgespräche, die, so schwer und vollgehaltig sie sind, wegen der besonderen ganz intimen persönlichen Beziehungen, die bei der zeitlichen künstlerischen Gestaltung nicht ausgeschmolzen und getilgt sind, dem Verständnis und dem Genuß Schwierigkeiten bereiten und dadurch eine Erklärung geradezu herausfordern, und die freilich auch wieder dem, der eine solche zu geben unternimmt, zur Bescheidenheit und Vorsicht mahnen, daß er nicht aus einem Ausleger ein Unterleger werde.

Goethe selbst hat, als zu seinen Lebzeiten an einem dieser Gedichte, der „Harzreise", von einem Schulmann eine solche Erläuterung unternommen wurde, auf die Grenzen, die dabei jedem solchen Versuch gesteckt sind, ebenso freundlich wie deutlich hingewiesen, und er hat dann seinerseits eine Auslegung seiner eigenen Dichtung gegeben, die durch die Aufdeckung der ganz besonderen persönlichen Beziehungen, die in der Dichtung miteinander verflochten sind, das Ganze in einer Weise von innen heraus durchleuchtet und erhellt, daß dadurch erst der allgemeine Gedankengehalt, „der innere höhere Sinn", wie er es nennt, in seiner blutwarmen Menschlichkeit uns sich offenbart, und für unsere eigene Empfindung den Gehalt eines persönlichen inneren Erlebnisses bekommt.

Und da wir nun ja in den rund achtzig Jahren, die seit Goethes Tod verflossen sind, dank einer oft in ihren Erscheinungsformen alles eher als erfreulichen Maulwurfstätigkeit emsigster Spezialforschung glücklich so weit gekommen sind, daß wir es fast besser sagen können als Goethe selbst, was und wie er an be-

*) Aus meiner demnächst im Verlage von Egon Fleischel & Co. (Berlin) erscheinenden Schrift: „Goethes Lyrik. Erläuterungen nach künstlerischen Gesichtspunkten. Ein Versuch." — B. L.

Digitized by Google

ſtimmten Tagen und zu beſtimmten Zeiten empfunden und gedacht, wo wir durch die erdrückende Hülle des tatſächlich biographiſchen Materials und durch die Erſchließung Goethiſchen Weſens, die ſeine Briefe uns gegeben haben, ihm bis zu einem früher kaum für möglich gehaltenen Grade nahe gerückt ſind, ſo iſt es auch wohl nicht Vorwitz, wenn wir verſuchen, gerade dieſe Bekenntniſſe, die allein oder vorwiegend aus der Kenntnis der perſönlichſten Beziehungen ihr Licht empfangen, uns auch ſo nahe zu bringen ſuchen, nicht um dadurch — die Gefahr liegt ja nahe — die reine Poeſie zur Proſa herabzuziehen, ſondern durch dieſe Durchleuchtung in dem Gedicht heimiſch zu werden.

Eine beſonders intereſſante Aufgabe ſtellt in dieſer Hinſicht

„Wanderers Sturmlied“.

Wen du nicht verläſſeſt, Genius,
Nicht der Regen, nicht der Sturm
Haucht ihm Schauer über's Herz.
Wen du nicht verläſſeſt, Genius,
Wird dem Regengewölk,
Wird dem Schloßenſturm
Entgegen ſingen,
Wie die Lerche,
Du da droben.

Den du nicht verläſſeſt, Genius,
Wirſt ihn heben über'n Schlammpfad
Mit den Feuerflügeln;
Wandeln wird er
Wie mit Blumenfüßen
Über Deukalion's Flutſchlamm,
Python tötend, leicht, groß,
Pythius Apollo.

Den du nicht verläſſeſt, Genius,
Wirſt die wollnen Flügel unterſpreiten
Wenn er auf dem Felſen ſchläft,
Wirſt mit Hüterfittigen ihn decken
In des Haines Mitternacht.

Wen du nicht verläſſeſt, Genius,
Wirſt im Schneegeſtöber
Wärmumhüllen;
Nach der Wärme ziehn ſich Muſen,
Nach der Wärme Charitinnen.

Umſchwebet mich, ihr Muſen,
Ihr Charitinnen!
Das iſt Waſſer, das iſt Erde,

Digitized by Google

Und der Sohn des Waſſers und der Erde,
Über den ich wandle
Göttergleich.

Ihr ſeid rein, wie das Herz der Waſſer,
Ihr ſeid rein, wie das Mark der Erde,
Ihr umſchwebt mich, und ich ſchwebe
Über Waſſer, über Erde,
Göttergleich.

*

Soll der zurückkehren,
Der kleine, ſchwarze, feurige Bauer?
Soll der zurückkehren, erwartend
Nur deine Gaben, Vater Bromius,
Und hellleuchtend umwärmend Feuer?
Der kehren mutig?
Und ich, den ihr begleitet,
Muſen und Charitinnen alle,
Den alles erwartet, was ihr,
Muſen und Charitinnen,
Umkränzende Seligkeit
Rings ums Leben verherrlicht habt,
Soll mutlos kehren?

Vater Bromius!
Du biſt Genius,
Jahrhunderts Genius,
Biſt, was innere Glut
Pindarn war,
Was der Welt
Phöbus Apoll iſt.

Weh! Weh! Innere Wärme,
Seelenwärme,
Mittelpunkt!
Glüh' entgegen
Phöb' Apollen;
Kalt wird ſonſt
Sein Fürſtenblick
Über dich vorübergleiten,
Neid getroffen
Auf der Ceder Kraft verweilen,
Die zu grünen
Sein nicht harrt.

Warum nennt mein Lied dich zuletzt?
Dich, von dem es begann,
Dich, in dem es endet,

Digitized by Google

Dich, aus dem es quillt,
Jupiter Pluvius!
Dich, dich strömt mein Lied,
Und kastalischer Quell
Rinnt ein Nebenbach,
Rinnet Müßigen,
Sterblich Glücklichen
Abseits von dir,
Der du mich fassend deckst,
Jupiter Pluvius!

Nicht am Ulmenbaum
Hast du ihn besucht,
Mit dem Taubenpaar
In dem zärtlichen Arm.
Mit der freundlichen Ros' umkränzt,
Tändelnden ihn, blumenglücklichen
Anakreon,
Sturmatmende Gottheit!

Nicht im Pappelwald
An des Sybaris Strand,
An des Gebirgs
Sonnebeglänzter Stirn nicht
Faßtest du ihn,
Den Blumen singenden,
Honig lallenden,
Freundlich winkenden
Theokrit.

Wenn die Räder rasselten,
Rad an Rad rasch um's Ziel weg,
Hoch flog
Siegdurchglühter
Jünglinge Peitschenknall,
Und sich Staub wälzt',
Wie vom Gebirg herab
Kieselwetter ins Tal,
Glühte deine Seel' Gefahren, Pindar,
Mut. — Glühte? —
Armes Herz!
Dort auf dem Hügel,
Himmlische Macht!
Nur so viel Glut,
Dort meine Hütte,
Dorthin zu waten!

Wer zuerst unvorbereitet an dies Gedicht herantritt, wird die Empfindung haben, er stehe vor einem Haus mit verschlossenen Türen und verhangenen Fenstern.

Digitized by Google

Aber wie sagt Goethe selbst:

„Gedichte sind gemalte Fensterscheiben!
Sieht man vom Markt in die Kirche hinein,
Da ist alles dunkel und düster;
Und so sieht's auch der Herr Philister;
Der mag denn wohl verdrießlich sein
Und lebenslang verdrießlich bleiben.
Kommt aber nur einmal herein!
Begrüßt die heilige Kapelle;
Da ist's auf einmal farbig helle,
Geschicht' und Zierrat glänzt in Schnelle,
Bedeutend wirkt ein edler Schein;
Dies wird euch Kindern Gottes taugen,
Erbaut euch und ergötzt die Augen!"

In Dichtung und Wahrheit im zwölften Buch erzählt Goethe von der Verzweiflung und den Reuequalen, die sich seiner bemächtigten, als er auf den schriftlichen Abschied Friederikens Antwort erhalten: sie „zerriß mir das Herz", sagte er, „ich hatte das schönste Herz in seinem Tiefsten verwundet, und so war die Epoche einer düsteren Reue, bei dem Mangel einer gewohnten erquicklichen Liebe, höchst peinlich, ja unerträglich. Er sucht Beruhigung für sein Gemüt „unter freiem Himmel, in Tälern, auf Höhen, in Gefilden und Wäldern". Man nennt ihn im Freundeskreis „den Wanderer". „Ich gewöhnte mich auf der Straße zu leben und wie ein Bote zwischen dem Gebirg und dem flachen Lande hin und her zu wandern . . . . . Mehr als jemals war ich gegen offene Welt und freie Natur gerichtet. Unterwegs sang ich mir seltsame Hymnen und Dithyramben, wovon noch eine unter dem Titel Wanderers Sturmlied übrig ist. Ich sang diesen Halbunsinn leidenschaftlich vor mich hin, da mich ein schreckliches Wetter unterwegs traf, dem ich entgegen gehen mußte."

Mit diesen Mitteilungen, die allerdings die Entstehungszeit festlegen — Frühling 1772 — ist für das innere Verständnis noch nichts gewonnen; es ist nur die allgemeine Situation umschrieben, die sich beim ersten Lesen und Hören von selber ergibt.

Um des Gedichtes innerlich Herr zu werden, müssen wir uns aber nach anderen Mitteln und Wegen umtun.

Von außen kommen wir dem nicht bei, das ist sicher. Also mitten hinein.

Mit hinaus auf die Landstraße in den eisigen Frühjahrswind, der bald Hagel, bald Regentropfen dem einsamen Wanderer, der die Straße bergauf, dem Wind entgegen schreitet, ins Gesicht

Digitized by Google

treibt. Frühlingsahnen ist in der Luft trotz Schloßensturm; Frühlingsahnen und schwellende Frühlingsjugendkraft in der Seele des Einsamen, der mit nach innen gerichtetem Blick seines Weges zieht. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, Reue, Zweifel, Kraftgefühl, Mut, Hoffnung, Vertrauen ringen miteinander. Aus der weiten Ferne klingt das Lied vom wilden Knaben: Röslein, Röslein, Röslein rot, Röslein auf der Heiden! Aber tief im Herzen klingt etwas anderes: eine große, gewaltige, leuchtende Freudigkeit, die aus dem Werdenden kommt, die im jubelnden Gesang sich Luft macht:

„Wen du nicht verlässest, Genius,
Nicht der Regen, nicht der Sturm
Haucht ihm Schauer übers Herz."

Und im selben Augenblick sind auch die äußeren Sinne wieder wach, hinauf zum Himmel schweift das Auge und lauscht das Ohr: Im treibenden Hagelgewölk ein Vogellaut, ein Lerchenton:

„Den du nicht verlässest, Genius,
Wird dem Regengewölk,
Wird dem Schloßensturm
Entgegensingen,
Wie die Lerche,
Du da droben!"

Menschenstimmen und Vogellaut tragen empor in die unendliche Höhe. Und mit dem Ton steigt der Genius empor, der Genius, der Gottgesandte, der Genius, der Gott gleich macht. Unter den Füßen sieht er den spritzenden Schlamm, er achtet ihn nicht, der haftet nicht an ihm:

„Den du nicht verlässest, Genius,
Wirst ihn heben über'n Schlammpfad
Mit den Feuerflügeln."

Götter sind nah, Götter sind da, Gottähnlichkeit! Er sieht ihn schreiten, den Pythontöter, den Befreier, den Erlöser Apollo, der über der noch nicht geborenen Menschheit, der über dem Kleinen und Niedrigen und Häßlichen schwebt als Sieger.

„Wandeln wird er
Wie mit Blumenfüßen
Über Deukalion's Flutschlamm,
Python tötend, leicht, groß,
Pythius Apollo."

Digitized by Google

Füße, die gleiten, wie über weiche Blumen!

In das Heroische der Vorstellung des Pythontöters mischt sich die Idee der Verklärung des Friedens, den die Gottheit atmet. Eine andere Perspektive eröffnet sich: der Genius als Friedensbringer oder richtiger als Hüter des Friedens, und unwillkürlich — psychologisch interessant — treten nun biblische Vorstellungen und Bilder für einen Augenblick in die Gedankengänge:

„Den du nicht verlässest, Genius,
Wirst die wollnen Flügel unterspreiten,
Wenn er auf dem Felsen schläft,
Wirst mit Hüterfittigen ihn decken
In des Haines Mitternacht."

Aber diese Stimmung träumerischer, inniger Sehnsucht, im Schutz des Genius zu ruhen, wird jäh unterbrochen, und die Vorstellung abgelenkt durch die jetzt ins Gesicht wirbelnden Flocken:

„Wen du nicht verlässest, Genius,
Wirst im Schneegestöber
Wärmumhüllen;
Nach der Wärme ziehn sich Musen,
Nach der Wärme Charitinnen."

Es ist ein Lachen und Jauchzen übersprudelnden, durch die schroffen Kontraste der Phantasiewelt und der sinnlichen Welt geweckten Übermuts, und dazwischen wieder feierliche, ernste, tiefe Akkorde:

„Umschwebt mich, ihr Musen,
Ihr Charitinnen!"

Der Regen peitscht ihm ins Gesicht; ringsum, soweit der Blick reicht, Erde, Ackerland, und unter den Füßen quirlt es: „der Sohn des Wassers und der Erde", der Schlamm:

„Das ist Wasser, das ist Erde,
Und der Sohn des Wassers und der Erde,
Über den ich wandle
Göttergleich."

Und die beiden reinen Elemente werden zu Sinnbildern des Wesens seiner liebsten Begleiterinnen, der Musen und Charitinnen:

„Ihr seid rein, wie das Herz der Wasser,
Ihr seid rein, wie das Mark der Erde,
Ihr umschwebt mich, und ich schwebe
Über Wasser, über Erde,
Göttergleich".

Digitized by Google

„Ach! zu des Geistes Flügeln wird so leicht
Kein körperlicher Flügel sich gesellen“

klagt Faust. Auch der Wanderer erfährt es: „über Wasser, über Erde, göttergleich“ schwebte er.

Die Wirklichkeit aber ist grausam. Musen und Charitinnen sind entflohen und ein einsamer, müder Mensch steht schweratmend mißmutig am Wege in Sturm und Unwetter, zweifelnd und zagend, ob er die Wanderung fortsetzen soll. Da haftet sein Auge auf einer kleinen, rührigen Gestalt, die sich mit unerschütterlicher Beharrlichkeit durch Sturm und Regen den Weg bahnt, wie zum Hohn für den Schützling des Genius, den Liebling der Musen und Charitinnen, der sich überlegt, ob er weiter gehen soll. Doch was hilft es! Der Aufschwung ist verloren, die Begeisterung, der Frühlingsjubelsturm verflogen.

Reflexion drängt sich vor: Der kleine Erdenmensch, den nur nach der warmen Herdflamme und dem Trunk Wein gelüstet, der ist siegreich. Der Geniusschützling aber ist trotz Musen und Charitinnen ihm im Kampf mit dem gemeinen Dasein nicht gewachsen. Denn des Jahrhunderts Genius ist ein ganz anderer Geist. Nicht der Sonnengott ist der Beseeler, der Kräftespender für das menschliche Geschlecht, sondern Vater Bromius, Bacchus und seine Gaben: „Vater Bromius du bist Genius“ ꝛc.

Aber diese Selbstverspottung des materiellen Jahrhunderts und damit seiner selbst, diese Nichtachtung der ideellen Mächte, deren Schutzes er sich eben jauchzend gerühmt, diese Nichtachtung, geboren aus dem momentanen, überwältigenden Gefühl physischer Schwäche und Ohnmacht (die natürlich nicht sehr ernst zu nehmen ist) weicht sofort einer anderen, erregten, ernsten Stimmung.

Das äußerliche Erlebnis — der kleine rüstige Bauer, dem die Aussicht auf Vater Bromius Gabe Kräfte gibt — und das eigene physische Ermatten wird zum Symbol höheren Strebens und ernsterer Kämpfe im eigenen Inneren.

Aus der Tiefe der eigenen Seele muß die Flammenglut heiliger Sehnsucht, die an sich schon Kraft ist, auflodern, um den Genius zu locken. Nicht ein künstlich sich Hineinversetzen durch äußere Mittel, durch von außen wirkende Kräfte, schafft Leben. Leben entsteht nur da, wo zwei Flammen zusammenschlagen. Und wenn das Feuer in deinem Innern nicht aus eigener Kraft kommt, suchst du vergebens nach Anregung, nach Begeisterung, nach Befruchtung. „Weh! Weh! Seelenwärme“ ꝛc. ꝛc.

Digitized by Google

Aber nicht im Sonnenschein, sondern im Regengewölk und im Schloßensturm, im nervenstählenden, die Seele erhebenden trotzigen Kampf mit den Elementen ist dieses Hochgefühl alles überwindender Kraft im Schutz des Genius ihm gekommen.

Die Gottheit, die diese Stunde beherrscht, ist nicht der Pythontöter, der Sonnengott. Nein, wie ihm der Regen und der Schnee ins Gesicht peitscht, da lacht seine Seele auf und jauchzt dem eigentlichen Genius der Stunde, der auch der Genius der Jugend ist, die in ihm reißt und wühlt, und die in Kontrasten froh ist:

„Warum nennt mein Lied dich zuletzt?
Dich, von dem es begann,
Dich, in dem es endet,
Dich, aus dem es quillt,
Jupiter Pluvius!"

Wie wundervoll ist hier das Derbsinnliche in übermütigster Laune gemischt mit dem Symbolischen. Der Regen strömt ihm aus Haar und Gewand, er ist pudelnaß: „Dich, in dem es endet, dich, aus dem es quillt", lacht er.

Herbe, frische Frühlingsschauer singen und wirbeln um sein Haupt. Und je toller sie's treiben, desto wohler, freudiger wird ihm zu Mut: Das ist Leben, das ist verkörperte Poesie, eine ganz neue, eine Poesie jugendlich stürmischer Männlichkeit, die am Kampf ihre Freude hat:

„Und kastalischer Quell
Nimm, ein Nebenbach,
Rinnet Müßigen
Sterblich Glücklichen
Abseits von dir,
Der du mich fassend deckst,
Jupiter Pluvius!"

Wie fern sind ihm in diesem Augenblick die idyllischen Poetenträume erster Jünglingsjahre, da er im Schwarm der Jünger Anakreons sich mit Rosen kränzte; er sieht ihn deutlich in weiter Ferne:

„Nicht am Ulmenbaum
Hast du ihn besucht,
Mit dem Taubenpaar
In dem zärtlichen Arm,
Mit der freundlichen Ros' umkränzt,
Tändelnden ihn, blumenglücklichen
Anakreon,
Sturmatmende Gottheit!"

Digitized by Google

Fern gerückt sind ihm auch die Bilder jener idyllischen Lebensfreude, über der ein ewig heiterer Himmel lacht, wie sie in stillen Stunden aus Theokrits Dichtung ihm freundlich entgegenwinkten.

Was in ihm wogt und gärt, was ihn reizt, was ihn erfreut, was ihn erhebt, was ihn begeistert, das verkörpert sich ihm in der tatfreudigen Poesie Pindars. In ihr lebt die „sturmatmende Gottheit“, der in diesem Augenblick seine ganze Seele mit unendlicher Innbrust sich jauchzend hingibt: „Wenn die Räder rasselten“ u. s. w.

Zum zweitenmal ist er durch den Schwung der aus dem Kampf der Elemente geschöpften freudigen Begeisterung und Tatenlust emporgetragen über die Materie:

Glühte deine Seele Gefahren, Pindar,“
Mut!“ —

Doch in demselben Augenblick straucheln und wanken die müden Glieder. Der hochfliegende Geist kehrt zur Erde zurück, ein müder Wanderer kämpft wieder mühsam, keuchend gegen den Sturm. Ein schneidender Kontrast, der aber von der Jugend nicht bitter empfunden wird:

„Glühte? —
Armes Herz!
Dort auf dem Hügel,
Himmlische Macht!
Nur so viel Glut,
Dort meine Hütte
Dorthin zu waten!“

Es ist kein Verzicht, keine Niederlage. Es klingt ein heiteres Lachen, das diesen Sieg der körperlichen Schwäche erkennt, der aber nicht als Menschenlos, tragisch, sondern als eine Laune der Gottheit hingenommen wird mit freudigem Vertrauen auf die Zukunft.

Digitized by Google

Tiefeinsamkeit.

Nun steht mein Haus an Wald und See,
Von allem Leben ewig-weit,
Und jeden Weg, darauf ich geh',
Geht mit mir tiefe Einsamkeit.

Die schon dem Knaben Freundin war,
Vertraut sich langsam so dem Mann,
Der allzuspät in lauter Schar
Auf seine Jugend sich besann.

Nun halt' dich ich, Tiefeinsamkeit.
Wie schwer du mich noch beugst und drückst,
— Ich weiß aus meiner Werdezeit
Auch wie du segnest und beglückst!

Mein Herz biet' ich von neuem dir,
Es will Gefäß und Kelch dir sein.
O schütt' aus deinem Reichtum mir
Des Friedens goldne Flut hinein!

Bis es die Fülle nicht mehr faßt,
Die ewig steigt und über drängt,
Und bis es jeden fremden Gast,
Der durstig ist, erquickt und tränkt.

Carl Busse.

Digitized by Google

Das Neue in der Musik und der Laie.

Von Gustav Dippe.

Die fortbewegende Kraft in der Kunst stammt vom Künstler; der Laie ist in Kunstangelegenheiten notgedrungen konservativ. Erst wenn die von einem Künstler — vielleicht auch von mehreren — gefundene, vom Gewohnten abweichende Ausdrucksweise greifbar vorliegt, beginnt die Bewegung für und wider — der Kampf um die Gefolgschaft. Diese für neue künstlerische Ausdrucksweisen nicht gerade günstige Sachlage ist für die musikalischen Pfadfinder noch besonders erschwert. Dem neue Bahnen betretenden Musiker folgt die bloß genießende Menge besonders langsam und widerwillig.

Hier etwas von den Gründen dieser Tatsache.

Die Musik trägt ihre Logik allein in sich und zwar jeder Grad von Musik. Die Musik des einfachsten Volksliedes, mit der einfachsten Begleitung versehen, bietet ein vollkommenes, lückenloses Ganze. Durch nichts in der Außenwelt stehendes kann dem, der sich an der musikalischen Sprache solcher Tonweisen Genüge sein läßt, das Bedürfnis kommen, seine Genußsphäre zu erweitern. Kein Vorgang des Innen- und Außenlebens, keine Anregung aus einer anderen Kunst, keine gedankliche Spekulation bringt das in sich ruhende Wohlgefallen an einer bestimmten Art von Musik in Bewegung. In welch' beständige Beziehung dagegen setzt uns das Leben mit den anderen Künsten und damit auch zugleich mit ihren neuen Ausdrucksweisen. Daß die Dichtkunst durch den Wechsel der Anschauungen und Zeitfragen in beständigem Fluß zu bleiben hat, leuchtet ohne weiteres ein; desgleichen, daß die Architektur mit den anders gestalteten Aufgaben auch zu anderen Formen gelangt. Bei diesen Künsten wird also der Laie im Prinzip wenigstens dem Neuen einen gewissen Grad von Wohlwollen und Verständnis entgegenbringen. — Anders liegt es mit den Künsten der Form und der Farbe. Hier wird die Menge nicht lange gefragt; sie muß einfach mitmachen. Selbst dem, der keine Ausstellungen aufsucht, tritt das Neue doch immer wieder gegenüber. In Auslagen, Plakaten, Zeitschriften u. s. w. muß er es sehen; bis in die Gestaltung der täglichen Gebrauchsgegenstände bringt die neue Geschmacksrichtung ein, und eines Tags ist selbst der Verstockteste mürbe geworden, und zwar, ohne daß es ihm recht gewahr geworden wäre.

Digitized by Google

Die neuen Ausdrucksformen in der Musik jedoch werden weder durch den Wechsel der Zeitfragen motiviert, noch drängen sie sich auf. Die sich aufdrängende Musik gehört regelmäßig einer früheren Kunstperiode an. Und das sich aufdrängende Neue pflegt nur der Zeit, aber nicht dem Inhalte nach neu zu sein. —

Ein weiteres, was unsere Stellung zur Kunst in Bewegung erhält, ist der Zeitablauf als natürlicher Veränderer unseres Geschmacks. Lebenserfahrung und Festigung des Charakters machen uns kritischer gegen das Unwahre und Affektierte, empfindlicher gegen das Weichliche und Süßliche, unfreundlicher gegen das Phantastische und anspruchsvoller bezüglich des Verhältnisses von Aufwand und Wirkung. So ändert die alleinige Tatsache, daß wir älter werden, unser Verhältnis zur Kunst; und in dieser natürlichen Änderung liegt schon ein Teil Bedürfnis nach Neuem. — Für die Musik ist diese Geschmacksentwickelung gänzlich belanglos. Das Unwahre, Affektierte, Weichliche, Süßliche u. s. w. ist für den Laien in den anderen Künsten unendlich viel leichter zu erkennen und zu unterscheiden als in der Musik; in der Musik ist diese Fähigkeit denen vorbehalten, die durch natürliche Anlage eine Ausnahmestellung innerhalb der Laienwelt einnehmen.

Es ist noch ein drittes, was die Aufnahmefähigkeit für das Neue in der Musik ungünstig beeinflußt, nämlich die Besonderheit des Gehörssinnes. Das Gehör besitzt ebenso wie der Geruch in außerordentlichem Maße die Kraft, Erinnerungen auszulösen. Die Musik als die eindringlichste Einwirkung auf unsern Gehörssinn besitzt demgemäß diese Fähigkeit auch am stärksten. Diese Tatsache ist zu bekannt, um sie durch Beispiele erhärten zu müssen. Darf es doch der Dichter des bekannten „Heidegrabes" sogar wagen, unser verstehendes Mitgefühl mit einem desertierenden Soldaten in Anspruch zu nehmen, weil er zu seinem schweren Vergehen durch den Klang eines Liedes, „was sie mir sang, als noch mein Arm" u. s. w. verleitet wurde.

Nun aber ist es die Empfindung, mit der wir die uns durch das Ohr übermittelte Musik in uns aufnehmen; der Verstand kommt nur als unzuverlässiges Surrogat in Betracht. Somit ist die Zeit, in der unser Empfindungsleben am stärksten ist, auch die Zeit, in der wir am besten für musikalische Eindrücke empfänglich sind. Die Musik, die in dieser Lebensperiode uns am meisten zu sagen weiß, wird für unser ganzes Leben die Musik bleiben; von ihr werden wir Gesetz und Maßstab nehmen,

Digitized by Google

von ihr aus vorwärts und rückwärts rechnen. Welch schweren Stand hat eine neue Tonsprache gegenüber diesen Tonweisen, die auf dem Wege der Erinnerung unsere ganze Jugendzeit mit ihren stärksten Empfindungen zum Resonanzboden haben.

Angesichts dieser Umstände sehen wir mit Erstaunen, daß trotz alledem die Neues bietenden Tonsetzer in nicht zu langer Zeit auch unter den Laien Gefolgschaft finden und doch wenigstens so weit in das musikalische Gesamtgetriebe hineindringen, daß von ihnen aus die junge Generation — sofern sie mag — ihren Ausgangspunkt nehmen kann. Dieses überraschend günstige Ergebnis hängt mit der Eigentümlichkeit der Musik zusammen, nur im Wege der Reproduktion lebendig zu werden. Zwischen dem schaffenden Musiker und dem genießenden Laien liegt die breite Zwischenstufe der ausführenden Musiker und Dilettanten; sie geben die empfangenen Anregungen weiter. Und wie immer in Angelegenheiten der Musik, der unfaßlichen und wie die Religion tief bewegenden Musik, ein Stück Fanatismus lebendig wird, so wird auch dem Laien von den Verkündigern neuer musikalischer Werte oft recht hart zugesetzt. Insonderheit die Dilettanten, von denen eine große Anzahl über ungewöhnliche musikalische Instinkte verfügt und von denen gar viele berufen gewesen wären, produzierende oder reproduzierende Musiker zu werden, bilden die schlagbereiteste Hilfstruppe des schaffenden Künstlers, der sie in seinen Bann gezwungen. Sie fehlen nicht, wenn etwas von ihrem Musiker „gemacht" wird, sie klatschen leidenschaftlich und lange, sie erzwingen die Wiederholungen, sie greifen, wenn es sich so macht, zur Feder, sie werben innerhalb ihres Bekanntenkreises und sie tun sich zusammen, um über wirksamere Kräfte zu verfügen (Wagner-Vereine, Hugo-Wolf-Vereine u. s. w.). Die kleinen deutschen Schwächen der Vereinsmeierei und des unbändigen Bedürfnisses, seinen Geschmack möglichst laut zu äußern, haben hier sicherlich viel gutes geschaffen. Und doch wären sie ziemlich wertlos, wenn sich nicht dazu die große deutsche Stärke der selbstlosen Hingabe an ideale Bestrebungen gesellte.

Digitized by Google

Die Philosophie des Geldes.

Von S. P. Altmann.

Unermeßlich sind die ewigen Jagdgründe der Erkenntnis, unermeßlich auch der Jäger Zahl, die ausziehen, zur Jagd nach Wissen und Wahrheit; aber nur klein ist des einzelnen Jagdgebiet in unserem Zeitalter mikroskopischer Erkenntnis. Selten nur, ganz selten geht ein Jäger, ein Wahrheitssucher, hinaus über sein enges Gebiet, das ihm und nur ihm gehört, um mehr zu sehen, als diese Welt, seine Welt. Es ist auch das Schicksal der Philosophie unserer Zeit, in diese Enge zu geraten. An Stelle hochfliegender Gedanken, die die Welt umfaßten, ist das alleinseligmachende Experiment der Psychologie getreten, durch das wir viel gelernt, aber hinter dem noch immer das Warum der Warums steht, bei dem wir die Teile in der Hand haben, aber das geistige Band leider fehlt.

Wenn in dieser Zeit ein Werk heranreift, das so gar nichts zeigt von dem Gewerbsmäßigen der Philosophie, sondern ein philosophisches Weltbild zu sein versucht, ein Bild der Welt, geschaut von eines Menschen Auge, dann verdient es schon um dieser Tatsache willen die Aufmerksamkeit. — Wir sind so arm an philosophischen Köpfen, nur ein geringer Teil derer, die Philosophie lehren, macht auf dieses Prädikat Anspruch. Männer, wie Mach oder Dilthey, Cohen oder der große, verstorbene Sprachforscher Steinthal gehören zu ihnen, von jüngeren Lehrern Georg Simmel. Sein Werk, mit dem wir uns zu beschäftigen haben, die Philosophie des Geldes,*) ist so durchaus ein Bild seiner Persönlichkeit, daß man nicht umhin kann, das Temperament zu betrachten, durch welches er ein Stück, oder mehr als ein Stück Leben sah, wenn man dem Werk gerecht werden will. Nervös bis in die Fingerspitzen, von der fast erschreckenden Feinfühligkeit des Neurasthenikers, ist Simmel einer der geistvollsten Interpreten physychischer Regungen, unerreicht in der Gabe, die feinsten Schwingungen der Seele nachzufühlen. Was man an ihm besonders bewundert, ist ein Gegensatz innerhalb seiner Persönlichkeit oder vielmehr dessen Auflösung, die Verbindung der höchsten Fähigkeit analytischen Denkens mit künstlerischer Gestaltung des Anschaulichen, die restlose Harmonie von Analyse

*) Leipzig, bei Duncker und Humblot.

Digitized by Google

und Synthese, von wissenschaftlicher Abstraktion und gefühlsmäßiger Anschauung. Neben der „Einleitung in die Moralwissenschaft", die ethische Grundbegriffe untersucht, hat Simmel bereits in seiner „sozialen Differenzierung" sich Problemen zugewandt, die, fern von der breiten Straße liegend, dunkel aus der Fülle sozialpsychologischer Fragen auftauchen, und auch hier schon auf das dunkle Gebiet der das gesellschaftliche Leben beherrschenden Erscheinungen manchen Streifen Licht geworfen. Die Philosophie des Geldes, die das frühere Werk an vielen Stellen überholt, bezeichnet bis jetzt den Abschluß seiner sozialpsychologischen Untersuchungen und ist ein Dokument der relativistischen Interpretation des Seins, die man als Simmels Weltanschauung bezeichnen kann. In diesem Buche ist der Versuch gemacht worden, eine Einzelheit aus der Fülle herauszunehmen und an dem singulären Inhalt die Ganzheit ihres Sinnes aufzuweisen, indem den Zusammenhängen nachgespürt wird, die jenseits der bloß historischen Entwickelung ihres Inhaltes, der Sache nach weit über ihre historisch-zufällige Verwirklichung hinausgehen. Analyse und Synthese erfordern sich gegenseitig, und der Ganzheit des Sinnes, die ihre Vereinigung bedeutet, wird Simmel gerecht, indem er sein Problem analytisch und synthetisch behandelt und über die bloße Darstellung hinauszugehen vermag. In künstlerischer Symmetrie stehen sich der analytische und synthetische Teil gegenüber. Der erste Teil zerfällt in die Kapitel: Wert und Geld, der Substanzwert des Geldes, das Geld in den Zweckreihen, der zweite Teil in die Kapitel: die individuelle Freiheit, das Geldäquivalent personaler Werte und der Stil des Lebens. — Auch nur die Hauptgedanken des 550 Seiten starken Bandes hier kritisch zu behandeln, ist unmöglich, obgleich es einem schwer wird, an vielen Schönheiten vorüber zu gehen; nur andeutend sollen einige Punkte hervorgehoben werden, wobei ich im Gegensatz zu anderen Besprechern gern den ersten analytischen Teil heraushebe, weil er als grundlegend für das Ganze zu betrachten ist. Er entwickelt das Geld aus dem Leben, der synthetische Teil das Leben aus dem Gelde als dem Maße aller Dinge. Wenn in der Einleitung gesagt wird, keine Zeile dieses Werkes sei national-ökonomisch gemeint, so kann das nur heißen, ist nur national-ökonomisch gemeint in dem Sinne, wie das System über das einzelne hinausgehend gleichsam dem Reich der Ideen und nicht nur der Erscheinung des Alltags, der Wirklichkeit angehört. Von höherer Warte soll das Leben geschaut werden.

Digitized by Google

Der Markt, dessen Treiben so verworren scheint, wo alles durcheinander schwirrt, und wo man den archimedischen festen Punkt sucht, von dem aus man die Welt — nicht aus den Angeln hebt, das tut die friedliche Wissenschaft ja nicht — aber von dem man sie einheitlich überschaut. Die Welt — der Markt — denn er ist ja die Welt — von der Vogelperspektive, in der alles überschaut, alles in seiner Beziehung zueinander gesehen wird, das als Kunstwerk ist Simmels Philosophie des Geldes. — — — — Gerade eine Erscheinung der Wirtschaft und in ihr wieder nur das Geld konnte in der Ganzheit das Weltbild liefern, in dem alles sich zum Ganzen webt. Hier werden die philosophischen Grenzen jeder Wissenschaft, ihre Voraussetzung auf der einen, ihre letzten Konsequenzen als Weltbild auf der anderen Seite bestimmt. Die vor- oder nachökonomische Seite des Geldes wird behandelt. Das Buch spricht vom Gelde, aber es trifft die Menschen und das Leben.

Im ersten Kapitel, Wert und Geld, stellt Simmel Sein und Wert, Wirklichkeit und Werten als Kategorien einander gegenüber, eine Annahme, welche die Wirklichkeit in ihrer gleichgültigen Naturnotwendigkeit, die eine naturwissenschaftliche Rangierung des Seins ist, von der selbstherrlich gebildeten Rangierung nach Werten loslöst. Der Gedanke liegt nahe, in der Seinswelt, deren Subjektivität in philosophischem Sinne unerörtert bleiben kann, ist unser Ich nur ein Atom, in der Welt der Werte sind wir Herren und Schöpfer; die Natur kümmert sich nicht um das, was uns lieb und wert, sie vernichtet, was als Wert für ewige Dauer bestimmt schien und erhält oft, was nur wert ist, daß es zu grunde gehe. Keine Beziehung regelt das Verhältnis, den Parallelen gleich laufen sie nebeneinander her, und die Syntheſe, die sie beide umfaßte, liegt erst da, wo sie sich schneiden — in der Unendlichkeit. Ob dieser prinzipielle Unterschied so scharf ist, wie er Simmel erscheint, kann von der Annahme, daß auch die Wirklichkeit als solche in gewissen Einordnungen erkannt ist, die sich nach gleicher Art wie das Werten vollziehen, bezweifelt werden. Wie Simmel den Gedanken entwickelt, den man am kürzesten mit dem Schlagwort der Subjektivität des Wertes bezeichnet, mag angedeutet sein. Die Erscheinung, daß ein Gegenstand von verschiedenen Menschen verschieden bewertet wird, und wiederum die Verschiedenheit der Objekte Gleichheit des Wertes bedeuten kann, läßt das Subjekt als verantwortungsvolle Instanz erscheinen, dessen verschiedene Reaktionen als Erklärungen anzusprechen sind.

Digitized by Google

Die Subjektivität und Objektivität des Wertes, der Zankapfel der Nationalökonomie von den Anfängen wissenschaftlicher Forschung bis in die psychologisch scharfen Deduktionen der Grenznutzentheoretiker, werden hier unter ganz neuen Gesichtspunkten untersucht. Das Werträtsel, das als achtes Welträtsel angesprochen werden kann, auf einem philosophischem Unterbau, einer philosophischen Grundlage, die wir für die theoretische Nationalökonomie so notwendig brauchen! Aber ist das Rätsel hier gelöst? Ich glaube kaum, es sind neue glänzende Flächen dem Krystall angeschliffen, aber durchsichtig ist er noch nicht geworden; wir sind um die Kenntnis psychologischer Vorgänge um vieles reicher geworden, aber eine widerspruchslose Auffassung des wirklichen Lebens können wir auch von ihnen nicht erlangen. Die Erörterungen über die Subjektivität zeigen, daß nicht Willkür einem Gegenstand aus dem Grund c'est mon plaisir Wert beilegen kann, vielmehr hat sie die negative Grundlage, daß der Wert oder die Wertung nicht an den Dingen, wie Farbe oder Geruch, haften; die Subjektivität des Wertes ist nur unsere Nachzeichnung einer Bestimmtheit. So muß der Wert in eine Kategorie fallen, in der die Objektivität gleichsam als eine Forderung auftritt, anerkannt zu werden. Mögen die Subjektivität und Objektivität Stadien sein, mögen sie nebeneinander bestehen. Der „geometrische Ort" des Wertes muß, und das scheint höchst bedeutsam, da Subjektivität und Objektivität gar nicht das Recht haben, alle Seinsinhalte aufzuteilen, einer Kategorie angehören, die sowohl unserer Gefühle, als der Struktur der Wirklichkeit Rechnung trägt, und der man den Namen des Übersubjektiven geben mag. Psychologisch steht ja der objektive Wert dem subjektiven außerordentlich nahe; als objektiver Wert an sich kann er als die Normierung des subjektiven Wertes gelten, aufgebaut auf der Fähigkeit des menschlichen Geistes, den empfundenen Inhalt gleichsam objektiviert sich gegenüber zu stellen. Was Simmel entwickelt, ist eine eklektische höchst geistvoll verarbeitete Kombination von grenznutzentheoretischer Marxscher und Carey-Dühringscher Wertlehre, die alle nur einer Seite des Wertens gerecht geworden sind, von denen die einen die Nachfrage, die anderen die Bedarfsseite überschätzen. Simmels Theorie ist eine Opfertheorie rein nationalökonomisch betrachtet, aber er bezeichnet nicht das Opfer oder die Kosten als den Wert selbst, sondern als die wertbildenden Elemente, deren Überleitung feinsinnig erörtert wird. Solange ein Gegenstand uns ohne Mühe zufällt,

Digitized by Google

ist er wertlos, wie das Wasser an der Quelle oder die Luft, die wir atmen. Erst die Distanz, die zwischen Wunsch und Erfüllung tritt, läßt uns die Intensität des Bedürfnisses auf den Gegenstand projizieren, erst die Loslösung von seinem bloßen Genossenwerden macht den Gegenstand zu einem Wertobjekt, und wenn eine Wirtschaft sich ausbildet, vollzieht es sich, als ob die Gegenstände in ihrem Austausch ihren Wert aneinander selbst bestimmten, während im Grunde die subjektive Bedürfnisbefriedigung die Grundlage bildet. Die Distanzierung der Subjekte von den Objekten, die durch Schwierigkeit der Erlangung, also Seltenheit, die notwendige Entscheidung bei verschiedenen Verwendungsmöglichkeiten, durch Hemmnisse aller Art erzeugt wird, macht die Dinge erst wertvoll, obgleich, und das ist der Irrtum mancher Nationalökonomen, z. B. Careys, das Maß des Widerstandes dem Wert nicht proportional zu setzen ist. Hat sich diese Distanzierung vollzogen, so vollendet sie ihre technische Ausbildung im Tausch, der die Möglichkeit darstellt, daß die Objekte ihre Werte aneinander bestimmen. Das Ziel der Entwickelungstendenz zur Objektivierung der Werte, die Wirtschaft zu einem bloßen Mechanismus umzugestalten, wird nirgends erreicht.

Der Gegenstand des Tausches, der für die Gesamtheit etwas bedeutet, wird dabei ein Wert an sich; das Opfer, das Hingebenmüssen für ein anderes, schafft die Werte. Der Tausch ist nur eine Seite aus der Fülle von Wechselwirkungen, die unser Leben ausmachen, die in jeder Liebe, in jedem Sichanblicken liegen. Der Einwand, daß der isolierte Wirt, der weder kaufe noch verkaufe, oder wirtschaftliche Epochen ohne Tausch, keine Wertschätzungen haben könnten, wenn der Tausch erst wertbildend sei, wird hier fein widerlegt, der Tausch auf seinen eigentlichen Sinn untersucht. Sein Wesen besteht nur darin, daß ein Subjekt jetzt etwas hat, was es vordem nicht hatte, und etwas nicht hat, was es vordem hatte. Der interindividuelle Tausch ist nur eine Verdoppelung dieses Verhältnisses, das Wesentliche ist aber der Vorgang in dem einzelnen Individuum, dem kein anderes Individuum gegenüber zu stehen braucht; auch der isolierte Wirt stellt gleiche Wertberechnungen an, wenn er die Saat dem Boden anvertraut, und es tut nichts zur Sache, daß nicht ein Subjekt „sondern die natürliche Ordnung und Gesetzmäßigkeit der Dinge, die ein Opfer fordert, um unsere Begehrungen zu erfüllen, sein Kontrahent ist". Auch hier liegt eine Tauschhandlung vor, und im Wesen des Tausches ist ein zeitliches Zusammenfallen von Leistung und

Digitized by Google

Gegenleistung nicht begründet. Hier mag noch die von Simmel gezogene Konsequenz hervorgehoben werden, daß der Tausch genau so produktiv und wertbildend ist, wie die eigentliche sogenannte Produktion, da wir weder Stoffe noch Kräfte neu schaffen, sondern nur die gegebenen so umlagern können, daß möglichst viele in der Wirklichkeitsreihe stehende zugleich in die Wertreihe aufsteigen.*) Nationalökonomisch betrachtet, haben wir hier eine höchst entwickelte Opfertheorie, deren mageres Skelett mit blühendem Fleische bekleidet ist. Die Gedanken, die für Simmel mit dem Wertprobleme verbunden sind, geben dieser Theorie erst einen höheren Sinn, indem sie vom Herzen der Wirtschaft aus den feinen Adern nachgehen, die durch die regulierende Kraft versorgt durch den Tausch erst ihre Bedeutung finden. Nur eine Formel ist hier erfaßt, aber aus ihr entwickeln sich die Formeln für das Weltbild. Sein heißt nach Lotze in Beziehung stehen. Der Tausch ist eine seiner höchst entwickeltsten Formen, als das besondere Bild der Relativität, das für Simmel zum Sinnbild der Welt überhaupt wird. Das aneinander Bestimmtwerden, das in der Wirtschaft seinen prägnantesten Ausdruck findet, ist die Grundlage aller menschlichen Wirklichkeiten. Die Wirtschaft ist, weil Werte sind, aber die Werte sind nur, weil es eine Wirtschaft gibt. Wenn man das erfaßt hat, versteht man den in seiner Ausdrucksweise Kant angepaßten Satz „die Möglichkeit der Wirtschaft ist zugleich die Möglichkeit der Gegenstände der Wirtschaft". In diese Auffassung lassen sich „Seltenheit" und „Brauchbarkeit" einordnen, aber sie allein können nicht die Werte schaffen, erst die Inbeziehungsetzung oder Zweckbeziehung, die der Tausch als Überwindung der gefühlten Abhängigkeit schafft, also erst das Eingreifen des menschlichen Willens, nicht die gefühlte Abhängigkeit allein, ist imstande Werte hervorzubringen. Macht man sich klar, daß jeder Wert, nicht Wert überhaupt, sondern bestimmter Wert ist, so verstehen wir das Zusammenfallen von Preis und Wert. Ja, der Wert wird erst der Epigone des Preises, während es uns erscheint, als ob wir einen Preis zahlen für das, was wertvoll ist. Das liegt daran, daß erst unsere Fähigkeit, die augenblickliche Lage durch Hingabe von Arbeit oder Waren zu verändern, also der Tausch, die Werte schafft.

Das letzte Drittel dieses Kapitels entwickelt das allgemeine Bild, wie die Dinge ihren Sinn aneinander finden. Es erörtert

*) Vergl. H. B. Lay, Traité d'Économie Politique. Vol. I. Chap 4.

Digitized by Google

das Problem der Wahrheit, das Ganze der Erkenntnis im Flusse der Relativität, das Ganze weniger wahr, als seine Teile. Jede Vorstellung, jedes Gebilde findet ja nur seinen Sinn an anderem; das gilt für das Recht, dessen Gesetze keine absolute Gerechtigkeit als wahren Grund haben und für die Kunst, deren Wahrheit das deutlichste Bild der Relativität ist. Wir verstehen das Ich an anderen Menschen und die anderen am Ich. Die höchste Verdichtung dieser Relativität ist das Geld, „denn in ihm hat der Wert der Dinge, als ihre wirtschaftliche Wechselwirkung verstanden, seinen reinsten Ausdruck gefunden". Das Geld ist die Objektivation des Verhältnisses, das als Tauschbarkeit in der Wirtschaft seine Rolle spielt, aber darüber hinaus der Ausdruck für die Formel, daß die Dinge ihren Sinn aneinander finden, indem erst die Gegenseitigkeit der Verhältnisse ihr Sein und Sosein bestimmt. So wird das Geld ein Sondergebilde, auf das, wie auf sakrale Gegenstände, jene Verhältnisse projiziert werden, als deren Symbol sie nachher erscheinen. Das Geld als das Symbol der Relativität oder deutlicher der Tauschbarkeit, schreitet dazu, immer mehr nur Symbol und nichts anderes zu sein.

Das zweite Kapitel, der Substanzwert des Geldes, enthält die den Nationalökonomen besonders interessierende Frage, ob das Geld an sich d. h. in seiner Substanz einen Wert tragen muß, um seine Funktion als Geld zu erfüllen.*) Über diese Frage ist viel nachgedacht worden. Von Aristoteles an durch das ganze Mittelalter hindurch, den Franzosen und Italienern des 18. Jahrhunderts, den klassischen Nationalökonomen, den Männern der Währungsfragen, von allen ist das Problem berührt, von keinem gelöst. Soweit ich übersehe, existiert aber in der gesamten Literatur nichts, was diese Frage rein logisch, ganz losgelöst von der historischen Verwirklichung der Wirtschaft untersucht hat. Simmel ist der erste, der es unternimmt, rein deduktiv den Gedanken der Wertmessung zu interpretieren. Mir scheint, es gibt einen Sinn des Geldes, wie es ein Naturgesetz gibt, und das Geld, das in der Wirtschaft dient, ist nur eine Erscheinungsform für seinen Sinn, wie das einzelne Experiment für das Naturgesetz. Aber wie das Fallgesetz in der Wirklichkeit nicht in Erscheinung tritt, sondern

*) Vgl. Tönnies, Gemeinschaft und Gesellschaft. Aristoteles, Politik I, 3, 16. Melanchthon, Coop. Ref. XVI, 498. Montanari, De la Moneta 85. Franklin, Remarks an the American Paper money. Ricarero, Proposal of an Economical and Steure Currency. Roscher, Grundlagen der Nationalökonomie § 116. Knies, Das Geldkassieren.

Digitized by Google

nur für den luftleeren Raum gilt, so dürfen wir unser Geld, soweit es wirtschaftlich ist, nicht von vornherein als die Manifestierung seines reinen Sinnes auffassen, sondern, was wir als Geld betrachten, sind, wie mir scheint, nur Geldsurrogate, deren historische Entwickelungstendenz es ist, immer mehr von dem aufzunehmen, was den Sinn des Geldes ausmacht, und das von sich abzustoßen, was ihm widerstrebt.

Die Frage, ob Geld einen Substanzwert in sich tragen muß, um Werte zu messen, also eine qualitative Gleichheit mit dem zu Messenden gefordert wird, ist nicht so einfach zu bejahen, wie es scheint;*) nur der oberflächlichen Betrachtung erscheint es, als ob das Geld wertvoll sein müsse, wie das Längemaß lang, das Gewichtmaß schwer ist. Denn es stehen sich Preis als Geldausdruck und Ware nicht in diesem einfachen Maßverhältnis gegenüber; vielleicht ist dies am klarsten von Philippovich dargestellt worden. Der Gedanke, den Simmel ausführlich behandelt, ohne vielleicht die letzte Lösung zu geben, ist der Versuch, an Stelle des einfachen Vergleiches der Ware und ihres Preises, die von vornherein gar keine qualitative Beziehung zu einander haben, das Verhältnis zweier Proportionen zu setzen, in der die Preisbildung in der Abhängigkeit von der Gesamtwirtschaft zum Ausdruck kommt. Zweifellos steht die Gesamtmenge des Geldes = G. und die Gesamtmenge der Waren = W. in irgend einer Beziehung, die schon darin zum Ausdruck kommt, daß die Vermehrung der einen Summe die Preise beeinflußt.**) Ebenso sicher muß jedes einzelne Warenquantum irgend ein quantitatives Verhältnis zur Gesamtwarenmenge im gegebenen Augenblick einnehmen. Der gerechte Preis für eine Ware, der aus ihrer eigenen Bedeutung niemals zu erkennen ist, wäre der, der in das Verhältnis eingeht, wie es durch diese Beziehung gegeben wird. Stellt nämlich g die einzelne Geldsumme, w die einzelne Ware dar, so muß $\frac{w}{W} = \frac{g}{G}$ sein. Wir haben dann eine objektive Proportion, die an Stelle jener nicht vorhandenen qualitativen Beziehung tritt. Durch Einführung des mathematischen Funktionszeichens, das hier die aktuelle Preisgestaltung bezeichnen würde, ist die obige Gleichung in jedem Falle mathematisch richtig. Die Schwierigkeit,

*) Vgl. Law. Money & Trade. Roscher, loc. cit. pag. 340. Mommsen, Gesch. des röm. Münzwesens, pag. VI.

**) Hierzu sind vor allem Locke, Hume, Montesquieu und die gesamten Quantitätstheoretiker zu vergleichen.

Digitized by Google

daß wir, ja selbst der theoretischste Nationalökonom, bei einem Preise, den er zahlt, niemals an das Gesamt-Geld- oder Warenquantum denkt, wird von Simmel in geistvoller Weise zu überwinden versucht. Die beiden Nenner entschwinden eben unserem Bewußtsein, dessen Enge nur dem individuell Konkreten des Einzelfalles Raum läßt; so erscheinen uns nur die Zähler der Brüche, Ware und Preis als wirksam, während die Gesamtmengen beider außerhalb unseres Bewußtseins bleiben. Diese Maßfunktion des Geldes ist vielleicht darum nur so schwer zu erkennen und wird von so vielen abgeleugnet, weil die historische Verwirklichung einen Doppelcharakter im Gelde gelassen hat, indem nämlich neben seinem eigenen Werte als Gold oder Silber noch sein Wert als Geldfunktion nebenherläuft. Während nun von früheren Theoretikern wohl die Tendenz zur Weiterentwickelung und Überwucherung des Funktionscharakters über den Substanzcharakter zugegeben wird, scheint mir mit Simmel das Wesentliche in der Funktion und nicht in der Substanz zu liegen, ja, diese eine Beeinträchtigung des reinen Geldes zu sein. Die Entwickelung des Geldes muß danach streben, die Substanz immer mehr aufzugeben, aber dieses Streben ist vielleicht aus technischen Gründen nur ein regulatives Prinzip, dessen Ende nie erreicht werden darf.*)

Das Geld ordnet sich in jene Strömung ein, deren eine Seite das ökonomische Prinzip darstellt, das Prinzip der Ersparnis und Kondensierung der Kräfte und Substanzen. Immer mehr wird das Geld zum Symbol und verliert den Charakter seiner bloßen Substanz; dies wird prinzipiell und historisch mit einer solchen Fülle anregender, psychologisch tief durchdachter Beispiele und Analogien erläutert, bis der Schluß darauf hinführt, daß das Geld im Anfang zu seiner Funktion befähigt wird, weil es einen Wert hat, daß sein Ende aber ist, einen Wert zu haben, weil es eine Funktion hat.

Das dritte Kapitel behandelt das Geld in den Zweckreihen, es verdeutlicht die reine Idee des Mittels, das sich in die Zwecke einordnet als die reinste Form des Werkzeugs. Völlig indifferent steht das Geld über den Objekten und weil es keinen Zweck hat, steht es in allen als Mittel. Der Charakter des Geldes ist seine Charakterlosigkeit, die es in Beziehung zu allem ganz gleichgültig die Rolle spielen läßt, um seinen Zweck zu erfüllen. Ganz be-

*) Schon angemeldet bei v. Scheel, Der Begriff des Geldes u. s. w. Hildebrands Jahrbücher 1866. I. S. 16.

Digitized by Google

sonders deutlich und einleuchtend scheint mir die Durchführung der Abhängigkeit und der Zusammenhänge von Wert und Zweck. Ja die Begriffe Wert und Zweck lassen sich von der Seite der Psyche ganz ungeschieden auffassen. Der Zweck als das an sich Wertvolle läßt seinen Wert — psychologisch — verständlich auf das Mittel strahlen, das zu ihm führt, ähnlich wie wir die Bedeutung einer Bedürfnisbefriedigung vom Subjekt auf das uns befriedigende Objekt übertragen. Ein Wert oder ein Zweck ist, absolut gesprochen, da, wo ein Willensprozeß halt macht. Wert und Zweck sind eben zwei Seiten einer Erscheinung „die Sachvorstellung, die in ihrer theoretischen gefühlsmäßigen Bedeutung ein Wert ist, ist in ihrer praktisch willensmäßigen ein Zweck". Man kann die Bedeutung dieser teleologischen Auffassung nicht überschätzen als eine Seite der Erkenntnis, die von einem Forscher ausgesprochen ist: daß Gedanke, Gefühl und Wille nicht gesonderte Bestandteile, sondern drei untrennbare Seiten im Fluße des bewußten Lebens sind, was ich eben als Wert empfunden oder vorgestellt, wird nachher als Zweck Triebfeder meiner Handlung.

Aber das Geld hört auch auf, nur ein Mittel zu sein und entartet zu einem Zweck. Die Verschiebung von Mittel und Zweckcharakter zeigen die hier feinsinnig erörterten Probleme des Geizes, der asketischen Armut, des Cynismus und der Blasiertheit. Wie sich die Quantität des Geldes zu einer qualitativen Bedeutung aufgipfelt, zeigt der nächste Teil. Hier wird die Frage der Schwelle des ökonomischen Bewußtseins geprüft, eine Quantitätsschwelle, deren Höhe unseren Maßstab in der Beurteilung wirtschaftlicher Fragen oder besser der Geldfrage bezeichnet. Ich halte es für einen glücklichen Gedanken Simmels neben der Schwelle des Bewußtseins auch für die einzelnen Gefühls- oder Verstandesprovinzen solche Schwellen anzunehmen, von einer ästhetischen, wie von einer ökonomischen, einer rechtlichen und einer philosophischen Schwelle zu reden. Hier ist allerdings nur die ökonomische Seite näher untersucht. Das Wesen des Geldes macht es, daß bei einer Steigerung der Quantität auch die Qualität sich verändert, die große Summe in einer Hand wirkt anders, als in der Hand vieler Menschen. Es wird ein Sinnbild der Reduktion der Qualität auf die Quantität als einer Tendenz des Lebens.

Hat sich so das Geld aus der Struktur der Seele und der Gesellschaft entfaltet, so hat es bei der ewigen Wechselwirksamkeit des Lebens beide gestaltet und umgestaltet. — — Der analytische

Digitized by Google

Teil hat zerfasert, der synthetische Teil soll aufbauen. Das führt zu dem Kapitel von der individuellen Freiheit. Es kann keine höhere Aufgabe geben, als das Fazit zu ziehen, aus dem, was die Kultur der Menschheit gebracht hat, keine lockendere als die Wirkung zu untersuchen, die einer ihrer hervorragendsten Träger, das Geld, für die Freiheit des Individuums bedeutet hat. Wir verfolgen es durch die Geschichte, wie das Geld die Person befreit, weil die Verpflichtung sich auf das Arbeitsprodukt, nicht mehr auf die Menschen bezieht. Das Geld vermag die unpersönlichsten Beziehungen zwischen den Menschen zu gestalten. Die sachliche Bindung wächst, aber die persönliche Freiheit bleibt. Sache und Subjekt werden von einander losgelöst. Unendlich zahlreich sind die Bindungen, die das Geld erst zwischen den Menschen schafft, ja fast alle Beziehungen zwischen Menschen haben irgend einen Zusammenhang mit Geld, mag er noch so unbedeutend sein, wie etwa die Saalmiete, die eine Gesellschaft zahlt. Aber nur der sachliche Inhalt verknüpft die Menschen, sie selbst bleiben frei, mag auch die Zahl der Menschen steigen, von denen man abhängt; weil es die Möglichkeit der unpersönlichsten Beziehungen gibt, läßt es der individuellen Freiheit Raum. — — — Das Geld gestaltet den Besitz um; während das Eigentum an Sachgütern auf das Individuum wirkt, weil die Eigenart der Objekte ein Tun fordert, läßt die unendliche Zahl von Verwendungsmöglichkeiten, die im Gelde ruhen, uns frei. Das Geld ist gleichsam ein kondensiertes Eigentum, dessen Besitz den Besitz alles dessen enthält, was man für Geld kaufen kann.*) Der Geldbesitz ist nicht die bloße Sachlichkeit des Objektes, sondern seine Beziehung zum Subjekt ist bedeutsam, das mit ihm schaltet, wie es will. — Die Ausgestaltung der Geldwirtschaft zu immer höherer Form löst die Enge der Bindungen, weil das Geld das absolute Mittel ist. Die vielen Feinheiten über die Arten des Besitzes, den Charakter der Börse als dem Zentrum der Geldwirtschaft sind nicht mit wenigen Worten abzutun, sie wollen gelesen und genossen werden. Auch räumlich löst uns das Geld vom Besitze los. Erst durch das Geld kann der Aktionär, der Staatsgläubiger, der Grundbesitzer, der verpachtet hat, dem Besitze fern bleiben, weil dieser durch das Geld stellvertreten werden kann. Ein Überbleibsel aus dem Zeitalter engerer personaler Bindung ragt in die moderne Zeit hinein. Das Verhältnis

*) Wie es schon in dem alten Worte heißt: „Pecuniam habens habet omnen rem quam habere vult."

Digitized by Google

der Dienstboten zur Herrschaft. Diese treten als ganze Menschen, da sie nicht zu einem bestimmten Zweck gemietet sind, in das Dienstverhältnis ein. Die Arbeiterbewegung hätte nie die Bedeutung erlangen können, wenn der Arbeitsvertrag nicht die Arbeiter für einen bestimmten Zweck verpflichtete und mit der Freiheit ihrer Persönlichkeit ein größeres Maß von Selbstbewußtsein übrig ließe. Das Dienstbotenverhältnis mit seinem natural-tauschartigen Charakter — werden doch die Dienstboten nur zum geringsten Teil mit Geld bezahlt — hat noch nicht die technische Form der Beziehungen der Menschen untereinander, der die Entwickelung zustrebt.

Simmels Auseinandersetzungen über den Sozialismus dürften kaum auf Beifall bei dessen Anhängern rechnen; Schmoller hat mit Recht hervorgehoben, daß er ihnen zu aristokratisch erscheinen wird. Simmel hat außerordentlich viel von Marx gelernt, aber weder in den wert-theoretischen Fragen, noch in den psychologisch-ethischen ist er bei ihm stehen geblieben. Darum scheinen mir auch die Angriffe eines der begabtesten jüngeren Sozialisten gegen dieses Buch, das nicht nur eine Werttheorie zu sein beabsichtigt, einseitig und ungerecht. Aber das nur nebenbei. Ich sehe auch gerade hier sehr viele Feinheiten, wie den Gedanken vom Zusammenhang der Geldwirtschaft mit dem Individualismus. Das Geld erweitert die Kreise; weil das Individuum nur mit einem Teile seines Ich dort eintritt, läßt es einer stärkeren Individualisierung Raum. Die engeren Verbände setzen Gleichheit voraus, sie dämmen die Individualisierung ein. Richtig scheint mir auch die Begründung, daß der Bauer dem Sozialismus als einer Rationalisierung der Gesellschaft ferner steht als der Industriearbeiter, weil er nicht wie dieser innerhalb einer zweckmäßig geordneten Tätigkeit steht, wie die Maschine sie darstellt. Aus gleichem Grunde kann man auch die differenzierte Auffassung der Religion in Stadt und Land verstehen.

Im vorletzten Kapitel, in dem „Geldäquivalent personaler Werte" werden wir in das Gebiet kulturgeschichtlicher Tatsachen in ihrer psychologischen Beziehung zum Geld geführt. Geld und Mensch, das höchste Wesen und das unpersönlichste ordnen sich ein in eine Zweckbeziehung, eine Vergleichung. Der Wert des Menschen wird meßbar am Gelde! Was dem feineren Empfinden widerstrebt, die Totalität des Menschen am Gelde aufzuwiegen, wird hier in drei seiner feinsten kulturell-interessantesten Formen vorgeführt, für das Blutgeld, die Sklaverei und die Kaufehe.

Digitized by Google

Dabei fällt manches Licht auf die Auffassung des Menschen und der menschlichen Seele, die erst im Christentum als etwas absolut Wertvolles erscheint. Hier wird der doppelte Sinn und Ursprung der Strafe aus dem Schutzbedürfnis der Gesellschaft und der Entschädigung für den Beschädigten entwickelt. Hier auch unser modernes Rechtssystem in den Kreis der Untersuchung gezogen, ein System in dem alle auf Geldinteressen zurückführbaren Verbrechen strafrechtlich strenger geahndet werden als andere, deren mildere Bestrafung unserem Rechtsbewußtsein widerspricht.

Die Tendenz des Geldes, zu immer größerer Indifferenz und bloßer Quantitätsbedeutung zu streben, trifft mit der größeren Differenzierung des Menschen zusammen, die das Individuelle immer individueller gestaltet, und macht es so dem personalen Werte des Menschen immer inadäquater. Eine besondere Rolle spielt das Geld im Frauenkauf, der auf niedriger Stufe nichts Entwürdigendes hat, vielmehr schon ein Herausheben aus den der Promiskuität, — deren reine Existenz füglich bezweifelt werden kann — naheſtehenden Sexualverhältnissen bedeutet. An dieser Stelle kann man gerade vom Wertcharakter des Geldes auf den Wertcharakter des Gekauften schließen. Daß die Frau wertvoll wird, weil man einen Preis für sie gezahlt hat, ist nur ein Fall der psychologisch allgemeinen Wertprojektion, wie sie oben entwickelt ist. Beispiele für diesen Fall aus der Völkerkunde sind leicht zu erbringen, das Beispiel aus dem täglichen Leben, daß die Sorgenkinder am meisten geliebt werden, ist eine gute Analogie. Die Änderung der Wirtschaftsverfassung, die Ausbildung der Familie schafft der Frau eine völlig andere Stellung, der wirtschaftliche Wert der Frau verliert seinen ursprünglichen Charakter, sie wird für die oberflächliche Betrachtung eine Last, da sie ja nichts erwirbt. Das ergibt die Grundlage für die Mitgift, deren Verbreitung erst in die Geldwirtschaft hineinfallen kann, da erst das Geld der Frau die beabsichtigte wirtschaftliche Sicherheit zu geben vermag. An Stelle des Preises, mit dem man die Produktivkraft der Frau ehemals bezahlte, tritt die Mitgift in Geld als die Entschädigung für die nichtarbeitende Frau, der damit eine Sicherheit gewährt wird. Mit das Feinste in diesem Buche ist die Behandlung der Rolle, die das Geld in der Prostitution spielt. Das Geld allein, das selbst etwas von der Prostitution an sich trägt, kann in die ganz momentane Beziehung zwischen zwei Menschen eingehen, die keine Spuren hinterläßt. „Mit der Hingabe von Geld hat man sich vollständiger aus der Be-

Digitized by Google

ziehung gelöst, sich radikaler mit ihr abgefunden, als mit der Hingabe irgend eines qualifizierten Gegenstandes, an dem durch seinen Inhalt, seine Wahl, seine Benützung leichter ein Hauch der gebenden Persönlichkeit haften bleibt". „Für ein Verhältnis zwischen Menschen, das seinem Wesen nach auf Dauer und innere Wahrheit der verbindenden Kräfte angelegt ist — wie das wirkliche Liebesverhältnis, so schnell es auch abgebrochen werde — ist das Geld niemals der adäquate Mittler; für den käuflichen Genuß leistet das Geld den sachlich und symbolisch vollkommensten Dienst". Die Prostitution als der typische Fall, wo sich die Menschen gegenseitig nur als Mittel betrachten, muß eine Beziehung zu dem Mittel überhaupt, dem Gelde, besitzen. Gerade darin liegt eben das erniedrigende der Prostitution, daß die Hingabe des Intimsten der Frau, das nur durch die ganze Hingabe des Mannes aufgewogen würde, durch das sachlichste unpersönlichste, an dem nicht einmal wie selbst noch am Geschenk irgend etwas Individuelles haftet, durch Geld als aufgewogen empfunden wird." Wie sich übrigens die Quantität des Geldes auch hier zu einer Qualität umwandelt, zeigt sich darin, daß die Schauspielerin, von der jedermann weiß, daß sie von einem Millionär ausgehalten wird, salonfähig bleibt, während die Straßendirne, die innerlich vielleicht viel höher steht als jene, weil sie sich gegen eine geringe Summe verkauft, aus der Gesellschaft ausgestoßen wird. — Der Prostitution steht die Geldheirat nahe, in der die gekaufte Frau stets beklagenswerter ist als der gekaufte Mann, weil sie mit einem größeren Teil ihres Ich in die Ehe eingeht als jener. Theoretisch hat Simmel vollkommen recht, wenn er die Heiratsannonce als ein Mittel zur Rationalisierung des Lebens, als eine Erleichterung des sonst so zufälligen Zusammentreffens solcher differenzierter Menschen verschiedenen Geschlechts, die zu einander passen, auffaßt. Praktisch muß er ja selbst zugeben, daß nur die Vermögensverhältnisse sich mit einiger Deutlichkeit darstellen lassen, während äußere Erscheinung, Charaktereigenschaften u. s. w. jenseits aller Beschreibungsmöglichkeit liegen. Zwei beklagenswerte Seiten, die die Geldwirtschaft mit sich bringt, hat Simmel hier noch mit Meisterschaft dargestellt: die Bestechung, die durch Geld viel leichter, weil heimlicher vollzogen werden kann, und das Schwinden der Vornehmheit, wie sie auch von Nietzsche beklagt wird. Die Austauschbarkeit der Dinge, die Selbstverständlichkeit ihres Verkauftwerdenkönnens heißt ein sich gemein machen. Der Quantitätscharakter wird in alles hineingetragen, der gerade von der

Digitized by Google

Vornehmheit, die niemals nach dem „wieviel" fragt, abgelehnt wird.

Die Beziehung des Geldes zu Menschenwerten, das Bestreben, den Urwert, der auf alles übergeleitet wird, zu finden, mußte schließlich in der Arbeit die gemeinsamste Reduktionsmöglichkeit erkennen lassen. Die Arbeitstheorie*) ist als Werttheorie die philosophisch interessanteste, weil in die Arbeit eben alle Seiten der menschlichen Persönlichkeit eingehen können, sodaß sie das berechtigte Äquivalent personaler Werte darstellen müßte. Nun scheint aber die geistige Arbeit, da sie die Kosten des Produktes nicht erhöht, den wertbildenden Charakter allein der Muskelarbeit zu überlassen. Mit besonderer Feinheit werden hier die Instanzen und Gegeninstanzen abgewogen, ja es gehört geradezu zu Simmels Geist, das zu sehen, was sich an Einwänden erheben läßt. Die Reduktion der geistigen auf körperliche Arbeit wird untersucht. Die Vererbungshypothese wird hineingezogen. Vielleicht besteht eine Beziehung zwischen dem Lebensunterhalt und den Leistungen. Die Forderung der differenzierteren Nahrung für den differenzierteren Geist scheint berechtigt, also cum grano salis „ist der Mensch, was er ißt!"

Die Reduzierung aller Arbeit auf Muskelarbeit oder Muskelkraft scheint plebejisch und roh, aber auch hier weiß Simmel Rat. Vielleicht besteht auch der Wert der Muskelarbeit nicht in der physischen Anstrengung, sondern in der psychischen Energie, dem seelischen Kraftaufwand, der uns dazu führt, eine Arbeit auf uns zu nehmen, sodaß gerade alle Arbeit auf eine psychische Leistung zurückzuführen ist, deren Maß vielleicht ein künftiges Geschlecht einmal bestimmen kann. Diese geistvollen Erörterungen führen aber doch nicht zum Ziel, denn es gibt ja auch wertlose, sinnlose, überflüssige Arbeit, so daß ein außenstehendes Moment, nämlich die Nützlichkeit als bestimmender Faktor hinzutritt, und die Arbeitsquanten allein nicht ausreichen, um den Wert einheitlich festzulegen. Zur Ergänzung von Simmel könnte man ja schon darauf hinweisen, daß eine Uhr, an der das letzte Rädchen fehlt, zu der vollkommenen Uhr nicht im Verhältnis der auf beide angewandten Arbeitsquanten stehen kann. So erkennt man, daß gerade das Arbeitsgeld, das ja sogar auch unter Nichtsozialisten (Schäffle) wunderbarer Weise seine Vertreter hat, als letztes personales Äquivalent zu verwerfen ist, und daß unser Geld, das gewiß oft

*) Vergl. Adam Smith, Ricarero, Roelbertus, Marx, Henry George.

Digitized by Google

diese Werte vergewaltigt, voranzustellen ist, weil sein bloßer Quantitätscharakter es gestattet, die Einheit des Wertes in die Vielheit zu kleiden.

Im letzten Kapitel, dem Stil des Lebens,*) atmen wir die Höhenluft der Kulturphilosophie. Das Geld und die Kultur wird offenbar, der ganze Rhythmus des modernen Lebens, der Stil in dem als Vereinheitlichung die Tendenzen der Gegenwart sich durchgesetzt haben. Die Verlängerung unserer Zweckreihen bedingt das Aufhören gefühlsmäßiger, impulsiver Handlungsweisen, die Welt wird mehr und mehr zu einem Problem für den Geist. Die Steigerung des Intellekts ist die Rationalisierung der Welt. Zwischen dem Gelde und dem Intellekt bestehen innigere Beziehungen als bloße Analogien. Der Intellekt, wie er ein bloßer Spiegel der Wirklichkeit ist, hat mit dem Gelde die Interessenlosigkeit gemeinsam. Beide stehen jenseits jeder persönlichen Beziehung zu ihrem Gegenstande. Intellektualismus und Geldwirtschaft drücken daher unserer Zeit den Stempel der Berechnung und des Rechnens auf. In der Wissenschaft stark beeinflußt durch den Aufschwung naturwissenschaftlichen Denkens. Aber ebenso im Handel, im Kampfe ums Dasein in seiner Abhängigkeit von der Gesamtheit des wirtschaftlichen Lebens. Gerade die entgegengesetzte Seite, das Auftreten stärkerer Gefühlsströmung, romantischer Ideale, Sehnsucht nach gefühlsmäßiger Deutung der Dinge, ist nicht als ein Gegenbeweis, vielmehr als eine Reaktion gegen jene Erscheinung zu fassen. Geld und Intellekt schaffen die höchste Objektiviertheit des Lebensstils, Geld und Verstand sind restlos tauschbar, der Verstand geht in den Tausch des Gedachten, vermittelt durch die Sprache und die Schrift ein. Das Geld aber bedeutet den Tausch der Dinge, so weit sie wirtschaftlich sind. Der Verstand ist nicht individuell, sondern nur nach seiner Höhe verschieden, so auch das Geld, dessen Qualität ja seine Quantität ist. Hier sind reiche und in Kürze nicht auszuschöpfende Quellen für die Erkenntnis der Entwickelung seit der Epoche der Geldwirtschaft, die erst in das Leben die Möglichkeit zahlenmäßiger Bestimmtheit gebracht hat.

Das zweite Kapitel beschäftigt sich mit dem Gegensatz von objektiver und subjektiver Kultur. Die objektive Kultur ist weit mehr als das, was Hegel unter dem objektiven Geist versteht. —

*) Man vergl. hierzu Sombart, Der moderne Kapitalismus. 1902. II. Band. I. Buch.

Digitized by Google

Wir sind unendlich viel reicher geworden an objektiven Gütern der Wissenschaft, Technik und Kunst, unsere Sprache verfügt über einen weit größeren Wortschatz und doch scheint es, als wenn das Individuum seinen Besitz hergeben müsse, damit er aufgehe in der objektiven Kultur. Erklärbar wird diese Erscheinung durch eine erkenntnis-theoretisch hier nicht zu würdigende Deutung, mit der Simmel in die tiefste Schicht der Seele hinabsteigt. Plato hat unser Wissen als eine Erinnerung bezeichnet, dem Sinn dieser Deutung kommt Simmel nahe, wenn er sagt, „immer empfinden wir unser Denken, insoweit es für wahr gilt, als die Erfüllung einer sachlichen Forderung, als das Nachzeichnen einer ideellen Vorzeichnung", und später: „wir können uns das Erkennen garnicht anders denken, als daß es diejenigen Vorstellungen innerhalb des Bewußtseins verwirkliche, die an der fraglichen Stelle sozusagen darauf gewartet haben." Darin liegt es ja, daß wir unsere Erkenntnisse als notwendige empfinden, weil für den bestimmten Geist die Wahrheit präformiert ist.

[Schluß folgt.]

Nacht.

Der Wind fährt über die Heide —
Das stöhnt im Gras und im Sand!
Entblättert reckt eine Weide
Zum Himmel die Knochenhand.

Ich wandre. Die Nacht steigt nieder,
So schwarz und tot und schwer,
Mit struppigem Wolkengefieder
Brüllend der Sturm jagt her.

Ich wandre. — Nacht ohne Ende!
In ewiger Öd . . . ich allein . . .
Berstende Wolkenwände
Brechen auf mich herein.

Oswald Meyer.

Digitized by Google

Villamediana.

Novelle

von Otto Helmut Hopfen.

In einem versteckten Winkel des nunmehr zum Madrider Schlosse gehörigen Parkes am Manzanares steht ein alter Grabstein, von Lorbeer eingefaßt und Rosen überwuchert. In verwitterten Zeichen trägt er zwei Inschriften. Die vermutlich ursprüngliche läßt sich noch an der tieferen und korrekteren Ausmeißelung der Buchstaben erkennen, während die zweite trotz der gleichmachenden Jahrhunderte die Spuren heimlicher Schnelligkeit nicht verloren hat. Diese vermutlich spätere Inschrift lautet:

Hier eingescharrt liegt ein Verbrecher,
In Taten Monstrum und in Worten,
Ein Spieler, Vagabund, ein Zecher,
Und wilder Spötter aller Orten.
Nun ward der Stahl an ihm zum Rächer,
Beweisend jedem, der hier hält,
Justitia findet alle Schächer,
Die reichsten selbst in dieser Welt.
Was nützen ihm nun die Kuriere,
Die Kutschen, Schlösser, Bilder, Becher,
Was all sein boshaftes Geschmiere —?
Er bleibt verscharrt hier, ein Verbrecher.

Die andere Inschrift lautet:

Unter diesem schwarzen Marmor
Liegt ein Heldenherz begraben,
Schweigt ein Dichter, ruht ein Freund.

*

Ihn, der Adler gleich gewaltig
Aufflog zu dem Saum der Sonne,
Stürzt' ein Größerer, traf der Mord.

*

Wanderer, wenn du nie erfahren,
Wie die Lieb unwiderstehlich,
Frage den, des Tod dich's lehrt.

*

Ein seltsam Spiel der Liebe und des Hasses hat so, bis übers Grab hinaus in Kraft, verschieden eines Menschen Sein gewertet; und mehr als das: noch nach Jahrhunderten fortwirkend läßt es Forschung sich und Dichtung um die Seele dieses längst Entschwundenen streiten.

Digitized by Google

Nichts, was der Menschen Ehrgeiz und Begehr zu Taten spornt und zu Genüssen, war von Natur demjenigen versagt, der wohlgestalt ein Siebzehnjähriger als Erbe väterlicher Würden und Schätze, als Grande erster Ordnung und als entfernter Vetter gar des Königs am Hofe Philipp des Dritten zu Madrid die Welt in Staunen setzte: Don Juan de Tassis y Peralta, dritter Graf von Villamediana.

Je unbegrenzter er durch Reichtum, Rang und eigene Begabung einer tieferen Natur sich auf den Höhen der Menschheit nach vielen Richtungen hin versuchen konnte, je leichter es ihm ward, in der Jugend schon zu vereinen, was viele mit Eifer um ihn her und mit Gier bis ins hohe Alter vergeblich erstrebten: nämlich, in Festen zu glänzen, in Bergwerken, Schlössern und Gütern zu herrschen, zu schwelgen in der Gunst des Hofes und der Frauen, um so schneller, um so eindringlicher gesellte sich zur Fertigkeit in diesen Spielen, Künsten und Gewohnheiten die Erkenntnis von der Hohlheit solchen Treibens, in das er hineingeboren war.

Nicht sofort war er sich der Ursache eines ungern empfundenen, anfangs darum betäubten Mißbehagens bewußt. Nur merkte er mit wachsender Beängstigung, daß der Rausch der Freuden schnell verrann. Denn wenn es ihn auch beglückte, Volk und Adel durch mutige Tat in der Stierkampfarena zu brausendem Jubel, den König zu gnädigem Lächeln zu bewegen, wenn es ihm auch für Augenblicke als Triumpf erschien, seine Feste als die zierlichsten und köstlichsten einstimmig gepriesen zu hören, wenn er auch mit Genugtuung bei fürstlichen Versteigerungen diesen Tizian und jenen Raffael zu höchsten Preisen erwarb, um sie dann etwa dem minder begüterten Mitbewerber oder einem Freunde als Geschenk zu senden, wenn er auch stolz aus der Hand des großen Lope de Vega den ersten Preis für ein Gedicht auf die Jungfrau Maria entgegennahm, dauern wollte ihm von all diesen und ähnlichen Freuden keine; sie waren ihm müheloſe Ernten wie die Erträgnisse seiner Weinberge und Quecksilbergruben, wie die ungeheure Rente, die er, der Herr von Taxis, als Erbe der spanischen Post, als Oberstpostmeister bezog. Die Pflichten Fremder füllten ihm die Taschen, eigene Begabung spielte ihm leichten Erfolg zu, vor der Selbständigkeit seines Reichtums neigten sich Graubärte, zu ihr flatterten ungerufen und unverdient die Schönen des Hofes und der Stadt. — Dessen machte er sich schon nach wenig Jahren kein Hehl.

Digitized by Google

So gewann trotz des atemlosen Lebens von Jagden, Banquetten, Spielen und galanten Modetorheiten der Abscheu vor all dem seine Seele nicht Erfüllenden in ihm das Übergewicht und wuchs — sobald er einmal nur in keckem Hohngedichte Erlösung gefunden hatte — zu einem nimmer versiegenden Strome bitterster Satire, der in glücklicher Verbindung mit der Gabe, die Schwäche der Menschen zu erspähen, vor niemand und vor nichts mehr Halt machte. Die Geheimnisse des Bürgers wie des Höflings, die Anmaßungen des Bettlers wie die Betrügereien des höchsten Ministers geißelten seine Verse schonungslos. Eine kurze epigrammatische Form oder die Anpassung an nationale Lieder gaben den scharf zugespitzten Gedichten um so schnellere Verbreitung, als sie alle an die — namentlich im Volke empfundene — Trauer über eine feile Regierung und einen ihr zugeschriebenen allgemeinen Niedergang anklangen. Jede solche Eingebung von Villamedianas Muse wurde — sogar die Selbstsatire — begierig aufgeschnappt und in vielen Abschriften von Hand zu Hand gegeben. Es schien, daß auf diesem Wege sogar Einfluß auf die geheiligte Person des Königs, der sonst ganz von seinen Ministergünstlingen beherrscht wurde, zu gewinnen sei. Eine rührige Gegenpartei begann sich das zu nutze zu machen.

Im allgemeinen verstand es der junge Grande geschickt, die äußerste Grenze des Erlaubten zu bewahren, wagte aber er, der keine kränkende Wahrheit zu verschweigen gelernt hatte, sich einmal mit witziger Halbwahrheit oder beleidigender Schärfe über diese Grenze hinaus, so verstärkte er gegen unbequeme Rache lächelnd eine Zeit lang sein Gefolge und seine Türhüter. Welch unauslöschlichen Haß ihm der gesteigerte Freimut seiner Satire bei den Betroffenen zuzog, das ahnte er freilich nicht oder grämte sich nicht, wenn er's doch hie und da erfuhr, denn der sichere Erfolg schwärmerischer Volksgunst lenkte seine Aufmerksamkeit nach dieser Richtung, und der Beifall seiner Freunde stachelte ihn noch mehr, Härte und Mißwirtschaft, höfische Willkür, unerträglichen Steuerdruck und die Einbuße nationalen Ansehens an den Pranger zu stellen. Da er zudem freigebig, leutselig und voll Lebenslust war, so durfte er sich nur zeigen, um lauter als irgend jemand begrüßt zu werden.

Was Wunder, daß die Sippe derjenigen, die wie die Grafen Lerma und Uceda eifersüchtig die erfolgreiche Regsamkeit jedes Nichtverwandten und Nichtverschwägerten zu unterdrücken suchten, jedenfalls aber eine Beeinflussung des Königs, wo immer sie die

Digitized by Google

ihnen ungünstig witterten, wie ein Verbrechen, das ihre Quelle des Reichtumes und der Standeserhöhungen vergiftete, verfolgten, Villamedianas anfänglich unterschätztes Wirken bald zu vernichten trachteten.

Das gelang ihnen, als der junge Graf trotz kurz zuvor verschärften Spielverbotes in einer Nacht die ansehnliche Summe von 30000 Golddukaten am Kartentisch gewann. Des frommen und gleiche Spiellust bei sich hoffnungslos bekämpfenden Königs Unmut über diesen Leichtsinn und Ungehorsam wurde in Betonung, daß der Monarch selbst während der letzten Tage, trotzdem doch er an gar kein Gesetz gebunden sei, die Karten hätte ruhen lassen, klug benutzt und ein Befehl erwirkt, nach dem Villamediana die Residenz augenblicklich, innerhalb 30 Tagen sogar den Boden der spanischen Halbinsel bis auf weiteres zu verlassen habe.

Ohne Abschied von den Freunden, nicht einmal von seinem Intimus, dem Herzog von Haro, nehmen zu dürfen, mußte Villamediana noch in selbiger Nacht in die Verbannung ziehen.

Er getröstete sich, bald von dieser ungewollten Vergnügungsreise heimzukehren. Ein gnädiges Geschick vereitelte diese Voraussicht und schenkte ihm zwölf wechselvolle Jahre, sich in der Fremde auszureifen.

* * *

Im festlich geschmückten Saale harrte die junge Herzogin von Haro ungeduldig der Wiederkehr ihres Gatten, denn die Stunde, in der der ganze Hof bei ihr erscheinen sollte, nahte. Mit Genugtuung vernahm sie alsbald, wie die Türen zum Vorzimmer geöffnet wurden, und wie ihr Gemahl in eifrigem Gespräch mit einem anderen Manne eintrat. Wie erstaunte sie jedoch, als ihr die Stimme des Gastes bekannt ans Ohr schlug und als sie, näher kommend, nicht einen vielgerühmten, aus der Verbannung heimgekehrten Grafen von Villamediana, sondern ihres Gatten entfernten Oheim, den allmächtigen Günstling des neuen Königs, Herzog-Grafen von Olivares erkannte.

Mit einer Verbeugung gegen die Hausfrau lobte dieser kurz die vortrefflichen Zurüstungen zum Empfange der Majestäten, wandte sich aber dann schnell wieder dem Herzoge von Haro zu und polterte im unterbrochenen Gespräche fortfahrend: Wie?! er will nicht? will nicht gehorchen, wenn sein König befiehlt? Schlägt er so schnell um von Sonnenschein zu Regen. Ei, ei! unterbrich

Digitized by Google

mich nicht, ich bitte sehr, oder wie kannst du dies Verlangen entschuldigen? Das also ist die Stütze, die du uns an seiner edlen Haltung vorauszusagen wußtest! er will nicht. Wie hieß es doch, wie lagst du mir seit der Stunde, die alle Macht meinen Schultern aufbürdete, in den Ohren: Villamediana hieß es, müsse kommen, Villamedianas Rückberufung, hieß es, würde dem jungen Könige und seinem geplagten Diener Olivares die Gunst des Volkes, im Sturme die Herzen der Untertanen erobern, Villamediana an den Hof gefesselt, würde Zutrauen, Jubel, ja Begeisterung erwecken! Und er will nicht!? — Will nicht?! Die Arme in die Luft werfend, ließ der kahlköpfige, schwarzbärtige Herr sich auf einen teppichbedeckten Pfühl sinken und das leise Asthma beginnender Fettleibigkeit ebenso siegreich wie den Unterbrechungsversuch des Hausherrn überwindend, prustete er weiter: O ich entsinne mich genau, womit man die Warnungen der Gräfin Olivares vor diesem gefährlichen Menschen zu nichte machte. Nicht nur die schmarotzenden Günstlinge, diese Erzbuben des seligen Königs (schnell milderte er die Stimme, schlug die Augen auf und murmelte vor Innigkeit: Gott schenke Seiner Majestät den ewigen Frieden, der unser aller einzige Hoffnung hienieden ist), diese wahrhaften Gesellen des Satans müsse man nicht nur dem Arme der Gerechtigkeit überliefern, wie das ja dank meiner Unerschütterlichkeit im Dienste unseres gnädigen Herren geschehen ist, nein, auch die von ihnen Gebannten und Gekränkten müsse man unverzüglich zurückrufen und gerade ihnen öffentlich die Ehren zukommen lassen, die jene wider Recht und Anstand geraubt hatten. Hab ich's nicht Wort für Wort behalten? —

Im Nachklang seiner pathetisch vorgetragenen Rede schwelgend und seines Zornes gemindert erwartete der Sprecher eine Antwort.

So sagte ich allerdings, erwiderte der Herzog von Haro in absichtlich gesteigerter Gemessenheit, mit solchen Gründen, wenngleich milder im Ausdruck und Ton, bat ich für meinen Freund.

Und was sagst du zu dem Dank? Der König kommt hierher, um bei erster Gelegenheit zu der heute früh zurückerteilten Würde des Oberstpostmeisters eine neue größere auf das Haupt dieses Undankbaren zu . . .

Hierher! deshalb? Euer Exzellenz verzeihen! Ich hoffe, Seine Majestät betritt den unwürdigen Boden dieses niederen Hauses, um dem Herzog und der Herzogin von Haro eine auszeichnende Gnade zu erweisen.

Digitized by Google

Aber lieber Neffe, rief der Herzog Graf von Olivares, sprang auf und klopfte dem jüngeren Manne auf die Schulter, nur keine unnötige Gereiztheit. Natürlich euch zu Ehren in erster Linie, der König will dir sehr wohl, du weißt es, er ist der Herzogin ungemein zugetan. Wenn er also hierher kommt, um euren Freund auf eine Weise unter eurem Dache auszuzeichnen, wie ihr es selbst nicht vermutet, so geschieht eurer Ehrung dadurch doch kein Abbruch. Sobald der Sprecher inne ward, durch diese verständige Betrachtung seinen Partner beschämt zu haben, wurde er von neuem ausfallend über den Undank desjenigen, der ihn, nachdem nun alles mit dem Könige verabredet und wirkungsvoll einstudiert sei, in den Augen des Monarchen lächerlich mache, anstatt die höchsten Schmeichelworte zu lohnen, mit denen man ihn aus zwölfjähriger Verbannung in die beglückende Sonne Spaniens und in die Leben und Lust spendende Nähe des herrlichsten Königs gerufen habe. Er schloß mit einer unzweideutigen Bemerkung, die dem Herzog von Haro Ungeschicklichkeit vorwarf.

Der gab diese Beschuldigung zurück, indem er darauf hinwies, daß sich Villamediana für entschuldigt hielte, weil man ihn eben nicht ausdrücklich befohlen habe; dem Freunde gegenüber fühle er sich zur Absage durch eine lange, jetzt gewohnte, diesem freilich neue und nicht ganz verständliche ernste Zurückgezogenheit berechtigt.

Durch diese Antwort belustigte und empörte Haro den Günstling König Philipps des Vierten weidlich: Was! rief der aus, was erzählst du mir da von Zurückgezogenheit, Ernstem-in-sich hinein-horchen, Mißmut, wohl noch Weltschmerz, als ob man nichts von den Turnieren und Schlachten des Grafen gehört hätte, nichts von seinen Festen und Feuerwerken zu Paris und Neapel. Nachlaufen sollen wir ihm. Er will sich teuer machen. Lehre mich die Menschen kennen! Versteckter Ehrgeiz und nichts weiter. Auch heute morgen, als er zur Audienz niederkniete, war sein Auge finster, als der Oberstpostmeister aber, neu in alle einstigen Würden eingesetzt, aufstehen durfte und im Gespräch seinen Blick zum König und der Königin erhob, da strahlte er vor Freude. Caramba! wie ich ihn so dastehen sah, vornehm und edel, ich leugn' es nicht, da wünschte ich mir Glück, seine Größe an uns gefesselt zu haben. Aber wart', ich will ihm! Nicht befohlen —? Sofort soll ein Bote zu ihm — denn ganz Madrid sieht heute auf diesen Saal, in dem die Majestäten zum ersten Mal seit ihrer Thronbesteigung und der langen Trauer sich im Kreise der

Digitized by Google

Getreuen einer Lustbarkeit ergötzen wollen. Nicht befohlen! Ei, ich will ihm melden lassen, der König wünsche, und wenn das nicht fein genug ist, der König bäte, ach, in drei Teufels Namen, Seine Majestät befehlen, daß der Oberstpostmeister unverzüglich hier erscheint, und hinzusetzen will ich, daß der Herzog-Graf von Olivares es als höchste Ehre seines Amtes empfindet, dem bevorzugten Träger des großen Namens Villamediana diesen gnädigsten Willen zu übermitteln. Das wird ihn wohl, wie Honig den Bären, aus seiner „Zurückgezogenheit" herauslocken. Und damit: auf baldiges Wiedersehen. Als er die beiden jungen Herrschaften verdutzt dastehen sah, lachte er im Abgehen: O ihr Menschenkenner mit eurer Zurückgezogenheit!

Die Herzogin schaute ihm achselzuckend nach und sagte: Er bleibt eben doch ein Andalusier. Mir ward ganz schwindlig bei seinem Geschwätz. Und im Grunde ist er dein Onkel gar nicht. Er betont das nur, weil wir die Grandezza erster Klasse haben und er nicht.

Wart's ab, erwiderte der Mann. Bisher haben wir ihn gebraucht, nicht er uns. Und im Grunde sind die Unermüdlichkeit, mit der er überall seine Augen hat, und die Schnelligkeit, mit der er seine Entschlüsse ausführt, bewundernswert.

Die Wagen der ersten Gäste fuhren in den Hof.

* * *

Im weißen Kleide, das er zur Audienz bei den Majestäten getragen, auf weißem Mantel das rote Kreuz der Ordensritter von San Jago, schritt Don Juan de Tassis y Peralta, Graf von Villamediana, durch die zu wundervollen Gemächern vereinten Kostbarkeiten seines von Gärten umkränzten Palastes.

Das also war die lang entbehrte Rückkehr! . . . ein Olivares, der Vater des Vaterlandes, der Villamedianas verspottete und gehaßte Feinde gestürzt und . . . ersetzt hatte; das der Hof, der in sittlicher Entrüstung grausam der Vetternwirtschaft eines Lerma und Uceda glaubte ein Ende machen zu müssen; und dieser blasse, den Ausschweifungen schon verfallene Knabe — der König. Und sie alle ernährte jene Erde, jene Luft, jene Sonne, nach der der Verbannte so lange Jahre wehmutsvoll seine Lieder gesandt hatte! O, warum trieb es ihn qualvoll, im Augenblick der Rückkehr fortzueilen ohne Rast bis zu den trennenden Bergen der Pyrenäen, um von deren höchsten Gipfel, ehe der Fuß aus der Heimat auf Frankreichs Boden gesetzt wurde, einen Fluch zurückzuschleudern

Digitized by Google

auf das Geweſene, auf das Seiende, an der Zukunft verzweifelnd? O warum dieſe nagende Trauer über ſeine wie im Blitzſtrahl plötzlich unerwartet verbrannten Blätter des Hoffnungsbaumes, als ob wirklich unbedingt die Abendröte, die ins Kerkerfenſter ſeiner Feinde ſchien, das untrügliche Zeichen eines nahen Göttermorgens hätte ſein müſſen! Elende, immer gleiche Komödie, jetzt nur ſchlechter noch geſpielt von ungeübten Neulingen. Schon feilt der Zorn die Säge des Spottes. Man wird ſie ihm wieder in der Hand zerbrechen, daß die Splitter ihm ins Fleiſch dringen. Nutzloſer Widerſtand, ihm ſelbſt nur zum Verderben. Warum alſo noch verweilt, anſtatt freiwillig in die Verbannung geflohen? Seit Stunden könnte er ſchon der Grenze ſich nähern, er, der Herr der Poſt, der einzige Menſch in dieſem Reiche, der jeden Augenblick nach eigenem Willen zu unaufhaltbarer Reiſe fähig war, denn er ſchrieb die Päſſe, befahl die Kuriere. Keiner überholte ihn ohne ſeinen Willen. Fort alſo! fort!

Er höhnte ſich zum hundertſten Male ſelbſt mit verächtlichem Lachen und hämmerte die Knöchel der Fauſt an die Stirne: Laſterhafte Schwäche, die mich feſſelt! Verführende Phantaſie, die mir die Füße in den Boden eingräbt, die mich den täglichen Dienſt dieſes ſechszehnjährigen blondſträhnigen Königs, die Gunſt ſeines kahlköpfigen Günſtlings ſuchen läßt, die mich von neuem hinzieht zu den bronzenen Löwen des königlichen Thrones, um wieder niederzuknieen und die Hand zu küſſen, um im Erheben ihre blauen Augen, des Blondhaars Wellen zu erſchauen, die .. ach! Wahnſinn! Wahnſinn! Der Graf ſetzte ſeinen einſamen Wandel fort. Neben ihm ſchritten die Gedanken, vor ihm führte Erinnerung ein liebliches Bild an kleiner Hand. Er ſah ſich, die Augen ſchließend, fern von dem tändelnden Verkümmern dieſer Reſidenz zum erſten Mal vor Jahren einen Kuß der Etiquette, nicht des Aberwitzes, auf dieſes Handſchuhs Fingerſpitzen drücken.

Franceliſa, Francelinda,
Wie dereinſt man Dich geheißen,
Königin von achtzehn Lenzen,
Meine Königin . . . O Leid!

Franceliſa, Francelinda,
Ach! ich hab' es nicht vergeſſen,
Wie dem Fremdling Ehren gönnten
Heinrich, mir, dein großer Vater,
Frankreichs König, Götter Freund

Digitized by Google

Und die strahlendste der Frauen,
Deine Mutter Medici.

Ach! ich hab' es nicht vergessen,
Wie sie mich des Heeres Helden
Krönen ließen, Francelinda,
Lorbeer krönen, Kind, durch dich.
In Paris, der Stadt der Städte,
Führt ich Frankreichs schönste Knospe
Franceliſa dich zum Tanz.
Warſt zu jung noch, um zu blühen,
Und dein Spiel lockt' kein Begehren.
Kriegsruhm ſuchend zog ich weiter,
Unberührten Herzens raſtlos,
Bis ich heut' dich wieder finde
Blühend dieſes Kindes Weib . . .

Franceliſa, Francelinda,
Fremde biſt du dieſem Boden,
Und auch ich bin fremd geworden,
Fremd dem Freunde,
Fremd ſelbſt mir.

Und ſo zwiſchen fliehen und bleiben, zwiſchen Fluch und Jubel ſchwankend traf den Einſamen ein Höfling, der Geſandte des Olivares. Seine Meldung war kurz. Zur Antwort ergriff Villamediana ſeinen ſpitzen Hut und ſchritt ſchweigſam mit ihm zum Zeichen beſonderer Aufmerkſamkeit zum Portale hinab. Vor der Tür harrten eine Kutſche, mit dem Wappen des Olivares bemalt, beſpannt mit vier ſchwarzweiß geſcheckten andaluſiſchen Maultieren, eine von zwei Araberhengſten gezogene königliche Kaleſche und der Wagen des Höflings. Der Höfling öffnete den Schlag des Viererzuges. Kurze Fahrt mit übereinander geſchlagenen Händen und halb geſchloſſenen Augen: der König will es, der König befiehlt. Und iſt er ein Bürſchlein auch von 16 Jahren und iſt er auch beherrſcht von dem ſchwarzen Ehrgeize dieſes Nichtkaſtiliers, iſt ſein Befehl auch Wahnwitz und des Unheils, das er bergen könnte, ſich nicht bewußt, reizt er zu Widerſpruch des treuen Untertanen und zu Leidenſchaft, — der König will es, die Gott geweihte Majeſtät befiehlt. Der Grande, der dem Tod getrotzt, wagt gegen dieſen klaren Willen kein Aufbäumen. Mag ſich ſein Antlitz auch verfinſtern, er gehorcht.

So trat er düſtern Auges und die Seele Sturm verheißend in den Empfangſaal ſeines Freundes und der Herzogin von Haro. Dort herrſchte reges Leben. Die in der Öffentlichkeit geübte kühle Zurückhaltung ſpaniſcher Grandezza traf er in dieſem intimen

Digitized by Google

Kreise versammelten Adels nicht. Man schien sie abgestreift zu haben wie einen Mantel, den man jeden Augenblick nach Laune stolz wieder über die Schulter schlagen könnte. Lautes Treiben, Lachen und Schwatzen schallten dem aus einsamem Grübeln hierher gerufenen entgegen, junge Paare kicherten, ohne sich durch ihn oder sonst irgend jemand in verliebtem Geplauder stören zu lassen, halb nur erwachsene Jünglinge lärmten über Politik und Heeresführung, ohne es für angebracht zu halten, ihren Vorfahren gleich, in Armee oder Verwaltung Dienst zu tun, Gruppen von Damen verschiedensten Alters saßen auf kleinen und großen Kissen bei einander, die aus steifer Halskrause herausgereckten Gesichtlein stark gepudert und verschönt — nach ihrer Modeansicht — durch möglichst große in schwarzes Horn gefaßte Augengläser. Mit zierlichen Zähnen bissen sie in Zuckerzeug und erörterten dabei die vermeintlichen Herzensangelegenheiten von Brüdern und Vettern, Basen und Nichten; all die Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen sprachen und sprachen, jagten den Klängen der kastilischen Zunge nach, als hinge das Heil ihrer Seele von der Rastlosigkeit der Lippenbewegung ab. Der ernste Mann, der die Reihen durchgehend die Worte verstand, die man sich blütenreich zuflüsterte oder in rhetorischem Schwunge und Akzente wie eine Tat des Geistes sich zuposaunte, erschaute selbst hinter der Blumen bindenden Liebelei, wie vielmehr hinter unreifem Besserwissen der Kenntnislosen Hohlheit und Eitelkeit, weibische Eifersucht, höfische Intrige. Und heftiger noch als in verwirrtem Selbstgespräch daheim wehrte sich sein Inneres davor, zurückgezogen zu werden in den ewig grundlosen Sumpf seichter Geschwätzigkeit. Angewidert machte er sich klar, daß hier selbst die zur Satire seiner Jugend führende Erkenntnis als rettender Ausweg fehle, denn im Grunde waren selbst die eifrigsten Schwadroneure zufrieden, ihre Sippe am Ruder zu sehen, sich auf also bequeme Art die Taschen füllen zu können. Und was auch würde es nützen, wenn einer aufträte, um spottreich seine eigene Pfauengesellschaft zu beleidigen, waren doch die Verse seiner stechenden Feder, war seine zwölfjährige Verbannung nur dazu nutze gewesen, die Herrschaft dieser seiner Freunde und Verwandten vorzubereiten, seine Wiederkehr nur dazu, ihrer Gerechtigkeitsliebe trügerischen Schein zu verleihen. Und wieder wünschte er, nie aus der die Heimat vergoldenden Ferne abberufen zu sein, dort durfte er nach eigenem Willen sich betätigen, dort Lieder singen, wie sie das Herz ihm gebot, hier mußte er untätig werden oder nach fremdem Willen

Digitized by Google

seine Verse messen, hier harrte das größte Opfer, das des freien Wortes, denn damit mußte er diejenigen verletzen, seine Freunde und vermeintlichen Wohltäter, die er nicht zu verletzen wünschte. So sagte er sich wieder, daß er fremd geworden, daß ihm in der langen Trennung das heimatliche Fühlen, ja nur die Duldung für ihm überwundene Art abhanden gekommen sei. Aber die Stimme der Gerechtigkeit warf ihm ein, daß es früher Gegner dieses Kreises genußsüchtiger Wertlosigkeit gegeben, daß Spanien auch heute noch der Kreise und Menschen viele berge, noch blüten Wissenschaft und Künste. Er glaubte Calderon und Velasquez beim Eingange gesehen zu haben. Er begann sie zu suchen. — Vergebens. Da sprach ihn Haro an:

Warum so feindselige Miene? Bist du mir gram? Olivares hat dich rufen lassen. Deine finstere Stimmung fällt auf.

Villamediana zuckte die Achseln: Laß nur.

Was hast du denn?

Ein andermal.

Du bist nicht liebenswürdig.

Zu wem nicht?

Zu niemand.

Kümmre ich mich doch um niemand, kann also weder liebenswürdig noch unliebenswürdig sein, ich kenne ja auch die Leute garnicht.

Aber Don Juan, du kennst sie alle.

Mag sein früher, doch dies ekelhafte Gewäsch und verliebte Fratzen schneiden . . .

Ich bitte dich, flüsterte der besorgte Freund, Don Juan, bemeistere dich ein wenig. Hast du dich verändert! Wenn der König mit dir redet, zwinge dir wenigstens ein Lächeln ab und Olivares gegenüber, tu's mir zu Liebe.

Villamediana ging weiter und blieb finster wie bisher. Die Mädchen kicherten über ihn und ärgerten sich seiner Sprödigkeit, die Männer tauschten Vermutungen aus, ob Laune, ungenügende Auszeichnung, schlechte Nachricht einer fernen Geliebten, oder was immer zu diesem seltsamen Betragen ihn veranlasse. Die Offenbarung freilich seiner Gesinnungen wäre ihnen unverständlich geblieben, die Verachtung ihres geselligen Getriebes lächerlich erschienen, frevelhaft aber die tiefste Ursache der Mißstimmung und Gedrücktheit des sonst so kraftvoll Lebendigen, die ihm nur die Wahl ließ, seinen annoch gebändigten Widerstand gegen den ausgesprochenen Willen seines Königs im Ungehorsam frei zu geben,

Digitized by Google

oder aber, falls er gehorsam ausharrte, sein leidenschaftliches Herz männlich vor der Heiligkeit und Sonnenhöhe des Thrones zu opfern. Würde er dazu Kraft genug haben?

Villamediana hatte des Summens und Surrens, Kreischens und Lachens, hatte des Aufspringens und Horchens, Wartens und Kopfneigens um sich her nicht mehr acht, er starrte vor sich auf den Boden und atmete schwer zum nötig erscheinenden Entschlusse des Trotzes, der, was auch kommen möge, sich frei machen wollte, solange unzerreißbares Band ihn noch nicht knechtete, frei von Vergangenheit, Gegenwart und mehr noch von der Zukunft, frei von denen, die er nicht tadeln durfte, die er nicht ändern konnte, also fort! ehe die Menschen, die ihm einst die liebsten gewesen, völlig an ihm irre geworden, ehe der Spott ihn kränkte, ehe er sich selbst seine tadellose Ehre verdarb. Fort mußte er, noch in diesem Augenblicke. Er richtete sich auf zum gehen. Da wars so still im Kreise, kaum ein Atem vernehmbar, die hohen Doppeltüren standen offen, bis alsbald Fanfaren ertönten und der Herzog von Haro erschien, um Ehrfurcht für Seine Majestät zu gebieten. Der König folgte, ein schmaler hochgewachsener Knabe, der reichste Mensch auf der bewohnten Erde, dicht hinter seinen glatt bis auf die Schultern herabreichenden Haaren ward der schwarze aufgezwirbelte Schnurrbart und das fleischige Antlitz des Herzog-Grafen von Olivares sichtbar. Der König führte an der Hand die Königin; in jeder Haltung anziehend, reizte wie ein Bild gnadenreicher Grazie, in jeder Bewegung so gemessen schön, wie weihevolle Klugheit ... Elisabeth von Frankreich.

Die Doppeltüren des weiten Saales wurden wieder geschlossen, die Majestäten nahmen unter einem Baldachin aus weißer Seide Platz, der König sprach die Aufforderung, sich zu bedecken, der die Granden erster Ordnung nachkamen, während die übrigen entblößten Hauptes verharrten. Da schwirrten plötzlich durch die große Stille wohl ein Dutzend süßer kleiner Mädchen, Kinder noch, nach allen Seiten zu Verwandten oder Gönnern, die Meninas. Lediglich ihrer Schönheit und Anmut wegen ausgesucht aus allen Ständen, mußten sie die Königin geleiten und zu erheitern suchen. Ein dicker Zwerg mischte sich jetzt unter sie und begann sein Narrentum. Die Truppen bewegten sich zur Cour vor den Majestäten. Mit der Sicherheit und Würde eines verdienten Helden hohen Alters nahm der sechzehnjährige Herrscher die Huldigung entgegen, beglückte durch selten besonders herablassenden Gruß und ehrte ausnahmsweise durch eigene Ansprache. Olivares stand

Digitized by Google

ſcharf beobachtend in der Nähe, und als er in finſterer Schweigſamkeit den Grafen Villamediana zur Verbeugung und zum Handkuß näher treten ſah, fürchtete er, ſein königlicher Zögling möchte erſchrocken über dieſe ungewohnte Haltung aus der Rolle fallen; da er ihn jedoch ſeine Erhabenheit bewahren ſah, ſchickte er ein kurzes Dankgebet zum Himmel, der ſeinen Mühen den erhofften Erfolg ſichtbarlich gönnte, und es ſchien ihm ein plötzliches Zeichen göttlicher Gnade, als nun nach kurzen Worten des Königs der ſeltſame Mann Villamediana wie erlöſt von düſterm Zweifel in männlicher Kraft ſich aufrichtete und zwar für den Horcher unverſtändlich aber augenſcheinlich hocherfreute Worte ſprach. Dann trat er zu Seiten des Stuhles, auf dem die Königin in ſtummer Unbewegtheit ſaß. Alſo hatte er angenommen, alſo war der gefährliche Spötter gefeſſelt, mußte zum mächtigſten Förderer ſchwerer Stellung werden. Triumph! Olivares ſchritt auf Villamediana zu, ſchüttelte ihm die Hand und ſagte: Herr Oberſthofmeiſter Ihrer Majeſtät der Königin, empfangen Sie den erſten Glückwunſch zu der neuen Würde aus meinem ergebenen Herzen. Der ernſte Eindruck, durch den Euer Exzellenz heute früh bei der Audienz das voraufgeeilte Lob Ihrer Vortrefflichkeit noch überboten, ließ keinen Zweifel darüber, daß Euer Exzellenz wie keiner des ungeheuren Vertrauens würdig ſeien, die verantwortungsvolle und anſtrengende Sorge für das Wohl der Königin zu erfüllen. Lange haben wir geſucht. Nun will ich den Tod meines edlen Gönners Don Fernando weniger beklagen, da er ſolchen Nachfolger gefunden hat.

Villamedianas Mund ſprach höfliche Worte, ſein Gedächtnis hatte ja keinen Mangel an derlei Phraſen, er hörte ſie aber nicht. Weit fern war ſein Empfinden, und die Gedankenſchnelligkeit eilte voraus in halb verſchleierten Begehrens-Möglichkeiten. Auch andere ſprachen ihn an, und er gab liebenswürdige Antwort, dann aber war das Lächeln wieder aus ſeinem Antlitze verſchwunden, ſtill ſtand er, unbeſiegbar ſtolzes Flackern im Auge, und er horchte in ſich hinein und vernahm wieder und wieder, kräftig und ſchmeichelnd, beruhigt glücklich und wahnwitzig wild die Worte, die er auf des Königs gnädige Ernennung, der Wahl beraubt, erwidert hatte: Ich gelobe für das geheiligte Leben Ihrer Majeſtät der Königin mit meinem Leben einzuſtehen, für ihre Freude will ich mit allem, was ich an irdiſchen Gütern und geiſtigen Gaben mein eigen nenne, ſorgen, all mein Sinnen und Trachten ſoll einzig, weil Euer Majeſtät

Digitized by Google

es befehlen, auf dieſer Aufgabe Erfüllung bei Tag und Nacht gerichtet ſein.

Und wie er ſogleich ſein Amt bei der Königin angetreten, ſo erkannte er auch ſchnellen Blickes, daß die nun ſich vor dem Verſammelten abſpielenden Scherze und Tänze ihr nur ſelten bei ſpärlichen klugen Einfällen und wirklicher Zartheit der Aufführung wohl gefielen und Anerkennung entlockten. Die Scherze und Plattheiten, Effekthaſchereien und Blendwerk ließen ſie, trotz des Beifalls, den ſie bei den Verſammelten fanden, die Augen, wie Beſtätigung und Ermunterung ihres Mißfallens ſuchend, zum jungen Gemahle wenden. Der aber hatte entweder anderen Geſchmack oder war damit beſchäftigt, die Herzogin Haro zu liebäugeln.

Villamediana fühlte die Enttäuſchung in des ſchönen Weibes Herzen, mitleidig ſuchte er ſich zu bereden, daß es zu ſeiner Pflicht gehöre, die Königin auch vor dieſem Kummer zu ſchützen durch ihr erfreuliche Erheiterung. Und er getraute ſichs, Dinge zu erſinnen, die ſie jauchzen und ſpringen machen ſollten. Jauchzen und ſpringen, eine Königin von Spanien! .. haſt du vergeſſen, Villamediana, dachte er mit Bitterkeit, daß du berufen biſt, über pünktlichſte Befolgung all der zahlloſen Paragraphen zu wachen, die, ererbt und vermehrt, jede Minute, jede Möglichkeit im Leben einer ſpaniſchen Königin vorherſehend, ſtarre entſetzlich vordringliche Regeln aufſtellen. Wie ein gefürchteter Tadler mußt du verhüten, daß ihre kleinen Füße einen Schritt tun, ihr ſüßer Atem ein Wort haucht, das dieſen dickbändigen Geſetzen widerſpricht. Und du willſt ſie jauchzen und ſpringen machen?! Haſt du vergeſſen, wie ſie heut früh, wie vor wenigen Minuten den ſprühenden Glanz der Mädchenaugen bemeiſterte und unter ſchwerem Nebel der Vorſicht, als kennte ſie dich nicht, an dir vorüber ſah? Merkſt du nicht, wie ſie, die ſprudelnd geiſtreiche Franzöſin, jetzt jedes ihrer Worte mühſam vorher abwägt? O Franceliſa, wie haben ſie dich mit dem Leichentuche der Etikette bei blühendem Leben traurig zugedeckt! O Franceliſa, wie gürtet deinen Hals bis zu Kinn und Ohren undurchſichtig ſteif die tauſendfache Spitze, dich, die du mit dem ewigen Weiß deiner gern entblößten Schultern, mit dem klaſſiſch geformten Nacken zu Paris Feiertagslieder auf den gütigen Schöpfer ſolcher Harmonie aus lachenden Augen ſangeſt. Über dich haſt du wie aus zerriſſenen Hoffnungen und aus Wehmut einen Schleier ungenoſſener Jugend gelegt; du leideſt. Gefangene Vöglein hütet man, damit ſie ſingen, dir iſt deine Sprache ver-

Digitized by Google

boten, ſtarre Würde deine Pflicht; ungeliebt neben einem Knaben, o Hohn! der deinen ſuchenden Blick nicht auffängt, abgelenkt von dir und jeder hohen Pflicht durch lüſternes Hinſchauen nach den Frauen anderer, durch nächtliche Abenteuer, die das Geſpräch der Stadt bilden. Nur du wirſt ſie nicht erfahren, wie von niemand ſo auch nicht von mir. Ungeliebte Königin von achtzehn Jahren, in dir hat die einſame Innigkeit eines Liedes an die ferne Heimat Körper gewonnen. Segen über dich, Franceliſa, ich will dir Gutes tun, nur Gutes, und ſo ſchwör ichs denn aufs neue, ſchwör es mir mit heiligem Eide: denken will ich Tag und Nacht, wie du wieder aus hellen Augen jubeln kannſt, erhebend dich unter meiner Sorge weit hinaus über der Menſchen hämiſchen Neid, über der Etikette argwöhniſche Laſt.

Seine Gedanken wurden milder; freundlicher erſchienen ihm die Bilder um ihn her, empfindſam fühlte er den Zauber jugendlichen Tanzes, in dem gerade die Meninas, der Königin jugendliche Begleiterinnen, Blumenkränze um ſich wanden.

Auch ſein Auge ſuchte zum Wechſel gleichempfundenen Gefallens ein Auge, das ihm im Einverſtändnis zeigte, wie die Freude durch Gemeinſamkeit reife. Es war nichts Unerlaubtes, daß die Königin ſich zu Frage und Antwort ihrem Haushofmeiſter zuwandte. Die Blicke berührten ſich.

Und wenn das auch niemand wunder nahm von allen, die einander eiferſüchtig belauerten, ſo erſchien es demjenigen doch wie das Wunder ſeeliſcher Erquickung, der endlich in der Heimat ein Weſen glaubte gefunden zu haben, das ſeiner nicht ſpottete, das ihn verſtand. Faſt furchtſam klang ihm ihre Stimme, ob ſie recht täte, eingeſchüchtert und immer noch der kaſtiliſchen Sprache ungewohnt, aber ſingend milde, herzbewegend rein wie vor Jahren das liebliche eilende Geplauder von des großen Königs Heinrich jüngſtem Kinde Franceliſa. Was ſie fragte, was er ſagte, alle beide ſcheinbar unbewegt, Villamediana wußte es bald nicht mehr; nur die Gewißheit blieb, daß er dieſem Singvögelchen und ſei's nur im Geheimen im Verein mit einer trauten Freundin, ſei's nur für Augenblicke die Freiheit goldigen Lachens in ihrer Heimatsſprache, in ihren heimiſchen Geſängen wiedergeben wollte.

Olivares, der den plötzlichen Umſchlag in der Stimmung des Oberſtpoſtmeiſters dauern ſah, klopfte dem Herzog von Haro lächelnd auf die Schulter nnd ſagte: Na, mein lieber Neffe, wer kennt die Menſchen beſſer. Haro ſchwieg, denn er wußte nicht, was er denken ſollte.

* * *

Digitized by Google

Es folgten wunderbare Wochen milder Wintermonate, in denen Villamedianas Herz nach langer Trübsal und Entbehrung von nie gekannter Freudigkeit genährt wurde, in denen der pflichtgemäße tägliche, ja stündliche Aufenthalt in der Nähe der geliebten jungen Königin, sowie der Zauber ihres schweigenden Dankes ihn wohltuend erquickten. So gelang es ihm, kurze Zeit die Schwächen rings umher zu vergessen, und die Grüße und Einladungen von Freunden in Frankreich, Verwandten in Flandern, Bayern, Italien nicht mehr als Lockung zu abenteuerlichem Wanderleben zu empfinden. Nicht aus eigener Anteilnahme, sondern um der Königin Botschaft zu bringen, fragte er den Kurieren ihre, leider, ach, so wenig günstigen Nachrichten ab. Daß es anderwärts viel besser sei, verlangte er nicht zu erfahren. Denn ihm schien die Sonne Castiliens, zumal wenn sie der Königin blondes Wellenhaar vergoldete, der langen Sehnsucht wieder wert. Die umfangreiche Regelmäßigkeit seines Oberhofmeisteramtes und die selbstlose Besorgtheit ermöglichten es ihm, tausend kleine Freuden zu bereiten und manches, freilich nicht jedes kränkende Leid fern zu halten. So vermochte er den Druck der Vorschriften, den die Oberhofmeisterin, die Gräfin Olivares gern mit stets tyrannischer Aufregung gesteigert hätte, oft von seiner Beschützten zu heben. Ihr zu Liebe begegnete er einem jeden mit ausgesuchter Liebenswürdigkeit, damit ihn kein unnötig Gekränkter mißliebig mache und verdränge. Dem Spott vergangener Jahre sagte er ab, machte das fade Lippengeschwätz derer mit, die nicht Sagenswertes geschäftig verkündeten, dem Conde-Duque Olivares wußte er durch freundliche Worte den Dünkel angenehm zu bekräftigen und dessen überehrgeizige Gemahlin, mit der er sich in die Sorge um die Person der Königin zu teilen hatte, verstand er anfänglich trotz ihres häßlichen Alters so von sich einzunehmen, daß sie nicht nur aus Berechnung, sondern aus wirklicher Gewogenheit ihn für ihre zwölfjährige Tochter oder, — falls er deren Reife nicht erwarten wollte — für ihre gerade zu Besuch anwesende portugiesische Nichte als Gatten zu gewinnen suchte. Manche Stunde opferte er im Anhören ihrer Ränke und Pläne, denn er wußte, daß er dadurch eben so viele Stunden der Freiheit der jungen Königin schenkte. Er wußte, daß diese dann, wenn gleich noch erstaunt über die ungewohnterweise aussetzende Überwachung und in Furcht vor den stechenden Augen der Olivares, im Spiel und Geplauder mit der einzig ihr ungern belassenen französischen Gespielin aufatmete. Sie haßte und fürchtete die

Digitized by Google

Gräfin Olivares, weil deren Mundes nie gesparte Tadel sie jeden Verstoß gegen die Vorschriften wie den Ungehorsam einer Novize empfinden ließ, und ihr nur zu oft in beleidigender Feindseligkeit gegen die französische Gespielin zu verstehen gab, daß jede Ausländerin sich glücklich schätzen müsse, wenn sie auf dem besseren spanischen Boden geduldet würde. Wie gern hätte Villamediana gewußt, ob die Königen erkannte, daß sie ihm die Erleichterung verdanke. Er glaubte, es annehmen zu dürfen. Worte versicherten es ihm nicht, und zum Fragen war er zu stolz. Zufrieden genoß er des Rechtes, ihr wohl zu tun und sich an ihrem behutsam hie und da auch ihm gegenüber sich aus dem Eise des Mißtrauens lösenden naiven Wesen zu erwärmen. Mit unverhohlener Anerkennung nahm er in Bälde wahr, wie sie rege und gern jeder Bildung Blüte in Kunst und Wissenschaft zu fördern suchte, wie willig sie dem ernsten Gespräche folgte. Lieber freilich, das merkte er wohl, war es ihr, gespannt ihm zuzuhören, wenn er, die Schlechtigkeit der Menschen und die Gebrechlichkeit der Welt verschweigend, von großen Helden und lieben Freunden, von den Wundern der Ferne, von Meeres- und Kriegesglück, von der Sehnsucht nach glänzendem Tode und der leuchtenden Kraft zu leben begeistert erzählte, wenn er Pläne zu des Landes Wohlfahrt und Erziehung enthüllte, wenn er von Erfindungen sprach und Entdeckungen, von Irren und Kämpfen jedes Gewaltigen, von einsamer Zwiesprache mit den Sternen am Himmel und den Sandkörnern am Strande, ja wenn er wohl gar in seltener Dämmerstunde, falls niemand außer der zu ihren Füßen angeschmiegten Gespielin zugegen war, in ihrer Heimat zierlicher Sprache von Frankreichs König und Stadt und Land, von Tanz und Sang schwärmte, von gastlicher Aufnahme und schnellem Weiterziehen, von der Melancholie des Verbannten und der Freude des Heimgerufenen, vom Wunsche treu zu dienen, zu helfen, zu schützen . . .

Aber selbst dann sagte ihm kein Wort, wie er wirkte, nur eine verstohlene Träne der Rührung, die stille Andacht der Horchenden gaben ihm die Hoffnung, daß er auch in dem verstanden würde, was annoch unaussprechlich vor ihrer hohen Weiblichkeit sein Herz verbrannte! jenes Feuer ewiglich vermehrt durch ihren Anblick und doch gebändigt durch jede ihrer Bewegungen, durch ihres Daseins harmlos ungestörte Grazie. Selten nur wagte er's, in versteckten Redensarten, die ihm, der wußte, was er sagen wollte, den Sinn seiner langsam wieder mächtiger werdenden

Digitized by Google

Leidenschaft zu enthalten schienen, wie den Ton aus einem verborgenen Heiligtume mitschwingen zu lassen. Dabei mußte ja die verwandte Saite einer Gleichgestimmten geheimnisvoll erzittern.

Aber ob er auch mit Atem vermindernder Spannung ein Echo zu erlauschen trachtete, ob er sich auch sicher fühlte, die leiseste Antwort wahrzunehmen, ihn traf jener Hauch bewegter Atome nicht, der Stein und Erz überwindend von Herz zu Herzen dringt. Und so gesellten sich ihm mählich wieder, erwachsend aus nicht mehr klug vermiedener Hoffnung, Zweifel und Leid. War's nicht, als hätte er geschwiegen ganz und gar, als wäre seine Rede gleichwertig der eines Toten, eines gedruckten Buchstabens, als wäre er nur wieder ein gefühlloser Vermittler, von dem man täglich selbstverständlichen Dienst entgegennimmt, eine Person, deren man nur acht hat, wenn sie im Dienst versagend nachlässig oder widerwillig sich zeigt. Und er fragte sich in Tagen und Nächten, ob die Zartfühlende vielleicht gegen seine verletzende Deutlichkeit die einzige Abwehr schonender Nichtachtung anwende, ob sie seine Zudringlichkeit als ungefährlich still verachte, oder ob er doch etwa zu unverständlich geblieben sei, so daß sie ihn diesmal in ihrer Arglosigkeit nicht verstanden habe. Noch nicht, vielleicht nie, vielleicht bald. . . Wann? — Oder hatte sie doch ein Zeichen gegeben? Warum vermochte er es nicht, sich jeden Schritt, jede Geste nachschaffend vor die Seele zurück zu führen? Warum fürchtete er, sie durch neue Anspielung zu verlieren, da er doch die tägliche Güte im Sorgen und Verhüten zu steigern gedachte? Im unpersönlichen Werben unermüdlich, der persönlichen Werbung wie verbotener Frucht nur mit Erröten begehrend, mit Ingrimm sie sich versagend.

[Fortsetzung.]

Digitized by Google

Kunstberichte.

Theater.

Das Schöne ist das Scheinen der Idee, die als unbewußte den Schein ganz und ohne Rest bestimmt und von uns durch Vermittelung des Gefühls erfaßt wird — so hat Eduard von Hartmann, einer der fünf Paten dieser Zeitschrift, das Grundgesetz der Ästhetik formuliert. An diesem Gesetz als dem unverrücklichen Maßstab soll der künstlerische Wert der Bühnenwerke bestimmt werden, die uns der angehende Berliner Theaterwinter bescheren wird.

Ich vermag die Hoffnungen und Befürchtungen, die ich beim Blick auf die Entwicklung des Theaters in Berlin hege, nicht besser auszudrücken, als durch einige Bemerkungen über drei Neuaufführungen, die den Reigen zu Anfang September eröffnet haben. Das eine der beiden vereinigten Schillertheater setzte mit Shakespeares Lustspiel „Was ihr wollt" ein. Damit hat das glücklich angelegte und vom ersten Anfang an von der Gunst der breiteren Schichten der Bevölkerung getragene Familientheater ohne Zweifel einen guten Griff getan; es hat an die besten Traditionen der Weltbühne angeknüpft. Denn wie vieles auch im einzelnen im Laufe der drei Jahrhunderte, die zwischen Shakespeare und uns liegen, überholt und überwunden ist: alle die flüchtigen, ringenden und streitenden Nebel und Wolken unseres dramatischen Schaffens überragt er in sonniger Klarheit, ein dramatisches Hochgebirge! Shakespeares Schicksalstragödien sind das Gewissen der Welt, wie seine nationalen Dramen das Gewissen seines eigenen Volkes sind. In dem reichen Kranze aber seiner gedankenvollen Märchenspiele und phantastischen Traumbilder ist „Was ihr wollt" eine der kräftigsten Blüten. Mögen wir noch so fortgeschritten lächeln über manches Elementare und Durchsichtige des Aufbaus, über die falstaffischen Späße und über die naiven Verwechslungen und Verwandlungen — poetische Anmut und poetische Gerechtigkeit ist mit der Komik verknüpft. Wer genießt nicht den saftigen Spott, mit dem der Dichter die puritanischen Tugendbolde seiner Tage in Malvolio abstraft? Und wem entgeht die reizvolle Mischung in der Olivia?

Anzengrubers Bauernposse „Doppelselbstmord" im Lessingtheater ist der Beweis, daß der unvergleichliche Wiener Schauspieler Martinelli, von dem der Dichter einst dankbar rühmte: „Wenn ich schreib, seh' ich die Leut vor mir, ich hör sie sprechen, ich beweg sie auf der Bühne; aber einrichten, mein Stück, das macht mein Freund Martinelli, der kennt mich und versteht mich, da brauch ich mich nicht zu kümmern, derweil fang ich ein neues Stück an", die Freude an der Heimatkunst seines genialen Landsmannes bei uns in der Tat neubelebt hat. Anzengrubers Humor ist eine Weltanschauung, eine aus der Tiefe des Lebens geborene und im Kampf des Lebens bewährte Fähigkeit, die eine Tugend ist, über den Dingen zu stehen mit ihrer Freude und ihrem Jammer, in göttlicher Heiterkeit der Dissonanzen zu lachen, weil man an ihre Auflösung zur Harmonie glaubt.

Digitized by Google

Mag sein, daß das Credo des Steinklopferhans: „Du gehörst zu dem Allen und das All gehört zu Dir — es kann Dir nix geschehen", in keinem Kirchenbuch sich findet: zum Buche des Lebens ist es der goldene Schlüssel. Der „Doppelselbstmord" ist ein Possenspiel, ein dramatisierter Witz — und doch ein Kunstkleinod! Nicht kunstvoll aufgebaut, sondern lose hingestreut, nicht literarisch, aber genährt mit Leben. Oder ist der Dorfpessimist, der arme Hauderer, nicht der echte Sohn eines Künstlers, der Menschen formt nach seinem Bilde, in Schöpferfreude? „Technisch und poetisch schlankweg die Vollkommenheit selbst", bekennt volltönig Anzengrubers Biograph Bettelheim; in der Tat: wie hier völlig überraschend die Situation umgebogen wird, das erinnert an die Wunderwerke des Volkshumors, die seit Jahrhunderten von einer Generation sich auf die andere fortpflanzen, bis kluge Sammler sie als Meisterstreiche in ihren Schwankbüchern festlegen. Das Zusammenspiel im Neuen Theater war gut; die stimmungsechte, diskrete Regie, die das Stück vor jeder Parallele mit den bayerischen Bauernspielen glücklich zu bewahren weiß, verdient besonderes Lob.

Das Neue Theater brachte uns einen neuen Oskar Wilde: „Eine Frau ohne Bedeutung". Das Ende vom Liede war: ein Mann ohne Bedeutung. Vor wenigen Jahren ist Wilde, dem dunkle Leidenschaften entehrende Strafen eintrugen, auf dem Friedhof der Ausgestoßenen bei Paris zur letzten und zugleich ersten Ruhe gekommen. Ein geistreicher Spötter, ein scharfblickender Beobachter, ein unüberwindlicher Disputator — aber kein Charakter; groß im Zerstören, schwächlich im Aufbau des Eigenen. Sein orientalisches Charakterbild „Salome", mit dem Wilde zuerst bei uns eingeführt werden sollte, brennt in glühenden Farben; allein es ist doch nur ein Bild, eine aus einem großen Zusammenhang herausgelöste Episode. In dem vieraktigen Schauspiel von der Frau ohne Bedeutung hat der Dramatiker völlig versagt.

Eine einfache Frau trifft nach zwanzig Jahren mit dem Manne wieder zusammen, der sie einst um ihre Unschuld betrog. Sie liebt ihr Kind zärtlich, „den Preis ihrer Schande", und haßt den Lebemann, der ihr Geld statt seines Namens geboten. Er versucht nicht ohne Erfolg, den jungen Mann als seinen Privatsekretär an sich zu ziehen, bis eine neue Frechheit, die sich der Herr Lord gegen eine junge Amerikanerin erlaubt — in die sich der natürliche Sohn vorher verliebt hat — im letzten Augenblick Klarheit schafft: die Mutter weiht den Sohn in das Geheimnis seines Lebens ein, das sie bisher ängstlich vor ihm gehütet hat, und zerreißt dadurch die Netze, die der reiche Lump nach ihm geworfen. Und da die Amerikanerin natürlich feenhaft reich ist — die Anstandspflicht aller Amerikaner in den Romanen — so können auch die Güter und die Scheine des Lord stolz verachtet werden; mit einem Handschuhschlag in's Gesicht gibt ihm die „Frau ohne Bedeutung" ihre Meinung zu erkennen, um sich fortan in dem Glück ihrer Kinder, die die Union zwischen England und Amerika vollziehen, von dem Leid ihres Lebens zu erholen. . . .

Muß zu solchen dramatischen Abgetretenheiten Oskar Wilde aus dem Grabe gerufen werden; haben nicht die Augier, Dumas und andere uns diese Hintertreppenfabel längst für die Bühne zurechtgemacht, nur viel geschickter? Allein in die grobgezimmerte Handlung hat Wilde eine gerade-

Digitized by Google

zu beängstigende Fülle von geistreichen Bosheiten hineingeworfen; ein wirbelndes Farbenspiel von Epigrammen dreht sich vor uns; kritische Glossen, jeder ein scharfgeschliffener Dolch — aber nicht dazu bestimmt, als prüfende Sonde in eine Wunde der Gesellschaft oder des einzelnen eingeführt zu werden, sondern dazu geschärft, alles, was der Menschheit teuer ist: Liebe, Treue, Bildung, Freundschaft und was sie sonst an geistigen Gütern besitzt, lächerlich zu machen, damit etwas zum Belachen da sei. Der Cynismus um jeden Preis, als Folie für den wurmstichigen Salonlöwen . . Diese verblüffend pointierten, sich immer wieder überschlagenden und damit die eigenen Prämissen aufhebenden „Wahrheiten" fließen aus einer vergifteten Quelle. Und darum haben sie nichts Befreiendes, so zutreffend sie auch zuweilen sind. Man stutzt einen Augenblick über die Paradoxie, bereit, sie zu bewundern — da sieht man dem Sprecher schärfer ins Gesicht und wendet sich geekelt von ihm ab. Das ist die Kunst Oskar Wildes, den heute nicht wenige als den Schöpfer des Neuen, des Wunderbaren in der schönen Kunst preisen. Seine Kunst wäre der Ruin unserer Kultur. Man muß oft an den Narren bei Shakespeare denken, wenn man diese Herrschaften sich in spitziger Weisheit unterhalten hört; aber die Nachahmung ist nur eine Nachahmung der Form, denn inhaltlich haben jene harmlosen enfants terribles der mittelalterlichen Höfe und Burgen nichts gemein mit diesen haltlosen kaltlächelnden, Brillantfeuerwerkern der Decadence! — Unter den darstellenden Künstlern boten zwei hervorragende Leistungen: Emanuel Reicher, der den Lebemann und Vater ausgezeichnet verkörperte, und Hedwig Wangel mit einer originell erfaßten alten Dame; auch die Mrs. Allonby von Luise Dumont war bemerkenswert.

*

Was erwarten wir von unseren Theatern? Es tut nicht gut, große Programme aufzurollen, wie es die neueste Leitung des schicksalsreichen Theaters des Westens jüngst getan. Aber soviel dürfen und wollen wir allerdings zum Beginn der neuen „Kampagne" sagen: gebt uns — was ihr wollt: Heimatskunst, wenn sie echte Kunst ist und nicht nur Heimat, Heimatskunst, wie sie Anzengruber pflegte, obwohl — oder weil — er kein Patent genommen auf seine Kunst, noch sie nach Vereinsstatuten geregelt; gebt uns die zerstörende und die bauende, die läuternde und die lächelnde Kraft des Lebens zu spüren, über die der große Brite gebot mit einer dichterischen Intuition, wie sie nur den Heroen im Reiche der Kunst verliehen wird. Aber verschont uns mit den Frauen und Männern ohne Bedeutung; bildet Charaktere, im Guten und im Bösen, daß an ihnen Charaktere sich bilden! Was „ohne Bedeutung" ist, das habe auch als Stoff für den Dichter keine Bedeutung. Fort mit der Geistreichelei, mit der traurigen und verruchten Bereitschaft, den eigenen Vater zu ermorden, wenn man eine witzige Grabschrift für ihn wüßte! Das Epigramm als Lebenszweck ist der Offenbarungseid unseres geistigen Bankerotts. Nur wer selbst ein Charakter ist, kann andere zu Charakteren erziehen. „Beim Sturm die Sonne spiegelt nicht im Meer ihr leuchtend Angesicht": dies alte Sprüchlein ist ein Paragraph, dessen der Künstler nicht entraten darf. Und das Häßliche — soll es verbannt sein von der Bühne? Wir befragen noch einmal Eduard von Hartmann, der

Digitized by Google

in seiner Philosophie des Schönen geradezu klassisch erklärt: „Die Kunst darf nur ein in sich abgeschlossenes Ganzes bilden, welches von allem in ihm vorkommenden inhaltlich Häßlichen auch die sinnlich anschauliche Überwindung enthalten muß. Nur dann darf das Kunstschöne den Anspruch erheben, neben dem Naturschönen zu existieren, wenn es mikrokosmisch in sich abgerundete Ausschnitte bietet, in denen kein ästhetisch ungerechtfertigtes Häßliches mehr vorkommt."

Theodor Kappstein.

Streiflichter.

Vor acht Jahren (1895) gab ich eine Schrift heraus: „Die römische Frage" (Berlin, A. Haack). Sie ist wieder aktuell geworden durch den Kölner Jubiläums-Katholikentag. Allerdings gehört ein „Beschluß" über die „römische Frage" zum eisernen Bestand der jährlichen „Generalversammlungen für das katholische Deutschland", aber der diesjährige „Beschluß" besitzt wegen des besondern Glanzes, der die Kölner Tagung umgab und wegen der Reden, die ihn bevor- und befürworteten, eine seine Vorgänger übertreffende Bedeutung. Der „Beschluß" lautet: „Die 50. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands kann es nicht unterlassen, Einspruch zu erheben gegen die Lage des hl. Stuhles in Rom seit dem Jahre 1870. Die deutschen Katholiken, wie alle übrigen Katholiken der ganzen Welt können, eben weil sie Katholiken sind, nicht das Verlangen aufgeben, daß ihrem höchsten Oberhaupte die notwendige Unabhängigkeit und die wirkliche Freiheit voll und ganz wiedergegeben werde, welche die unerläßliche Bedingung für die Freiheit und Unabhängigkeit der katholischen Kirche ist." Nur der anerzogene, ja angeborene ultramontan-katholische Fanatismus sieht die faustdicken Unwahrheiten nicht, die in diesen Worten liegen. Der Papst in Rom ist vollständig unabhängig, er regiert seine Kirche mit absoluter Freiheit, und die Katholiken der ganzen Welt sind in ihrem Verkehr mit ihm auch nicht durch das geringste Hindernis beschränkt. Das sind nicht wegzuleugnende, seit 33 Jahren Tag für Tag vor den Augen der ganzen Welt sich erneuende Tatsachen; auch nicht ein einziges Vorkommnis kann angeführt werden, das irgendwie eine Unfreiheit, eine Abhängigkeit des Papstes von der italienischen Regierung bekundet. Aber es gehört nun einmal zum System, wie so viele andere Lügen, so auch die riesengroße Lüge von der Unfreiheit des Papstes fort und fort den katholischen Massen zu suggerieren. Es gibt

Digitized by Google

kaum etwas, das mit so zwingender Gewalt beweist, wie blindgläubig allmählich der Katholik seinen Führern und seiner Presse gegenüber geworden ist, als gerade der Glaube an die Unfreiheit des Papstes, weil es kaum etwas gibt, was der sonnenklaren Wahrheit stärker widerspricht, als dieser Glaube. Und deshalb ist der „Beschluß" über „die römische Frage", religiös-psychologisch betrachtet, von hohem, aber schmerzlichem Interesse. Wo bleibt solchem „Glauben" gegenüber die Möglichkeit des Tagwerdens? Nicht minder beachtenswert ist die kirchenpolitische Seite des „Beschlusses". Er stellt, daran ist nicht zu drehen und zu deuteln, einen Einspruch gegen die politisch-nationale Einheit Italiens und damit eine schwere Beleidigung unseres Verbündeten dar. Denn, die durch den „Beschluß" verlangte „volle und ganze Wiederherstellung der wirklichen Freiheit und Unabhängigkeit des Papstes" enthält — das werden die Urheber des Beschlusses am wenigsten leugnen — die Forderung der Wiederaufrichtung, wenn nicht des ganzen, so doch eines Teiles des „Kirchenstaates", also eine territoriale Verkleinerung des Königreichs Italien.

Diese Erwägungen erhalten noch helleres Licht, wenn man sich etwas umsieht in der maßgebenden katholischen Literatur über „die römische Frage".*) Ich nehme zwei Werke neuesten Datums zur Hand, das Jus Decretalium des Jesuiten Wernz (Rom 1898—1901) und die „Institutionen" des Jesuiten Laurentius (Freiburg 1903). Aus verschiedenen Gründen greife ich gerade diese Werke heraus. Zunächst weil sie aus dem auf dem Kölner Katholikentag wieder besonders gefeierten Jesuitenorden hervorgegangen sind, dann weil sie die in der katholischen Kirche herrschende Ansicht wiedergeben, und endlich weil der Wortlaut des Kölner „Beschlusses" große Ähnlichkeit mit Sätzen in den genannten Büchern aufweist. Es kommt hinzu, daß die Werke von Wernz und Laurentius gerade in der „Kölnischen Volkszeitung" mit hohen Lobsprüchen bedacht werden. Beide Jesuiten fordern die territoriale Unabhängigkeit des Papstes, d. h. sie fordern den Kirchenstaat. Wernz schreibt sogar (II, 683): „Obwohl die Notwendigkeit der weltlichen Herrschaft keine Glaubenswahrheit, d. h. kein katholisches Dogma ist, so kann diese Notwendigkeit, wegen ihres innigen Zusammenhanges mit den geoffenbarten Glaubenswahrheiten, doch vom römischen Papst mit sicherem, authentischem und unfehlbarem Urteil definiert werden. Deshalb darf kein Katholik, guten Gewissens, diese Notwendigkeit in Zweifel ziehen." Wie sich nun „der gute Katholik" mit der „Notwendigkeit" des Kirchenstaates die „Einheit" Italiens vereinbar denkt, wie also auch der Kölner „Beschluß" diese Einheit auffaßt, ist höchst lehrreich aus dem Munde des Jesuiten Wernz zu vernehmen: „Wenn also auch die Katholiken aller Nationen die Einheit Italiens, wie sie tatsächlich zustande gekommen ist, nicht als rechtmäßigen Titel für die Beraubung des Papstes anerkennen, so verwerfen sie deshalb doch nicht jede politische Einheit Italiens. So lassen sie jene Einheit zu, die von den Päpsten selbst, z. B. von Julius II. (!) angestrebt wurde nämlich die durch gerechte und

*) Daß dies gründliche Sich-Umsehen im ultramontanen System so gut wie garnicht geschieht, weder in parlamentarischen noch in journalistischen Kreisen, ist ein nicht genug zu beklagendes, sträfliches Versäumnis. Wie will man einen solchen Gegner richtig bekämpfen, ohne ihn zu kennen?

Digitized by Google

angemessene Mittel zu erlangende Unabhängigkeit Italiens von fremdländischen Nationen; auch billigen sie die nicht durch Phantasie und Besitzgier, sondern durch historisches Recht und internationale Verträge zustande gekommene Integrität Italiens; sie widersetzen sich auch nicht einer politischen Konföderation Italiens, wie sie von Pius IX. vorgeschlagen worden ist, und die der Geschichte und dem Charakter der Bewohner Italiens entspricht, und besonders die Rechte des Papstes wahrt; endlich verwerfen sie nicht eine durch das Bemühen neutraler Mächte herbeigeführte Neutralität Italiens, die für die italienische Nation und den friedlichen Besitz des Papstes von größtem Nutzen ist" (II, 681 f.). Mit diesen Erläuterungen über den ultramontanen Begriff der „Einheit" Italiens — Laurentius (a. a. O., S. 107) äußert sich in gleichem Sinne wie Wernz — stellt sich die Kundgebung des Katholikentages für die Wiederherstellung des Kirchenstaates als eine internationale Unverschämtheit ersten Ranges dar. Man sage nicht, es sind harmlose Torheiten! Nein, es sind sehr ernstgemeinte Wünsche und Hoffnungen. Die in Köln versammelt gewesenen Katholiken würden es mit Freuden begrüßen, wenn, unter Zertrümmerung Italiens, der Kirchenstaat wiedererstände.

Wie bei solcher Sachlage — und damit berühre ich einen wichtigen Punkt — der Kaiser die Huldigung einer Versammlung, die derartige Beschlüsse gegen die Integrität des Reiches seines „treuen Freundes" faßt und veröffentlicht, „mit Freuden und wärmstem Danke" annehmen kann, übersteigt nicht nur mein, sondern glücklicherweise das Fassungsvermögen sehr vieler. Welche Empfindungen würde es wohl bei uns auslösen, wenn der König von Italien die Huldigung einer italienischen Versammlung mit „Dank und Freude" beantwortete, unter deren Beschlüssen einer die Wiederherstellung von Hessen, Nassau oder Hannover verlangte? Harte Gedanken drängen sich in die Feder; die Ehrfurcht vor dem Könige und Kaiser hilft mir, sie zu unterdrücken. Ausgesprochen muß aber werden, daß unser Kaiser schlecht, sehr schlecht beraten ist.

War der Beschluß über den Kirchenstaat ein Angriff auf einen befreundeten und verbündeten Staat, so waren die Worte des Justizrats Custodis in der Eröffnungsrede bei der ersten „geschlossenen Generalversammlung" eine dreiste, mit offensichtlichem Haß vorgebrachte Beschimpfung fast der gesamten nicht katholischen Bevölkerung Deutschlands. Nach der „Kölnischen Volkszeitung" (24. Aug.) sagte Herr Custodis: „An Vaterlandsliebe lassen wir uns von niemanden übertreffen; am allerwenigsten von denjenigen, die sich mit Vorzug „nationale" Parteien nennen, aber kein Herz haben für das Glück ihrer Volksgenossen, keinen Sinn und kein Verständnis für die heiligsten Rechte ihrer Mitbürger. Die Freiheit führen sie im Munde, die Freiheit fordern sie für Wucher und Ausbeutung, für den schmachvollsten Mißbrauch des Pinsels und der Feder. Aber für unsere Kirche, unsere Orden, soll es keine Freiheit im Vaterland geben. Dieser verächtlichen Heuchelei gegenüber gilt es, die Ehre des deutschen Mannes, die alte deutsche Treue und Ehrlichkeit dem in seinem Fanatismus stets tückischen Gottes- und Kirchenhasser gegenüber zu wahren".

Digitized by Google

Es ist bezeichnend, daß die Versammlung diesen hetzerischen Roheiten „lebhaften Beifall" spendete. Schlimmeres, als hier von allen nicht zum Zentrum gehörigen Deutschen gesagt wird, läßt sich nicht sagen.

Im übrigen kann das Urteil über den Katholikentag kurz sein. Als religiöse Kundgebung war er mit seinem äußern Gepränge, mit seinen Festessen, mit den prunkenden Um- und Aufzügen, mit den sich selbst verherrlichenden Reden ein Zerrbild des Christentums. Man stelle sich Christus in diesem „Milieu" vor, etwa inmitten der zwei purpur- und schleppegeschmückten „Eminenzen" und der in Seide gekleideten, mit Goldkette behangenen Bischöfe. Parteipolitisch waren die Tage am Rhein eine glänzende Heerschau: Die bestdisziplinierte Partei — trotz Sozialdemokratie — hat eine Parade abgehalten, die ihre Macht, ihre Geschlossenheit, ihre Rücksichtslosigkeit wuchtig hervortreten ließen. Aber spreche man im Zusammenhang mit solchen Veranstaltungen nur nicht von Religion, wenigstens nicht von Christentum; nenne man das Ding beim richtigen Namen: politischer Parteitag unter Mißbrauch der Religion.

Ins Kapitel der Parität gehört folgender ergötzliche Erguß der „Germania" vom 21. August: „Die Ernennung des evangelischen Feldpropstes Richter zum Wirkl. Geh. Rat hat dem Reichsboten große Freude bereitet. Das verraten die nachfolgenden Zeilen: „„Jetzt nimmt der Feldpropst Richter nach der Hofrangordnung die 19. Stelle unmittelbar hinter den Generalleutnants ein, und zwar bei den Wirklichen Geheimen Räten mit dem Prädikat „Exzellenz"; an 20. Stelle erscheinen dann die Erz- und Fürstbischöfe unmittelbar vor den inaktiven patentierten Generalleutnants."" Feldpropst Richter geht den Erz- und Fürstbischöfen bei Hofe vor. Das ist des Pudels Kern. Wie nun, wenn die Katholiken der Parität wegen (!) für den katholischen Feldpropst denselben Rang verlangen?" Man beachte: „Germania" und „Reichsbote" sind Vorkämpfer des Christentums! Was für ein „Christentum" ist es doch, das sich darüber aufregt in Schmerz oder in Freude, ob seine Seelsorger vor oder hinter den Generalleutnants bei Hoffesten „rangieren"?! Spotten ihrer selbst und wissen nicht wie!

Ich fühle mich verpflichtet, darauf hinzuweisen, daß die „Kreuzzeitung" mehr und mehr ins katholische Fahrwasser treibt. Ich spreche im Ernst. Jesuitismus, im Sinne von Unwahrhaftigkeit, herrscht in ihr ja schon seit Jahrzehnten; seit mehr als Jahresfrist treten in dem Blatt aber ausgeprägt katholisch-ultramontane Anschauungen in Korrespondenzen und Leitartikeln auf. Einstweilen zwar noch vorsichtig umschleiert, aber für den Kenner unverkennbar. Zu verwundern ist es nicht; denn das Blatt zählt eine Reihe ultramontaner Katholiken zu seinen Mitarbeitern. Und gerade diese Mitarbeiter behandeln sehr häufig gerade interkonfessionelle und kirchenpolitische Fragen. Bei der Stellung der „Kreuzzeitung" innerhalb der konservativen Partei und vor allem innerhalb vieler evangelischer Familien, für die das Blatt leider die fast einzige geistige Nahrung bildet, ist diese Tatsache bedeutsam. Ich wiederhole: es handelt sich nicht etwa bloß um ein politisches Zusammengehen der Kreuzzeitung mit dem Zentrum — das ist ja eine altbekannte Sache —, sondern um eigentlich katholisierende Tendenzen. Den

Digitized by Google

Evangelischen, die das Blatt halten und lesen, sei also ein „Achtung" zugerufen.

Mehr Staub als nötig hat die Vereinigung der National-Sozialen mit der Freisinnigen Vereinigung aufgewirbelt. Auch wenn sie tatsächlich zustande kommt, was nach den Ergebnissen des national-sozialen Parteitages durchaus nicht sicher zu sein scheint, ist die Bedeutung der Vereinigung nicht groß. Und zwar nicht wegen der Kleinheit der Gruppen, um die es sich handelt, sondern deshalb nicht, weil die Vereinigung, nach Natur und Geschichte beider Teile, eine, ich will wenig sagen, nicht natürliche ist, und somit nicht zu einer fest gefügten inneren Einheit führen kann. Der Wille, sich zu verstehen, mag noch so sehr vorhanden sein, das innere Gefühl, die gegenseitige sachliche Sympathie fehlen, und ohne diese beiden Imponderabilien fehlt für das Zusammenwirken die Hauptsache. Naumann hat durch seinen unklaren Optimismus und unrealen Idealismus Fiasko gemacht. Schade, denn er ist trotz alledem eine Kraft, und sein Auftauchen im Reichstag wäre ein Segen gewesen.

Wir stehen vor den preußischen Landtagswahlen. Eine neue, ganz eigenartige Erscheinung bieten die diesjährigen Wahlen: die Beteiligung der Sozialdemokratie. Ich persönlich begrüße die Beteiligung. Sie ist ein Gewinn für den Landtag und ein Gewinn für die Sozialdemokratie. Ein Gewinn für den Landtag, indem in ihm das liberale Element, wenn auch einstweilen auf ultra-radikale Art verstärkt und so ein festerer Damm gegen die in der Prinz Albrechtstraße herrschende Reaktion — Zentrum und Konservative — aufgerichtet wird. Ein Gewinn für die Sozialdemokratie, indem durch ihr Eintreten auch in diese gesetzgeberische Körperschaft ihre Verantwortlichkeit dem Volke gegenüber eine wesentliche Steigerung erfährt. Jede Vermehrung dieser Verantwortlichkeit ist aber für die Sozialdemokratie ein sicher wirkendes Gegengewicht gegen die stürmischen revolutionären, ultraradikalen Tendenzen in ihr. Jede neu hinzukommende gesetzgeberische Pflicht drängt, der Natur der Sache nach, die Sozialdemokratie einen Schritt vorwärts auf der heilsamen Bahn der „Mauserung", oder um ein beliebteres Wort zu gebrauchen, der Evolution; führt sie einen bedeutenden Schritt näher zu den liberal-bürgerlichen Parteien. Mit Rücksicht auf diesen doppelten Gewinn erhoffe ich aus den Landtagswahlen sozialdemokratische Volksvertreter für das Preußische Abgeordnetenhaus. Und wenn der König von Preußen etwa die Herren Heine, Auer und Bernstein zu gleicher Zeit ins Herrenhaus beriefe, so wäre das ein Meisterstreich innerpolitischer Staatskunst.

Wichtig sind die Landtagswahlen auch noch in anderer Beziehung. Der Kampf um die Schule steht vor der Türe. Der blau-weiße Präsident des Katholikentages, Dr. von Orterer, hat es in Köln verraten. Wie sich Zentrum und Konservative die Volksschule wünschen, wissen wir aus den Tagen des Zedlitzschen Schulgesetzentwurfes. Ein reaktionäres Schulgesetz würde das Volkswohl in seinem Lebensnerv treffen. Wenn irgendwo, so heißt es in dieser Frage: Anspannung der antireaktionären Kräfte bis aufs äußerste. Die Sache ist von so grundlegender, und, wenn sie reaktionär ausfällt, von so grundstürzender Bedeutung, daß ich in

Digitized by Google

einem der nächsten Hefte das ultramontane Schulprogramm d. h. die ultramontanen Ansprüche auf die Schule eingehend darlegen werde.

Über die blutigen Vorgänge im Südosten Europas läßt sich mit Sicherheit kaum etwas sagen. Die Möglichkeit, daß die mazedonischen Wirren schwere Gefahren für ganz Europa und darüber hinaus in sich bergen, steht fest. Ebenso fest steht aber auch, daß vom Standpunkte der Kultur und Gesittung den Greueln da unten Einhalt geboten werden muß. Wollen unsere Großmächte wirklich Kulturträger sein, wie sie sich brüsten, es zu sein, so müssen sie, unter Zurückstellung politischer Eifersüchteleien, sich vereinigen. Dann würde in Kürze zum mindesten Besserung eintreten. Bosnien und die Herzogewina, die unter österreichischer Verwaltung stehen, sind dafür Beweis. Die türkische Mißwirtschaft, genannt Regierung — wohlgemerkt, nicht das vielfach sehr gesunde türkische Volk — ist der Pestherd, von dem aus Südost-Europa verseucht wird. Wo ist aber die Uneigennützigkeit Österreichs, Rußlands, Englands, die die Desinfektion dieses Herdes gemeinsam in Angriff nähme?

Wieder ist mit allem Nachdruck auf das bei jedem Vierteljahrswechsel eintretende unnationale Gebahren hinzuweisen, das sich in der ultramontanen Presse, besonders „Kölnische Volkszeitung" und „Germania", durch Anzeigen ausländischer religiöser Erziehungsanstalten breit macht. Kenner der Verhältnisse versichern daß auf diese Anzeigen hin jährlich mindestens 3—4000 katholische Kinder über die deutsche Grenze geführt und in belgische, holländische und französische Klöster zur Erziehung und zum Unterricht gebracht werden. Es ist das ein schwerer Übelstand mit sehr verderblichen Folgen, denn die Erziehung in diesen Anstalten ist meist antideutsch und der Unterricht erbärmlich. Hier sollte die deutsche Presse einmal energisch ihres Amtes walten. Leider geht sie an dieser schlimmen Tatsache so gut wie achtlos vorüber. Über Juden und Ritualmord werden jahraus jahrein spaltenlange „national" entrüstete Artikel geschrieben. Hier, wo es sich um wirklich nationale Güter und um schwere Gefahren für das deutsche Volkstum handelt, versagt die „nationale" Entrüstung.

Der Delegiertentag des Verbandes der nationalliberalen Jugendvereine in Mannheim scheint den Erwartungen, die man glaubte auf ihn setzen zu können, leider nicht entsprochen zu haben; und die ultramontanen Blätter mögen wohl Recht haben, die da behaupten, die „Jungen" seien dort von den „Alten" „gedeckelt" worden. Ich spreche nochmals meine Ansicht aus: Wollen die nationalliberalen Jugendvereine das zur Reife und zur segensreichen Frucht bringen, was, wie ich aus eigener Kenntnis weiß, in vielen ihrer Zentren vorhanden ist: Die zielbewußte, rücksichtslose Kampfesfreudigkeit gegen die Reaktion, besonders gegen den Ultramontanismus, so müssen sie die Führung in der nationalliberalen Partei übernehmen und es möglicherweise auf einen Bruch mit den „Alten" ankommen lassen. In Mannheim haben die „Alten" gesiegt. Bleibt es bei diesem Siege, so ist der erste Spatenstich zum Grabe der „Jugend" getan. Die „Alten" sind unfähig, der Reaktion, dem Ultramontanismus Entscheidungsschlachten zu liefern. Ihnen fehlt das Nötigste dazu: Kenntnis des Gegners, konsequente

Digitized by Google

— nicht verletzende — Rücksichtslosigkeit und wirklich liberale Grundsatztreue. Die „Alten" sind dem Zentrum gegenüber eine geschlagene Truppe, schon ehe sie in den Kampf ziehen. Die „Alten" kranken — und dadurch haben sie die nationalliberale Partei in Deutschland schon seit langem bei klar und zielbewußt denkenden Leuten um Kredit gebracht und sie von Wahl zu Wahl zu immer neuen Niederlagen geführt — an einer schwächlichen und schädlichen Kompromißsucht — es gibt auch kluge, nützliche Kompromisse, — die mächtigen Gegnern wie dem Zentrum und den Konservativen gegenüber stets zum Verderben der das Kompromiß suchenden Partei ausschlägt, sie aus einer kompromittierenden zu einer kompromittierten macht. Und deshalb nochmals: Ihr „Jungen" bleibt selbständig, geht euren eigenen Weg, sonst habt ihr und hat der Liberalismus keine Zukunft! Was ich hier über die „Alt"-Nationalliberalen sage, bezieht sich fast ausschließlich auf die nationalliberale Fraktion des Reichstags, wo ihre Stellung und ihr Verhalten unvergleichlich schwächlicher sind, als im Preußischen Landtag; auch bezieht es sich selbstverständlich nicht auf alle „Alten".

12. IX. 1903.

Graf von Hoensbroech.

Bücherbesprechungen.

Jean Réville, Prof. Dr., Religiöse Reden. Autorisierte Übersetzung. Berlin (C. A Schwetschke und Sohn) 1902. 285 S. Preis kart. 4 Mk.

Zwölf Reden über Religion sind in diesem Buche enthalten. Wir dürfen sagen: über die christliche Religion, wiewohl der Verfasser das Schlagwort nicht verschmäht, daß „die allgemeine menschliche Religion" sich als eine Art gemeinsamer Grundlage von allen Religionen abhebe, denn diese gilt ihm als „ein echter Katholizismus, der, seinem grandiosen Ideal treuer bleibend als sein römischer Namensvetter, in einer gewaltigen Gemeinschaft alle religiösen Seelen der Vergangenheit und Gegenwart umschließt". Das Wort von der allgemein-menschlichen Religion ist also von Réville nicht so gemeint, als sei die Herausschälung des Allgemeinen aus allen Religionen eine Aufgabe, die uns das Wesen der Religion erst zeige. Viel mehr stellt sich der Redner durchaus auf den Boden des Evangeliums, in dem allein die Religion in ihrer Fülle vorliege. Und um das äußerlich anzuzeigen, sendet er jeder Rede ein Schriftwort vorauf, das den Leitgedanken enthält. Die zwölf Themata, die je doppelt formuliert sind, lauten: 1. Die christliche Methode

Digitized by Google

(Reform, nicht Revolution). 2. Die Unzerstörbarkeit der Religion (Der Mensch kehrt immer zu Gott zurück). 3. Wie die moderne Predigt des Evangeliums beschaffen sein muß (Die Rückkehr zur Einfachheit des Evangeliums). 4. Das Christusbild, das alles überdauert, die Christusbilder, die Vergehen (Zu Christus kommen heißt zum Evangelium kommen). 5. Die Grundbedingungen des sittlichen Fortschritts (Die Empfindung des menschlichen Elends). 6. Die allgemeine Offenbarung (Gott suchen). 7. Glauben und Wissenschaft (Der Glaube des Evangeliums ist kein Wissen, sondern ein Akt des Vertrauens). 8. Der geistige Charakter des christlichen Glaubens (Der Glaube an das Unsichtbare ist die Quelle der sittlichen Begeisterung). 9. Das Opfer, das Zentrum und der Herd der Religion (Die Religion des Kreuzes). 10. Das christliche Leben (Die heitere Ruhe einer frommen Seele). 11. Die Einheit der Christenheit (Die brüderliche Gemeinschaft aller Christen, die dem Geist des Evangeliums entspricht, ist weder eine kirchliche, noch eine dogmatische, sondern eine sittliche Gemeinschaft). 12. Das ewige Leben (Das Evangelium erklärt das Geheimnis der Zukunft nicht; der christliche Glaube gibt die moralische Gewißheit des ewigen Lebens). — Réville, Professor an der École pratique des Hautes Études in Paris, der diese Reden unter dem ursprünglichen Titel „Paroles d'un Libre - Croyant" erscheinen ließ, rechnet sich zu denen, die das Christentum modernisieren wollen. Als Aufgabe der Moderne stellt er auf, „das Göttliche im traditionellen Christentum los zu lösen von den kirchlichen Spekulationen und Formen der Vergangenheit, die dem gegenwärtigen Stande unserer Kenntnis und den Bedürfnissen der modernen Seele nicht mehr entsprechen." Er will dafür arbeiten, „den christlichen Glauben frei zu machen von der Buchknechtschaft, von dem Buchstabenjoch, von dem toten Gewicht alexandrinischer oder byzantinischer Spekulationen, die die Wirksamkeit des Evangeliums unter den Gebildeten unserer Tage lähmen." Réville stellt sich in die Reihe derer, die der Metaphysik nicht nur im Glaubensleben, sondern auch in der Theologie kein Recht zugestehen. In den Abschnitten, die speziell vom Unwert der Metaphysik handeln, berührt sich die Ausführung vielfach mit Schleiermachers Reden über Religion, wie denn überhaupt die Tendenz des Franzosen mit derjenigen von Schleiermachers Reden im wesentlichen sich deckt, mit letzterem gemeinsam hat er auch den unzweideutigen, phraselosen Ausdruck, vor ihm voraus die leichte und elegante Diktion.

Steglitz bei Berlin. Karl Beth.

Michelangelo und das Ende der Renaissance von H. Thode. Groteske Verlagsbuchhandlung. I. Bd. Das Genie und die Welt.

Die deutsche Kunstästhetik besitzt in Henri Thode eine eigenartige Persönlichkeit, welche nicht allein vom fachwissenschaftlichen, sondern überhaupt vom literarischen Standpunkt aus beachtet und betrachtet sein will. Von dem „Ring des Frangipanes", der phantastischen Jugendarbeit, bis zu dem reifen, monumentalen „Michelangelo" zeigt sich stets das gleiche Streben nach Charakterisierung und Beseelung der durch die trockne Wissenschaft überlieferten Gestalten und Ereignisse. Leben weckend greift der Verfasser in den Staub der Jahrhunderte. Die Kunstgeschichte ist ihm nichts anderes als ein Stück der Tragödie des Menschen. Der Dichter kämpft in ihm wider den Gelehrten um das Vorrecht der Schilderung.

Digitized by Google

Michelangelo .... In einsamer, herrlicher Größe, die nur noch von der Größe der Liebe, mit welcher sie dargestellt ist, übertroffen wird, wächst die Gestalt vor uns empor, gewinnt Leben. Aber nun ist es nicht bloß Michelangelo; ein anderer, mächtigerer Konflikt als jene zahllosen kleinen, welche des Künstlers Leben verbitterten, baut sich auf. Die Larve fällt. Hinter dem Meister der Mediceergräber erscheint das Genie im Kampf mit der Welt, der ringende Künstlergeist streitend gegen Niedrigkeit und Unverstand und nicht genug des Kampfes, streitend wider sich selbst. Darin liegt der Gipfelpunkt der Tragödie und in der Art, wie der Verfasser auf dem Wege erschöpfendster Gemütsanalyse dahin gelangt, ein künstlerischer Sieg. Es ist mir hier leider raummangels versagt, auf den wertvollen, wissenschaftlichen Teil, welcher eine wichtige Ergänzung der Michelangeloliteratur bilden wird näher einzugehen. Die ganze Bedeutung des Werkes wird man erst ermessen können, wenn der II. und III. Band, welcher im nächsten, resp. übernächsten Jahre folgen soll, erschienen ist. Schon das im ersten Bande gebrachte Material mit dem sehr ausführlichen Annalenanhang erweist sich als ein äußerst umfangreiches. Ein besonderes Verdienst gebührt dem Verfasser auch für die feinsinnige Übertragung der Gedichte Michelangelos.

M. Escherich.

Elektrische Fernschnellbahnen. Eine kritische Skizze von Dr. Max Roloff. Verlag von Gebauer-Schwetschke, Halle a. S.

Der Verfasser leitet seine Skizze ein mit den Worten:

„In unserem Zeitalter des Verkehrs macht sich immer dringender das Bedürfnis geltend, die Schnelligkeit und womöglich auch die Häufigkeit der Zugverbindungen wenigstens zwischen den Hauptstationen der großen Eisenbahnlinien zu steigern."

Diesem Bedürfnis entspringt auch das lebhafte Interesse, welches selbst das große Publikum den Bestrebungen auf Verbesserung des Eisenbahnverkehrs entgegenbringt. Da die Skizze es unternimmt, auf zuverlässiges Zahlenmaterial gestützt, alle Verhältnisse, welche die Steigerung der Zuggeschwindigkeit und die Anwendung des elektrischen und des Dampfbetriebes beeinflussen, auch dem Laien verständlich klarzulegen, so wird dieselbe bei dem Publikum gewiß ein sehr reges Interesse erwecken. Jeder, der sich ein eigenes Urteil darüber bilden will, welche bedeutenden Schwierigkeiten einer wesentlichen Steigerung der Fahrgeschwindigkeit entgegenstehen, welche Umstände die letztere beeinflussen, und was demnach für die nächste Zukunft in dieser Beziehung zu erwarten ist, dem kann die kleine Schrift nur angelegentlichst empfohlen werden. Dieselbe führt die gegenwärtigen Leistungen der Dampfbahnen mit Durchschnittsgeschwindigkeiten bis zu 80 km in der Stunde auf und weist dann nach, daß wir uns trotz höherer Einzelleistungen nach wie vor mit Zuggeschwindigkeiten von 70—90 km in der Stunde bei Dampflokomotiven werden begnügen müssen, und daß auch vorläufig keinerlei Aussicht sei, Dampfmaschinen zu konstruieren, die erheblich größeren Ansprüchen genügen. In dem der Schrift beigefügten Nachtrage sind dann die neueren Versuche mit Dampflokomotiven neuester Konstruktion aufgeführt — Dreizylindermaschinen mit dreifacher Expansion, Masutfeuerung und Heizdampfmaschinen, welche Durchschnittsgeschwindigkeiten von 120 km die Stunde liefern. Wie auf allen technischen Gebieten, so hat auch hier die

Digitized by Google

bedrohliche Konkurrenz des Neuen — der elektrischen Eisenbahnen — auf den zum Absterben bestimmten Gebiete achtungswerte Erfolge erzielt, welche dem reisenden Publikum zugute kommen werden, aber an dem schließlichen Siege der elektrischen Fernbahnen nichts ändern können, sondern nur dazu dienen, diesen solange hinaus zu schieben, bis die Versuche mit elektrischen Fernbahnen den höchsten Anforderungen genügen. Die Skizze weist auch nach, daß durch elektrische Kraftübertragung Geschwindigkeiten bis zu 250 km in der Stunde erreichbar sind. Sehr interessant und lehrreich ist der Vergleich über die Vorzüge und Nachteile der elektrischen und der Dampfkraft und über die Kosten beider Betriebsmittel. Der elektrische Betrieb spart, ganz abgesehen von etwaiger Benutzung der Wasserkraft, etwa 20% an Kohlen, was einer jährlichen Ersparnis von 9 Millionen Mark für das Deutsche Reich gleichkommt. Das Anlagekapital wird aber um 88 000 Mark für den Betriebskilometer verteuert, wodurch eine Erhöhung der Fahr- und Frachtpreise von 10% notwendig werden würde. Deshalb ist der Verfasser der Ansicht, daß an eine baldige Einführung des elektrischen Fernschnellbahnbetriebes auf sämtlichen Bahnen nicht zu denken ist, und deshalb vor allzu sanguinischen Projekten, die Dampftraktion sogleich durchweg zu verdrängen, gewarnt werden muß. Eine allmähliche Umwandlung muß und wird aber kommen, denn das zeitige Verkehrsbedürfnis und die öffentliche Meinung drängen mehr und mehr darauf hin, daß wenigstens beim Personenfernverkehr die Fahrzeit erheblich abgekürzt und die Rauch- und Rußplage beseitigt wird. Wenn die Reisenden in Zukunft in 3 Stunden von Berlin nach Frankfurt a. M. gelangen können, statt in 9 und 10 Stunden, wie jetzt, so spielt demgegenüber die Preiserhöhung von 10% d. h. 5 Mark für die Rückfahrtkarte II. Klasse gar keine Rolle, umsoweniger, als durch die Kürze der Fahrzeit manche andere Ausgabe, wie Schlafwagenkarte, Verpflegung im Speisewagen und dergl. mehr fortfallen. Die Kürze und Annehmlichkeit der Reise und die häufigere Fahrgelegenheit werden eine ungeahnte Verkehrssteigerung zur Folge haben und dadurch die Mehrkosten decken, wie solche bisher noch jede Verkehrsverbesserung bezw. Erleichterung herbeigeführt hat.

Wer sich nun über den zeitigen Stand der Versuche mit elektrischen Fernbahnen und mit Schwebebahnen nach System Langen unterrichten will, findet eine sehr eingehende und sachgemäße Belehrung in den letzten Kapiteln der Skizze.

Soziale Frauenpflichten.*)

„Es genügt nicht, auf bessere soziale Zustände zu hoffen; sondern wir sollten versuchen, sie zu schaffen, eine bessere Gesellschaftsordnung in uns und durch uns zu beginnen.“ Ein ernster, warm fühlender und klar denkender Mensch spricht in den Vorträgen, die Alice Salomon mit diesen Geleitworten der Öffentlichkeit übergibt. Sie zeigt jenen, die sicher im Besitze wohnen, umfriedet von Behagen und Sorgenfreiheit, die sozialen Pflichten, die ihrer warten, und sie zeigt ihnen den Weg, auf dem sie ihnen gerecht werden können wie andererseits die Widerstände, auf die sie sich gefaßt machen müssen.

*) Vorträge von Alice Salomon. Berlin 1902. Otto Liebmann.

Digitized by Google

Sie versteht unter der sozialen Hilfsarbeit, zu der sie die Frauen aufruft, „alle Bestrebungen, die gesellschaftlichen Mißständen abhelfen sollen, die auf Förderung eines gesunden Volkslebens in körperlicher und geistiger Beziehung abzielen, in Kürze: die Umsetzung des erweiterten Mutterschaftsgedankens, die Übertragung der Mutterliebe, des hilfreichen, warmherzigen Wirkens vom Haus auf die Gemeinde, auf die Welt." Viel Arbeit und eine gründlichere Vorbildung, als sie vielfach die hier amtierenden Männer besitzen, wird notwendig sein, um allmählich die Frau als gleichberechtigtes Glied in den Dienst der öffentlichen Wohlfahrtspflege einzureihen und ihr allgemein die Anerkennung zu erringen, die auf dem preußischen Städtetag im Jahre 1901 ein Referent in die Worte faßte, „daß in der Mitwirkung der Frau in der öffentlichen Armenpflege ein ungehobener Schatz liege, dessen man sich nicht rasch und entschieden genug im allseitigen Interesse bemächtigen könne."

In den Vorträgen über Kinder- und Arbeiterinnenschutz wird ein reiches Material in knapper und trotzdem eingehender Weise behandelt. Im letzten Vortrag endlich tut die Verfasserin in einer ebenso neuen wie glücklichen Weise dar, wie groß die Macht ist, die die Frau als Konsumentin, als Käuferin besitzt. Sie leitet daraus die sittliche Verpflichtung her, diese Macht im Interesse der Angestellten und Arbeiter auszunützen. Am englischen und amerikanischen Beispiel wird nachgewiesen, wie groß der Einfluß ist, den die Käuferin auf die Arbeitsbedingungen auszuüben vermag. Auch hat sie es in der Hand, durch Barzahlung die Existenzmöglichkeit breiter Schichten zu verbessern. (Ergänzend möchte ich hier noch auf eine weitere Machtvollkommenheit der Käuferinnen hinweisen. Bei einigem guten Willen könnten sie die Saisonarbeit mit all ihren Schäden und Unzuträglichkeiten wesentlich einschränken, wenn nicht aufheben. Alle diese Damen brauchten nur ihre Bestellungen auf Kleider, Hüte ꝛc. 2 bis 3 Monate vor der eigentlichen sogenannten Saison aufzugeben; sie brauchten sich ferner nur der kleinen Unbequemlichkeit zu unterziehen, den großen Hausputz, Weißbinder-, Schreiner-, Tapezierarbeiten zu einer früheren als der gewohnheitsmäßigen Frühjahrszeit vornehmen zu lassen: und Tausende von Arbeitern und Arbeiterinnen wären davor bewahrt, zwischen drückender Arbeitslosigkeit und fieberhafter Arbeitshetze aufgerieben zu werden. Anm. d. Ref.)

Eine wackere Propagandaschrift hat uns Alice Salomon in ihren Vorträgen beschert, denen ihre leichtfaßliche Form helfen wird, nach der Absicht der Verfasserin gerade da „werbende Kraft zu entfalten, wo die wissenschaftliche Literatur zur Frauenfrage und Frauenbewegung nicht hindringt oder nicht gelesen wird."

Henr. Fürth.

Verantwortlicher Redakteur: Graf Paul von Hoensbroech, Groß-Lichterfelde.
Verantwortlich für die Anzeigen: Alexander Schmidt, Berlin.
Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn, Berlin W., Schöneberger Ufer 43.
Druck von A. W. Hayn's Erben, Berlin und Potsdam.

Digitized by Google

Martin Luther, ein deutsch-evangelischer Mann.

Zum 10. November.

Von J. Heyn.

Am 31. Oktober sind es 386 Jahre, daß der Wittenberger Mönch und Professor 95 Sätze an die Tür der Schloßkirche nagelte. Was war das Sonderliches? Das war die gewöhnliche Form, zu öffentlichen Disputationen einzuladen. Aber die Hammerschläge, die damals von wenigen gehört, durch die Abendstille klangen, wurden über Nacht zu Donnerschlägen. Sie fuhren über die Alpen und schlugen an das Tor der römischen Zwingburg, und bald ward, der darin saß, inne, daß sie mehr seien als vom Winde zu ihm herübergetragene Laute eines „unnützen Mönchsgepaukes", die Grundfesten seiner Burg fingen unter den Donnerschlägen an zu wanken. Sie fuhren aber auch durch die deutschen Lande, und von Berg und Tal antwortete ihnen alsbald jauchzender Widerhall. Jeder einzelne nahm in dem angefachten Streite Partei. Immer mächtiger hob sich die Gestalt des wunderbaren Mannes vor den Augen seines Volkes. Verbannt, verfolgt, verflucht von Papst und Kaiser, wird der Mönch der gefeiertste Held seiner Zeit.

Das ist er geblieben. Worin hat das seinen Grund? Wie ist es zu erklären, daß Martin Luther die Herzen seines Volkes wie im Sturmlauf sich eroberte? Sehe ich recht, so liegt die Erklärung in zwei Tatsachen. Die eine ist diese. Es war damals eine mächtig bewegte Zeit. Ein ganzes großes Volk suchte angstvoll seinen Gott, den die Priester ihm nicht zeigten, mit dem sie schreckten, statt zu trösten und zu stählen. Was das Volk suchte, bot ihm Luthers Wort. Das war ihm je länger desto mehr süßes Evangelium, Frohbotschaft von eines Vaters freier Erbarmung, das empfanden die Menschen des 16. wie einst die Christen des ersten Jahrhunderts als eine Kraft Gottes, selig zu machen. Um des

Digitized by Google

Evangeliums willen jauchzte das Volk Luther zu als seinem Befreier. Und dies ist das andere. Aus dem Herzen Deutschlands geboren, wußte dieser Bauer- und Bergmannssohn das Herz deutscher Männer und Frauen zu ergreifen, wie niemand vor ihm. Wenn er seinen Mund auftat, durchzuckte es wie ein elektrischer Strom die Herzen der Hörer. Daß Luther beides war, ein deutscher Mann und ein evangelischer Mann, das ließ ihm die Herzen seiner Zeitgenossen zufliegen.

Durch das deutsche Wesen geht ein Zug tiefen Ernstes. Das zeigt sich nirgends deutlicher als in der alten deutschen Göttersage: wie das Volk, so seine Götter. Derselbe heilige Ernst erfüllt das Christentum. Wer den Willen Gottes tut, der bleibt in Ewigkeit, aber die Welt vergeht mit ihrer Lust. Die Sünde bedarf der Sühne, der Sünder der Vergebung.

Und nun, was für eine ernste Gestalt ist die des deutschen Reformators! Laßt römischen Haß immerhin lügen: eine ungezügelte Leidenschaft habe den Mönch zum Bruch mit der heiligen Mutter Kirche getrieben — wir wissen: aus den Tiefen eines erwachten Gewissens, das seines Gottes habhaft werden möchte und doch nicht habhaft werden kann, ist der Gedanke der Reformation geboren. Und wenn Luther hinterher den Kampf wider die Papstkirche aufnimmt, dann ist er getrieben durch das herzliche Erbarmen mit den gequälten Gewissen seiner Brüder, deren Jammer, der gleiche, wie einst der seine, ihn angefaßt hatte. Und wenn er auf jenem Reichstage bekennt: Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir! so ist es das allmächtige Gebot seines in Gottes Wort gebundenen Gewissens, dem er in Demut gehorchen muß, ob er auch Freiheit und Leben darum verliere. Und wenn der kühne Mann in dem ganzen Verlaufe seines Lebens von erschütternden Anfechtungen heimgesucht wird, die er samt und sonders auf den Teufel zurückführt, dann ist es immer wieder eine Frage, die sich mit Zentnerlast auf seine Seele legte: Bist du, der einzelne Mann, der sich auflehnt gegen eine tausendjährige heilige Gemeinschaft, bist du in Wahrheit auf dem rechten Wege? Kannst du es verantworten, Tausende und Abertausende an ihrem Glauben irre zu machen?

Dennoch, so ernst der Mann ist, etwas Finsteres ist an ihm nicht zu finden. Ein Zelot ist Luther nicht gewesen. Auch die hochgehenden Wogen seines empörten Innenlebens glätten sich ihm immer wieder. Der soeben mit Gott und Menschen ringende, eifernde Mann kann nach wenigen Augenblicken in fröhlicher, sieges-

Digitized by Google

gewisser Heiterkeit übermütigst scherzen. Echt deutsche Eigenart! Und auch christliche. Das ist ja die Großtat des Evangeliums: es macht im innersten Herzensgrunde, dort, wo die Triebfedern des Willens liegen, der errettenden, befreienden Gottesliebe gewiß. Ein fröhlicherer Christenmensch ist selten gewesen als Martin Luther. Als er den Gang in den Wormser Reichstag hinter sich hatte, einen Gang nach dem bekannten Wort Georg Frundsbergs so ernst, wie ihn kein Ritter und kein Landsknecht ernster gegangen, da reckte er fröhlich seine Arme gen Himmel und rief: ich bin durch, ich bin durch!

Die schärfsten Schwerthiebe, die der streitfrohe Mann den gegnerischen Fürsten und Theologen versetzt, werden genau wie die Hiebe der alten deutschen Recken mit urwüchsigem Humor begleitet. Bei Tisch, in Gesellschaft führt Luther gewöhnlich das Wort. Manch launige Bemerkung kam da von seinen Lippen, Tischwürzen nannten die Freunde seine Tischreden. Auch manch derbes Wort hat Luther in ihnen geredet, Worte, die unserm feiner fühlenden Geschlecht befremdlich, auch wohl anstößig erscheinen. Aber den Mann deswegen sittlich verdächtigen oder gar verdammen kann nur griesgrämiges Philistertum, das den Unterschied der Zeiten nicht bedenkt, oder ultramontane Geschichtsforschung, deren traurige Vorliebe seit Jahrzehnten es ist, das Bild aller großen protestantischen Männer in den Staub zu ziehen.

Eine wahrhaft erfrischende Heiterkeit spricht auch aus dem Verhältnis Luthers zu seiner Ehefrau. Daß er gern von ihr als von dem Herrn Käte oder von seinem lieben Herrn spricht, geschah vielleicht nicht ganz ohne Grund. Einst erklärte er, wenn er noch einmal zu freien hätte, würde er sich ein gehorsames Weib aus Stein hauen, weil er an der Weiber Gehorsam verzweifelt wäre. Ähnlich äußert er sich über die Beredsamkeit seiner lieben Käte, der er nicht gewachsen wäre. Auch auf der Kanzel verläßt unsern Luther der Humor nicht. In einer Auferstehungspredigt läßt er sich den Einwurf machen, es sei mit der Auferstehung nichts, aber nur, um mit überlegenem Lächeln dem „lieben Hans Pfriem“ an dem Gleichnis von dem die harte Schale sprengenden und fröhlich wachsenden Kirschkern zu zeigen, „wie aus dem Tod das Leben dringet“.

Genug. Ernst und Heiterkeit, das ist ein Geschwisterpaar der ebenso deutschen wie christlichen Eigenschaften, die Martin Luther in sich auf das schönste vereinigt.

Ein anderes ist Freiheitsliebe und Treue.

Digitized by Google

Auch das Evangelium ist die Botschaft von der Freiheit. So ihr bleiben werdet in meiner Rede, sagt Jesus, so seid ihr meine rechten Jünger und werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen — frei von Wahn und Sünde. Und der Apostel, der die Gedanken Jesu am tiefsten erfaßt und mit sicherster Hand weitergeführt, Paulus, mahnt: So bestehet nun in der Freiheit, für die uns Christus befreit hat, und laßt euch nicht wieder unter das knechtische Joch fangen, unter das Joch der Menschensatzungen. Endlich das leuchtende Ziel, das den ringenden Menschengemeinden am Ende ihrer Tage winkt, ist nach desselben Apostels Wort die herrliche Freiheit der Kinder Gottes, in der aller Tod in Leben, alles Stückwerk und Nichtkönnen in sittliche Vollkommenheit verschlungen sein wird.

Diesen Freiheitsdrang, der der deutschen wie der christlichen Art innewohnt, hat Luther mit einer ganz außerordentlichen Macht empfunden. Als unerträgliche Schmach sah er es an, daß mehr und mehr römische Priester mit ihren geistlichen Gerichten die weltlichen Händel der Deutschen schlichteten, daß das deutsche Geld in den grundlosen Beutel der Päpste und Bischöfe floß. Als deutscher Mann will Martin Luther die Fesseln zerbrochen wissen, mit denen Rom sein Volk gebunden hielt, und es sind Worte voll geradezu prophetischen Zornes, die er gegen diese Tyrannei in die deutschen Lande hinausgerufen.

Was Luther auf staatlichem Gebiete gewollt, hat er auf kirchlichem Gebiete erreicht. Die von aller Angst und allem Schuldgefühl freimachende Kraft des Glaubens, die er selbst in der Klosterzelle zuerst erfahren, als er es fassen und betätigen gelernt: ich glaube an die Vergebung der Sünden — sie hat er bis zum letzten Atemzug seinem Volk gepredigt. In eine freie, persönliche Stellung zu seinem Gott soll der Mensch hinein, und zwar dadurch, daß er persönlich die Gnade ergreift, die ihm in Christus entgegentritt. Das ist das allgemeine Priestertum, dem Luther das Wort geredet. Alles, was den freien Zugang zu dieser Gottesgnade hemmt oder verdunkelt, die Messe, der Ablaß, das Fasten und Wallfahren, die Mittlerschaft der Priester, alles wird mit kühner Hand niedergerissen. In der Macht dieses den Menschen seines Gottes gewiß machenden Glaubens ist der Christenmensch ein freier Herr aller Dinge und niemandem untertan, ist er ein freier Herr auch des Sabbats, auch des göttlichen Wortes; denn alles, was Christum nicht treibet, was sein Leben uns nicht vermittelt, das ist nicht apostolisch, und wenn es gleich Paulus und

Digitized by Google

Petrus gesagt hätten. Und ob auch dem forschenden, sichtenden Menschengeiste einmal ein Beweis des Apostels Paulus als „zu schwach zum Stich“ oder eine Epistel als „strohern“ oder eine Offenbarung trotz eigener stärkster Versicherung nicht „als vom heiligen Geist gestellet“ erscheinen sollte: das ist die Freiheit eines Christenmenschen, daß er sich keinerlei Buchstaben als Gewissensjoch aufzwingen zu lassen braucht. Nur — daß mit der Freiheit die Treue sich verbinde!

Die deutsche Treue hat von altersher einen guten Klang. Der Handschlag, den unsere Väter tauschten, war ihnen heiliger als manchem Kinde des heutigen Geschlechts sein Eidschwur. Der König für die Mannen und die Mannen für den König, der Kaiser für das Volk und das Volk für seinen Kaiser, Person für Person, Blut für Blut, das ist deutsche Treue.

Es ist auch Christentreue. Wie sagt Jesus? Niemand hat größere Liebe denn die, daß er sein Leben läßt für seine Freunde. Und ergriffen von seiner Treue bis an den Tod, singen die Jünger der Christengemeinde einander zu: Heilige den heiligen Brand, deines Geist's Verlangen, dem, dies Blut an dich gewandt, treulich anzuhangen.

Deutsche Treue, Christentreue, wie ist sie in Luther vereinigt, verkörpert! Um seines Volkes willen hat er die Arbeit auf sich genommen, die fast zu schwer für eines Mannes Kraft ist, den Kampf gegen die Macht des Priesters, und er hat in diesem Kampf ausgehalten, ob manchmal auch die Welt voll Teufel war. Wenn irgend einer, dann hat Martin Luther den Wahn zu schanden gemacht: Christentum und Vaterlandsliebe vertrügen sich nicht. Wiederum ist die Treue, die er seinem Volke gehalten, nur Beweis und Ausfluß seiner Treue gegen den Herrgott, der ihn auf die Wahlstatt gerufen: „Und wenn mir mein Gott alle meine Glieder zerbräche, ich wollte dennoch nicht von ihm lassen.“ Luther ist dem Papste treu geblieben, solange er der Meinung war, damit Gott zu dienen. Als ihm aber die Erkenntnis kam, die Treue gegen den Papst sei Untreue gegen den Herrn Christus, da hat er starken Geistes dem Papst die Treue gebrochen und ist in des höheren Herrn Pflicht getreten. Und so frei Luther im einzelnen an der heiligen Schrift Kritik geübt hat, an ihr als Ganzem hat niemand treuer gehangen als er. Sie war seine Waffe gegen die ganze widrige Welt, sie sein Schild gegen die feurigen Pfeile des Teufels. Auf das Evangelium, auf Gottes Gnadenverheißungen kann er trotzen, Gott und Menschen gegenüber. Dafür ein Be-

Digitized by Google

weis, der zugleich zeigt, wie treu Luther auch zu seinen Freunden hielt. Melanchthon war schwer erkrankt, die Augen wie gebrochen, das Gehör vergangen, die Sprache entfallen. Behüt Gott, wie hat mir der Teufel dies Organon geschändet! rief Luther aus, als er den Kranken gesehen. Aber dann fing er an zu beten, ein Gebet, von dem er selbst das verwegene Wort gebraucht: Da mußte mir unser Herrgott herhalten, denn ich warf ihm den Sack vor die Tür mit allen den Verheißungen und Gebetserhörungen, die ich in der heiligen Schrift zu erzählen wußte, daß er mich mußte erhören, so ich anders seinen Verheißungen trauen sollte! Dann fing er an, den Melanchthon, der unter dem stürmischen Flehen des Freundes wieder zu sich selbst gekommen war, zu trösten: Sei gutes Muts, Philippo, du wirst nicht sterben! Halt' mich nicht auf, bat der, ich bin jetzt auf einer guten Fahrt. Mit nichten, antwortete Doktor Martinus, du mußt deinem Herrn noch weiter dienen!

Mit Freiheit und Treue ist der Kampf unzertrennlich verbunden. Ob der freie Mann das Recht seiner eigenen Persönlichkeit wahrt oder ob er in Treuen für andere sich hingibt, in beiden Fällen erhebt sich der Kampf. Kampf ist das Leben der alten Deutschen.

Kampf ist auch das Christentum. Wie die drei obersten Götter der alten Deutschen, Wodan, Donar, Tyr, Kampfesgötter sind, so ist Jesus der Held, dem auch der Teufel aus dem Wege biegt, weil er sich vor ihm fürchtet. Und das sind seine rechten Jünger, die den Kampf gegen sich selbst und für Wahrheit und Recht nicht scheuen. Luther hielt lange Frieden. Er empfindet eine starke Scheu, dem Papste den Fehdehandschuh hinzuwerfen. Er traut: der heilige Vater wisse ja nicht, wie es die niederen Priester und Mönche und Nonnen trieben, wenn er es erführe, dann würde er der erste sein, der eine gründliche Reformation beföhle. Als Luther aber dann gesehen, daß er sich geirrt, da trat an Stelle der Geduld der lodernde Zorn, in dem einst die Propheten Israels wider die falschen Priester und die gottlosen Könige ihres Volkes geeifert. Nun geht er schonungslos an gegen den Teufel, der im Papste inkarniert sei, und seine bösen Engel, gegen die Fürsten, die das Evangelium in Ungerechtigkeit aufhalten und gegen die tollen, aufrührerischen Bauern, welche die Freiheit des Evangeliums in die Frechheit des Fleisches verkehren, gegen die Rotten und Sektierer, vom Satan gestiftet, und gegen die Verbreiter unreiner Lehren. Dabei ist nicht zu leugnen, daß

Digitized by Google

die „Waffen seiner Ritterschaft“ nicht immer „geistige“, sondern manch liebes Mal recht „fleischliche“ gewesen sind. Und doch wars bei Luther nicht so sehr persönliche Streitsucht, die ihn scharfe Hiebe führen ließ, als die Sorge seiner Seele um die reine Fortführung seines Werkes, um die Erhaltung der Wahrheit. Und daß dem ungestümen Recken hinter dem ehernen Panzer ein weiches, auch gegen den zerzausten und arg zugerichteten Feind mitleidiges Herz schlug, beweist u. a. der Brief, in dem Luther den gedemütigten Tetzel zu trösten sucht, das beweisen auch die mancherlei Äußerungen, in denen er hinterher sein heftiges, rücksichtsloses Wesen selbst bedauert. Es tut auch hier not, zur rechten Würdigung des Mannes das Gegenstück seiner Kampfesluft, seinen friedfertigen, häuslichen Sinn, ins Auge zu fassen.

Das Haus ist das Heiligtum des Mannes, sowohl nach deutscher wie nach christlicher Anschauung. Die Ehe wird heilig, die Frau wird hochgehalten, verehrt als Priesterin und Prophetin, der Ehebruch ist äußerst selten und wird auf das härteste mit Rutenhieben gestraft, der Mann nimmt nur ein Weib. — Das sind die lichten Züge deutschen Familienlebens, wie es Tacitus auf dem dunklen Hintergrunde römischen Sittenverderbens gemalt hat. Was das Deutschtum gehabt und geahnt, das hat das Christentum vertieft und vollendet: Ein Mann und ein Weib, denn sonst können ihre Seelen sich nicht finden und verklären; das Weib gleicher Gnade teilhaftig wie der Mann, denn in beiden wohnt derselbe Ewigkeitsmensch; die Kinder, die der Heiland geherzt und gesegnet, mit ihrem Vertrauen und ihrem reinen Herzen die Wegweiser der Großen auf dem Wege ins Himmelreich, so verkündet das Evangelium!

Luthers Haus aber zeigt uns deutsch-christliches Familienleben auf fast idealer Höhe. Nicht die kleinste Tat des großen Reformators war es, daß er „dem Teufel zum Trotz und den Papisten zum Ärger und seinem alten Vater zur Freud“ ein Weib nahm und mit ihr das christliche Pfarrhaus begründete, von dessen Segensströmen hernach mehr als eine Zeit zu berichten gewußt hat. Und wie innig und treu hat er an seiner Käte gehangen! Wie selig weiß er zu rühmen: Es ist kein lieber Ding als Frauenliebe, wem sie in Gottesfurcht mag zu teil werden! Ja, man muß den ernsten Mann in die Kinderstube begleiten, in der er so kindlich mit seinen Kindern spricht und spielt, das Jüngste wohl auf dem Arm, die anderen vertraulich an ihn geschmiegt, und er ergreift dann die Laute, und die Kinder singen

Digitized by Google

das für sie vom Vater gedichtete Lied: Vom Himmel hoch da komm' ich her.

Doch zum Letzten. Geistesmächtig ist die deutsche Art. Ein Trachten nach hohen Dingen ist dem deutschen Geiste eigen.

Geistesmacht ist auch das Christentum, das evangelische Christentum. Der Herr ist der Geist. Die Worte, die er redet, sind Geist und sind Leben. Geistgesalbte Persönlichkeiten sollen seine Jünger und Jüngerinnen sein.

Fast alle Gebiete des geistigen, sozialen Lebens verdanken Luther ihre Neubelebung. Die Wissenschaft hat Luther frei gemacht, indem er die Gewissen befreite. Dem Staat hat er aus den Händen der herrschsüchtigen Priesterkirche sein altes heiliges selbständiges Recht zurückerobert. Der Schule, der Musik, den freien Künsten hat er das Wort geredet wie niemand zuvor. Und immerdar wird seine geniale Bibelübersetzung eine Lehrmeisterin deutscher Kraftsprache sein. Fürwahr, ein gewaltiger, weltumspannender Geist wohnte in dem von vielen Schmerzen und Krankheiten heimgesuchten Körper des ehemaligen Bettelmönchs.

Deutsch ist es und christlich, bei dem Adlerfluge der Gedanken das Kleine, Geringe, die Arbeit im Staube nicht zu übersehen, nicht geringzuschätzen. Deutsche Gelehrsamkeit und Gründlichkeit ist sprichwörtlich geworden. Und durch die Treue im Kleinen hat der Christ zu beweisen, daß er die großen Taten Gottes zur Erneuerung des menschlichen Geschlechts verstehen gelernt hat. Auch darin ist Luther echt deutsch und christlich zugleich. Wie er seine Käte darüber belehren kann, daß sie auch dann Gottesdienst tue, wenn sie ihm in treuer Arbeit und mit liebendem Herzen einen neuen Kragen auf seinen Talar setze oder einen abgerissenen Knopf wieder annähe, so hat uns Luther das tägliche Leben mit seinen kleinen Arbeiten und Nöten, seis am Studierseis am Werktisch, seis in der stillen Kinderstube, seis auf dem lauten Markt der Stadt, gelehrt anzusehen als eine Übungsstätte der Liebe und Treue, des Gehorsams und der Geduld, als eine Schule für den Himmel.

Das ist Martin Luther. Vom Scheitel bis zur Sohle ein deutsch-evangelischer Mann. Ein Mann wie aus einem Guß. An Tagen wie am 31. Oktober und 10. November sehen wir dankbar zu ihm auf, segnen seinen Namen und geloben, daß wir in seinem Geist unser Leben führen, unser Haus bauen und unseres deutschen Landes Wohlfahrt hüten wollen.

Digitized by Google

Zwiſchen zwei Päpſten.*)

Von Paolo Calvino.

Sehr geehrter und geſchätzter Herr!

Sie werden es mir nicht übel nehmen, wenn ich mir erlaube, Ihnen einige Bemerkungen zu machen, die ſich mir beim Leſen ihres Artikels in der Stampa von Turin gelegentlich des Todes Leos XIII. aufgedrängt haben. Ich brauche nicht erſt zu verſichern, daß ich den Artikel mit all der Teilnahme geleſen habe, die ich ſtets Ihren Worten entgegenbringe. Aber die Teilnahme, ich geſtehe es offen, war dieſes Mal mit Erſtaunen und Schmerz gemiſcht. Deshalb habe ich mich nach reiflicher Überlegung entſchloſſen, Ihnen einen offenen Brief zu ſchreiben, nicht wegen des Vergnügens, Ihnen zu widerſprechen, ſondern um der Stimme des Gewiſſes zu folgen.

Wie jeder Nicht-Katholik habe auch ich für den verſtorbenen Papſt jene Achtung empfunden, welche ein Mann von fleckenloſer Führung mit einem vielen ſeiner Vorgänger überlegenen Geiſte verdient. Außerdem, da jeder gute Chriſt das Glück und Seelenheil aller, auch ſeiner Feinde, erbitten ſoll, habe ich dieſem verſtorbenen Greiſe jenen Seelenfrieden gewünſcht, den der Heiland denen verſpricht, die an ihn glauben. Die Achtung vor dem Alter, das Mitgefühl mit dem, der leidet und mit dem Tode ringt, ſind zu gleicher Zeit menſchliche wie chriſtliche Empfindungen.

Was ich hingegen nicht verſtehen kann, ſind die übertriebenen Lobſprüche, die aufs höchſte geſteigerte Begeiſterung, welche von der liberalen Preſſe dem verſtorbenen Pontifex maximus der katholiſchen Kirche dargebracht wurden. Es iſt klar wie der Tag daß vom Standpunkte des Italieners, wie des „Liberalen" weder Leo XIII. noch das durch ihn vertretene Syſtem jene Lobſprüche und bewundernden Worte verdienen, die man ihnen gezollt hat.

Die menſchlichen, bürgerlichen und chriſtlichen Tugenden des verſtorbenen Papſtes bieten nichts außergewöhnliches dar. Leo XIII. war, wie viele andere brave Männer ſind: mäßig, gebildet, ernſt-

*) Dieſer „offene Brief" des evangeliſchen Pfarrers von Lugano, Paolo Calvino, an den bekannten italieniſchen Schriftſteller Antonio Fogazzaro, gelangte erſt ſehr ſpät zu meiner Kenntnis. Da er ewig jung bleibende Wahrheiten enthält, gebe ich ihm auch jetzt noch gerne Raum, um ſo lieber, als auch in Deutſchland, beim Tode Leos XIII., gedankenloſe Bewunderung ſich breit gemacht hat. D. H.

Digitized by Google

haft, klug, tätig, energisch und nachgiebig, wenn es sein mußte; dennoch aber, wer mit offenem Auge die verschiedenen Phasen seines Lebenslaufes verfolgt hat, muß gestehen, daß, was die Menschlichkeit betrifft, der Name Giovacchino Pecci ewig befleckt bleiben wird durch seine Anteilnahme an der Wut und Wildheit, mit welcher der Schweizer Oberst Schmidt die „italienischen Patrioten" von Perugia erschießen und hinmorden ließ, ohne daß der Erzbischof Pecci ein mildes Wort des Friedens sprach, im Gegenteil, für die fremden Soldaten hatte er Worte des Dankes, des Lobes und des Segens.

Als dann der Re Buono, grausam hingemordet von einem schändlichen Meuchelmörder, Anhänger einer schändlichen Partei, begleitet vom einstimmigen Wehklagen aller Italiener, Monarchisten, Republikaner und Sozialisten, Katholiken, Protestanten und Juden zu Grabe getragen wurde, wir wissen es noch, wie das patriotische Mitgefühl des sogenannten Oberhauptes der Katholiken sich äußerte.

Der Erzbischof und Kardinal Joachim Pecci, früher Gegner des von Pius aufgestellten Dogmas der Unfehlbarkeit, wurde plötzlich der unfehlbare Papst Leo XIII., und was hat er Großes für seine Kirche getan? Wenn wir unter Kirche jene jahrhundertjährige politische Einrichtung verstehen, welche Gregor VII. und Innocenz III. verwirklichten, wird niemand es wagen, die Umsicht, die Geschmeidigkeit und sagen wir es getrost, die Verschlagenheit in Zweifel zu ziehen, mit der Leo es verstand, aus einem fast im Niedergang begriffenen Zustande die Kirche auf eine Höhe zu führen, welche sie kaum jemals unter einem seiner Vorgänger erreicht, wenigstens nie überschritten hat, auch nicht damals, als die Päpste den Stimmen ihres heiligen Canones, die Stimmen ihrer heiligen Kanonen zugesellen konnten. Er hat es verstanden, gute Beziehungen mit allen Staaten zu unterhalten und zu pflegen, mit Katholiken, Schismatikern, Türken, Protestanten — außer mit dem italienischen Staat.

Er verstand es, sich Bismarck und Wilhelm II., den Sultan und den Zaren zu Freunden zu machen. Immerhin hüte man sich, seine politischen Triumphe zu überschätzen, erwarten wir den endgültigen Richterspruch der Geschichte!

Vorläufig genügt es, festzustellen, daß unter seinem Pontifikate der Stern Spaniens erblaßte und das allerchristlichste Frankreich die zahlreiche päpstliche Herde der Ordensgesellschaften vertrieb.

Digitized by Google

Wenn wir dagegen unter Kirche die allgemeine Gesellschaft der Gläubigen in Christo verstehen, wenn wir die Anbeter im Geist und in der Wahrheit meinen, die Nachfolger des milden und demütigen und armen Jesus von Nazareth, dann ist es gleichfalls wahr (und die Geschichte wird es immer klarer zeigen), daß das Wirken des verstorbenen Papstes sie auch nicht um einen Schritt gefördert hat.

Glauben und Wissen, diese beiden Edelsteine des Christentums sind unter Leo in eine schlimme Lage geraten, sowohl durch seine Lehren, als durch sein Beispiel.

Durch seine Lehren: Indem er die theologischen und philosophischen Lehrsätze um einige Jahrhunderte zurückschraubte, als er sie unter das eiserne Joch der Scholastik des Thomas v. Aquino zurückversetzte, welche die Achtung vor der Freiheit des Denkens und Lehrens dadurch bezeigt, daß sie unter andern guten Dingen die Rechtmäßigkeit der Verdammung der Abtrünnigen (welches heute die evangelischen Christen sein würden) zum Scheiterhaufen lehrt. Diese Lehre würde auch das Todesurteil für alle unsere liberalen italienischen Journalisten bedeuten, welche kaum genügend Worte zu finden wußten, ihrer Begeisterung für den verstorbenen Unfehlbaren Ausdruck zu geben.

Durch sein Beispiel: weil er, obgleich durch das Konklave von 1878 zur Würde des unfehlbaren Meisters in Sachen des Glaubens und der Moral erhoben, gerade in diesen Sachen den Beweis von soviel Fehlbarkeit gegeben hat, daß die ganze Welt darüber in Erstaunen geriet; nicht zwar die große Herde, aber jene, welche zu überlegen verstehen und aus zwei gegebenen Prämissen die Konsequenz zu ziehen wissen.

Papst Leo war, trotz seines Rufes als erleuchteter Geist und guter Lateiner, im höchsten Grade abergläubisch, wie weder Horaz, noch Virgil, noch Cicero, noch Julius Cäsar jemals waren. Ich will nur an die großartige Mystifikation erinnern, welche ihm von jenem liebenswürdigen Herrn Leo Taxil bereitet wurde, einem Wolfe, der einen Löwen genasführt hat. Von den 180 Millionen nicht unfehlbarer, aber auch nicht abergläubischer Protestanten, würde auch nicht einer den Taxilischen Fabeln von Miß Vaughan und dem Teufel Bitru Glauben geschenkt haben, aber der „Stellvertreter Christi“ und sein Stab von Kardinälen sind darauf hereingefallen.

Leo XIII. hat, ungeachtet seines Ruhmes als moralische Persönlichkeit (es liegt mir fern, diesen Ruf anzuzweifeln, denn die

Digitized by Google

Moral ist die Grundtugend jedes Christen), die Ketten neu gefestigt, die seine Kirche zur Sklavin der moralischen oder vielmehr unmoralischen Grundsätze eines Alfons von Liguori, eines Pater Gury und gewisser gleichdenkender Moralisten machen. Rechne man es ihm auch nicht zu hoch an, daß er die Kommission für die biblischen Studien ernannt hat und die Verbreitung und das Studium der heiligen Schrift begünstigte. Wer will, kann sich überzeugen, daß sowohl die theologische Wissenschaft im wahren Sinne des Wortes, als die allgemeine Kenntnis der Bibel in den protestantischen Ländern 20mal größer sind als in den katholischen!

Als Leo XIII. sich in der Nähe der Majestät des Todes, dieses wirklich Unfehlbaren, befand, gab er sich Praktiken des Aberglaubens und Götzendienstes hin, anstatt seine einzige Zuflucht zu dem zu nehmen, der gesagt hat: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken!" In der Hoffnung, sein schon recht langes irdisches Dasein um einige Jahre, vielleicht nur um einige Wochen, vielleicht auch nur um einige Tage zu verlängern, ließ er sich aus Neapel die berühmte Mitra des heil. Januarius kommen, küßte sie und legte sie sich aufs Herz; küßte andere Reliquien und trank Wasser aus der Quelle von Lourdes, jenes Wasser, das aus der Quelle der größten Mystifikation stammt, die jemals im Laufe des Jahrhunderts, das man fälschlich das Jahrhundert des Lichtes nennt, hervorgegangen ist. Und dennoch hätte der Papst, selbst wenn er den schönen hebräischen Psalm XXIII vergessen hätte, als guter Christ und guter Lateiner, der er war, sich der Verse des Dies Irae erinnern müssen, welche so erhaben in ihrer Einfachheit, so majestätisch in ihrer Aufrichtigkeit sind:

Rex tremendae maiestatis
Qui salvandos salvas gratis,
Salva me, fons pietatis!

Recordare Jesu pie
Quod sum causa tuae viae
Ne me perdas illa die.

Die Frömmigkeit Leos XIII. will ich nicht in Zweifel ziehen. Ich nehme an, daß er trotz seiner Irrtümer, seiner Illusionen und seines Aberglaubens an den Erlöser der Sünder geglaubt hat, aber es erscheint sonderbar und unerklärlich, daß ein Mensch, der sich im Besitze der Schlüssel des Himmels glaubt und der Stellvertreter Christi, Statthalter Gottes, König der Seelen, Bändiger der Geister sein will, es erscheint sonderbar, sage ich, daß ein

Digitized by Google

Mensch, der sich „heiliger Vater", „Heiligkeit" nennen läßt, wenn er zum Sterben kommt, nötig hat, daß in allen Teilen der Welt Gesang und Prunk und Schmuck und heidnische Theaterpracht in Bewegung gesetzt werden.

Wenn er „heilig" gewesen ist, kann er weder in die Hölle kommen, welche die an Christus Glaubenden überhaupt nicht fürchten, noch in das Fegefeuer, das nur in der Einbildung derer besteht, die das Evangelium niemals aufmerksam gelesen haben. Wenn solche Anstrengungen von Millionen von Katholiken nötig sind, um eine „Heiligkeit" aus den reinigenden Flammen zu erlösen, was soll dann aus den Millionen von armen Sündern werden, zu deren Heile auch nicht ein Requiem gesungen, nicht eine Messe gelesen, nicht eine Glocke in Schwingung versetzt wird? Welche Hoffnung bleibt dann diesen Armen?

Hier gibt's keine Spitzfindigkeiten und keine Unklarheit: Entweder der Papst ist wirklich „heilig", und dann sind all dieser Prunk, diese Kerzen, diese Gebete, diese Messen, diese Pracht der Ausstattung überflüssig, Zeit- und Atemverschwendung, oder der Papst ist ein Sünder gleich allen anderen Sterblichen, und dann ist der Titel „Heiligkeit" die offenbare Anmaßung einer Vollkommenheit, die nur Gott gebührt: Nur einer ist gut, Gott, sagt Jesus Christus.

Die Päpstlichen wenden auch, wenn es ihnen so paßt, Sprüche aus dem Evangelium an, und ein Wort ist es besonders, das uns oft und mit wachsender Eindringlichkeit in die Ohren tönt: „Du bist Petrus."

Aber es genügt, jene Stelle aufmerksam zu lesen, um sich zu überzeugen, daß der Vorrang des Papstes ungefähr soviel damit zu tun hat, als der des Zaren von Rußland. Der Herr Jesus hat zu Petrus gesagt: „Du bist Petrus", aber er hat ihm niemals gesagt: „Du bist Papst", und auch nicht im entferntesten hat er ihm gesagt: „Du sollst Bischof von Rom sein und du sollst einen Nachfolger haben, der sich Papst nennen und unfehlbar sein wird."

Diese ganze angebliche apostolische Nachfolge ist eine Sage. Kein Gelehrter glaubt heutzutage mehr, daß Petrus 25 Jahre lang Bischof von Rom gewesen, und weder die Romane aller Sienkiewicz der Welt, noch alle erdenklichen Quo vadis vermögen anderes als die, übrigens sehr diskutierbare, Möglichkeit eines Martyriums des Petrus in der Stadt Neros zu beweisen. Das ganze päpstliche System hat also als Unterlage nur eine Vermutung und eine der dunkelsten und streitigsten Stellen des Evan-

Digitized by Google

geliums, während andererseits dasselbe System in augenfälligstem Gegensatze zu vielen anderen Aussprüchen steht, die so klar sind, daß ein Kind sie verstehen kann. Hat Christus nicht gelehrt: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist"? und hat er nicht selbst der bestehenden Macht den Tribut gezahlt? Tut sein vorgeblicher Stellvertreter etwa dergleichen? gebärdet er sich nicht vielmehr als „König der Könige" und „Herr der Herrscher"?

Jesus sagte zu seinen Jüngern: „Ihr wisset, daß die weltlichen Fürsten herrschen und die Oberherren haben Gewalt. So soll es nicht sein unter Euch; sondern, so jemand will gewaltig sein unter Euch, der sei euer Diener, und wer da will der Vornehmste sein, der sei euer Knecht. Gleichwie des Menschen Sohn nicht gekommen ist, daß er ihm dienen lasse, sondern daß er diene und gebe sein Leben zu einer Erlösung für viele."

Wenn die aufrichtigen Päpstlichen (und es gibt solche), ein wenig häufiger und mit größerer Aufmerksamkeit das Evangelium und die erste Epistel Petri (ihres ersten Papstes) lesen würden, dann würde bald der Augenblick kommen für die Frage: Welche Ähnlichkeit besteht zwischen Petrus und seinem Nachfolger? Welche zwischen Christus und dem Papste? Welche zwischen dem Herrn und dem Stellvertreter? Und die Antwort würde lauten müssen, daß die Ähnlichkeit zwischen dem Papst und einem heidnischen römischen Kaiser hervorstechender ist, als die zwischen Jesus Christus und seinem „Stellvertreter". Im X. Kap. der Apostelgeschichte lesen wir, daß, als Petrus in das Haus des Hauptmanns Cornelius, eines Italieners, der ihn gebeten hatte, zu ihm zu kommen, trat, dieser, von Andacht und Bewunderung hingerissen, sich zu den Füßen des Apostels warf, um ihn anzubeten. Aber Petrus hob ihn auf und sagte: „Erhebe dich, ich bin auch ein Mensch." Man vergleiche diese Stelle mit derjenigen aus der Apokalypse (XXII, V. 8 u. 9): „Johannes wollte sich dem Engel zu Füßen werfen, um ihn anzubeten, der aber sprach zu ihm: Siehe zu, tue es nicht, denn ich bin ein Knecht wie du, bete Gott an!"

Was tut der Papst, möge er sich Gregor, Leo oder Pius nennen? Kaum erwählt, wird ihm dreifache „Anbetung" zu teil. Seine Amtsgenossen, die ihn zur päpstlichen Würde erhoben haben, leisten sie ihm. Und von jenem Augenblick an ist ein fortwährendes Kommen und Gehen von Anbetern und Anbeterinnen, welche aus allen Teilen der Päpstlichkeit (ich sage nicht der Christenheit) herbeieilen, und der „heilige Vater" vergißt zu sagen, wenn er den Andächtigen den Pantoffel zum Kusse reicht, wie Petrus sagte:

Digitized by Google

„Erhebe dich, ich bin nur ein Mensch, ein armer Sünder gleich dir.“

Können Sie, Herr Senator, mir eine andere Einrichtung nennen, die mehr Erniedrigung, die größere Verrohung verlangt? Und dennoch, was uns die Seele mit Bitterkeit erfüllt, ist weniger der Aberglaube der Unwissenden, der vielmehr mein Mitleid erregt, als die cynische Schwärmerei einer Menge hochgestellter und betitelter Heuchler, welche, wohl wissend, wieviel Falsches, Unchristliches und Antisoziales in diesem System der Unterdrückung der Geistesfreiheit des Volkes ist, dennoch die Hand dazu reichen.

Fast als wenn das Papsttum der vornehmste und einzige Ruhm des neuen Italiens sein und bleiben sollte, wie es früher sein Ruin gewesen ist. Fast als wenn sie nicht wüßten, daß der Vatikan die Schmiede ist, in der Tag und Nacht jede Art Waffen gegen die Freiheit, die Einigkeit und die Unabhängigkeit des Vaterlandes geschärft werden. Dieser Mensch, welcher sich als Vize-Gott gebärdet (und mich an das 2. Kap. des 2. Briefes des Paulus an die Thessalonicher erinnert), dieser Mensch, der nicht aufhört, die Hauptstadt Italiens als sein Eigentum zu begehren, dieser Mensch, der morgen, wenn sich ihm eine Gelegenheit böte, ein Bündnis selbst mit Mohamed schließen würde, wenn er nur die gegenwärtigen Gewalthaber unseres Vaterlandes (welches auch seines sein sollte) entfernen könnte; diesen Menschen, ehrt ihn immerhin als Menschen und krümmt ihm kein Haar, aber wenn in euren Herzen noch ein wenig Liebe zum Vaterlande wohnt, und ihr noch ein wenig Selbstachtung besitzt, so hört auf, ferner das Weihrauchfaß vor ihm zu schwingen.

Ihr wißt wohl, daß, wenn morgen die zur Macht gelangten, denen ihr heute huldigt, mit einem Schlage alle Eroberungen verloren sein würden, welche unseren wahren Patrioten soviel Mühe und Blut gekostet haben. Unnütz, sogar schädlich wäre die Arbeit derer gewesen, die wir gewohnt sind die „Großen“, die „Väter des Vaterlandes“, die „Urheber unserer Wiedererweckung“ zu nennen, denen wir all unsere Freiheiten verdanken. Vergeblich wäre das Werk Cavours, Mazzinis, Garibaldis und Viktor Emanuels! Das beste wäre dann, alle Denkmäler, die diesen Großen auf den Plätzen der größten wie der unbedeutendsten Städte Italiens errichtet sind, zu nehmen und zusammenzuschmelzen, um Bildsäulen für den heiligen Thomas v. Aquino, Ignaz v. Loyola, den heil. Januarius und die Jungfrau v. Lourdes daraus zu machen, dann würden wir wenigstens aus diesem Zu-

Digitized by Google

ſtande der Halbheit, der an Heuchelei ſtreift, herauskommen, in dem jetzt viele von denen verſunken ſind, die durch ihre unleugbaren Gaben des Geiſtes und des Herzens und durch ihre geſellſchaftliche Stellung berufen wären, vor allem anderen den Aberglauben und den Unglauben zu bekämpfen, dieſe beiden Abgründe, in die unſer italieniſches Volk verſunken iſt, und aus denen es den Ausweg nicht finden kann.

Die Vereinigten Staaten, Venezuela und Caſtros Cäſarenwahn.

Von Otto von Gottberg.

Ein zweimonatlicher Aufenthalt in Venezuela hat den Schreibenden überzeugt, daß die Hoffnung auf geſunde Entwickelung der dortigen Verhältniſſe eine falſche iſt,*) und ſeine Auffaſſung wird von jedem in Venezuela lebenden Fremden, einſchließlich der Nordamerikaner, geteilt.

In ſchroffem Gegenſatz zur Haltung der heimiſchen Regierung und Preſſe wie des Geſandten Bowen erklärten ſchon während der Dezember- und Januartage nordamerikaniſche Konſuln und Kaufleute die Forderungen wie das Auftreten der verbündeten Mächte nicht nur für völlig gerechtfertigt, ſondern erhofften im eigenen Intereſſe ein noch ſchrofferes Eingreifen und die Abſetzung Caſtros.

Es iſt erfreulich, daß die von großen New Yorker Blättern gewiſſermaßen als Verteidiger und Anwälte der Sache Caſtros ausgeſchickten Korreſpondenten mit dem Scharfblick des Yankeereporters ſich ſchließlich zu dieſer Auffaſſung bekehrten. In demſelben „New York Herald“, der nach dem Bombardement von Puerto Caballo eine Hetzkampagne gegen Deutſchland einleitete, konnte ſein heimgekehrter Korreſpondent, Mr. Stephen Bonſal, im März den Wunſch ausſprechen, daß die Vereinigten Staaten

*) Die neueſten Ereigniſſe in Venezuela geben dem Verfaſſer Recht. D. H.

Digitized by Google

die Durchſetzung der urſprünglichen deutſchen Forderungen unterſtützen aber nicht verhindern ſollten. Er beſchrieb, wie in Caracas Fremde aller Nationen und ſelbſt Venezolaner ihre Genugtuung über die von der heimiſchen Redaktion barbariſch genannten Bombardements bekundeten. — Es wäre ja auch undenkbar, mit ſehenden Augen anders zu urteilen.

Umſomehr muß die Haltung der Bundesregierung wie ihres Geſandten in Caracas überraſchen. Die erſtere hat Opfer gebracht, um Handelsbeziehungen mit Venezuela herzuſtellen und zu pflegen. Sie hat durch Veröffentlichung von Konſulnberichten, welche den unermeßlichen und noch ungehobenen Reichtum des Landes am Orinoco ſchilderten, Kapital ihrer Bürger in dasſelbe geführt. Sie hat dieſes Kapital eine Beute von Banditen werden ſehen, aber trotzdem nicht die Hand zur Herſtellung geordneter Zuſtände in Venezuela geliehen.

Um den Handelsverkehr mit Venezuela zu ermuntern, haben die Vereinigten Staaten ſeit Jahren eine jährliche Subvention von einer halben Million Mark an die „Red D Line“ bezahlt, deren Dampfer zwiſchen New York und venezolaniſchen Häfen fahren. Die Reiſe dorthin nimmt nur fünf Tage in Anſpruch. Nichtsdeſtoweniger iſt der amerikaniſche Geſchäftsmann ſeltener als der deutſche oder engliſche in Venezuela zu finden.

Nur fünf Tagereiſen von New York entfernt, erfreut er ſich quasi des beſtändigen und direkten Schutzes durch die Kriegsflagge, aber nichtsdeſtoweniger iſt er den gleichen Vergewaltigungen durch gewiſſenloſe Beamte wie der Europäer ausgeſetzt.

Dieſe Chicanen bezwecken ſelten anderes als Erpreſſung. Anfeindungen iſt der Fremde auf Venezuelas Boden nicht ausgeſetzt, ja der Eingeborene trägt ihm bei perſönlicher Berührung Rückſicht und Hochachtung entgegen. Nur muß er ſich darüber klar werden, daß, wie er vom Lande, ſo auch das Land von ihm verdienen will — nicht in rechtlichem Austauſch und Wettbewerb, ſondern durch Raub und Diebſtahl.

Man glaube nicht, daß die in den diplomatiſchen Protokollen genannten Summen wirklich die Beträge darſtellen, welche Angehörige fremder Nationen mit Fug und Recht von Venezuela zu fordern haben. Sie bleiben hinter den letzteren um Millionen zurück. Venezolaniſche Tradition heiſcht jeden Kaufmann zu ſchröpfen, ſobald er verdient. Das geſchieht ſowohl von jenen Banditen, in deren Händen die Regierung liegt, wie von jenen, die als Revolutionäre gegen ſie kämpfen. In den letzten Januar-

Digitized by Google

tagen noch wurden den fremden Großhändlern, auch den deutschen, Summen von 20—50 000 Franken abgefordert. Keiner bekundete Erstaunen. Alle waren solche Anzapfungen gewohnt, und die meisten beeilten sich, zu bezahlen. Ich fragte einen der Geschädigten, warum er sich so willfährig zeige. Er zuckte die Achseln: „Falls ich mich geweigert hätte, so würde die Regierung die Arbeiter auf meiner Hacienda rekrutiert haben; die Packesel mit meinen Waren würden in den Bergen, meine Küstenfahrzeuge auf der Fahrt verschwinden; es ist weniger kostspielig, Entgegenkommen zu zeigen."

So war es stets, und so wird es bleiben, so lange die Mächte dem Treiben einer Banditenregierung zuschauen. Diplomatische Vorstellungen nützen in solchen Fällen nichts. Der als Minister des Auswärtigen paradierende Bandit würde versprechen, auf die Eselsräuber fahnden zu lassen und im übrigen bemerken, daß sein Kollege mit dem Portefeuille des Krieges das Recht habe, Rekrutierungen vorzunehmen, wo er wolle.

Zu einem amerikanischen Fabrikbesitzer kam vor der jüngsten Blockade ein Abgesandter der Regierung mit der üblichen Bitte um Geld. Der Yankee behauptete, unmöglich fünftausend Dollars auftreiben zu können. Der Venezolaner gab darauf der Befürchtung Ausdruck, daß jener an seinem Eigentum zu Schaden kommen werde. Die Prophezeiung erfüllte sich. Der Amerikaner begab sich zu Castro und unterrichtete ihn vom Inhalt jener Verhandlung wie von der Tatsache, daß ihm seither seine Maulesel gestohlen worden seien.

Castro schäumte anscheinend vor Wut. Dem Amerikaner solle sein Recht werden. — Schon folgenden Tages sprach bei diesem ein Beamter vor. Er erklärte, tausend Dollars als Ersatz für die gestohlenen Maulesel zu bringen. Leider könne man sie nur in Stempelmarken bezahlen, und weil die Regierung momentan aller Barmittel verlustig gegangen, so müsse man gleichzeitig eine Bitte aussprechen. Ob der Kaufmann nicht für Stempelmarken im Werte von dreitausend Dollars zweitausend in Bargeld bezahlen wolle. Er könne sie ja selbst verwenden und leicht bei seinen Bekannten absetzen; jedenfalls erhalte er so am schnellsten die verlorenen 1000 Dollars zurück.

Der Yankee ließ sich betören. Andern Tages las er im Amtsblatt von Caracas, daß die Regierung einen gewissen Jahrgang von Stempelmarken kassiert und für ungültig erklärt habe. Er brauchte nicht erst in seinen Geldschrank zu blicken, er wußte,

Digitized by Google

daß ſeine geſtern gekauften Stempelmarken dieſem Jahrgang angehörten. Selbſtverſtändlich hat er nie Erſatz für dieſelben erhalten.

Dieſer Fall iſt, wie jedermann in Caracas, auch Mr. Bowen bekannt. Er bot ihm keine Gelegenheit zum Einſchreiten, da Belege für jene ſeltſame Transaktion nicht vorhanden waren. Des Kaufmanns Stempelmarken würde die Regierung dreiſt für geſtohlen erklärt haben. Aber iſt es darnach begreiflich, wie der Geſandte als Vertreter Caſtros auftreten konnte? Niemand hat ihm dies denn auch mehr verdacht, als die in Venezuela lebenden Nordamerikaner.

Mehr noch ſollte ein anderer Vorfall die Bundesregierung über den Charakter Caſtros und ſeiner Leute unterrichtet haben.

Die amerikaniſche Invaſionsarmee fand Kuba im Jahre 1898 ausgehungert. Man brauchte Rindfleiſch. Jemand erinnerte ſich des Viehreichtums des nur zwei Tagereiſen vom Eilande entfernten Venezuela. Auf ſeinen Llanos graſt genug wildes Vieh, um die Landesſchuld zu decken! Dieſes einzufangen, ſchien gelben Kindern zu mühſam, aber immerhin waren in nächſter Nähe von La Guaiſa und Puerto Caballo Ochſen zum Preiſe von 15 Dollars zu haben. Man ſandte Schiffe nach beiden Häfen, und ſofort verſprach ſich ein ſchwungvoller Handel zu entwickeln. Aber — die Banditen mußten ihr Teil von ihm erhalten!

In Puerto Caballo wurden 1000 Ochſen erſt verladen, nachdem die Regierung pro Stück 2 Dollars erhalten hatte. Sie erklärte nämlich, daß der Transport eines Ochſen durch die Straßen der Stadt dieſe verunreinige und der Gemeinde einen Schaden von 2 Dollars verurſache. Die Viehhändler einigten ſich mit der Bahngeſellſchaft, und ein Schienenſtrang wurde gelegt, der das Vieh vom Bahnhof direkt zum Schiff führte. Nichtsdeſtoweniger erhob der Präfekt die Taxe von 2 Dollars pro Stück, denn, meinte er, wenn die Ochſen auch nicht durch die Straßen getrieben werden, ſo hätte es von Rechts wegen doch geſchehen müſſen. Inzwiſchen waren ſich auch die Provinzialregierungen darüber klar geworden, daß dieſer meiſt von Amerikanern ausgeübte Viehhandel ſchier unbegrenzte Möglichkeiten für Erpreſſungen bot. Jede Stadt heiſchte Durchgangszoll und naturgemäß tötete dieſer den keimenden Handel, der andernfalls noch heute eine Einnahmequelle für Venezuela ſein würde.

Gerade in die Geheimniſſe venezolaniſchen Viehhandels einzudringen, iſt ebenſo lehrreich wie in gewiſſer Beziehung amüſant. Beim oberflächlichſten Einblick ſchon wird man ſich darüber klar,

Digitized by Google

daß die Banditen von der Regierung mit denen von der Revolution Hand in Hand arbeiten.

Während der Blockadezeit fehlte es in Caracas auch nicht für einen Tag an frischem Fleisch, obwohl die Hauptstadt vom Meere durch das Blockadegeschwader, vom Inlande durch die Matossschen Banden abgeschnitten war. Es war ganz natürlich, daß der anwesende fremde Zeitungskorrespondent den Hotelbesitzer fragte: „Wie ist es Ihnen möglich, mir frisches Roastbeef zu geben?“

„Oh das kaufe ich vom Militär!“

„Und woher bezieht es die Soldateska?“

„Von den Revolutionären natürlich!“

Tatsächlich wurde täglich längs der Vorpostenlinie Markt abgehalten, und mit Wahrung peinlichster Spitzbubenehrlichkeit sollen sich die Banditen beider Parteien in den Gewinn geteilt haben.

Nunmehr sind die Matossschen Revolutionsbanden nach der entscheidenden Niederlage bei Coro aufgelöst. Ihr Führer hat sich mit 34 Generälen, die meist seiner und der Guzman Blancoschen Familie angehören, nach Willemstad auf Curaçao gerettet und Castros Gnade angefleht. Seine Revolution ist beendet. Wer der Führer einer neuen bereits keimenden sein wird, ist noch unbestimmt. Vielleicht Mocho Hernandez, der Abgott der Massen des venezolanischen Volkes! Erfolge wird auch er nicht erringen, denn im heutigen Venezuela lebt niemand, der wie Castro Energie, Wagemut und die Gabe, Menschen seinem Willen zu beugen, besitzt. Wir müssen damit rechnen, daß dieser rohe Abenteurer bis ans Lebensende des Landes Diktator bleibt. Es sei denn, daß Gift, Dolch oder Kugel seinem Dasein ein Ziel setzen, und das scheint nicht wahrscheinlich, denn Castro ist ein Kind des Glücks. Er war es schon, ehe im letzten Winter die jeder gedeihlichen Entwickelung Südamerikas den Weg verlegende Monroe-Doktrin in der schwersten Stunde seines Abenteurerlebens ihm Hilfe brachte.

Aber Glück ist auf die Dauer nur dem Tüchtigen beschieden, und wenn wir in Castro lediglich den Banditenführer und Räuberhauptmann, der er ist, sehen wollen, so ist ihm Fähigkeit und Entschlossenheit nicht abzusprechen. Niemand denke, daß er nach Art anderer südamerikanischer Potentaten Schätze sammelt, um nach einem eventuellen Sturze behaglich in Paris leben zu können. Er mag Schätze sammeln. Aber der Weg zu ihnen und zum

Digitized by Google

Stuhle des Diktators wird nur über ſeine Leiche führen. Macht und Herrſchaft, nicht Beſitz ſind ihm Lebensbedürfnis.

Dieſer Mann ohne Schulbildung hat wie faſt jeder Südamerikaner die Gabe, klingende Worte zu hochtönenden Phraſen aneinanderzureihen. Ebenſo beſitzt er das Verſtändnis ſeiner Raſſe für innere Politik. Laſtträger wie Kaufmann in Caracas befaſſen ſich gleichermaßen eifrig mit ihr. Beide können vielleicht weder leſen noch ſchreiben, trotzdem verſtehen ſie ſcharf eine politiſche Situation zu beurteilen und in klarer, ja feſſelnder Rede einem Zuhörer darzulegen. Gewohnheit war ihre Lehrerin, denn ein anderes Geſprächsthema kennen ſie kaum.

Cipriano Caſtro, ein armer Ranchero im Staate El Tachira in den Anden, hatte der Politik ſtets ganz beſonderes Intereſſe geſchenkt. Vor zehn Jahren erregte er durch eine Rede in ſeiner Provinzialhauptſtadt Aufmerkſamkeit, und man wählte ihn als Senator für den Bundeskongreß in Caracas.

Dort lachte man ihn aus, denn der kleine gelbe und ſtruppige Andenier zog ſich während der Parlamentsſitzungen die Stiefeln aus. Er kam nie zu Worte, wurde nicht wiedergewählt und kehrte auf ſein kleines Beſitztum bei San Criſtobal an der columbiſchen Grenze zurück. Er nannte dort ein paar Kühe ſein, und dieſe brachte er jenſeits der Grenze unter, damit er vor dem venezolaniſchen Steuereinnehmer als armer Mann gelten könne. Eines Tages aber machten die Steuerbeamten beider Länder gemeinſame Sache und konfiszierten Caſtros Kühe. Wie du mir, ſo ich dir, dachte der nun wirklich Mittelloſe und nahm anderen Leuten ihren Viehbeſtand weg. Er wurde Viehdieb, ſtahl in Columbia Kühe und Ochſen, ſchmuggelte ſie über die Grenze und verkaufte ſie in Venezuela. Auch dieſem nicht allein von ihm ausgeübten Gewerbe machten die Behörden ein Ende, und Caſtro mußte ſich als Kaffeeprüfer und Maultiertreiber verdingen. Als ſolcher entfaltete er ſeine gelbe Piratenflagge. Wohl keineswegs ein politiſches Ziel ſchwebte ihm vor, als er oben auf der Höhe der Anden die paar Dutzend Genoſſen bewog, mit ihm nach der Hauptſtadt El Tachira zu ziehen. Plunder und Beute wollte er dort ſuchen. Inſtinktiv fühlte das jeder Schmuggler und Ochſendieb jener Grenzlande, und darum ſchloß er ſich ihm an. An der Spitze ſolcher Horden zog Caſtro vor fünf Jahren in El Tachira ein. Nach wenigen Wochen wurde er zum Präſidenten der andeniſchen Provinzen Trujillo, Los Andes und El Tachira gewählt. Die Bevölkerung derſelben freute ſich, endlich einmal

Digitized by Google

einen der ihren statt der Herren aus Caracas als capitano begrüßen zu können.

Soweit war Castros Erfolg ein selbsterrungener. Nun kam Frau Fortuna, reichte ihm die Hand und führte ihn nach Caracas.

Dort war Andrade Präsident, äußerlich ein behäbiger Kleinbürger, innerlich nicht gänzlich frei von ehrlichen Instinkten. Aus dem letzteren Grunde war er den Führern der Soldateska verhaßt. Trotzdem wagten sie ihn nicht zu beseitigen, denn Andrade war vermögend. Selbst wenn sie von ihm abfielen, konnte er in den Oststaaten genug Truppen anwerben, um sie niederzuwerfen. Also mußte man sich Helfershelfer suchen. Ganz naturgemäß richtete diese militärische Camarilla den Blick nach den andenischen Provinzen, deren rauhe Bergsöhne in Venezuela als unüberwindlich gelten. Nun stand an ihrer Spitze Castro — von ihnen vergöttert, weil er die eben gemachte Beute redlich mit ihnen geteilt.

Es war kein Wunder, daß bald Boten aus Caracas in El Tachira eintrafen. Ob Castro Andrade stürzen und sein Nachfolger werden wolle?

Gewiß wollte Castro. Mit der politischen Geschichte seines Landes vertraut, war er sich wahrscheinlich darüber klar, daß jene Camarilla ihn nur als Werkzeug zu benutzen plante. Er sollte ihr einfach Hilfstruppen nach Caracas führen. Dann dachte man sich des ungebildeten Ranchero leicht entledigen zu können.

Aber vielleicht gerade darum lockte dieser Plan um so verführerischer Castro, den Spieler, der Nächte am grünen Tisch verbringt. Hier galt es alles und das letzte auf einen Coup zu wagen, und Castro wagte.

Mit seinen sechzig Getreuen, „Castros Sechzig", zog er frohgemut aus El Tachira ab. Unterwegs sprach er auf andenischen Marktplätzen zu seinen engeren Landsleuten. In Caracas sei Gold und Reichtum zu finden, wer sie suchen wolle, der möge ihm folgen. So schwoll sein Heer, und keiner, der ihm angehörte, hat es je bereut. Dieser Räuberhauptmann hat Spitzbubenehrlichkeit zur obersten Richtschnur seines Handelns gemacht und stets mit den Spießgesellen geteilt. Beim weiteren Vormarsche vergaß er nicht, die Gefängnisse zu öffnen, und in Caracas einziehend, hätte er sich rühmen können, daß jeder Verbrecher im Lande zur gelben Fahne geschworen.

Doch noch war er unterwegs. Andrade schickte ihm Truppen

Digitized by Google

entgegen. Man traf ſich in einer Bergſchlucht und Caſtros Geſindel hätte Ferſengeld gegeben, wenn Alcantara, ſein jüngſter General und einſt Weſtpointer Kadett nicht den Tag gerettet hätte. Er trieb das Fußvolk mit dem Feuer der eigenen paar Geſchütze, die man unterwegs geraubt, den Regierungstruppen entgegen. Dieſe wurden geſchlagen, nachdem ſie ihren Gegnern ſchwere Verluſte beigebracht hatten.

Mit nur ſechshundert verwahrloſten Geſellen, mit verſtauchtem Fuß und gebrochenem Schlüſſelbein, ohne Munition, aber voll Vertrauen auf ſeinen Stern erſchien Caſtro wenige Tage ſpäter vor Valencia. Dies hielt ſein heutiger Kriegsminiſter, damals Andrades geſchätzteſter General, Ferrer, mit fünftauſend Mann. Wie die für dieſen beſtimmte Munition per Bahn in Caſtros Lager gelangte, iſt nie aufgeklärt worden. Jedenfalls glaubte Ferrer vor einem Feinde, der über mehr Patronen als er ſelbſt verfügte, die Waffen ſtrecken zu müſſen, und lachend marſchierte nun Caſtro mit einem wirklichen Heere von nahezu 6000 Mann auf La Victoria.

Hier lag Mendoza mit ebenſoviel Truppen. Caſtro fragte: wieviel? Und für eine ſeither bezahlte Summe Geldes führte Andrades General ihm ſeine Bataillone zu. Mendoza war rückſichtsvoll genug, dem Präſidenten ein Kanonenboot zur Verfügung zu ſtellen und ihn zu warnen, daß es Zeit ſei, Venezuela zu verlaſſen. Andrade tat ſo und lebt heute in Willemſtad. Caſtro aber betrat Caracas als Diktator.

Wenige Tage genügten, um ehrgeizigen Generalen begreiflich zu machen, daß ſie ſich in ſeiner Perſönlichkeit getäuſcht hatten. Einige bereuen den großen Irrtum ihres Lebens heute in Gefängniſſen, andere hat man tot gefunden, noch andere zählen zu Caſtros Anhängern. Solcher aber hat dieſer Banditenführer treuere als je einer ſeiner Vorgänger hatte. Es gibt Leute, die behaupten, Furcht vor ſeiner Strenge, die rückſichtslos Dolch und Kerkerhaft verwendet, feſſeln ſie an ihn. Es mag ebenſogut möglich ſein, daß die eigene Perſönlichkeit ihm Freunde wirbt. Keinen Liebesdienſt, den jemand einſt dem armen Ranchero erwieſen, hat er vergeſſen. Die Treue, die dem Abenteurer gehalten ward, lohnt der Diktator mit Miniſterportefeuillen.

Auch in anderer Beziehung war Caſtro glücklich. Gewiß fand er einen leeren Staatsſäckel vor. Das war natürlich, denn fliehende venezolaniſche Machthaber laſſen kein Geld in den Kaſſen zurück. Aber Caſtros füllten ſich bald wieder, während jeder

Digitized by Google

seiner Vorgänger den Hauptteil der Staatseinnahmen gewöhnlich auf Jahre hinaus verpfändet hatte.

Der südamerikanische Revolutionär und Anwärter auf einen Präsidentenstuhl kann nicht ohne die Unterstützung von Kapitalisten seine Pläne durchführen. Die Geschäftsleute von Trinidad und Curacao gaben meist ihr Geld für politische Unternehmungen in Venezuela her. Natürlich war das Gelingen fast niemals gewährleistet, und für ihr großes Risiko beanspruchten sie hohe Entschädigung. Ein aus einer Revolution hervorgegangener Diktator hatte also in der Regel zunächst Gläubiger zu befriedigen.

Dies war bei Castro nicht der Fall. Er konnte nach eigenem Gutdünken über die Zolleinnahmen verfügen. Daß er sie nicht verwendete, um Venezuelas Verpflichtungen gegenüber Ausländern nachzukommen, ist bekannt.

Er litt nach seinen ersten leichten Erfolgen am Bonapartefieber, am Cäsarenwahn. Dieser ließ ihn glauben, er könne sich mehr als Venezuela erobern, und damit war Verwendung für die Staatseinnahmen gefunden.

Castro rüstete ein Heer aus und schickte es ins benachbarte Columbia. Angeblich sollte es dort Ordnung schaffen und einem der um die Präsidentschaft streitenden Abenteurer Hilfe bringen. Tatsächlich plante Castro, sich zum Diktator auch des Nachbarlandes zu machen. Seine Truppen wurden geschlagen, aber er verfolgt sein Ziel noch heute. Venezolanisches Geld besoldet Politiker in Bogota, Castros Spione warten dort auf den günstigen Augenblick, der es ihm ermöglichen wird, mit offenen Karten zu spielen. Es ist durchaus nicht ausgeschlossen, daß die Stunde, in der er sie aufdeckt, sehr bald schlagen wird.

Wer soll ihm in den Arm fallen, wenn er abermals auf Bogota marschiert? Er glaubt sich sattsam durch die Monroe-Doktrin geschützt. Deshalb ist denn auch auf dem Kontinent von Südamerika kein Kaukasier, ob Europäer oder Nordamerikaner, als ihr Verteidiger zu finden.

Der eingangs erwähnte Mr. Bonsal, ein Amerikaner, der von ihrer Berechtigung durchdrungen, nach Venezuela fuhr, greift sie nach seiner Rückkehr auf das bitterste an und schreibt: „Ich habe nirgends in Südamerika ein Wort des Lobes über die Monroe-Doktrin gehört, weder von Eingeborenen noch von Fremden. Nur einem trat ich gegenüber, der sie pries, einem Trunkenen, umgeben von ehrlosen Banditen und gefallenen Weibern — Castro!“

Digitized by Google

Personentarifreformen.

Von Dr. Alfr. von der Leyen, Wirkl. Geh. Ob.-Reg.-Rat in Berlin.

[Schluß.]

V.

Indessen jene Reformvorschläge sind doch nicht ohne Erfolg gewesen. Sie haben jedenfalls dazu mitgewirkt, daß in einigen Ländern die Personentarife auf anderen Grundlagen aufgestellt und gleichzeitig bedeutend herabgesetzt und vereinfacht sind.

Auf den ungarischen Staatsbahnen und einigen Privatbahnen wurde am 1. August 1889 von dem damaligen Handelsminister Baroß ein sog. Zonentarif eingeführt. Die Preise wurden abgestuft in 14 Zonen von 10, 15, 25 km Länge. Über 225 km fand eine Erhöhung der Fahrpreise nicht mehr statt mit der Maßgabe, daß die Reisen sich nicht über Budapest hinaus bewegen durften. Dort begann stets eine neue Zone. Alle Ausnahmetarife wurden beseitigt, das bedeutete den Einheitstarif, allerdings erst bei Entfernungen über 225 km.

Österreich folgte am 1. August 1890 mit einem sog. Kreuzerzonentarif. Die Grundpreise für die Person und das Kilometer betrugen in 3. Klasse 1 Kreuzer, 2. Klasse 2 Kreuzer, 1. Klasse 3 Kreuzer. Die Entfernungen waren ebenfalls in Zonen von 10, 15, 20, 25 und 50 Kilometern abgestuft, jedoch ohne Feststellung einer Höchstgrenze.

Am 1. Dezember 1894 wurde in Rußland ein Personentarif eingeführt, der bis zu 160 Werst ein reiner Entfernungstarif war, und auch von 161 bis 300 Werst nur niedrigere Einheitssätze enthielt. Von da an wurden die Preise nach Entfernungszonen von 25, 30, 40 und (über 1511 Werst) von 50 Werst gebildet.

In Dänemark wurde im Jahre 1896 ein Personentarif eingeführt, der nur bis auf 100 km ein gewöhnlicher Entfernungstarif war, auf größere Entfernungen aber ebenfalls ein Zonentarif mit fallenden Einheitssätzen.

Überall wurden die bisherigen Ausnahmetarife einschließlich der Rückfahrkarten beseitigt.

Mit allen diesen Tarifen sind langjährige Erfahrungen gemacht, und wohin gehen diese?

In Ungarn ist sofort der Verkehr bedeutend gestiegen, die Roheinnahmen haben sich vermehrt, aber die Ausgaben haben sich

Digitized by Google

stärker vermehrt als die Einnahmen. Letzteres wird nur ungern zugestanden. Die Vermehrung des Nahverkehrs war viel bedeutender, als die des Verkehrs auf weite Entfernungen. Allmählich ist die Steigerung aber eine ganz normale und regelmäßige, wie in andern Ländern geworden. Darüber belehren uns folgende Zahlen:

Beförderte Personen:	Einnahme aus dem Personenverkehr:
1899: 33,4 Mill.	52,6 Mill. Kronen
1900: 34, „	53,8 „ „
1901: 37,7 „	54, „ „

Daß das Verhältnis der kürzeren und der ganz weiten Reisen sich nicht wesentlich geändert hat, zeigt folgende Tabelle:

	Prozentsatz der Reisen und Einnahmen in der 1.—13. Zone:	in der 14. Zone:
	Reisen:	
1888:	97,35	2,65
(vor dem Tarif)		
1900:	95,84	4,16
1901:	95,67	4,33
	Einnahmen:	
1900:	71,19	28,81
1901:	70,57	29,43

Über die Steigerung der Ausgaben werden Zahlen nicht angegeben. Daß man aber finanziell keine guten Erfahrungen gemacht hat, beweist der Umstand, daß man in den Jahren 1894 und 1896 die Tarife in einzelnen Zonen erhöht hat, und daß seit dem 1. Januar 1903 neue Erhöhungen eingeführt sind und gleichzeitig die einzige, wirklich eigenartige Bestimmung des Tarifs aufgehoben ist, daß nämlich die Preise bei Entfernungen über 225 km sich nicht mehr erhöhen sollten. Die Entfernungsgrenze ist zwar nicht beseitigt, sondern nur auf 400 km erweitert, aber Reisen über 400 km, die Budapest nicht berühren, werden auf den ungarischen Bahnen, wenn überhaupt, dann nur in ganz verschwindender Anzahl vorkommen. In einer Denkschrift, die die Erhöhungen begründen soll, wird u. a. mitgeteilt, es seien im Jahre 1901 zwar 42 Millionen Personen-Kilometer mehr gefahren, dafür aber nur 704300 Kr. eingenommen. Für das Personenkilometer macht das 1,68 Heller, die zur Deckung der Selbstkosten nicht genügen.

Digitized by Google

Auch in Österreich waren die Erfahrungen mit dem Kreuzerzonentarif so wenig günstig, daß seine Sätze schon 1892 erhöht werden mußten. Im Jahre 1895 wurde ein anderer Tarif mit wiederum höheren Sätzen eingeführt und seit dem 1. Januar 1903 ist dieser nochmals durch die neue, den Reisenden zur Last fallende Fahrkartensteuer von 12 % für Hauptbahnen, 6 % für Nebenbahnen und 3 % für Kleinbahnen erhöht worden.

Über die Erfolge des russischen Tarifs läßt sich ein sicheres Urteil nicht abgeben, da es an einer zuverlässigen Statistik fehlt. Daß man in Rußland nicht damit zufrieden, ergibt die am 1. April und 1. Oktober 1902 eingeführte Erhöhung der Fahrpreise für Schnellzüge und für weitere Entfernungen.

Auch in Dänemark trat eine Hebung des Personenverkehrs ein, aber die Ausgaben vermehrten sich stärker, als die Einnahmen. Die dänischen Staatsbahnen erzielten noch im Jahre 1895/96 einen Überschuß von 5202000 Kronen. Von Jahr zu Jahr ging dieser Überschuß herab, er betrug im Jahre 1900 noch 330000 Kronen, und im Jahre 1901 sind durch die Einnahmen die Betriebs-Ausgaben nicht mehr gedeckt, die Bahnen haben mit einem Fehlbetrag von 141000 Kronen abgeschlossen und außerdem für das Anlagekapital keinen Pfennig Zinsen verdient. Wenn dieser finanzielle Zusammenbruch auch nicht allein eine Folge der Herabsetzung der Personen- (und der Güter-) Tarife ist, so haben diese Maßnahmen doch wesentlich dazu mit beigetragen. In Dänemark ist denn auch im Jahre 1903 eine Erhöhung der Tarife beschlossen.

Diese Erfahrungen ermutigen jedenfalls nicht zu ähnlichen Versuchen. Die Tarifermäßigung hat in allen vier Ländern eine Vermehrung des Verkehrs zur Folge, die aber neue Ausgaben bedingt. Auf weite Entfernungen nimmt der Verkehr nicht entfernt so stark zu, als man erwartet hatte, die hauptsächlichste Steigerung fällt auf nahe Entfernungen. Ein Zonentarif ist daher nur brauchbar im Nahverkehr, wenn die Zonen nicht zu weite sind, wie er sich im Stadt- und Vorortverkehr im allgemeinen bewährt zu haben scheint.

Nun werden die vorgenannten Reformer entgegnen, daß alle diese mißglückten Maßnahmen etwas anderes seien, als ihre viel weiter gehenden Vorschläge. Hätte man diese ausgeführt, so wären auch bessere Ergebnisse erzielt. Zahlenmäßig widerlegen lassen sich solche Entgegnungen nicht. Gleichwohl möchte ich bezweifeln, ob sie auf eine Eisenbahnverwaltung irgend einen Eindruck machen werden!

Digitized by Google

VI.

Wenn gleichwohl die Frage der Reform der Personentarife vornehmlich in Deutschland nicht von der Tagesordnung verschwinden will, so müssen wir uns vergegenwärtigen, daß mit der Tarifreform sehr verschiedene Begriffe verbunden werden. Eine Steuerreform bedeutet meist eine Erhöhung der Steuern. Unter einer Tarifreform versteht der eine eine Ermäßigung, der andere eine Vereinfachung der Fahrpreise. Jede Vereinfachung wird gewisse Verschiebungen zur Folge haben, wenn sie nicht gleichzeitig eine Ermäßigung bedeuten soll. Wenn lediglich eine Vereinfachung erstrebt wird, so ist die schwere Aufgabe zu lösen, daß bei Änderungen einzelner Sätze gleichwohl die Durchschnittssätze und die Gesamterträge aus dem Personenverkehre unverändert bleiben sollen, eine Aufgabe, die mit mathematischer Genauigkeit natürlich nicht gelöst werden kann.

An und für sich ist das Verlangen berechtigt, daß die Personen- (und auch die Güter-) Tarife möglichst einfach, übersichtlich und verständlich sind. Diese Eigenschaft besitzen die Tarife in weit geringerem Maße in den Ländern des Privatbahnsystems, als bei den Staatsbahnen. Die Tarife in Großbritannien, in den Vereinigten Staaten von Amerika sind viel ungleichmäßiger und verwickelter als bei uns, und doch hört man dort weniger Klagen, als in Deutschland. Es liegt das z. T. darin, daß in der Bevölkerung die privatwirtschaftlichen Anschauungen tiefere Wurzeln geschlagen haben, z. T. darin, daß die öffentliche Meinung, soweit sie sich in der Presse kundgibt, von den Privatbahnen in ganz anderer Weise beeinflußt wird, als dies beim Staatsbahnsystem möglich ist. Ich erinnere nur an die allgemeine Sitte, oder Unsitte, die Vertreter der Presse durch Gewährung von Freikarten und sonstigen Begünstigungen zu beeinflussen. Blätter, die solche Gefälligkeiten annehmen, werden ungern ihre Spalten zu Beschwerden über die Eisenbahnen hergeben.

Andererseits sind die Personentarife der Länder, deren gründliche Reformmaßregeln wir soeben kennen gelernt haben, unzweifelhaft einfacher, als die deutschen, und es ist erstaunlich, mit welcher Gelassenheit man daselbst die neuerlichen Tariferhöhungen aufgenommen hat.

Auch in Deutschland sind in den letzten Jahren auf dem Gebiet der Vereinfachung und der Ermäßigung der Personentarife unleugbare Fortschritte gemacht. Die Gründe für die noch bestehenden Mängel liegen vorwiegend in der immer noch vorhandenen

Digitized by Google

Zersplitterung des Eisenbahnwesens infolge der politischen Gestaltung, in der geschichtlichen Entwicklung, in der Verschiedenheit der wirtschaftlichen und sozialen Anschauungen der einzelnen Landesteile, über deren Berechtigung man allerdings verschiedener Meinung sein kann. Alte eingewurzelte Anschauungen lassen sich schwer beseitigen. So begegnet die vierte Wagenklasse in Süddeutschland immer noch gewissen Vorurteilen, wenn diese auch zu schwinden scheinen. Die Abweichungen in der Gepäckbeförderung, die verschiedenen Bedingungen für die Benutzung der Schnellzüge, die in Süddeutschland unter dem Drucke der öffentlichen Meinung eingeführten, übrigens recht fragwürdigen Neuerungen der Kilometerhefte in Baden, der Landeskarten und eigenartigen Abonnementskarten in Württemberg lassen sich nicht ohne weiteres beseitigen.

Einheitlich ist in Deutschland die Bildung der Preise für einfache Fahrkarten, die Geltungsdauer der Rückfahrkarten — mit wenigen Ausnahmen —, einheitlich sind die Grundsätze, daß für Rückfahrkarten Preisermäßigungen zugestanden werden, Ermäßigungen freilich in verschiedener Höhe.

Eine für das Gebiet von ganz Mitteleuropa geltende einheitliche Einrichtung sind die zusammenstellbaren Fahrscheinhefte, die sich trotz gewisser unleugbarer Unbequemlichkeiten für längere Reisen großer Beliebtheit erfreuen. Das zeigt ihre immer fortschreitende Ausdehnung, neuerdings auf Frankreich und auf Italien. Hierfür nur wenige Zahlen: Es betrug bei den im Jahre 1885 eingeführten zusammengestellten Fahrscheinheften:

	die Länge der Eisenbahnstrecke	die Anzahl der Fahrscheine	die Einnahmen
1885	52 965 km	2 417 431	7 252 400 M.
1900	100 953 „	12 614 908	51 492 395 „
1901	103 265 „	9 814 568	40 379 150 „

Der Rückgang des Jahres 1901 hängt zusammen mit der allgemeinen Verlängerung der Geltungsdauer der Rückfahrkarten, wodurch viele Rundreisehefte überflüssig wurden.

Neben diesen, allenfalls als regelmäßige zu bezeichnenden Tarifen bestehen zahlreiche Ausnahmen; für den städtischen und Vorortverkehr, für Monatskarten, Sonntagskarten, Gesellschaftsreisen, alle möglichen öffentlichen und gemeinnützigen Zwecke.

Dieses immer noch bunte Bild ist jedoch lange nicht mehr so bunt, wie noch vor wenigen Jahrzehnten. Welche Verschiedenheiten bestanden z. B. bis in die Mitte der achtziger Jahre in den Bedingungen und Preisen für die Beförderung der Kinder!

Digitized by Google

Welche Fortschritte sind gemacht, wenn man die Darstellung Engels in seinem 1888 erschienenen Buch liest und sie mit den gegenwärtigen Zuständen vergleicht! Ein gewaltiger Schritt vorwärts war die im Jahre 1894 erfolgte Einführung der für alle deutschen Bahnen einheitlichen Grundbestimmungen des deutschen Personen- und Gepäcktarifs Teil I und seine regelmäßige Fortbildung durch die ständige Tarifkommission und die Generalkonferenz. Endlich hat die seit dem 4. Juli 1901 auf den preußischen Staatsbahnen und demnächst auf fast allen übrigen deutschen Bahnen eingeführte einheitliche Geltungsdauer der Rückfahrkarten die Beseitigung zahlreicher Ungleichmäßigkeiten vornehmlich in Preußen ermöglicht. Hierher gehört die Abschaffung der Sommerkarten, zahlreicher fester Rundreisekarten, die überflüssig wurden, die einheitliche Gestaltung der Sonntagskarten, der Ausflugskarten u. dgl. — Alle diese Verbesserungen, die wesentlich den Reisenden zugute gekommen und für die Bahnen mit finanziellen Opfern verbunden gewesen sind, werden in unserer schnell lebenden Zeit nur zu bald vergessen!

Eine Vereinfachung, die heute weiter noch verlangt wird, ist die Beseitigung der Rückfahrkarten unter Ermäßigung der Preise der Einzelreisen auf die Hälfte der Rückfahrpreise. In dieser Richtung bewegten sich die neuesten, später zurückgezogenen Reformvorschläge der sächsischen Regierung. Man hat sich allmählich daran gewöhnt, über die Rückfahrkarte gänzlich den Stab zu brechen. Und doch hat auch sie unzweifelhaft dem Verkehr wesentliche Dienste geleistet, und selbst heute noch kann man ihr gewisse gute Seiten nicht wohl abstreiten. Sie wurde ursprünglich als Tageskarte und mehrfach von Konkurrenzbahnen ausgegeben, die sich die Rückfahrt der Reisenden auf derselben Strecke sichern wollten. Die einzelnen deutschen Bahnen haben sie zu verschiedenen Zeiten eingeführt. Ihre Dauer wurde allmählich verlängert, und damit steigerte sich ihre Benutzung. Die allgemeine Verlängerung der Rückfahrkarte auf 45 Tage hat wieder wesentlich zur Verminderung der Einzelkarten beigetragen, wenngleich auf den preußischen Staatsbahnen im ersten Jahre nach Einführung dieser Maßregel immer noch 25 % der Reisenden der drei höchsten Wagenklassen auf Einzelkarten gefahren sind. Die Rückfahrkarte befreit den Reisenden von der Notwendigkeit, bei der Rückfahrt zum Schalter zu gehen. Es läßt sich nicht wohl in Abrede stellen, daß bei Reisen, die mit dauerndem Ortswechsel verbunden sind, die Kosten nicht die Rolle spielen, wie bei Reisen, von denen man nach einiger Zeit zur Heimat zurückkehrt. Auch

Digitized by Google

hat es, so lange die Eisenbahnen noch nach dem Unternehmerprinzip betrieben werden, eine gewisse Berechtigung, von den vielen Durchreisenden, besonders ausländischen Personen, die Deutschland nur einmal berühren, erhöhte Fahrpreise zu erheben. Ob freilich diese guten Eigenschaften von so hohem Wert sind, daß sie die dauernde Beibehaltung dieser Fahrkarten rechtfertigen, möchte ich nicht behaupten. Sicherlich würde die Beseitigung der Rückfahrkarten nicht ganz unerhebliche Einnahme-Ausfälle zur Folge haben, die auf irgend eine Weise ausgeglichen werden müßten. In dieser Beziehung denkt man an allgemeine Einführung von Schnellzugszuschlägen, an die Beseitigung des Freigepäcks.

Wäre dieser Schritt geschehen, so hätten wir allerdings einen sehr einfachen, auf gesunden Grundlagen aufgebauten, billigen Tarif in Deutschland.

Für die zusammengestellten Fahrscheinhefte würden dann dieselben Preise zu erheben sein, wie für einfache Karten, und es läge damit auch die Möglichkeit vor, nicht benutzte einzelne Scheine voll zu erstatten, was jetzt ja nicht angängig ist. Von sonstigen Vereinfachungsvorschlägen, z. B. Verminderung der Wagenklassen durch Abschaffung der 1. oder der 4. Klasse ist ein wesentlicher wirtschaftlicher Erfolg kaum zu erwarten. Eine Ausdehnung der Reform auf die übrigen deutschen Staaten würde voraussetzen, daß man sich mit ihnen über die Anzahl der Wagenklassen, die Frage der Schnellzugszuschläge, die Gepäckfrage, die Aufhebung der dort bestehenden sozusagen regelmäßigen Ausnahmen verständigte.

VII.

Die Frage, wieweit das Verlangen einer Ermäßigung der Personentarife berechtigt ist, läßt sich schwer beantworten. Wären die Preise so hoch, daß sie notwendige, oder wenigstens wünschenswerte Reisen verhinderten, so ließ sich eine solche Forderung allenfalls rechtfertigen. Aber es wird schwer sein, sich über diese Voraussetzung, darüber, welche Reisen notwendig, welche nützlich sind und noch schwerer, sich darüber zu verständigen, ob noch mehr notwendige oder nützliche Reisen gemacht werden müssen. Fragen wir die Statistik, so sehen wir unter der Herrschaft der geltenden Tarife in fast allen Ländern einen recht lebhaften, stets steigenden Personenverkehr: So wuchs im Deutschen Reich die Zahl der gefahrenen Personenkilometer in dem Jahrzehnt 1891/1901 von 11679 auf 20588 Millionen, d. h. um 76,2 %,

Digitized by Google

die Anzahl der auf das Kilometer Betriebslänge gefahrenen Personenkilometer um 47,3 %. Auf den preußischen Staatsbahnen vermehrten sich die Personenkilometer in dem Jahrzehnt 1890/1900 um 94 %, die Anzahl der beförderten Reisenden von 235 auf 554 Millionen, also um 135 %. Die plötzliche bedeutende Herabsetzung der Personentarife bei Einführung des Zonentarifs in Ungarn hatte eine Vermehrung von 5 auf 13 Millionen zur Folge, im zweiten Etatsjahr stieg diese Zahl von 15 auf 18 Millionen. Aber diese neuen Zahlen sind mit den früheren nicht recht vergleichbar, weil die statistischen Grundlagen für die Berechnung des Verkehrs nach dem Zonentarif ganz andere wurden, und weil außerdem der Verkehr in Ungarn durch ungewöhnlich hohe Tarife früher hintangehalten war. Daß in den letzten Jahren auch in Ungarn der Verkehr sich ebenso normal und durchaus nicht lebhafter entwickelte, als in anderen Ländern, haben wir oben gesehen. Ähnlich finden wir in Frankreich nach der ziemlich bedeutenden Herabsetzung der Tarife am 1. April 1892 eine Vermehrung der Anzahl der beförderten Personen von 232 auf 263 Millionen, d. h. um 13,4 %, während in früheren Jahren die durchschnittliche Vermehrung nur etwa 9,5 % betrug. Aber auch in Frankreich ist nach diesem plötzlichen Aufschwung bald wieder der frühere Zustand eingetreten. So vermehrte sich von 1897 auf 1899 die Personenzahl von 396,7 auf 426,9 Millionen, oder um 7,6 %, die Anzahl der gefahrenen Personenkilometer von 11,6 auf 12,5 Milliarden, also um 7,9 %. In demselben Jahre zeigt der deutsche Verkehr eine Steigerung der Personenzahl um 18,7 %, der gefahrenen Personenkilometer um 15,2 %.

Diese Zahlen, die sich beliebig vermehren ließen, sprechen dafür, daß der Personenverkehr regelmäßig und zwar schneller fortschreitet, als die Entwicklung des Eisenbahnnetzes, daß eine plötzliche bedeutende Tarifermäßigung allerdings ein plötzliches Anschwellen des Verkehrs hervorruft, eine Erhöhung der Durchschnittsziffern zur Folge hat, daß aber nach kürzerer Zeit auch unter der Herrschaft der niedrigeren Tarife wieder ein regelmäßiges, zuweilen sogar ein prozentual langsameres Fortschreiten stattfindet, daß die Gelegenheit der Tarifermäßigung also gleichsam ein Reisebedürfnis vorweg genommen hat. Wir sehen mit anderen Worten, daß zwar die bestehenden Tarife eine stetige Vermehrung des Reisens ermöglichen, daß aber eine Tarifermäßigung eine bedeutendere Vermehrung der Reisen zur Folge hat. Diese Folge wäre vom rein wirtschaftlichen Standpunkt aus erwünscht. Aber

Digitized by Google

eine ernste Verwaltung wird sich doch auch fragen müssen, ob die zur Erreichung dieses Ziels angewandten Mittel nicht nach anderen Richtungen hin weniger erfreuliche Folgen haben; welches also die finanzielle Wirkung derartiger Tarifermäßigungen ist. Eine Herabsetzung der Preise hat eine Verminderung der Einnahmen zur Folge, wenn der Verkehr unverändert bleibt. Diese Verminderung kann ausgeglichen werden, wenn der Verkehr steigt, aber nur unter der Voraussetzung, daß mit dem Verkehr nicht auch die Ausgaben mehr steigen als die Einnahmen. Sind die für den vermehrten Verkehr erforderlichen Aufwendungen höher als die Mehreinnahmen, die er mit sich bringt, so finden wir als Ergebnis wiederum ein Herabgehen der Reineinnahmen. Bevor eine Eisenbahn zu einer Herabsetzung der Tarife schreitet, wird sie zu prüfen haben, welche finanziellen Opfer diese Maßregel bedingt, und ob diese Opfer im richtigen Verhältnis stehen zu den zu erwartenden wirtschaftlichen Vorteilen.

Auch bei Untersuchung dieser Frage sind wir auf Schätzungen angewiesen. Weder die Vermehrung des Verkehrs noch die Vermehrung der Einnahmen oder der Ausgaben lassen sich für die Zukunft mit Sicherheit berechnen, und Schlußfolgerungen aus der Vergangenheit haben immer nur eine bedingte Beweiskraft. Die bedenklichen finanziellen Folgen der radikalen Reformen in Ungarn, Österreich, Rußland und Dänemark haben wir bereits kennen gelernt, wir haben gesehen, daß sie diese Eisenbahnen gezwungen haben, die Tarife wieder zu erhöhen, und das ist eine unter allen Umständen unwillkommene Maßnahme.

Ungemein lehrreich sind weiter die gerade über diese Frage in den Jahren 1901 und 1902 von der württembergischen Staatsbahnverwaltung angestellten Ermittelungen. Eine von der württembergischen Abgeordnetenkammer am 11. Mai 1901 zur Beratung über eine Reform der Personentarife eingesetzte Kommission hatte in ihrem im September 1901 erstatteten Berichte eine Herabsetzung der Fahrpreise der III. Klasse von 3,4 auf 2 Pf. für das Personenkilometer und außerdem auch Ermäßigungen der Preise der anderen Klassen, dagegen eine Beseitigung der meisten Ausnahmesätze vorgeschlagen. In dem Bericht wurde angenommen, daß infolge dieser Maßnahmen die Anzahl der Reisenden um 7½ Millionen jährlich sich vermehren und hierdurch eine rechnungsmäßige Mehreinnahme von 2753941 M. entstehen werde. Der durch Herabsetzung der Preise herbeigeführte Ausfall werde sich dagegen auf 3054290 M. belaufen, so daß eine Mindereinnahme

Digitized by Google

von 300349 M. zu erwarten sei. Eine irgend in Betracht kommende Mehrausgabe sei nicht in Aussicht zu nehmen, wurde jedenfalls nicht in Rechnung gestellt, da die hinzukommende 7½ Million Reisenden mit den vorhandenen Zügen und Betriebsmitteln gefahren werden könnten.

Diese Rechnungen sind von der württembergischen Eisenbahnverwaltung sehr gründlich auf ihre Richtigkeit geprüft. Sie geht dabei von der, wie wir oben gesehen haben, zutreffenden Wahrnehmung aus, daß durch eine solche Tarifermäßigung eine gleichmäßigere Verteilung der Reisenden auf die einzelnen Strecken und Züge nicht, oder nur in ganz geringem Maß herbeigeführt wird. Auf Strecken mit schwachem Verkehr werde ein nennenswerter Zuwachs nicht eintreten, obwohl die Betriebsmittel einen solchen Zuwachs bewältigen könnten. Auf Strecken mit starkem Verkehr werde die Anzahl der Reisenden sich weiter vermehren, sodaß neue Züge eingelegt werden müßten. Diese erfordern neue, einmalige und dauernde Ausgaben für Personenwagen, Lokomotiven, besondere Bauten für Unterstellung dieser Betriebsmittel, Vergrößerung der Bahnhöfe, neues Personal, Kohlen u. s. w. Die einmaligen Ausgaben werden auf 14 Millionen M. — deren Verzinsung jährlich 490000 M. beträgt —, die laufenden auf jährlich 1½ Millionen berechnet. Diese rund 2 Millionen Mark Mehrausgaben treten also zu den obigen rund 300000 M. Mindereinnahmen hinzu. Und daß eine Verminderung eines Betriebsüberschusses — in Württemberg — von 17½ Millionen um 2,3 Millionen M. schwer ins Gewicht fällt, versteht sich von selbst. Die Abgeordnetenkammer hat denn auch in ihrem Drängen nach Tarifermäßigung nachgelassen.

Solche Zahlen geben zu denken. Wenn wir die normale Entwicklung des Personenverkehrs bei den gegenwärtig geltenden Tarifen sehen, wenn wir uns täglich überzeugen können, wie stark unsere Personenzüge besetzt sind, wie der steigende Verkehr fortdauernde Einlegung neuer Züge verlangt, so wird sich schwerlich die Forderung begründen lassen, durch bedeutende Ermäßigung der Tarife müsse der Verkehr noch mehr gehoben werden. Den Eisenbahnverwaltungen wird man es jedenfalls nicht verdenken können, wenn sie es ablehnen, für solche Zwecke erhebliche finanzielle Opfer zu bringen und da, wo das Staatsbahnsystem besteht, wird man den nichtreisenden Steuerzahlern nicht wohl zumuten dürfen, für Geschäfts- und Vergnügungsreisen ihrer Mitbürger einen Teil der Kosten aus ihrer Tasche zuzuschießen.

Digitized by Google

Die Aufgabe einer umſichtigen Staatseiſenbahnverwaltung wird ſein, auf dem ſeit Jahren mit Erfolg betretenen Wege der allmählichen Ausgleichung und Vereinfachung der Perſonen- und Gepäcktarife weiter fortzuſchreiten, Anträgen auf weſentliche Verbilligung der geltenden Tarife, auf Einführung neuer Tarifſyſteme, gegenüber aber eine weiſe Zurückhaltung zu beobachten.

Genetiſche Pſychologie.

Von Chr. Pflaum.

Die wiſſenſchaftliche Betrachtung der Welt, der die begriffliche Erfaſſung der Erfahrungstatſachen obliegt, kann nicht umhin, die nicht zu vereinheitlichende Gegebenheit von Körperlichem und Geiſtigem anzuerkennen und demgemäß die Erkenntnis auf zwei getrennten Wegen zu erſtreben. Denn es iſt unumgängliches Erfordernis eines zwingenden Gedankenganges, nur gleichartige, unmittelbar vergleichbare Tatſachen in eine Reihe zu bringen, und es iſt ebenſo unabweisbar, daß für unſere — wiſſenſchaftlich allein maßgebende — Erfahrung ein Körper und andererſeits die Vorſtellung dieſes Körpers oder ein Gefühl oder ein Wort unvergleichbare Exiſtenzen ſind.

Das hindert natürlich nicht die Anerkennung der gegenſeitigen Bedingtheit des Körperlichen und Geiſtigen und die Notwendigkeit von Grenzwiſſenſchaften, die gerade dieſe Bedingtheit im einzelnen feſtſtellen; es hindert weiter nicht eine philoſophiſche Betrachtungsweiſe, die Geiſtiges und Körperliches aus einem von beiden ableitet oder beide zu Attributen eines in der Erfahrung nicht gegebenen Dritten macht.

Aus dieſer Sachlage ergibt ſich, daß eine noch ſo vollkommene Erkenntnis der Merkmale und Vorgänge der Körperwelt für das Verſtändnis des Seelenlebens unverbindlich iſt, und weiter, daß die biologiſche Entwickelungstheorie, die ſich auf die körperlich-organiſchen Geſtaltungen ſtützt, nicht ohne weiteres zugleich eine Theorie der ſeeliſchen Entwickelung iſt. In der Tat gelten die Prinzipien der Vererbung der Eigenſchaften an

Digitized by Google

die kommenden Generationen und der Anpassung an die Existenzbedingungen sowie das Prinzip, daß die Entwickelung des individuellen Organismus eine abgekürzte Wiederholung der Entwickelung der Gattung ist, erwiesenermaßen nur im Bereiche der Wissenschaften von Entstehung und Ausstattung der organischen Körper. Daß nun diese Prinzipien und weiterhin die besonderen Sätze über irgend eine Entwickelungsfolge der Gattungen belebter Organismen für den Ursprung und die Geschichte des geistigen Lebens der Gattung und der Individuen nicht bedeutungslos sind, ist aus der ausnahmslosen Zuordnung seelischen Geschehens und geistiger Erzeugnisse zu körperlichen gewiß klar; nicht jedoch ist klar, welche Bedeutung sie haben und welche Prinzipien etwa ihre Geltung einschränken.

Hierüber Auskunft zu geben, hat sich die genetische Psychologie zum Ziel gesetzt. Indes ist das bis jetzt bekannte Tatsachenmaterial nach Form und Umfang bei weitem noch nicht zureichend, um über alle wesentlichen Besonderheiten unseres geistigen Entwickelungsganges mit derjenigen Präzision zu unterrichten, welche die biologische Deszendenztheorie, ungeachtet der erheblichen Zahl in ihr enthaltener hypothetischer Aussagen, im großen Ganzen auszeichnet. Einesteils wird es sich also darum handeln, in möglichst exakter Weise nach dem Vorbilde der experimentellen Psychologie zu beobachten und die Ausdrucksbewegungen einfacher und komplexer Natur auf ihre psychischen Voraussetzungen zu interpretieren, und anderenteils zur Ergänzung der Beobachtungen beim höchstentwickelten normalen Kulturmenschen das Seelenleben der Tiere, der Kinder, der Menschen niederer Kulturstufen, der Geisteskranken planmäßig und umfassend psychologisch zu untersuchen. Unsere Kenntnisse, die der Mannigfaltigkeit und der Fülle nicht entbehren, sind noch zumeist zu anekdotenhaft, um beweiskräftig charakteristisch zu sein.

Nichtsdestoweniger gestattet doch unser Wissen bereits einige allgemeine und besondere Behauptungen, deren Wahrheit sich sowohl durch ihre Befähigung, die einzelnen Erscheinungen zu erklären, wie durch den Mangel stichhaltiger Einwendungen gegen sie kund tut.

An der Spitze steht die Einsicht, daß dieselben Vorgänge, die das aktuelle Seelenleben des höchstentwickelten Kulturmenschen konstituieren, sich bei allem seelischen Geschehen finden und das psychisch-geistige Wachstum bedingen.

Digitized by Google

Daß alles seelische Geschehen sich aus denselben Elementen aufbaut wie das Seelenleben des höchstentwickelten Kulturmenschen, ist eine gesicherte Behauptung. Wir können ja im Grunde überhaupt von Seelischem nur insofern sprechen, als wir gleiche innere Vorgänge, wie wir sie in uns erleben, bei anderen Individuen voraussetzen, und insofern, als die Äußerungen anderer Individuen so sind, wie diejenigen, die wir selbst unter gleichen Umständen tun würden. Die gleichartige körperliche Beschaffenheit und die Zusammengehörigkeit einiger bestimmter Bewußtseinsinhalte zu bestimmten mechanischen Vorgängen berechtigt, ebenso wie den Menschen, so auch den Tieren Empfindungen, Vorstellungen, Gefühle oder Strebungen, Assoziation früherer Erfahrungen mit aktuellen Erlebnissen, primitive Urteile zuzugestehen. Je weniger differenziert der belebte Organismus und je einfacher Maß und Art seiner Lebensbedürfnisse, desto ärmer und einförmiger das Bewußtsein; je differenzierter jener und je größer Zahl und Mannigfaltigkeit der normalen Lebensbedürfnisse, desto mehr bewußte Erlebnisse, desto vielgestaltiger die bewußten und planmäßigen Ausdrucksbewegungen. Der Maßstab für den Umfang des geistigen Lebens ist die Dauer und Ein- bezw. Vielsinnigkeit der Reaktion eines Individuums auf einen äußeren Eindruck: je schneller auf einen Reiz (die verschiedene Leitungsfähigkeit des nervösen Apparates verschiedener Typen außer Rechnung gelassen) eine Reaktionsbewegung erfolgt und je mehr sich diese als eine mechanische Wirkung jenes darstellt, desto weniger psychische Mittelglieder enthält naturgemäß der ganze Prozeß von der Einwirkung des Reizes bis zu seiner Beantwortung durch die Bewegung; je länger die Reaktionszeit und je mehr nicht unmittelbar gegebene Voraussetzungen gemacht werden müssen, um die Zusammengehörigkeit von Reiz und Ausdrucksbewegung zu erhellen, desto komplizierter und intensiver ist die nicht mechanische, d. h. psychische Bearbeitung des Eindrucks. Allerdings sind diese Reaktionsvorgänge für die Beobachtung wenig übersichtlich: bei dem hochstehenden Individuum sind sie es nur bei sehr einfachen und mäßig intensiven Reizen, weil sie sonst vermöge der gewaltigen Masse assoziativer Beziehungen, die jeder Bestandteil unserer stets sehr komplizierten Erlebnisse zu den früheren Erfahrungen besitzt, nicht nur beträchtliche Dauer haben, sondern auch notwendig vieldeutig werden; im übrigen aber hat jedes Individuum in seiner Art zu empfinden, zu fühlen und zu reagieren noch etwas ganz Persönliches, das weniger durch seine

Digitized by Google

eigenen Erlebnisse als dadurch hervorgerufen wird, daß es in seiner nervösen Konstitution die Erfahrungen einer ungezählten Reihe von Vorfahren latent in sich birgt.

Kann man bei der anatomisch-physiologischen Grundlage des Seelenlebens von einer Vererbung von Eigenschaften oder Dispositionen sprechen, so nicht beim Seelenleben selbst. Hier handelt es sich nur um Übernahme bestimmter geistiger Erzeugnisse der früheren Generationen.

Da nun jedes geistige Geschehen irgendwie der äußeren Anregung bedarf und in seinem besonderen Verlauf von der Natur dieser Anregung entscheidend bestimmt wird, so ist die geistige Tätigkeit jedes Individuums zugleich ein Übernehmen und Nachahmen der geistigen Arbeit seiner Vorfahren und ein Anpassen an die Bedingungen seiner Existenz, die ihm die äußere Anregung geben. Insoweit die Anpassung, psychisch betrachtet, ein ganz persönliches und spontanes Reagieren des Individuums auf eine zumindest in ihrer Kombination neue Vielheit von Umständen ist, verdient die Reaktion den Namen Erfindung. Die Erfindung, in allen Stadien der Intensität die eigentliche Repräsentantin des Wachstums geistiger Werte, ist selbstverständlich eitel ohne den Schatz überkommenen Geistesinhalts; Erfindung und Nachahmung im Seelenleben haben ebenso zusammenzuwirken, wie konservative und progressive Gesinnung zum gedeihlichen Aufschwung sozialen Lebens.

Ein Nachweis des Satzes, daß die Entfaltung des individuellen Seelenlebens eine abgekürzte Wiederholung der seelischen Entwickelung der Gattung ist, bereitet, insofern hier das ganze Kontingent biologischer und psychologischer Hypothesen von mehr und minder berechtigter Geltung in Anspruch zu nehmen ist, naturgemäß die größten Schwierigkeiten. Bei dem Stande unseres exakten Wissens und in Anbetracht des oben erwähnten Charakters alles Seelenlebens ist zunächst eine Verfolgung der seelischen Entwickelung der Gattung bis zu den untersten embryonalen Stadien seelischer Begabung unmöglich.

Ist das Seelenleben des Kindes analog dem der sogen. Naturvölker? — Erwachsene Personen, die etwa ihren eigenen Körper nicht in Gegensatz zur körperlichen Umgebung zu setzen vermögen, wie es das kleine Kind nicht vermag, sind nicht bekannt. Nachdem dem Kinde diese Gegensätzlichkeit durch die gefühlten Eindrücke der Umgebung aufgegangen ist, belebt es allmählich alles Körperliche, das zu ihm in Beziehung kommt,

Digitized by Google

ganz nach seiner eigenen Art zu fühlen und zu handeln: es läßt seinen Zorn aus an einem Stein, einem Stück Holz, an dem es sich gestoßen hat, es streichelt und liebkost die glänzenden Spielsachen, an denen es sich erfreut u. dgl. m. Dem entsprechen ganz die erwachsenen Menschen primitivster Bildung, die in der Tat nur einer durch einen Gegenstand oder sonst irgendwie zufällig erregten Stimmung bedürfen, um irgend ein Ding für belebt zu halten.

Die Parallele wird gestärkt durch die Ähnlichkeit der wirtschaftlichen Betätigungsweise des Kindes und des Wilden: hat nämlich der Wilde einen Wohnort mit reicher natürlicher Vegetation, so sorgt er ebensowenig um seine Nahrung und bemüht sich um sie, als das Kind wohlhabender Eltern; ist andererseits das Vorhandene spärlich oder schwer erreichbar, so strengt er sich für die Gewinnung von Nahrungsmitteln ebenso an wie das Kind armer Eltern, dem die Bissen abgezählt werden, wenn es der Hunger treibt und es ein Nahrungsmittel erreichbar weiß; in beiden Fällen aber denkt weder der Wilde noch das Kind länger und zu anderen Zeiten an seinen Lebensunterhalt, als das Bedürfnis des Magens gebietet.

Wie weit erstreckt sich ferner die Analogie durch das Seelenleben des größeren Kindes und das der niedrigen Kulturvölker? Das größere Kind unterscheidet sich psychologisch vom kleineren Kinde, das seine auch tote bezw. leblose Umwelt belebt, dadurch, daß es, nachdem ihm der Unterschied von Äußerem und Innerem, von Körper und Seele, bewußt geworden, alles Stoffliche beseelt. Es zerschneidet seinen ledernen Reiter oder zerbricht die Puppe, um zu sehen, wie sie „innen" ausschaut. Das entspricht der Art jener Völker, denen das Götterschaffen eine liebe und leichte Beschäftigung ist, die Wald und Flur, Erde, Luft und Wasser, Rohstoff und Werkzeug mit Göttern bevölkern. Wenn die Gleichartigkeit dieser Vorgänge für uns nicht mehr völlig in die Erscheinung tritt, so liegt das daran, daß unsere größeren Kinder vermöge der Erziehung nachdrücklich an der rein natürlichen Entfaltung ihrer Auffassungen behindert werden; allerdings geschieht das gleiche auch bei Völkern, die fremden Kulturbesitz in sich aufnehmen. Auch darin läßt sich eine Analogie sehen, daß das größere Kind das Nebeneinanderbestehen von höheren und niederen Motiven, Erwägungen und Trieben, von Willen und Macht in einem oder verschiedenen Wesen nicht zu erfassen vermag, und daß ein Volk für jede irgend selbständig scheinende

Digitized by Google

Lebens- und Handlungsweise, für jedes Ereignis Götter zu Subjekten macht, so Gottheiten der Liebe, des Streites, der Krankheit und Genesung, des Handels, der Liebe, der Künste, des Krieges, des Sieges usw.

Die Fortführung der Parallele zwischen Jüngling und Mann einerseits und den höheren Kulturvölkern andererseits würde zu weit führen.

So spärlich die aufgeführten Vergleichsmomente auch sind, sie dürften doch ausreichen, das Vorhandensein einer weitreichenden Analogie des geistigen Entwickelungsganges beim Individuum und der Gattung darzutun.

Die Hoffnung ist berechtigt, daß die genetische Psychologie durch Materialsammlung und Theorie der Erkenntnis der Entstehung und Geschichte unseres Seelenlebens in Zukunft weitere gewichtige Dienste leisten wird.

Vom Torengeschlecht.

Lose Blätter von Johanna Niemann.

„Hedwig, du? Hier auf der Leipzigerstraße? Warum bist du nur Sonntag nicht zu uns herausgekommen? Wir haben nun eben die große Reise zusammen gemacht, Tag um Tag sind wir nicht auseinander gewesen und hätten noch soviel davon zu reden! Nein?“

Hedwig zog den Arm der Fragenden an sich.

„Gib mal von den Paketen etwas her; ich trage sie dir. Ach, wie beglückt es mich, dich hier zu treffen.“ Dabei dachte sie für sich: „Gibt es so Liebes noch, wie dies Gesicht und diese Stimme? Und im großen Schaufenster des nächsten Ladens betrachtete sie das Spiegelbild der Freundin und fühlte wieder jene schmerzlich süße Liebe, mit der man bisweilen bewußt und unbewußt sein Gegenteil liebt.

„Ich begleite dich noch ein Stück, wenn du erlaubst.“

„Komm doch gleich mit hinaus, ich bin fertig mit Einkäufen und fahre nach Hause.“

Digitized by Google

„Nein, danke, liebe Ilse.“

„Mein Mann hat also recht. Er sagte: ‚Hedwig wird sich in Arbeit gestürzt haben, darüber vergißt sie alles.‘“

„Keine Spur davon. Ihr habt mich letzthin zu schlecht behandelt, ich möchte nicht wieder kommen.“

„Das ist nicht wahr!“ stieß Ilse hervor und hätte im Schreck beinahe ihre besten Einkäufe auf das Pflaster fallen lassen. „Wir, und dich schlecht behandeln?“

„Es ist so wahr, daß ich die Nacht durchweine, so oft ich daran denke.“

Ilse wollte lachen. Sie wußte doch, Tränen waren wohl ihre eigene, aber nicht Hedwigs Schwäche. Als sie aber Hedwig ins Gesicht sah, fühlte sie sich ratlos und verlegen.

„Wir sind ganz ahnungslos gewesen,“ sagte sie beschwörend, „Heinrich, so wie ich. Wärst du doch längst gekommen.“

„Das ist es eben. So seid ihr Menschen der sogenannten schlichten Empfindung. Ihr sprecht, als hättet ihr das Gemüt in Pacht und nicht mal leise Ahnung kommt euch, wenn ihr ander ins Herz trefft.“

„Gott, Hedwig, wenn ich dir doch sage: Mein Mann wird schön erstaunen. Komm heute Abend noch, ich bitte dich, wir wollen alles wieder gut machen, komm!“

„Es muß erst Gras darüber wachsen,“ war Hedwigs ganze Antwort. Sie sprach darauf von anderen Dingen, fragte nach diesem und jenem und brachte Ilse endlich zu dem Vorortzug, in den sie nebst ihren Paketen einstieg.

„Grüße deine Kinder!“ rief Hedwig ihr nach.

Langsam und in Gedanken legte sie den weiten Weg nach der eigenen Wohnung zurück, den Schleier zog sie fester um das Gesicht, das heiß geworden war und in heimlichen Tränen stand.

„Wie mich dies aufgeregt hat!“ sprach ihr Gefühl, und dann wieder: „Wie habe ich sie lieb trotz allem!“

— — — — — — — — — — — — —

Am Spätnachmittag des folgenden Tages hörte sie die Klingel ihrer Wohnungstür tönen und im Korridor eine bekannte Stimme fragen: „Fräulein Rhode zu Hause?“

„Bitte, Herr Doktor, gehen Sie nur hinein, es ist schon Besuch drinnen.“

Ilse hatte ihm also gebeichtet, und er kam nun selbst, auf dem Umweg zu seinem Klub. — Einerlei!

Als er eintrat, tat sie unbefangen, damit ihr Besuch, eine

Digitized by Google

berühmte Frau, nichts merke. Und scheinbar unbefangen, mit hochgetragenem Kopfe, trat Heinrich Holsten über die Schwelle, begrüßte Hedwig und ließ sich der Berühmtheit vorstellen, die ihn kritisch musterte, denn auch sein Name hatte weiten Klang.

Mit heimlicher Ungeduld wartete er sodann, daß sie gehen möge.

Es war ein altes Necken zwischen ihm und Hedwig, daß er ihr den Zug zu dem Ungewöhnlichen und den Gipfelmenschen vorwarf. „Merkwürdig, wie die Geister einander wittern," pflegte er spottend zu äußern, wenn sie ihm von neuen Begegnungen erzählte. Aber sie selber nannte er gern seine Entdeckung, sein ganz spezielles Finderglück. „Da war ich nun mal der erste, Hedwig, der allererste." Und sie antwortete: „Für mich der erste damals und heute."

Ein Gespräch über Personen und Bücher, Richtungen und Parteien, Reisen und Kunst kam in Gang, wie gescheite Menschen es mühelos aus dem Handgelenk führen. Holsten aber blieb frostig, und die schöne Fremde wunderte sich, daß er nicht interessanter war.

„Wenn sie nur bald ginge!" dachte er mit Ungeduld.

„Ziehen Sie nicht Ihre Handschuhe aus?" fragte Hedwig. „Es sind noch dazu ganz neue."

Mit einem Blick auf Hedwigs Gast schüttelte er den Kopf. „Ganz neuer Anzug sogar," bemerkte er. „Unser Außenmensch war im Verlauf der Reise doch etwas bedenklich geworden. Ich habe gegen Ende mitleidige Blicke aufgefangen, die uns streiften."

„Sie galten besonders Ihnen, Hedwig."

„Mein grünes Kleid war eben hin."

„Wenn man's so einrichtet, ins Wasser zu fallen! Strafe muß sein!"

Daß sie den scherzhaften Hieb nicht parierte, belehrte ihn deutlich über ihre Stimmung; sie mußte arg gedrückt sein. Arme Hedwig!

„Gestern habe ich Glück gehabt; ich traf Ilse auf der Straße."

„Sie hat mir davon erzählt."

Er wußte also. Wenn der Besuch doch ginge! Auch Hedwig wünschte ihn fort.

Holsten sah nach der Uhr.

Vielleicht, daß die Berühmtheit dies verstand; sie ging nach einigen Minuten wirklich, von Hedwig bis zur Treppe begleitet. Unterdessen zog Holsten seine neuen Handschuhe aus, warf einen

Digitized by Google

Blick in den Spiegel und stand, als Hedwig zurückkehrte, an ihrem Schreibtisch, ein Blatt Papier in der Hand, das dort offen gelegen hatte. Es war in ihrer Handschrift beschrieben.

„Verse? Von Ihnen, Hedwig? Darf ich?"

„Ja." Sie setzte sich in die Sofaecke und sah nicht zu ihm hin, während er las:

Taumelnd und blind,
Wir Menschen sind
Ein Torengeschlecht,
Und nach Torenrecht
Ist kein Entrinnen
Aus der traurigen Narrheit
Hiereinst zu gewinnen.
Toren, wir drei!
Hielten's für Lieb' erweisen,
Frisch in den Frühling zu reisen,
Vom Zwange frei.
Nicht gebunden durch Zeit und Ort,
Heute hier sein und morgen dort;
In sieggewisser Richtung,
Durch bunt Gewirr zur Lichtung,
Zum Höchstgenuß uns winden,
Die Seele, den Leib erlöst empfinden:
Das war unser Plan.
— Ein Torenwahn!
Gleich anderm holden Wähnen
Beweint mit heißen Tränen.

„Also doch!" sagte Holsten, legte das Blatt an seinen Platz zurück und zuckte mit den Achseln. Sein Blick suchte Hedwig. Es fiel ihm auf, wie schmal und schmächtig sie geworden war, ihre Augen blickten umflort und hatten dunkle Ringe, aber sie weinte nicht.

Das war einigermaßen beruhigend, wenn auch nicht ungewöhnlich, denn er hatte sie kaum jemals weinen sehen.

Er kam näher, zog einen Stuhl heran und setzte sich und ging nun auf die Sache los.

„Wir müssen uns wohl aussprechen, Hedwig! Sie haben sich bei Ilse beklagt, die sehr bestürzt war. Es tut mir leid, daß Sie glauben, zum Klagen Grund zu haben, indessen, ich für meine Person bin mir keiner Untaten bewußt, wenn ich auch zugeben muß, daß etwas zwischen uns anders geworden ist. Wer am meisten Schuld daran trägt, ist wohl schwer zu sagen, aber — das Faktum — das — das ist nun mal da."

Sie ließ ihn ohne Antwort und er blickte auf das Teppich-

Digitized by Google

muſter zu ſeinen Füßen und wog die Worte ab für das, was noch zu ſagen war.

„Sehen Sie, Hedwig, es iſt zu viel Hang zur Reflexion, zu viel Abwehr und Verneinung, zu viel Kritik in Ihnen, zu wenig Herzenseinfalt und Gemütswärme, die ſich rückhaltlos und ungezwungen erſchließt. Ich habe dieſe Mängel auf unſerer Reiſe mit ſteigender Pein empfunden als das mir Gegenſätzliche und ſie haben eine Fremdheit zwiſchen uns geſchaffen, die früher, als wir uns ſeltener ſahen, nicht ſo merklich wurde, über die wir aber, fürchte ich, nicht mehr wegkommen werden. Wir wollen einander ja nicht vergeſſen, es wird mich immer freuen, von Ihnen zu hören, aber wir wollen uns auch nicht zwingen, meine ich. Von Briefen zum Beiſpiel und manchen Gewohnheiten unſeres Verkehrs wollen wir künftig abſehen — und — und —“

Er fühlte, daß ſie ihn unverwandt anſah, ohne ſich zu rühren, und er wußte, wie unheimlich ſicher ſie im Antlitz eines andern zu leſen verſtand.

Unbehaglich brach er ab und ſah auf.

„Ich habe Ihnen alſo nicht gehalten, was Sie ſich verſprachen, als Sie mich um Freundſchaft baten?“ fragte ſie ruhig.

„Offen geſtanden: nein. Ich hatte es mir anders gedacht, namentlich unſere Reiſe.“

„Ich auch.“

„Na, ja! Das läßt ſich denken. Wir ſind Ihnen zweifellos manches ſchuldig geblieben, ſo wie wir nun mal ſind, Ilſe und ich. Sie, Hedwig, als die geiſtig regſamere, immer wunderbar wache und immer ſchöpferiſche, machen Anſprüche an die Perſonen ihres Umgangs, die man nicht immer gewillt, nicht immer geſtimmt, vielleicht nicht mal immer fähig iſt, zu erfüllen. — Aber davon ſehe ich ganz ab.“

„Ich auch. Ganz abgeſehen alſo von aller Verſchiedenheit unſerer Bedürfniſſe und Anlagen, ſowie ich unterwegs geweſen bin, ſo habe ich ſein müſſen, nicht Ihret- und nicht meinetwegen, ſondern einfach Ilſes wegen.“

„Sie meinen, Ilſe wäre ſonſt eiferſüchtig geworden?“

„Haben Sie es etwa vergeſſen? Schon in Venedig fing der Kummer an, vielleicht ſchon früher, ſchon unterwegs als Ilſe das Eiſenbahnfahren nicht vertrug und wir uns unterhielten. — So hätte ſie dauernd gelitten, denn ſie vertrug nicht mehr, als ich gab, und das war wenig genug, ich weiß es wohl; aber Ilſe kann man bewußt nicht weh tun, das iſt unmöglich. Ihnen vielleicht, Sie

Digitized by Google

gehen darüber nicht entzwei. So habe ich mir eine Stachelhaut überstreifen müssen, zur Notwehr gegen mich selbst."

Ein Ton schmerzlichen Humors war in ihrer Stimme, der ihn wieder zwang, sie anzusehen. Er lächelte.

„Freilich, entzwei gegangen bin ich nicht."

„Aber an mir irre geworden. Das wundert mich nun doch."

Sie hielt an, um dann, da auch er hilflos schwieg, in bestimmterem Ton, doch ohne alle Heftigkeit fortzufahren:

„Ich will aber nicht von Ihnen mißverstanden werden, ich will es keinesfalls. Ich lasse auch nicht zu, daß Sie den Schein wahren, als hätten Sie mich nicht verstanden. Es wäre allzu bequemer Weg, nicht wahr? Ich will mit nichts vor Ihnen zurückhalten, natürlich nur vor Ihnen. Wir sind hier allein, endlich und vielleicht zum letztenmal allein, da Sie mutig entschlossen scheinen, mich abzuschütteln. Es ist nichts leichter, als in Berlin einander aus dem Wege zu gehen, wenn der eine Teil es darauf ablegt. Sie tun aber unrecht daran, und vor allem, Sie tun etwas ganz Überflüssiges. Ich liebe Sie über alles, das wissen Sie doch längst, und was ist Arges dabei? Sollte ich mich meiner stärksten und schönsten Empfindung schämen, auf die ich vor mir selbst doch nur stolz bin? Keine Empfindung ist an sich sträflich, nur die Tat, in die man sie umsetzt, könnte schuldig machen. Sollte es nicht erlaubt sein, jemand zu lieben, so lange er liebenswert ist? Dann rate ich Ihnen, schließen Sie sich in einen Schrank ein und verwahren Sie auch gut die Türe."

„Hedwig!" rief er, wider Willen lachend, „das ist nun wieder Bosheit von Ihrer Art."

„Nun gewiß, ich hasse doch mal diesen Philistergeiz mit sich selbst, genau wie sie ihn im Grunde hassen. Ich will ja keine Zärtlichkeiten, keine Vergünstigungen und Rechte, ich falle Ihnen nicht um den Hals, wie Sie wissen, und mache keine Szenen."

„Nein, weiß Gott, Hedwig, die Proben fehlen."

Er hatte es immer an ihr bewundert und geachtet, daß sie stets die Grenze wahrte. Zudringlich werden, sein Blut erprobend reizen, wäre ihr ganz unmöglich gewesen. Auch jetzt, in der offenen Leidenschaftlichkeit ihrer Bekenntnisse, vergab sie sich nichts. Noch immer verhielt sie Tränen und Schluchzen und alle Dramatik, aber zum erschrecken blaß war sie geworden, und in dieser Bläße erschien sie noch schmächtiger als vorhin.

Als wenn sie seine Gedanken erriete, sagte sie mit Selbst-

Digitized by Google

verspottung: „Ja, ja, billig haben Sie es nicht gemacht. Die unselige Zeit des Fremdwerdens bei nahem Zusammensein hat mir fast das Leben und alle beste Kraft gekostet. Jeden dritten Tag kann ich die Knöpfe an meinem Kleide weiter zurücksetzen."

„Und an diesem elenden Zustande wollen Sie nichts bessern? Wohl gar jetzt arbeiten und — —"

Sie schauerte zusammen. „Ich wollte, ich hätte die Reise nicht gemacht," stieß sie hervor.

Da der Vorschlag, gemeinsam zu reisen, von ihm und in Ilses Gegenwart ausgegangen war, und Ilse ihm nicht widersprochen hatte, traf ihn dieser Stoßseufzer empfindlich ins Gewissen.

„Was kann ich tun, die Bitternis dieser Reue zu mildern?" fragte er.

„Nichts."

Ein kurzes Schweigen folgte.

Er suchte umsonst nach einem Ausgang, der die Unterredung glimpflich beenden könnte. Hedwig kam ihm zuvor.

Das hatte sie immer gekonnt, beweglichen Geistes wie sie war und fähig, in seinem Innern zu lesen, wie sonst kein Mensch auf der Welt.

„Leben und Welt liegen noch vor Ihnen," begann sie. „Ich fühle mit Sicherheit, wie sehr Ihr Weg sich noch weiten wird, und daß viele sich noch zu Ihnen drängen werden, Männer und Frauen. Liebe, Freundschaft, Bewunderung und Anteil wird man Ihnen entgegenbringen, wahrscheinlich mehr, als Sie begehren werden, als Sie brauchen können, aber in all diesen Empfindungen und Darbietungen wird auch zugleich Absicht und Berechnung wohnen und das Begehren, die Unbeständigkeit und die Selbstsucht. Keiner und keine wird unter den vielen sein, der Sie stärker, selbstloser und unerschütterlicher lieben wird als ich."

„Auch Ilse nicht?"

„Ilse liebt Sie mit den Rechten und Ansprüchen Ihrer Frau, der Mutter Ihrer Kinder."

„Ja," sagte er kurz und verstehend.

„Ein Mensch von Innerlichkeit, wie Sie oft behaupten, es zu sein und auch sind, sollte besser zu werten wissen, was in seiner Tiefe nicht auszuschöpfen und dazu beinah das einzige ist, das man nicht kaufen und nicht verlieren kann," fuhr sie mit leiserer Stimme fort.

Sie hatte eine eigene Art, die aufregendsten und nahezu un-

Digitized by Google

aussprechlichen Dinge ganz ruhig mit Alltagsselbstverständlichkeit zu sagen und den Hörer doch nicht in Zweifel über den Unterton zu lassen, aus dem sie aufklangen.

Holsten kannte dies und vermochte nicht mehr, an sich zu halten, sprang auf und setzte sich auf den Stuhl, der dicht neben ihrem Sofaplatz an der Wand stand. Jetzt hätte sie den Kopf wenden müssen, um sein Gesicht zu lesen und war ihm doch näher als vorhin.

„Wenn Sie so sprechen, Hedwig," sagte er bewegt, „so weiß ich vor Beschämung nicht zu antworten. Eins möchte ich nur wissen: Was ist an mir, das Sie so machtvoll zwingt? Ich weiß, Sie schätzen Gaben des Geistes, Sie erwärmen sich für Talent und Mut — aber —"

„Ich kenne Männer, die deren mehr oder doch ebensoviel besitzen als Sie", antwortete Hedwig; und wie sich selber erst befragend, fügte sie hinzu: „Nein, es liegt nicht daran, an gar nichts einzelnem, besonderem liegt es; es ist ein Müssen der Natur, der elementarsten Macht, die man denken kann, und darum ist es ewig, ewig in mir, ich weiß es. Von Mensch zu Mensch aber muß auch ein derartig Ewiges möglich sein. Nur zu einem einzigen Menschen dies Bewußtsein gewinnen, heißt die Ruhe finden, an der alle Gewitter des Lebens abgleiten."

Als sie so sprach, überlief es ihn heiß und kalt. In der Unverzagtheit und Zuversichtlichkeit ihrer freudigen Natur hatte Hedwig ihm mehr als einmal den Eindruck gemacht, als wenn die Gewitter des Lebens tatsächlich an ihr abglitten. Um dieses Göttergeschenk sollte er sie bringen dürfen?

Hedwig erhob sich. „Gehen Sie nun in Ihren Klub," sprach sie, „man wird Sie erwarten." Ein kaum merkliches Lächeln war in ihre Augen gekommen; sie glitt leise, ihm ausweichend, um den Tisch herum und stand wartend, daß er sich verabschieden werde.

Er spürte geringe Lust dazu. Seine Klubbrüder würden ihm heute bitterwenig zu geben wissen, das fühlte er. Sinnend ging sein Blick durch das vertraute Gemach, und er wurde mancher Stunde eingedenk, die er hier im Gespräch mit Hedwig verbracht hatte. Aller Stimmungen Bild waren diese Stunden und diese Gespräche gewesen, und niemals hatte Hedwig ihn unbeschenkt entlassen. Sei es, daß ihr Verständnis ihn sicherer in sich selbst gemacht, seinen Irrtum berichtigt, seinen Zweifel zerstreut und hohe Ziele, von Verschleierung befreit, seinem Schauen nahe gerückt hatte; sei es, daß sie ihn einfach zu erheitern verstanden.

Digitized by Google

Und wodurch dies alles? Er war nicht im Zweifel darüber. Wieder fiel sein Blick auf das Blatt mit den Versen. Er nahm es noch einmal auf und fand nun, daß auch die Rückseite beschrieben war. Er las:

Dein Zimmer, das die Fensteraugen
Zum Garten kehrt,
Wo Wölkchen still zur Decke rauchen,
In Duft verzehrt.

Wo über deinem Schreibtisch fragend
Diana schaut,
Was heut in Frohmut, morgen zagend
Dein Genius braut.

O traute Welt voll Ernst und Lachen!
Wie wunderweit
Die Stunden glitten, leise Nachen
Zur Ewigkeit!

Und einmal sprachst du: Wandernd lenken
Wir nun den Schritt
Italien zu. Schön wär's, zu denken:
Du kämest mit!

Ach, heute noch fühl ich das Stocken
In Hirn und Herz,
Den wilden Schreck und das Frohlocken,
Wie himmelwärts.

Die Flügel spannt der Glutgedanke:
Italien? Nein!
Nur, daß fortan kein Tag mehr kranke
An Sehnsuchtspein,

Daß jeder schön und schön solch Wandern,
Wo immer hin.
Es wandert ja, wie nie mit andern,
Beglückter Sinn.

Ich Törin! Die ich nicht der Augen
Verschattet Blau,
Erkannt nicht, was die Lippen hauchen
Von deiner Frau.

Ach, daß gebietend sie gesprochen:
„Ich leid' es nicht!
Dein Tag, wenn glänzend angebrochen,
Nimmt mir das Licht."

Zu anderer Zeit hätte die Unbeholfenheit dieser Verse Holsten ein Lächeln abgelockt, jetzt las er sie ohne alle Kritik.

Digitized by Google

„Lassen Sie mich dies Blatt behalten, liebe Hedwig," bat er. „Zum Abschied denn."

Er schüttelte den Kopf und lächelte sie an.

„Und wenn wir auch ein Torengeschlecht sind — meinerseits ist der Beweis ja wohl erbracht, und von Ilse sage ich nichts — und wenn wir dies auch niemals ändern können, wie Sie behaupten; was wir mit unserer Befreundung gewollt und in ihr gefunden haben, soll doch kein Torenwahn gewesen sein. So lange Sie es wollen, hoffe ich Ihr Mensch der Ewigkeit zu bleiben. Ich danke Ihnen, Hedwig. Es ist noch alles beim alten zwischen uns, wie schlecht ich's auch verdient haben mag. Kommen Sie also bald, kommen Sie nächsten Sonntag; mein Zimmer wartet, und Ilse wird sich freuen."

Er hielt ihr die Hand hin, die sie, ohne ein Wort zu sprechen, mit ihren beiden umschloß.

Dann ging er.

Die Betriebsfrage in der Landwirtschaft.

Von Hermann Levy.

Das ökonomische Lehrgebäude der „klassischen" Sozialdemokratie gerät mehr und mehr ins Wanken. Diejenigen aber, welche an seinen morschen Pfeilern rütteln, sind nicht nur seine ursprünglichen Gegner, sondern auch teilweise die Nachkommen seiner Erbauer.

So hat es jetzt der Sozialdemokrat Eduard David unternommen, die agrarischen Lehren des Marxismus wissenschaftlich zu widerlegen. Sie sind bereits durch die Tatsachen der modernen landwirtschaftlichen Entwickelung der verschiedensten Länder entkräftet worden. Denn die Marxsche Prophezeiung, daß der kapitalistische Großbetrieb auf dem Lande, gleich dem industriellen Großbetrieb, den Kleinbetrieb zunichte machen werde, indem auch auf dem Lande der Großbetrieb dem Kleinbetrieb ökonomisch überlegen sei, — ist nicht eingetroffen. Im Gegenteil! Gerade in dem Lande, aus welchem Marx hauptsächlich das Material

Digitized by Google

seiner Werke schöpfte, in England, hat sich in den letzten 25 Jahren eine Wiederbelebung von landwirtschaftlichen Kleinbetrieben gezeigt. Kautsky aber, der die Marxsche Agrartheorie von neuem zu bekräftigen suchte, mußte zugeben,*) „daß der Kleinbetrieb in der Landwirtschaft keineswegs in raschem Verschwinden ist, daß die großen landwirtschaftlichen Betriebe nur langsam an Boden gewinnen, stellenweise sogar an Boden verlieren." Diese Erkenntnis hat Kautsky freilich nicht von dem pessimistischen Glauben befreit, daß die ökonomische Konkurrenz des landwirtschaftlichen Großbetriebs eine beständige Verschlechterung in der Lage des Kleinbetriebs herbeiführe, und daß dieser, wenn auch langsam, so doch sicher an dieser Konkurrenz zugrunde gehe.**)

Das Entgegengesetzte zu beweisen, ist die Aufgabe, welche sich David in dem ersten Bande seines Werkes „Sozialismus und Landwirtschaft"***) gestellt hat. Er hat diesen Band einzig der Erörterung der „Betriebsfrage" in der Landwirtschaft gewidmet. Seine Arbeit beruht auf einer Fülle eingehender Detailstudien; ein umfangreiches Tatsachenmaterial ist von ihm gesammelt worden und, was das erfreulichste ist, nirgends wird der Leser über mangelnde Objektivität klagen können. Der Verfasser tritt nicht mit parteipolitischen Zielen an die Darstellung der landwirtschaftlichen Betriebsfrage heran, sondern versucht sie mit voller wissenschaftlicher Unparteilichkeit zu lösen.

Der Hauptgegenstand, mit dem sich David beschäftigt, ist die Frage: ist die Konkurrenz von Groß- und Kleinbetrieb in der Landwirtschaft die gleiche wie in der Industrie? Marx hat bekanntlich diese Frage bejaht und aus der Bejahung die weitere Folgerung gezogen, daß die ökonomische Überlegenheit des landwirtschaftlichen Großbetriebs zur Verdrängung des Kleinbetriebs führen müsse. Diese Lehre kehrt dann wieder, einmal in den Resolutionen verschiedener sozialistischer Kongresse, vor allem in den Resolutionen zu Brüssel und in dem Genfer Manifest; ferner in den Schriften von Eccarius, Liebknecht und Kautsky.

Die Lehre von einer allgemeinen Überlegenheit des landwirtschaftlichen Großbetriebs über den Kleinbetrieb ist jedoch nicht, wie es bei David scheinen könnte, von den Marxisten zum ersten

*) Kautsky. Agrarfrage. Stuttgart, 1902. S. 4.

**) Kautsky, a. a. O. S. 248 ff.

***) Verlag der sozialistischen Monatshefte. Berlin, 1903. 703 Seiten.

Digitized by Google

Male aufgebracht worden. Sie findet sich schon bei Albrecht Thaer in breiter Ausführung vor; und auch er hat diese Lehre im großen ganzen nur von den englischen Agrarschriftstellern seiner Zeit, vor allem von Young und Marshall übernommen.

Die Zeit von 1750—1846 ist in England eine Zeit, in welcher der Getreidebau zunächst durch natürliche, dann durch künstlich herbeigeführte Verhältnisse eine starke Begünstigung erfährt. In der Zeit von 1750—1813 waren es zunächst schlechte Ernten, dann die französischen Kriege und die damit behinderte Getreidezufuhr vom Kontinent, welche eine Erweiterung des englischen Getreidebaues herbeiführten. Von 1815—1846 waren es die Kornzölle, welche wieder zur Erweiterung des Getreidebaues anreizten.*) In diesen 100 Jahren entwickelte sich in England der kapitalistische Großbetrieb als überwiegende Betriebsform der Landwirtschaft.

Mit der Entwickelung des kapitalistischen Großbetriebs in der englischen Landwirtschaft entstanden aber auch die Lehren der genannten Agrarschriftsteller, welche diese Entwickelung wissenschaftlich zu begründen suchten. Der Großbetrieb erschien ihnen als die ökonomisch zweckmäßigste Betriebsform. Einmal, so führen sie aus, sei es das Kapital des großen Landwirts, das ihn ermächtige, kostspielige Verbesserungen zu machen; zweitens sei er gebildeter als der kleine Landwirt und wende daher die Fortschritte der Wissenschaft schneller und besser an. Drittens brauche der große Landwirt pro Flächeneinheit weniger Pflüge und Zugtiere als der kleine, was einen bedeutenden ökonomischen Vorteil bedeute. Schließlich aber sei die Arbeitsteilung auf einem großen Gute besser durchzuführen. Dies sind die Hauptargumente der klassischen Agrarschriftsteller für die ökonomische Überlegenheit des großen Betriebs in der Landwirtschaft.**)

Auch als Marx sein „Kapital" in England schrieb, blühte sowohl der Getreidebau wie der getreidebauende Großbetrieb. Es war nach Aufhebung der Kornzölle. Der Getreidebau erfuhr in den ersten 30 Jahren des Freihandels einen bedeutenden Aufschwung.***) Hand in Hand damit schritt die Konzentration der Betriebsgrößen weiter vor. Es schien in der Tat, als ob auch

*) Vgl. H. Levy. Die Not der englischen Landwirte zur Zeit der hohen Getreidezölle. Stuttgart 1902. Seite 3ff. und 18ff.

**) Vgl. Thaer. Einleitung zur Kenntnis in die englische Landwirtschaft. Hannover, 1801. S. 99—110. Bd. II.

***) Vgl. Levy, a. a. O. S. 108ff.

Digitized by Google

in der Landwirtschaft die ökonomische Überlegenheit des Großbetriebs dem Kleinbetrieb die Existenz raube.

So fanden die alten Lehren von der Überlegenheit des Großbetriebs in der Landwirtschaft in den Marxschen Ausführungen ihre Auferstehung. Die Technik des Getreidebaues hatte seit Arthur Youngs Zeiten einen enormen Aufschwung erfahren. Die verbesserten Dresch- und Drillmaschinen, die Anwendung der Dampfkraft auf den Getreidebau, die moderne Lehre von den künstlichen Düngemitteln ꝛc. Alle diese Fortschritte lagen zwischen den Jahren, in denen Thaer und Marx ihre Werke schrieben. Diejenige Betriebsform aber, welche jene Erfindungen und Entdeckungen am zweckmäßigsten verwertete, indem sie das erforderliche Kapital am reichlichsten besaß, war wieder der Großbetrieb. So war es nur natürlich, wenn Marx die Analogie zwischen Industrie und Landwirtschaft zog und lehrte, daß auch in der Landwirtschaft mit fortschreitender Technik und Wissenschaft die große Betriebsform die vorteilhafteste sei, und daß die ökonomische Konkurrenz des Großbetriebs schließlich zur Verelendung der kleinen Landwirte führen müsse.

Die wissenschaftliche Grundlage dieser Lehre ist nun von David zum ersten Male in breiter Darlegung angegriffen worden. Nach Marx waren es dreifache Vorteile, welche die höhere Leistungsfähigkeit des Großbetriebs in der mechanischen Produktion bedingten:

1. die „Kooperation“ (Arbeitsvereinigung),
2. die Arbeitsteilung und
3. die Maschinerie.

David sucht zu beweisen, daß „jene großen Positionen in der Landwirtschaft keine ausschlaggebende Bedeutung“ haben, daß sie also auch nicht auf den Konkurrenzkampf der einzelnen Betriebsgrößen in der Landwirtschaft von wesentlichem Einfluß sein können.

Die Kooperation, so führt er aus, sei in der Landwirtschaft nur unter großen Nachteilen durchführbar. Denn erstens fehle bei der Kooperation das Eigeninteresse des Arbeitenden, da dieser nicht den eigenen, sondern fremden Boden bearbeite. Dieses Eigeninteresse sei jedoch in der Landwirtschaft von ungleich größerer Bedeutung als in der Industrie. Das Fehlen des Eigeninteresses aber führe auch dazu, daß auf dem großen Gute weniger Sorgfalt in der Erhaltung der Arbeitsmittel angewendet werde wie auf dem kleinen Gute. Dieser Umstand „paralysiere

Digitized by Google

die großbetriebliche Ersparnis an Anschaffungskapital für Inventar aller Art". Schließlich sei auch die Entfernung der einzelnen Bodenstücke vom Gutshofe ein Nachteil, der mit der Größe des Gutes wachse. So werde ein anderer Vorteil des Großbetriebs „die Ökonomisierung von Boden durch Wegfall von Grenzrainen und Wegen" kompensiert. Es habe daher die Bewirtschaftung großer Flächen mittelst Arbeitsvereinigung nur Vorteile, denen gleich große Nachteile gegenüberständen.

Auch die Arbeitsteilung ist nach David in der Landwirtschaft nicht annähernd von der Bedeutung wie in der Industrie. In der Landwirtschaft sei es unmöglich, sich auf gewisse Spezial-Produktionszweige zu beschränken, da ein jeder Betrieb eine außerordentliche Mannigfaltigkeit der Produktion erfordere. Es sei daher eine spezialisierende Arbeitsteilung zwischen den einzelnen Betrieben, wie sie in der Industrie bestehe, in der Landwirtschaft undurchführbar. Nicht viel anders stehe es mit der Arbeitsleistung innerhalb der landwirtschaftlichen Betriebe. Die in der Industrie übliche Teilung von leitender und mechanisch auszuführender Arbeit sei in der Landwirtschaft unmöglich. Diese erfordere ein Zusammenarbeiten von Hand und Geist fast eines jeden Arbeitenden. Dem Landarbeiter des Großbetriebes aber fehle infolge des mangelnden Eigeninteresses die geistige Betätigung bei der Arbeit. Daher sei die Arbeit des bäuerlichen Bewirtschafters ungleich wertvoller als die des Lohnarbeiters. Ferner könne in der Industrie das zeitliche Nacheinander des Produktionsmechanismus vermöge der Arbeitsteilung in ein räumliches Nebeneinander verwandelt werden. Diese Verwandlung sei durch die Natur des landwirtschaftlichen Produktionsvorganges ausgeschlossen. Denn die Produktionstermine seien ja in der Landwirtschaft an die Jahreszeiten gebunden.

Schließlich versucht David nachzuweisen, daß auch die Maschine in der Landwirtschaft keineswegs dieselbe Bedeutung habe wie in der industriellen Produktion. Der Landwirtschaftsbetrieb beziehe seinen Kraftbedarf nicht von einer stationären großen Kraftmaschine, sondern von mobilen Kleinmotoren. Die landwirtschaftliche Maschinerie stehe daher hinter dem entwickelten Mechanismus der Großindustrie weit zurück! Da aber die industrielle „Kontinuität der Sonderprozesse" in der Landwirtschaft fehle, so könne die landwirtschaftliche Maschinerie nicht die intensive Ausnützung der industriellen Maschine finden. Der Umstand aber, daß viele landwirtschaftliche Maschinen nur zeitweise benützt

Digitized by Google

würden, ermögliche wiederum, daß viele kleine Betriebe durch genossenschaftliches Vorgehen sie gemeinsam benützten.

Der landwirtschaftliche Großbetrieb könne ferner in keiner Weise durch die Verwendung von Maschinen den Kleinbetrieb „niederkonkurrieren."

David leugnet zwar nicht, daß der Großbetrieb bei Anwendung von Maschinen Weizen und Zuckerrüben (z. B.) billiger produziere als der maschinenlose Kleinbetrieb. Aber diese Verbilligung bedeute nichts gegenüber der Verbilligung, welche die Anwendung industrieller Maschinen im industriellen Großbetrieb herbeiführe. So habe der Maschinen verwendende Großbetrieb in der Landwirtschaft über den maschinenlosen Betrieb nur einen sehr geringen Vorsprung. Vor allem aber sei ja die Maschine in der Landwirtschaft gar nicht die Domäne des Großbetriebs. Der Charakter der meisten landwirtschaftlichen Maschinen als mobile Kleinmaschinen gestatte auch dem Kleinbetrieb ihre Anwendung.

So bringen nach David die 3 für die Entwickelung der Industrie so wichtigen Faktoren Kooperation, Arbeitsteilung und Maschinerie, der Landwirtschaft nur unbedeutende Vorteile. Sie können nach ihm also auch nicht eine Überlegenheit des Großbetriebs über den Kleinbetrieb hervorrufen.

Wie die technischen Fortschritte, so seien auch die wissenschaftlichen Errungenschaften nicht imstande, dem Großbetrieb in der Landwirtschaft das Übergewicht zu geben. Die praktische Durchführung dieser Errungenschaften, die moderne Ernährung, Pflege und Beschützung der Pflanzen und Tiere erfordere „eine wachsende Masse qualifizierter Handarbeit". Diese fehle dem Großbetrieb, da seinen Lohnarbeitern das Eigeninteresse an der Arbeit fehle. Darum habe auch von den wissenschaftlichen Fortschritten der Landwirtschaft in erster Linie der Kleinbetrieb Vorteil. „Was wir behaupten", so meint David in seinem Schlußwort, „ist, daß im allgemeinen die Voraussetzungen für den Kleinbetrieb bei wachsender Intensität günstiger werden, als diejenigen für den Großbetrieb."

So glaubt David den Satz der Marxisten widerlegt zu haben, daß Technik und Wissenschaft den Betrieb der Landwirtschaft im großen verlangen. Aus dieser Widerlegung aber ergibt sich nach ihm zugleich, daß der Kleinbetrieb heute in der Landwirtschaft die ökonomisch günstigsten Produktionsbedingungen habe.

Wir haben die Davidschen Ausführungen bisher in kurzer

Digitized by Google

Zusammenfassung vorgetragen, ohne sie einer weiteren Kritik zu unterwerfen. Wenn wir dies jetzt nachholen, so können wir freilich nicht eine detailliftische Kritik seiner Darlegungen geben, wir können vielmehr nur die Hauptgedanken seines Werkes in großen Zügen nachprüfen.

Es erscheint zunächst unbestreitbar, daß Marx und seine Schule Unrecht hatte, wenn sie von dem Konkurrenzkampf der industriellen Betriebsgrößen auf denjenigen in der Landwirschaft exemplifizierte. Marx wollte beweisen, daß Kooperation, Arbeitsteilung und Maschinerie dem landwirtschaftlichen Großbetrieb gleich dem industriellen die Möglichkeit gäbe, den Kleinbetrieb ökonomisch zu übertreffen. David dagegen will zeigen, daß der landwirtschaftliche Großbetrieb aus dem Fortschritt der Technik und Wissenschaft nicht dieselben Vorteile zieht, wie der industrielle Großbetrieb gegenüber dem Kleinbetrieb. Er meint, auch der landwirtschaftliche Kleinbetrieb könne jene Fortschritte ohne relativ größeren Kostenaufwand als der Großbetrieb in Anwendung bringen. Hierbei fällt eines auf. Wenn wirklich, so müssen wir fragen, der Kleinbetrieb jene von Marx genannten Fortschritte in der technischen Produktion eben so leicht und mit eben so viel Vorteil verwerten kann, wie der Großbetrieb, warum hat er dies bisher nur in so ungenügender Weise getan? Hat der bäuerliche Kleinbetrieb vielleicht mit dem Ankauf landwirtschaftlicher Maschinen so lange warten wollen, bis ihm „wissenschaftlich" nachgewiesen würde, daß die Anschaffung auch rentabel sein werde? Sicherlich nicht. Es hat vielmehr z. B. die Dreschmaschine deshalb im Kleinbetrieb wenig Anwendung gefunden, weil die Produktion dieser Betriebe ihren Schwerpunkt in der Regel gar nicht im Getreidebau fanden. Ähnlich steht es mit anderen Maschinen, die für den kleinen Landwirt, der seine Haupteinnahme aus der Viehzucht und Kleinkultur zieht, wenig Vorteil haben. Somit hat freilich die landwirtschaftliche Maschine den Kleinbetrieb nicht „niederkonkurrieren" können! Aber dies war nicht deshalb der Fall, weil der Kleinbetrieb die Maschine ebenfalls vorteilhaft zu verwenden imstande war, sondern weil er infolge der Rentabilität seiner eigenen Produktionszweige die Konkurrenz der dem Getreidebau dienenden Maschine gar nicht mitempfand. Die Maschinerie machte sicherlich den Getreidebau im großen rentabler und wenn sie die Weizenproduktion auch nur um „34 Pfg. pro Zentner Körner" verbilligte. Die Einführung der Maschinerie schadete aber dem maschinenlosen Kleinbetrieb keineswegs, weil

Digitized by Google

dieſer in der Regel gar nicht im Getreideverkauf mit dem Großbetrieb konkurrierte, ſondern aus der Viehzucht, dem Gemüſebau, der Geflügelzucht ꝛc. ſeine Einnahmen zog. Wir ſehen hier den grundlegenden Unterſchied zwiſchen der Konkurrenz der induſtriellen und landwirtſchaftlichen Betriebsgrößen. Die induſtriellen Betriebsgrößen konkurrieren miteinander, indem ſie ſich in der Herſtellung *derſelben* Produkte unterbieten. Die landwirtſchaftlichen Betriebsgrößen konkurrieren in der Herſtellung *verſchiedener* Produkte, und David ſelbſt ſpricht einmal von den „*Gemüſe-, Hopfen-, Weinbaubetrieben* oder kleinen *Viehzuchtbetrieben*, bei denen es ſich *kaum lohnt*, die event. geernteten paar Malter *Getreide* mit *der Maſchine* auszudreſchen". Leider aber hat er im übrigen die Verſchiedenheit der Produktionszweige der einzelnen Betriebsgrößen unberückſichtigt gelaſſen. In dieſer Verſchiedenheit der Produktionszweige aber liegt gerade die Konkurrenzfähigkeit der einzelnen landwirtſchaftlichen Betriebsgrößen. Dies lehrt uns ein Blick auf die zeitliche und räumliche Entwickelung der Betriebsgrößen in den einzelnen Ländern. In England ſehen wir zur Zeit, als der Getreidebau die höchſte Rentabilität erreicht, die landwirtſchaftlichen Großbetriebe entſtehen und den Kleinbetrieb verdrängen.*) Andrerſeits zeigt uns die geographiſche Verteilung der Betriebsgrößen in England, daß im Oſten, dem vornehmlich Getreide bauenden Teil, die Güter größer ſind als im Weſten, wo das Land von Natur aus mehr der Weidewirtſchaft günſtig iſt.**) Ebenſo iſt Dänemark, deſſen Landwirtſchaft vor allem in der Viehzucht und Kleinkultur liegt, ein Land kleiner Betriebe. Auch wäre es nicht ſchwer, aus der landwirtſchaftlichen Betriebsſtatiſtik Deutſchlands zu erweiſen, wie die Geſtaltung der Betriebsgrößen in einzelnen Landesteilen mit den jeweilig überwiegenden Produktionszweigen in Zuſammenhang ſtehen. Man denke nur an Oſtelbien und Süddeutſchland.

Schon eine ſolche hiſtoriſche und geographiſche Betrachtung der landwirtſchaftlichen Betriebsentwickelung hätte David davon überzeugen können, daß die *Verſchiedenheit der Produktionszweige* von Groß- und Kleinbetrieb einen Ausſchlag gebenden Faktor in der landwirtſchaftlichen Betriebsfrage ſpielt. Die Frage, welche Betriebsgröße ökonomiſch am zweckmäßigſten iſt, kann nicht mit Rückſicht auf die *geſamte landwirtſchaftliche*

*) Vgl. Hasbach. Die engliſchen Landarbeiter. Leipzig, 1894. S. 34 ff.
**) Vgl. Caird. English agriculture. London, 1852. S. 481—482.

Digitized by Google

Produktion, sondern nur mit Rücksicht auf die einzelnen Produktionszweige gelöst werden. Wir können nicht fragen: welche Betriebsform ist für die Landwirtschaft die leistungsfähigste? Wir müssen fragen: welche ist es für diesen oder jenen Produktionszweig? Dann wird man finden, daß die ökonomischen Anforderungen der einzelnen Produktionszweige sehr verschieden sind, und daß die Betriebsgröße das Mittel ist, jene Anforderungen am zweckmäßigsten zu befriedigen.

Was David beweisen wollte, war: daß erstens die Vorteile des Großbetriebs auch dem Kleinbetrieb zugänglich seien, daß zweitens aber die Vorteile des Kleinbetriebs nicht dem Großbetrieb zugänglich seien. Er hat nicht bedacht, daß das, was für die eine Betriebsgröße von Vorteil ist, für die andere Betriebsgröße gar nicht von Vorteil zu sein braucht. Der Großbetrieb, welcher vornehmlich Getreide baut, verlangt z. B. nicht nach der intensiven Arbeitsbetätigung des kleinen Landwirts; es genügt ihm der mechanisch arbeitende Taglöhner. Der kleine Landwirt, der vor allem die Viehzucht und Kleinkultur betreibt, verlangt wiederum nicht nach der starken Kapitalverwendung des Großbetriebs, da seine Produktionszweige in erster Linie intensive Arbeitsleistung erforderten. So ist es also verkehrt, die einzelnen Vorteile der Betriebsgrößen gegeneinander auszuspielen. Es kommt vielmehr darauf an, inwiefern die Vorteile der einzelnen Betriebsgrößen den Anforderungen der Produktionszweige entsprechen. Die Forderung des Getreidebaues ist vor allem: Kapitalintensität. Da diese Forderung durch den Großbetrieb sicherlich am besten erfüllt wird, so werden mit steigender Rentabilität des Getreidebaues die Chancen für den landwirtschaftlichen Großbetrieb steigen. Die Forderung der Viehzucht und Kleinkultur richtet sich auf: Arbeitsintensität. Da dieser Forderung der kleine Wirt besser nachkommen kann als der Lohnarbeiter-Großbetrieb, so wird mit der steigenden Rentabilität jener Produktionszweige die Chance für den Kleinbetrieb günstiger.

David hat also unrecht, wenn er aus gewissen Vorteilen des Kleinbetriebs folgert, daß dieser gegenüber dem Großbetrieb eine absolute ökonomische Überlegenheit aufweise, daß er die „modernere rationellere Betriebsform" sei. Die ökonomische Überlegenheit der Betriebsgrößen wird vielmehr durch die Rentabilität der einzelnen landwirtschaftlichen Produktionszweige bestimmt, ist also durchaus relativ. So erklärt es sich, daß in England, dem klassischen Land der landwirtschaftlichen

Digitized by Google

Betriebskonzentration, eine Tendenz zur Verkleinerung der Betriebe eingetreten ist, von dem Zeitpunkt an, wo die Getreidepreise fielen, die Viehzucht aber, der Gemüse- und Obstbau ꝛc. weniger an Rentabilität einbüßten, und man diese Produktionszweige dem Getreidebau zu substituieren suchte. Für jene Produktionszweige ist in der Tat der Kleinbetrieb „die rationellere Betriebsform".*) Wo es sich dagegen in erster Linie um die Getreideproduktion handelt, da hat sich in der Geschichte der Großbetrieb als die „rationellere Betriebsform" erwiesen und ist es auch wohl heute noch.**)

Es besteht also die Konkurrenz der landwirtschaftlichen Betriebsgrößen darin, daß — im Gegensatz zur Industrie — verschiedene Produktionen miteinander konkurrieren. Dies ist auch die Ursache, weshalb sich auf dem Lande das Gefühl der Interessensolidarität erhalten konnte, nicht in der Industrie. Die Konkurrenz landwirtschaftlicher Betriebsgrößen äußert sich eben nicht in der Form, daß der große Landwirt den kleinen durch billigere Herstellung der Produkte desselben niederkonkurriert. Beide stellen Verschiedenes her. Daher entsteht der Schein, als ob zwischen Groß- und Kleinbetrieb in der Landwirtschaft eine Konkurrenz nicht bestände. Diese besteht aber doch.

Der Konkurrenzkampf zwischen landwirtschaftlichen Groß- und Kleinbetrieben wird geführt um die Erhaltung und Erweiterung des Absatzmarktes ihrer Produkte. Der Getreide bauende Großgrundbesitzer verlangt heute Getreidezölle, damit der heimische Markt für sein Getreide durch die ausländische Konkurrenz nicht eingeschränkt werde. Diese Maßnahme bedeutet: Erhaltung der Rentabilität des Getreidebaues und Erhaltung des Großbetriebs. Der kleine Landwirt, der kein Getreide oder nur das zum Eigenbedarf nötige baut, hat an diesem Zoll kein Interesse, teilweise sogar das entgegengesetzte Interesse wie der große Landwirt. Aber nicht nur, weil er Getreide zukauft, schaden ihm Getreidezölle. Sie schaden ihm indirekt dadurch, daß sie ihm den Absatzmarkt seiner eigenen Produkte verschlechtern. Denn je mehr in

*) Vgl. die Ausführungen bei Brodrick. English Land and English Landlords. London, 1881. S. 396 ff.

**) „Nirgends noch in der Geschichte sind Kleinbauern durch die betriebliche Überlegenheit der Großlandwirte ruiniert worden." Diesen Satz Davids habe ich in meinem Aufsatz „Der Untergang kleinbäuerlicher Betriebe in England" (Conrads Jahrbücher. August 1903, Heft III) ausführlich zu widerlegen gesucht.

Digitized by Google

der Volkswirtschaft für Brot ausgegeben werden muß, um so weniger kann für Fleisch, Gemüse, Geflügel ꝛc. ausgegeben werden, kurz für alle diejenigen Artikel, welche hauptsächlich der kleine Landwirt zum Verkauf bringt. So bedeutet die künstliche Erhaltung des heimischen Getreidemarktes die Einschränkung des Marktes, auf dessen Erweiterung die Zukunft des Kleinbetriebs gegründet wäre.

Den deutschen Bauern aber hat „der lückenlose" Zolltarif zum Freund der Getreidezölle gemacht, indem man seinen Produktionszweigen denselben Schutz versprach wie dem Getreidebau des großen Landwirts. Er hat nicht bedacht, daß die Getreidezölle ihm den Markt für seine Produkte ruinieren müssen, indem die Kaufkraft der Masse für Fleisch und die kleinen Artikel der Landwirtschaft zurückgeht, wenn die „ersehnte" Reaktion in der Handelspolitik eintritt. Die Weiterentwickelung des Kleinbetriebs ist heute einzig an das Bestehen des Freihandels geknüpft, der bei niedrigen Brotpreisen und hohen industriellen Löhnen dem kleinen Landwirte einen wachsenden Absatzmarkt für seine Produkte sichert. In dem Freihandel besteht also eine „tiefverankerte Interessensolidarität" zwischen dem Bauern und der industriellen Arbeitermasse. Und mit David können wir sagen: „Wer die Arbeiterschaft niederhält, hält die Bauernschaft nieder". So sind wir erfreut, mit den Haupttendenzen Davids übereinzustimmen und in manchem dasselbe Ziel wie er zu erstreben, wenn wir auch in der wissenschaftlichen Begründung unserer Anschauungen von einander abweichen.

Der Gottsucher.

Ich habe Gott gesucht und fand ihn nicht.
Ich schrie empor und bettelte ins Licht.
Dann, als ich weinend bin zurückgegangen,
Faßt's leise meine Schulter: „Ich bin hier,
Ich habe dich gesucht und bin bei dir."
Und Gott ist mit mir heimgegangen.

Gustav Schüler.

Digitized by Google

Das österreichisch-ungarische Problem.*)

Zwei Urteile österreichischer Politiker.

I.

Wenn Europa schon seit langen Jahren nur mit Besorgnis die Entwickelung der Dinge in der österreichisch-ungarischen Monarchie betrachten konnte, so dürfte sich diese Empfindung in jüngster Zeit wohl zur lebhaften Unruhe gesteigert haben. Die Balkanwirren der letzten Monate, ja der letzten Wochen, haben die vielleicht unterschätzte Bedeutung zum Bewußtsein gebracht, welche die alte Monarchie an der Donau für ganz Europa, als Schutzmauer für das westliche Kulturleben, heute genau wie vor drei- oder vierhundert Jahren hat. Die letzten Nachrichten über unsere innere Lage dürften aber auch vielfach die Besorgnis erweckt haben, daß diese Schutzmauer sich in einem sehr üblen Bauzustande befinden müsse. An die Krisen in Österreich hat man sich ja bereits gewöhnt. Aber zu der alten österreichischen ist in den letzten Monaten eine ungarische Krise und damit eine Krise der Gesamtmonarchie getreten. Selbstverständlich handelt es sich hier nicht um Personenfragen und Ministerportefeuilles. Allerdings erhält sich das Gerücht, daß der gemeinsame Kriegsminister Pitreich demissionieren wolle, und in unterrichteten Kreisen wird auch die Stellung des Grafen Goluchowsky als erschüttert bezeichnet. Allein, ob der Minister des Äußeren so oder so heißt, und ob der gemeinsame Kriegsminister der oder jener General ist, ist bei der eigentümlichen Organisation des Gesamtstaates von nebensächlicher Bedeutung gegenüber der Tatsache, daß die Organisation selbst, der gesamte soziale Aufbau, ernstlich in Frage gestellt ist. Die Kapitulation des Grafen Khuen-Hedervary vor der ungarischen Unabhängigkeitspartei, die jeden staatsrechtlichen Zusammenhang mit Österreich negiert und die reine Personalunion anstrebt, kann ein umgekehrtes Vilagos genannt werden, die Waffenstreckung des Dualismus vor dem magyarischen Nationalstaat. Aber nicht bloß eine Idee ist niedergebrochen, nicht bloß

*) Das österreichisch-ungarische Problem ist so wichtig, daß ich darüber gern zwei Politiker zum Worte kommen lasse. Das erste Urteil ist geschrieben vor den letzten Ereignissen jenseits der Leitha. D. H.

Digitized by Google

ein Prinzip ist verletzt, auf welchem wenigstens heute die Gesamtmonarchie ruht. Die praktischen Interessen dieser Monarchie selbst sind bereits durch den Verlauf der ungarischen Krise betroffen. Die österreichisch-ungarische Armee sollte bei der diesjährigen Heeresergänzung eine ansehnliche Verstärkung und auch eine teilweise Reorganisation erfahren. Im österreichischen Parlament war bereits das vermehrte Rekrutenkontingent bewilligt, ja es hatte bereits auf Grund dieses Gesetzes die Aushebung stattgefunden. Mehr noch, das gemeinsame parlamentarische Organ des Gesamtstaates, die Delegationen, hatten schon im Vorjahre die Mittel für einen Teil der Heeresvermehrung bewilligt. Alles dieses wird nun beseitigt; ein vom Kaiser sanktioniertes, publiziertes, ja sogar in voller Wirksamkeit stehendes Gesetz muß suspendiert, ein Beschluß der Delegationen einfach als null und nichtig angesehen werden, mit einem Worte, der Apparat der Gesamtmonarchie funktioniert bereits nicht mehr. Und wird er je wieder funktionieren? Ist es nicht in die Hand Franz Kossuths gelegt, bei jeder Gelegenheit, wo die Gesamtmonarchie als Begehrende an die Türen des ungarischen Parlaments pocht, das Spiel, bei dem er jetzt Sieger geblieben, zu erneuern? Allerdings dürfte man sich in der Öffentlichkeit, besonders in dem an unseren Verhältnissen so sehr interessierten Deutschland, über die Person und die Mission des Grafen Khuen-Hedervary einer großen Täuschung hingeben. Graf Khuen hat wohl vor der Hand vor Kossuth Kotau gemacht, aber seine Mission dürfte es kaum sein, den Dualismus zur Liquidation zu bringen. Wer die politische Vergangenheit dieses Mannes und besonders seine zwanzigjährige Tätigkeit als Banus von Kroatien kennt, weiß, daß er nichts weniger als ein Prinzipienpolitiker ist. Er ist der Mann, der ein Amt und keine Meinung hat. Aber das Amt, das ihm übertragen ist, dem sucht er gerecht zu werden mit allen Mitteln, krummen oder geraden, auch mit denen der brutalsten Gewalt, wenn es sein muß. So ging er in Kroatien im Auftrage Tiszas vor, und es ist nicht einzusehen, warum er jetzt, wo er von der Krone nach Ungarn geschickt wird, anders vorgehen sollte. Die Krone hat aber ein sehr großes, ja das größte Interesse an der Aufrechterhaltung des Dualismus. Folglich dürfte auch die Mission des Grafen Khuen-Hedervary keineswegs in der Richtung liegen, die Kossuth den Dingen geben möchte. Gerade darin aber sehen wir die Vorzeichen neuer, heftiger Erschütterungen. Wenn Khuen-Hedervary ein ungarischer Badeni wird, und das ist unsere

Digitized by Google

feste Überzeugung, dann werden die Dinge in Ungarn denselben Weg nehmen, wie in Österreich, aber der Verlauf wird um das stürmischer sein, um was Ungarn östlicher liegt als Österreich. Dieses ist die vielleicht von den meisten ungeahnte oder unterschätzte Bedeutung der gegenwärtigen Krise.

Das Bedenklichste an dieser Lage ist, daß sie nicht aus passageren Fragen der Politik, nicht aus Verlegenheit des Augenblicks, nicht aus Personenfragen, nicht aus kleinlichen Parteiinteressen herausgewachsen ist. Solche Krisen lassen sich einfach durch die politische Routine beschwören. Der kritische Zustand, in dem sich die österreichisch-ungarische Monarchie befindet, hat nichts mit Personen- und Parteifragen zu tun. Er ist nicht einmal eine Folge der österreichischen oder ungarischen Krise, sondern die österreichische sowohl als die ungarische Krise waren und sind Folgen der Krise, in welcher sich der Gesamtstaat schon lange befindet, die aber jetzt erst vor aller Augen aufzubrechen beginnt. Die heutigen Wirren in Österreich wurden dadurch heraufbeschworen, daß Badeni einen Ausgleich mit Ungarn, der keinem Österreicher annehmbar sein konnte, erst durch polnischen Schacher und dann mit sarmatischer Brutalität durchdrücken wollte. Die Krise in Ungarn hingegen hat ihren Anlaß darin, daß auch dort niemand den Ausgleich will und daß sich dort alle Kreise in den Kampf gegen die wirtschaftliche Einheit mit Österreich so hineingeredet haben, daß es heute in Ungarn höchst unpopulär wäre, der Gemeinschaft mit Österreich das Wort zu reden. Als daher die gemeinsame Armee vom ungarischen Parlamente neue große Opfer verlangte, und die Unabhängigkeitspartei diese nur gegen nationale Zugeständnisse gewähren wollte, da war die Reichstagsmajorität einfach wehrlos. Sie vermochte der Obstruktion nur einen passiven Widerstand entgegenzusetzen; um aktiv vorzugehen, hätte sie sich zur Verfechterin des Gemeinstaates aufwerfen müssen, und das konnte und wollte sie nicht tun. So ist also die gründliche Abneigung gegen die heutige Gesamtstaatsverfassung die Grundursache aller der unseligen Wirren, von denen beide Staaten heimgesucht wurden, und leider Gottes vermutlich noch lange heimgesucht werden dürften. Die nackte Wahrheit über den Dualismus ist, daß ihn zwar heute noch sehr viele in Österreich sowohl als in Ungarn für ein notwendiges, aber daß ihn gewiß alle für ein Übel halten, und daß er von Arlberg bis zum Eisernen Tor keinen einzigen aufrichtigen Freund hat.

Wenn wiederholt auf beiden Seiten der Leitha gesagt wird,

Digitized by Google

die Gesamtmonarchie diene bloß einem dynastischen Interesse, so ist dies recht geistlos und oberflächlich gesprochen. Wir wollen hier ganz von historischen Erörterungen absehen; aber man sollte doch heute in der soziologischen Einsicht bereits soweit vorgedrungen sein, um zu wissen, daß ein sozialer Verband, der bloß einer Person oder einer, wenn auch noch so mächtigen Familie zugute käme, nicht ein Jahr lang Bestand hätte. Allein die Frage ist nicht, ob ein solcher Verband nötig ist, sondern wie er möglich ist; mit anderen Worten, es dreht sich um die Frage der sozialen Organisation. Diese ist um so schwieriger zu beantworten, je grundverschiedener die historische, nationale, wirtschaftliche und religiöse Entwickelung der österreichischen und der ungarischen Ländergruppen ist. Wir wollen von der nationalen Seite ganz absehen und nur folgendes gegeneinander stellen. Die soziale Umwälzung, welche die sogenannte Neuzeit einleitete, endete in der österreichischen Ländergruppe ganz anders als in der ungarischen. Während bei uns das ständisch-feudale Prinzip bis zur Vernichtung geschlagen wurde, gelang dies in Ungarn nicht, weil man mit Rücksicht auf die damals ewig drohende Türkengefahr immer wieder Konzessionen an die ungarischen Herren machen mußte. Daher in Österreich der Sieg des landesherrlichen Absolutismus, eine mehr zentralistische Entwickelung, Ausrottung des nationalen Adels, Vernichtung der parlamentarischen Institutionen, ausschließliche Herrschaft des Katholizismus, in Ungarn dagegen Fortdauer der feudalständischen Verfassung, parlamentarische Entwickelung, großer Einfluß des Protestantismus und des nationalen Adels. Dazu kommt, daß Österreich in wirtschaftlicher Beziehung seit mehr als hundert Jahren eine vorwiegend zum Industrialismus neigende Entwickelung genommen hat, während Ungarn reiner, sozusagen prädestinierter Agrarstaat ist. Daß zwei so verschieden geartete Staatsgebilde nicht einfach zusammengekoppelt werden können, wenn auch das größte Bedürfnis nach Gemeinschaft besteht, liegt auf der Hand. Auch die deutschen Lande hatten eine natürliche Gravitation zueinander und ein natürliches Bedürfnis nach Vereinigung, und obwohl hier die natürlichen Voraussetzungen viel weniger differentiell waren, mußte das deutsche Volk doch fast hundert Jahre schmachten, ehe die Form gefunden war, unter der seine Sehnsucht erfüllt werden konnte. In unserem Falle war die Form viel schwerer zu finden. Als für den alten Kaiserstaat die Stunde der tiefsten Demütigung geschlagen hatte, verfiel man auf eine Form, welche für den lange ersehnten modus vivendi

Digitized by Google

gehalten wurde, der die Autonomie beider Staaten und doch zugleich die Einheit der alten habsburgischen Monarchie zu verbürgen schien. Dieses war der Dualismus, wie er durch den Ausgleich von 1867 zum Gesetze erhoben wurde und als solcher noch besteht. Die Schwierigkeit schien beseitigt, für das Reich schien eine neue Zeit angebrochen. Der Schöpfer der Idee, Franz Deák wurde auf das Niveau der größten Staatsmänner des XIX. Jahrhunderts, eines Bismarck, Cavour, Gambetta, Gladstone erhoben. Sein ehernes Denkmal in Budapest steht noch, aber sein Werk ist in bedenkliches Wanken geraten. Es war ein Versuch, wie andere Versuche früher, ein Versuch, der sich jetzt als nicht praktikabel herausgestellt hat. Durch ihn wurde eine erkünstelte und leblose Organisation geschaffen, die sich vielleicht auf dem Papiere sehr schön ausnahm, der Wirklichkeit aber nicht stand hielt.

Ungarn ist ebensowenig wie Österreich ein geschlossener Einheitsstaat. Ungarn ist eine Art dualistischer Staat, der mit dem selbständigen Königreich Kroatien einen Ausgleich auf ähnlicher Basis geschlossen hat, wie Ungarn mit Österreich. Und, um dem Wirrwarr die Krone aufzusetzen: das Verhältnis von Österreich zu Ungarn ist keineswegs für ewige Zeiten fixiert, sondern der Ausgleich bedarf aller zehn Jahre einer Erneuerung. In Österreich sagte man, jeder Ausgleich koste ein Ministerium. Der jetzt schwebende Ausgleich hat bereits drei österreichische und zwei ungarische Ministerien verschlungen, und niemand kann sagen, wieviel er deren noch verschlingen wird, ehe er perfekt ist. In zehn Jahren soll es dann wieder losgehen!

Daß dieses Verhältnis weder in Österreich noch in Ungarn Begeisterung erweckt, ist erklärlich. Die Menschen sind nun einmal sehr schwer davon zu überzeugen, daß die sie umgebenden staatlichen Verhältnisse nicht definitiver Natur sein sollen. Dazu kommt, daß die wenigsten, vielleicht nur einige, sich ein Bild dessen machen können, was nach dem Dualismus folgen werde. Der stumpfsinnige Zentralismus, der alles brutal in einem Topf kochen will, ist ebenso unmöglich, wie das Ideal der ungarischen Unabhängigkeitspartei. Aber daß der Dualismus die staatliche Organisationsform dieses eigentlichen namenlosen Gebildes, das wir trotzdem voll Liebe unser Vaterland nennen, nicht ist, das zeigt sich von Stunde zu Stunde deutlicher.

E. v. Zenker.

Digitized by Google

II.

Die Krise in Österreich dauert mit wechselnder Heftigkeit und zeitweiligen Unterbrechungen schon ins sechste Jahr; sie hat die Entwickelung in Ungarn beschleunigt, die sich nun auch seit bald einem Jahre vollständig in Krisen bewegt und der Aufhebung des dualistischen Verhältnisses, wenn nicht dem Worte, so doch der Sache nach zudrängt.

Was ist der letzte Grund dieser Erscheinungen, und wohin führen sie, wenn ihre Tendenzen ungebrochen in Wirksamkeit bleiben?

Die politisch stärkste unter den Nationen der Monarchie ist die magyarische. Diese Nation, deren Kern der alte Landadel bildet, der sich wirtschaftlich im Verfall befindet, übt die unbestrittene Herrschaft innerhalb Ungarns; sie fühlt es aber als Abhängigkeit, daß die gemeinsame Armee sprachlich noch immer ein deutsches Gepräge hat, und daß das wirtschaftlich vorgeschrittene Österreich ihre Industriemärkte beherrscht. Die Magyaren wollen ungehinderte Freiheit der Bewegung, mit einem Worte: Trennung soweit als möglich.

Was sie als Geltendmachung natürlicher Rechte betrachten, fühlt der Deutsche als Verdrängung aus langsam und hart erworbenen Positionen. Lange hat es gedauert, bis sich in die Sympathie, die der Deutsch-Österreicher in der liberalen Glanzzeit den Ungarn entgegenbrachte, der Mißmut mischte, der dann zunahm, als in Österreich selbst das deutsche Erbe immer mehr eingeengt wurde. Nach bajuvarischer Art folgte dem geduldigen oder still grollenden Hinnehmen ein plötzlicher heftiger Ausbruch und eine Schwenkung, aus der man nicht mehr zurückfindet. Der Trennungsgedanke hat bei den Deutschen Anhänger gewonnen, und vollständig aufgehört hat die ehemalige Bereitwilligkeit zu Konzessionen an Ungarn. Dies war die Stimmung der beiden führenden Völker.

Daß der Trennungsgedanke an Macht so reißend zugenommen hat, ist zum Teil eine Folge des Systems selbst, in dem sich der Dualismus verkörpert. Das System entspricht den Verhältnissen, unter denen es entstanden ist. Es untersagt jede direkte parlamentarische Berührung der beiden Staaten, um die Selbständigkeit Ungarns zu wahren und Reibungen zu vermeiden; aber wirtschaftlich führt es doch Reibungen herbei. Beides war, als das System geschaffen wurde, nötig, aber in beidem lag der Keim zu immer weiterer Trennung.

Digitized by Google

Zwei Parlamente, welche die gemeinsamen Geschäfte durch Delegationen führen, die nicht in gemeinsamer Sitzung beraten dürfen, zwei Staaten, welche die Aufteilung der gemeinsamen Kosten und die Feststellung wirtschaftlicher Beziehungen, die tief ins praktische Leben eingreifen, periodisch erneuern müssen — das ist ein Verhältnis, das dem Zusammengehörigkeitsgefühl allzuviel zumutet.

Die dualistische Verfassung hat beiden Teilen Aufgaben gestellt, die für die Verfassung selbst eine starke Belastung bilden. Alle zehn Jahre einen neuen finanziellen Ausgleich über die Verteilung der gemeinsamen Ausgaben vereinbaren und ein neues Zoll- und Handelsbündnis schließen, alle zehn Jahre einen doppelten scharfen Interessenkampf, nicht am grünen Tisch, sondern in den Parlamenten, in der Presse, in der Wählerschaft ausfechten, das muß verbitternd wirken.

Ungarn will kein Agrarstaat bleiben, will seine Industrie entwickeln und klagt, daß ihre Entwickelung durch die überlegene österreichische Konkurrenz gehemmt werde, und Österreich beklagt sich, daß ihm der Absatz seiner Gewerbserzeugnisse durch allerlei kunstvoll ausgedachte Maßregeln erschwert wird. So kreuzen sich die beiderseitigen Bestrebungen, und wäre nicht Ungarn für seine Getreideausfuhr und vorläufig auch für seinen Geldbedarf auf Österreich angewiesen, so wäre die Aussicht auf Erneuerung des Bündnisses überhaupt schon geschwunden.

Im Jahre 1897 war in Österreich der Widerstand gegen die damaligen ungarischen Ausgleichsforderungen schon so stark, daß der österreichische Ministerpräsident Graf Badeni, um die Stimmen der Czechen für den Ausgleich mit Ungarn zu gewinnen, ihnen jene besonderen Sprachenzugeständnisse machte, die dann die Obstruktion der Deutschen hervorriefen. Sprachenverordnungen und Ausgleich wurden von den Wellen verschlungen, und unser Parlament ist zu einem gesicherten Dasein seither nicht zurückgekehrt. Man half sich damit, daß man unter allerlei Bedingungen, die in den ungarischen Separatisten frohe Hoffnungen auf nahe Trennung weckten, die Fortdauer des alten Zoll- und Handelsbündnisses bis 1907 proklamierte, und seither ist zwar nach vielen Mühen in der letzten Sylvesternacht von den beiden Regierungen ein neuer Ausgleich vereinbart worden, dem aber die Parlamente noch nicht zugestimmt haben.

In diese, noch nicht beendeten wirtschaftlichen Auseinandersetzungen fielen nun im Frühjahr die nationalen Forderungen,

Digitized by Google

die die ungarische Unabhängigkeitspartei aufstellte, als die Regierung mit dem Verlangen nach Erhöhung des Rekrutenkontingents hervortrat. Die ungarische Kommandosprache und verschiedene andere Zugeständnisse sollten der Preis für die Zulassung der parlamentarischen Erledigung des Verlangens der Militärverwaltung sein. Von allen nationalen Vorstößen, die seit 1867 unternommen worden sind, ist dies der stärkste. Lassen sich die wirtschaftlichen Ansprüche, die von Budapest aus erhoben werden, immerhin als Ansprüche im Interesse Gesamt-Ungarns betrachten, so sind diese militärischen nur auf Förderung der Machtstellung des Magyarentums und auf Befriedigung seines Selbstbewußtseins berechnet. Nur für die geringere Hälfte der ungarischen Mannschaft ist das Magyarische die Muttersprache, und nur vier Regimenter gehören rein magyarischen Bezirken an. Wenn die ungarischen Truppen trotzdem magyarisch befehligt werden sollen, so soll auf diese Weise auch der Rest von Reichsbewußtsein durch das, ausschließlich magyarisch gefärbte, ungarische Staatsbewußtsein verdrängt werden.

Die besonneneren ungarischen Politiker sind darüber einig, daß die Unabhängigkeitspartei zur Unzeit losgegangen ist. Selbst wenn der Kaiser in der Heeresfrage nachgeben würde, so ist doch Ungarn gar nicht darauf vorbereitet, die Folgen zu tragen, die für das Verhältnis zu Österreich aus der Magyarisierung des Heeres erwachsen würden. Daß sie das Zustandekommen des den Parlamenten vorliegenden, wirtschaftlichen Ausgleiches vollständig verhindern würde, ist evident. Österreich trägt zu den gemeinsamen Ausgaben ungefähr 66½ Prozent, Ungarn ungefähr 33½ Prozent bei. Wegen seiner größeren Wohlhabenheit leistet Österreich um 11 Prozent, d. i. ungefähr 40 Millionen Kronen mehr, als es nach der Volkszahl leisten sollte. Die Rekrutenkontingente sind aber selbstverständlich nach der Volkszahl bemessen. Wenn nun das ungarische Rekrutenkontingent den Charakter einer ungarischen Armee erhält, ist es natürlich, daß man sich in Österreich sträuben wird, die bisherige Wehrlast zu tragen, die als ein Beitrag für die ungarische Armee erscheinen wird. Man wird sich um so mehr sträuben, als die Teilung zugleich eine Schwächung der eigenen Kraft wäre. Selbst wenn sich Ungarn für jetzt mit geringeren militärischen Zugeständnissen begnügt, und selbst wenn die Unabhängigkeitspartei vorläufig in der Zollfrage auf eine Waffenruhe eingeht, so hat es doch seine Ziele schon so deutlich enthüllt, daß die Österreicher geradezu die

Digitized by Google

Augen schließen müßten, um nicht zu sehen, daß ihre Erreichung nur eine Frage der Zeit ist.

Ob sich nun im österreichischen Parlament eine Mehrheit finden wird, die warten will, bis Ungarn den Zeitpunkt zur Trennung für günstig hält, ist zweifelhaft.

Die Konsequenzen eines Bruches lassen sich nicht voraussehen, aber daß der Bruch durch die letzten ungarischen Vorgänge beschleunigt ist, daß durch sie das Schicksal des finanziellen und des wirtschaftlichen Ausgleiches im österreichischen Abgeordnetenhause gefährdet ist, das ist klar.

Wenn dieser entfesselten Bewegung tatsächlich das Zoll- und Handelsbündnis zum Opfer fiele, sei es nun jetzt oder beim nächsten Ausgleichsversuch, so wäre dies unmittelbar vielleicht noch wichtiger als die Sprachentrennung des Heeres.

Die Trennung in zwei verschiedene Zollgebiete kann den beiden Staaten verschiedenartige Ziele in der auswärtigen Politik anweisen, die heutzutage mehr als je durch die wirtschaftlichen Bedürfnisse beeinflußt wird. Welchen Belastungsproben durch ein solches Auseinandergehen der Interessen oder durch einen Zollkrieg zwischen den zwei Staaten die Dynastie ausgesetzt würde, kann man sich denken.

Österreich-Ungarn hat auf Erwerbungen im europäischen Orient verzichtet; es beschränkt sich darauf, für die allmähliche Herbeiführung haltbarer Zustände einzutreten; aber ein Stück der Balkanhalbinsel, Bosnien und die Herzegowina, besitzen wir, und wir besitzen es vorläufig gemeinsam. Wie wird sich diese Verbindung gestalten, wenn Österreich und Ungarn zwei getrennte Zollgebiete sind?

Die Ungarn hoffen, die okkupierten Provinzen und Dalmatien dazu, für die Stefanskrone zu erwerben. Ein neuer Konfliktstoff, über den man vorläufig stillschweigend hinweggeht, der sich aber in den Vordergrund drängen wird, wenn die Trennung sich verschärft.

Mit einem Worte: Die Militärfrage hat eine unabsehbare Reihe von Schwierigkeiten in die Nähe gerückt, und die führenden Männer der ungarischen liberalen Partei müssen sich darüber vollständig klar gewesen sein.

Ohne irgend eine nationale Forderung ist überhaupt schon lange kein Jahr verflossen. Diesmal ist die Bedeutung so groß, daß der Herrscher in das höchst peinliche Dilemma versetzt wird, zwischen einem zur Nationalsache erhobenen Verlangen Ungarns

Digitized by Google

und den Gefühlen und Interessen Österreichs entscheiden zu müssen. Für diesmal hat der Kaiser in dem bekannten Armeebefehl erklärt, daß er die Einheit des Heeres, deren Wahrung zu seinen Majestätsrechten gehört, nicht antasten lassen werde. Trotz der außerordentlichen Popularität, die Kaiser Franz Joseph in Ungarn genießt, hat der Armeebefehl sofort bei allen Parteien verfassungsmäßige Bedenken hervorgerufen, die durch ein Handschreiben beschwichtigt werden mußten.

Die heutige Generation der Magyaren will dem Reiche keine nationalen Opfer mehr bringen. Und doch sind die Vorteile, die Ungarn der Zusammengehörigkeit mit Österreich verdankt, außerordentlich.

Die Verbindung mit Österreich stellt Ungarn die Kräfte einer Großmacht zur Verfügung und schützt es gegen eine ihm ungünstige Gestaltung der Territorialverhältnisse auf der Balkanhalbinsel.

Über die Vorteile ihrer Verbindung mit Österreich sind sich die Magyaren vollständig klar. Auch sind sie weit davon entfernt, einen Zerfall der Monarchie zu wünschen, aber sie glauben, die Monarchie halten und dabei doch die eigene Selbständigkeit bis ins letzte durchsetzen zu können. Sie glauben, in einer Vereinigung, in der jeder für den Bestand des Ganzen nationale Opfer bringen muß, selbst gar keine bringen zu müssen und die ganze Last auf die anderen wälzen zu können. Die Folge davon wird jedoch sein, daß auch die anderen ihre nationalen Zahlungen sukzessive einstellen, und daß schließlich niemand mehr gutwillig für den Reichsgedanken auf irgend etwas verzichten wollen wird.

Der Dualismus hat seine Schuldigkeit für Ungarn getan, seine Entwickelung gefördert, jetzt soll er auf die leere Hülle reduziert werden. Der Gemeinsamkeitsgedanke, den die dualistische Verfassung aus der pragmatischen Sanktion hervorgeholt hat, soll auf das Knappste beschränkt werden. Die Frage ist, ob sich dieser Entwickelung nicht nur für den Augenblick, sondern auf die Dauer erfolgreich entgegentreten läßt.

* * *

Das stärkste Hindernis für ungarische Lostrennungspläne ist gegenwärtig der Ausblick auf seine finanziellen Folgen. Wenn Österreich erklärt, daß es nur seine eigenen Truppen bezahlen will, sobald in der Organisierung der ungarischen etwas geändert wird und daß es den Ausgleich verwirft, wenn ihm nicht Bürg-

Digitized by Google

schaften für die Aufrechterhaltung des gegenwärtigen Zustandes geboten werden, so muß Ungarn, da es vorläufig zu schwach ist, um die daraus entstehenden Kosten zu tragen, seine Forderungen herabsetzen. Ob eine solche Herabsetzung, nachdem die Karten einmal aufgedeckt sind, genügen wird, um Österreich zu beruhigen, lassen wir für den Augenblick unerörtert. Aber selbst wenn sie genügen würde, so ist doch damit vom Standpunkte der Gemeinsamkeit höchstens Zeit gewonnen. Auf die Dauer haben Geldschwierigkeiten noch niemals eine nationale Bewegung aufgehalten. Keinen anderen Dienst würde auch der Versuch einer Ablenkung der Aufmerksamkeit auf auswärtige Interessen leisten. Es gibt denkende Köpfe, die der Ansicht sind, daß sich die Reichseinheit durch große Unternehmungen auf der Balkanhalbinsel festigen ließe. Altserbien, Mazedonien, vielleicht Serbien selbst, das allerdings den Eindruck eines von Innen heraus fortwährend mit dem Untergang bedrohten Staatswesens macht, sollten als Strebepfeiler dienen, um unseren Doppelbau zu stützen. Dieser Rat ist mehr lockend als befolgenswert. Zu einem Einmarsch in jenes, zwischen Serbien und Albanien gelegene Bergland, das man Altserbien nennt, mögen wir ja eines Tages genötigt sein; aber als große Politik, die uns über die schweren inneren Konflikte hinüberheben könnte, wird sich dergleichen doch wohl nicht bezeichnen lassen.

Aber ließe sich, wenn kein anderes Mittel vorhanden ist, nicht durch Gewalt die Reichseinheit gegen die Trennungsgelüste der Ungarn schützen? Auch solche Ratschläge sind schon da und dort aufgetaucht. Man lasse, ehe die Ungarn es so weit gebracht haben, ein eigenes Heer zu besitzen, einige hunderttausend Mann einmarschieren und konstituiere das Reich von Grund auf neu. Im Lande der Stefanskrone selbst würde sich Material dazu finden. Kroaten, Rumänen, Deutsche, Slovaken, Ruthenen sind an Zahl den Magyaren um ein weniges sogar überlegen. Von allen Regimentern in engen Hosen wären nur die magyarischen zu bekämpfen, und auch ihr Enthusiasmus wäre zweifelhaft, da der magyarische Bauer wenig Grund hat, mit der herrschenden Klasse zufrieden zu sein. So lautet eine kühne Gedankenfolge, die sich insofern auf eine tatsächliche Grundlage stützt, als die Magyaren ihr möglichstes getan haben, um sich die „Nationalitäten" — wie man in Ungarn die nichtmagyarischen Stämme kurzweg nennt — zu entfremden. Sie haben in der Sorge, das Festungswerk ihrer Verfassung nur den zuverlässigsten Verteidigern anzuvertrauen, die Nichtmagyaren praktisch vom politischen Leben

Digitized by Google

ausgeschlossen; sie haben aber noch mehr getan. Sie haben, um möglichst rasch zu magyarisieren, eine sogenannte nationale Kulturpolitik getrieben, die ihnen nur Feinde machte. Aber wer sollte in Österreich zu einem solchen Kampfe die Hand bieten? So lange der ungarische Staat besteht, werden die Magyaren in ihm die stärksten sein; man mußte ihn also zerstören und den straffen gesamtösterreichischen Einheitsstaat begründen. Dann müßten aber auch Polen und Kroaten ihre Autonomie opfern, und die Czechen müßten auf ihr föderalistisches Ideal verzichten.

So unfreundlich es in Österreich zugeht, so schlimm die Dinge auch aussehen, Österreich ist doch in der Hauptsache — es klingt paradox — auf dem richtigen Wege. Während Ungarn Nationalstaat ist, ist Österreich Nationalitätenstaat. In dem Hin- und Herwogen des Streites zwischen den Nationalitäten hat sich allmählich ein Zustand herausgebildet, der nicht mehr weit von einem solchen entfernt ist, bei dem alle Teile bestehen können. Mit Ausnahme der vorgeschobenen Provinzen Galizien und Dalmatien, die ihre besonderen Konflikte haben, nähert sich Österreich nationalen Verhältnissen, die einen wirklichen Frieden ermöglichen würden. Die noch offenen Fragen könnten bei einigem guten Willen gelöst werden. Österreich als monarchische Schweiz — das ist gewiß kein so übles Ideal.

B. Molden.

Zum Abend.

Herr, ich bete. Birg du mich.
Wohin soll ich mich verbergen?
Ich vergrabe mich in dich,
Gott, mein Burgwall, vor den Schergen.

Herr, ich bete. Denn die Nacht
Hat schon alles Licht verschlungen.
Bleib bei mir und halte Wacht,
Bis der letzte Feind bezwungen.

Gustav Schüler.

Digitized by Google

Aus Börnes Leben.

Von Ernst Viktor Zenker.

Wer die Geschichte der österreichischen Zensur während des Vormärz kennt und all die ans Groteske grenzenden Versuche, jede freie Regung der Presse niederzuhalten, wird kaum glauben, daß der leitende Staatsmann jener Zeit eine besonders hohe Achtung vor der öffentlichen Meinung hatte. Und doch hatte Metternich den Wert der Publizistik als politische Waffe in Frankreich schätzen gelernt, wenngleich er sich wie Napoleon einbildete, einem Staatsmann obliege es einfach, die Wasser der öffentlichen Meinung auf seine Mühle zu treiben. „Die öffentliche Meinung", schrieb er, „ist das gewaltigste Mittel, ein Mittel, das wie die Religion, in die geheimsten Tiefen dringt, wo administrative Maßregeln längst ihre Wirkung verloren haben. Die öffentliche Meinung zu verachten, ist ebenso gefährlich, wie wenn man die moralischen Prinzipien verachtet". Daß es ihm Ernst mit diesen Ansichten sei, hat Metternich dadurch bewiesen, daß er die besten Federn der Zeit an seine Person und an sein System zu fesseln suchte, wir nennen nur Friedrich von Gentz und Friedrich Schlegel. Aber auch auf die glänzendste publizistische Feder Deutschlands, auf Ludwig Börne, hatte Metternich sein Augenmerk gerichtet. Es heißt, der allmächtige Kanzler wäre bereit gewesen, den radikalen Schriftsteller zum „Kaiserlichen Rat" zu machen, falls er geneigt gewesen wäre, seinen Weg in die Wiener Staatskanzlei zu nehmen und seinen Platz neben Gentz und Pilat aufzuschlagen. Börne scheint jedoch diese Neigung durchaus nicht besessen zu haben, und so ist denn die deutsche Literaturgeschichte davor bewahrt geblieben, von einem „Kaiserlichen Rat Börne" sprechen zu müssen.

Es scheinen diese negativen Beziehungen aber nicht die einzigen zwischen Börne und der Wiener Staatskanzlei gewesen zu sein. Man beschäftigte sich dort schon früher mit dem gefährlichen Radikalen und Demokraten, und zwar in so eingehender und liebevoller Weise, wie sich dies Börne wohl kaum wünschte.

Das k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien besitzt einige staatspolizeiliche Noten aus dem Jahre 1819, die sich mit Ludwig Börne und anderen Vertretern der deutschen Freiheitsbewegung, Arndt, Görres, Schubart, sehr gründlich befassen, allerdings nicht vom literarhistorischen Standpunkt. Nichtsdesto-

Digitized by Google

weniger dürfte die Mitteilung einiger dieser Schriftstücke heute die Literaturfreunde mehr als die Polizei interessieren.

Es handelt sich um Berichte französischer Agenten an ihre Regierung, die von dieser offenbar aus Gefälligkeit der österreichischen Staatskanzlei überlassen worden waren. Die Schriftstücke sind nämlich durchweg Kopien ohne Adresse und Unterschrift; das einzige Dokument — Görres betreffend — ist von dem Präfekten des Niederrhein an das französische Ministerium des Innern gerichtet („le préfet du Bas Rhin à S. E. le Ministre de l'intérieur") und trägt die Schlußbemerkung „Signé le Vicomte Decazes." Vicomte Decazes, der damalige französische Minister des Innern, hat also den Bericht seines Präfekten direkt der österreichischen Regierung übermittelt. Diese Feststellung ist nicht uninteressant; sie wirft ein grelles Licht auf die kordiale Entente, die damals zwischen den Mächten herrschte, wenn es sich um die Überwachung und Verfolgung der gefürchteten „Demokraten" handelte.

Die interessantesten von den Schriftstücken sind jene, die sich mit Börne befassen. Sie stammen beide aus dem Jahre 1819. Es war dies die Zeit, in welcher der Schriftsteller als besonders „suspect" galt, die Zeit, wo er die „Wage", die „Zeitung der freien Stadt Frankfurt" und die „Zeitschwingen" herausgab und die deutschen Regierungen in höchst unehrerbietiger Weise angriff. Besonders die „Zeitschwingen", die vom 3. Juli bis zum 9. Oktober 1819 in Offenbach erschienen, dürften es den maßgeblichen Personen jener zwiespältigen Zeit angetan haben, denn sie wurden von der großherzoglich hessischen Regierung unterdrückt, und die eine der französischen Noten sieht in Börne in erster Linie den ehemaligen Redakteur des „L'essor du tems". Nach diesem ersten Abschnitt seiner publizistischen Laufbahn begab sich Börne nach Paris, wo er für Cottas Zeitungen, besonders für die „Allgemeine Zeitung" korrespondieren sollte.

Sein Weg war von der Fürsorge der Polizei beschützt, und einen Beweis dieser wachsamen Hut haben wir in dem Dokument Nr. 1, das wir im Nachstehenden publizieren. Von Paris kehrte er noch im November nach Frankfurt zurück, wo er bereits von der Polizei empfangen wurde. Er wurde verhaftet und einer äußerst peinlichen Untersuchung unterzogen, um „den Zusammenhang des europäischen Carbonarismus zu enthüllen". Diese Verhaftung dürfte in unmittelbarem Zusammenhange mit dem Schriftstück Nr. 2 stehen, das sich sichtlich bemüht, den gleichen Zu-

Digitized by Google

sammenhang zu beweisen. Börne wurde nach 14tägiger Haft entlassen; er tat den Freunden Metternichs und seines Systems nicht den Gefallen, sich als Carbonaro zu bekennen, dafür wies er aber auch später die Ehre zurück, unter demselben Regime „Kaiserlicher Rat" zu werden. Und so hat denn das Staatsarchiv in Wien keine so interessanten Handschriften von Börne aufbewahrt, wie etwa die verschiedenen alleruntertänigsten Vorträge von Gentz, oder von dem „k. k. Hofsekretär Friedr. Schlegel."

Im Nachstehenden veröffentlichen wir den Wortlaut der beiden polizeilichen Noten.

No. I.

18. 8me 1819.

On a reçu l'avis, qu'un grand nombre d'écrivains allemands manifestent l'intention de venir s'établir en France, et l'on cite parmi ceux M. M. Goerres, Arndt, Borne (sic), tous trois en rapport avec Benj. Constant.

M. Borne se flatte de pouvoir engager un des principaux librairies d'Allemagne à venir s'établir à Strasbourg, mesure, sans laquelle aucune entreprise littéraire, dont le débit principal serait pour l'Allemagne, serait sans objet. La librairie française n'a que très peu de rélations avec l'Allemagne et ce pays a un mode tout particulier pour le commerce de livres.

M. Boerne compte se rendre incessament à Paris, la feuille qu'il rédige maintenant ne pouvant pas continuer dans les circonstances actuelles; à son arrivée ici, il sera surveillé avec soin.

Schubart est rentré à Paris depuis quelques jours après avoir assuré la correspondance Allemande du Constitutionel de la Renommée et du Times.

No. II.

3me Rapport sur M. Boerne ancien Redacteur de la gazette allemande l'Essor du tems

16 Novembre 1819.

On a continué à surveiller avec soin M. Boerne et voici le resultat des nouveaux renseignemens qu'on s'est procuré sur son compte.

Digitized by Google

M. Boerne travaille beaucoup chez lui; et lorsqu'il sort, c'est pour aller visiter les monuments publics; il va très souvent à la bibliothèque Royale et y passe quelques fois trois ou quatre heures. Il recoit souvent chez lui M. Schubart de la Renommée, et plusieurs Rédacteurs du Constitutionel, ainsi que quelques Allemands obscurs. Il dit que dans les circonstances actuelles et ayant été employé quelques années dans l'administration de la police de son pays,*) ils se doute bien, qu'il doit être surveillé à Paris, mais que comme il veut s'y conduire paisiblement, il n'a rien a craindre.

La principale correspondance parait être à Francfort et dans le Duché de Bade.

M. Boerne s'explique avec une grande franchise sur tout ce qui tient aux théories dont il a été le propagateur dans la Gazette, mais est très reservé sur les localités et sur les personnes.

Il a reçu une lettre d'un de ses amis de Francfort, qui lui mande que toutes les lettres qu'il écrit dans ce pays, sont ouvertes à la poste et si mal récachetées, qu'il est impossible de ne pas s'en appercevoir.

Il cherche à se loger dans un quartier éloigné du centre de la Capitale; il veut se fixer à Paris, et les relations qu'il a conservé en Allemagne, lui faciliteront les moyens de fournir des articles intéressants dans les Journaux; il en a déjà donné plusieurs au Constitutionel et a la Renommée, et c'est lui qui a fourni celui inséré dans ce dernier Journal le 15. du Courant, sous la rubrique de Mannheim, il travaille aussi pour le Journal Allemand intitulé Allgemeine Zeitung. M. Cassane, directeur du Pilote lui a fait propositions.

C'est un Sr Gautier ex-colonel en retraite, avec lequel M. Boerne a fait ses études, et qui tenait un Cabinet de Lecture au Palais Royal, qui lui a fait connaitre M. Cassane. Ce cabinet de Lecture est actuellement, tenu par M. Robert.

M. Boerne est si soupçonneux, que c'est lui qui porte à la poste sa Correspondance pour l'Allemagne.

Il est lié avec M. Goerres qui est toujours à Strasbourg; ils se sont promis de s'écrire et M. Boerne affirme qu'il n'aurait qu'un mot à dire à son ami, pour le faire venir à Paris.

---

*) Börne war kurze Zeit Polizei-Aktuar in Frankfurt.

Digitized by Google

Il est abonné au Cabinet littéraire de la rue de Richelieu. On lui apporte tous les Soirs, les Journaux français et étrangers, et on vient les reprendre le lendemain matin.

Le nommé Samson, Juif de Francfort, qui loge dans le même hôtel que M. Boerne et qui a été prote dans une Imprimerie, est aujourdhui employé du Sr. Gagliani dans son Cabinet littéraire, rue Vivienne. M. Boerne avait d'abord employé ce Samson pour lui faire différentes commissions; mais il parait n'avoir plus confiance en lui.

Voici au surplus, quelque notes particuliers sur les visites et les démarches de M. Boerne.

Le 29. 8me il avait écrit un billet à M. le Baron de Rothschild pour le prier de lui indiquer le jour et l'heur auxquels il pourrait venir lui rendre ses devoirs; le 30. il a reçu la réponse a ce billet et le 31 au moment, où il dinait chez son Restaurateur habituel, rue de Richelieu, un Commis de M. Rothschild est venu lui parler.

Le Dimanche 7 Novembre M. Boerne a été faire une visite a M. Etienne et le 8. ou le 9. il a été voir M. B. Constant et a été fort satisfait de l'accueil qu'il en a reçu.

Le 9 au matin, et d'après la démarche qu'il avait faite auprès de M. Etienne il a écrit une lettre à M. Goerres.

La veille, il avait rédigé pour le Constitutionel un article que M. Schubart s'est chargé d'arranger pour l'insertion dans ce Journal.

Le 11. 9bre M. Boerne a été voir un libraire, nommé Scheffer, place St. Germain L'Auxerois; il (!) ont causé ensemble en Allemand; il a été ensuite chez un autre Scheffer, qui l'an dernier a été condamné en police correctionelle et qui est aujourd'hui l'un des rédacteurs de la Renommé.

Il s'est ensuite rendu chez M. B. Constant qu'il a encore revue depuis.

On continuera d'observer ses démarches.

Digitized by Google

Die Philosophie des Geldes.

Von S. P. Altmann.

[Schluß.]

Die objektive Kultur als Vergegenständlichung des Geistes wird so zur geschichtlichen Tatsache. Hier gibt es, was in der Biologie zweifelhaft ist, die Vererbung des Erworbenen. Der Stil des Lebens bestimmt sich erst aus dem Verhältnis, in das subjektive und objektive Kultur eingehen. Je größer die Arbeitsteilung, desto schwieriger gestaltet sich das Verhältnis für das Subjekt. Bei der weiteren Entwickelung löst sich die Ware immer mehr von der Person des Fabrikanten los, Fabrikarbeit ersetzt die Kundenarbeit. Weil die Arbeit einem sachlichen Zweck dient, steht sie auch dem, der sie herstellt, gleichsam objektiv gegenüber. So wird das rein sachliche Verhältnis geschaffen, daß alle für alle arbeiten, die oberen Schichten für die unteren, wie diese für jene. Der große Chemiker im Laboratorium für die Bäuerin, die das bunte Tuch kauft, und der Arbeiter für alle, die seine Ware konsumieren.

Die Mode*) ist ein Zeichen oder eine Form der Buntheit unseres Lebensstiles, für die Sachlichkeit, mit der wir alle dem gegenüberstehen, was uns täglich umgibt, an das uns so gar nichts von persönlichen Gefühlen, wie sie der konservativeren Vergangenheit innewohnen, fesselt. Die uns umgebenden Dinge sind uns gleichgültig, weil sie ja durch Geld ersetzbar sind. Unser Lebensstil wird durch das Geld immer mehr antiindividuell. Aber auch die entgegengesetzten Erscheinungen sieht Simmel hier, die so verlaufen, daß das objektive Moment überflügelt wird, wenn das Streben dahin geht, rein mechanisch vererbte Rechtsformen und Dogmen durch Individuelleres zu ersetzen, wenn z. B. die subjektiven Fähigkeiten der Frau nach höherer Befriedigung rufen, weil der objektive Charakter, die Form der Ehe und Hauswirtschaft sich überlebt hat und sie unbefriedigt läßt. — Die Geldwirtschaft und Arbeitsteilung sind eng verbunden. Was wir durch das Übergewicht des objektiven Geistes gewinnen, verlieren wir an Seelenhaftigkeit und Innerlichkeit. Aber auch hier bleibt noch ein Gegensatz; je mehr nämlich das Geld eine Ursache der Vergleichgültigung wird, je mehr alles am Mammon meßbar wird, desto leidenschaftlicher

*) S. Sombart loc. cit. Bd. II. p. 827.

Digitized by Google

werden die Tore dessen gehütet, was an Innerlichkeit und Seele übrig bleibt und der Verkäuflichkeit Trotz bietet.

Stehen sich so Subjekt und Objekt gegenüber, so bleibt noch ein anderer Gegensatz, der vom Ich und der Außenwelt. Das letzte Kapitel handelt von der Distanz zwischen uns und den Dingen, Menschen, Ideen, Verhältnissen. Sehr fein wird erörtert, wie das Räumliche der Außenwelt uns den Maßstab für unser Ich gibt. — Hier wird von der Distanz in ihrer Rolle in der Kunst gehandelt, von unserem modernen Streben, die Distanz zu vergrößern, die zwischen uns und den Dingen liegt. Auf die moderne Seele übt das Entfernte besonderen Reiz, nicht das Klare, Deutliche, Selbstverständliche wird vorgezogen, nein, das Symbolische, Aphoristische, Skizzenhafte. — Hat nicht schon Voltaire gesagt „Le secret d'être ennuyeux, c'est tout dire", daher die Vorliebe für entfernte Kunststile, für rätselhafte Symbolik. Alles soll aus der Entfernung heraus genossen werden. Ja nach Simmel, der seine Regel selbst befolgt, besteht die höchste Feinheit des literarischen Stiles darin, daß man die Dinge nur streift und ja nicht zu eng berührt. Die moderne Anschauung will die Dinge nicht in solcher Nähe sehen und erfassen wie der stoffliche Materialismus, die Dinge werden durch das Medium der Seele gebrochen; auch das Nützlichkeitsprinzip, das Ursache und Wirkung so eng aneinanderrückt, muß einer größeren Distanzierung Raum geben. Die Einschiebung vieler Mittel innerhalb der Zweckreihe rückt das Nächste in die Ferne. Diesem Triebe zur Erweiterung der Distanz geht der entgegengesetzte zur Seite. Die Technik als Überwinderin von Raum und Zeit bringt uns das Ferne nah, so daß unser Resultat eine Vergrößerung der Distanz in innerer Hinsicht, eine Verringerung in äußerer ist.

Das Geld spielt nun die bedeutsamste Rolle in beiden Tendenzen. Es macht es zugleich möglich, daß man aus der primitiven Abhängigkeit in der Familie und dem engen Kreise losgelöst wird, und wieder mit der größten Zahl von Menschen in Beziehung steht. Der Kredit, der nicht jenseits der Geldwirtschaft steht, sondern, was meiner Ansicht nach fälschlich bestritten wird, ihren Sinn ausmacht, findet hier eine psychologische Deutung. Er schafft die Distanzen und er überwindet sie. Auch der Kredit ist nur eine Erscheinungsform des Stiles, der unser modernes Leben durchzieht. — Wer fühlt sich nicht bis in sein Innerstes getroffen, wenn er bei Simmel liest „durch die moderne Zeit, insbesondere durch die neueste, geht ein Gefühl von Spannung, Er-

Digitized by Google

wartung, ungelöstem Drängen, als sollte die Hauptsache erst kommen, das Definitive, der eigentliche Sinn und Zentralpunkt des Lebens und der Dinge". Es ist eine allgemeine Lebenstendenz, daß die Mittel das Streben haben, über die Zwecke hinauszuwachsen; ein interessantes Beispiel dafür ist das Militär, eigentlich nur eine latente Energie, ein Mittel für den Fall eines Krieges, der zugleich durch das Vorhandensein der stehenden Heere möglichst vermieden werden soll, wächst es zu einem Selbstzweck aus. Es gehört in die Kategorie, die für zwei ganz entgegengesetzte Gebiete, die Technik und die Metaphysik, noch gilt, daß wir die Elemente, die in ihrer Beziehung zueinander wertvoll sind, als an sich wertvoll begründet betrachten, worauf sich z. B. die Überschätzung gründet, die die Technik in der Gegenwart findet. Ihre Kulmination findet die Überwucherung der Zwecke durch das Mittel in der Herrschaft des Äußerlichen über das Innerliche, über unsere Seele. Nicht wissenschaftlich, mythologisch, vielmehr kindlich ist es gedacht, wenn wir von einer Überwindung oder Beherrschung der Natur reden, der doch kein entgegengesetzter Wille innewohnt. — Die Maschine, von der Ruskin einmal gesagt hat, daß sie, dem Dämon gleich, die Menschen erst reich und glücklich gemacht, dann aber ihnen die Seele aus dem Leibe gerissen habe, zeigt uns ja das Verhältnis von Mensch und äußerer Welt. „Der Satz, daß wir die Natur beherrschen, indem wir ihr dienen, hat den fürchterlichen Revers, daß wir ihr dienen, indem wir sie beherrschen". Wir werden Sklaven des Produktionsprozesses, der Produkte, überhaupt alles dessen, was uns umgibt.*) Der Widerstreit von Zweck und Mitteln strebt dauernd nach einem harmonischen Ausgleich, aber „vielleicht ist es gar nicht der Sinn des Lebens, die Dauer versöhnter Zustände, nach der es strebt, auch wirklich zu erlangen". Hier liegt die Quelle für die Unruhe der modernen Menschen, ihre Ruhelosigkeit, die sie vom Sozialismus zu Nietzsche, von Hegel zu Schopenhauer, von Böcklin zum Impressionismus getrieben hat. Als Mittel der Mittel muß das Geld in diesem Lebensprozeß eine Rolle spielen, eine doppelte, die Rolle als Mittel, aber auch als Zweck.

Die zweite Stilbestimmtheit ist zeitlicher Art, sie ist begründet im Rhythmus**) zeitlicher Bestimmtheit. Eine frühe Kultur erhebt

*) S. Oncken, Geschichte der Nationalökonomie, 1902 S. 44.

**) S. Büchner, Arbeit und Rhythmus. cap. I, II, IX.

Digitized by Google

die Menschen über den Rhythmus. Der Mensch ist nicht mehr an eine bestimmte Paarungszeit gebunden, deren Reste bei Naturvölkern noch vorhanden sind. Die Abhängigkeit unserer Bedürfnisbefriedigung von der Jahreszeit wird immer geringer. Die Kultur geht darauf hinaus, das Periodisch-rhythmische zu überwinden. Dem steht aber gegenüber, daß der Rhythmus als die Symmetrie der Zeit, die Symmetrie als der Rhythmus des Raumes, als der erste Beweis rationalistischer Deutung, als eine Formung der Dinge, die über ihren sinnlosen Zusammenhang das deutende und klärende System ausbreitet, eine Kulturtendenz enthält. Symmetrie und Rhythmus schaffen erst eine Überschaubarkeit des Zusammenhanglosen, und sie beide sind eben ein Zeichen für eine mittlere Höhe der Kultur. Der Stil des Lebens muß aber auch über diese Form hinausgehen, denn die Periodik und Systematik ist eine Vergewaltigung des wirklichen Lebens. Ihre Herrschaft muß Halt machen vor der höchsten Betätigung der Wissenschaft, Politik und Kunst. Die höhere Form wird dem Individuellen der Dinge gerecht und zieht sie nicht mehr in sich hinein, um sie in ein Schema hineinzupassen. Die Lohnarbeit im modernen Wirtschaftsbetrieb steht wieder der symmetrisch-rhythmischen Form näher, aber hier ist es nicht mehr jene alte Arbeitsrhythmik, die ursprünglichen Kulturen innewohnt, die sich auf physiologisch-psychologischer Energetik aufbaut, sondern eine Unterordnung unter ganz andere jenseits des Subjektiven stehende Entwickelungsverhältnisse der maschinellen Technik, die sich dem ökonomischen Prinzip anpaßt und dem Individuellen innerhalb der Person, wie wir oben sahen, Raum läßt. Die höchste Stufe, also die geistige Arbeit, trägt den spezifisch individualistisch-spontanen Charakter.

Auch das Geld macht eine gleiche Entwickelung durch. Auf einer Mittelstufe zeigt es eine rhythmische Gebundenheit an Messen und Märkte, aber diese wird überwunden und macht der kontinuierlichen Form Platz. Die Systematik gibt auch hier dem Individuellen Raum. Im Sinne des Geldes liegt es jedoch, weil es formlos, flüssig, charakterlos ist, auch der Systematik seine Bedeutung zu leihen. Es dient dem Liberalismus, es wird ein Mittel des Despotismus, wie es sich dem Sozialismus anzupassen und ihn vorzubereiten verstanden hat.

Und noch eine Bestimmtheit erwächst dem Leben aus dem Gelde. Das Geld bestimmt das Tempo unseres Lebensstiles, Vermehrung und Verminderung des Geldes wirken bedeutsam

Digitized by Google

auf die ökonomisch-psychischen Prozesse, es vermehrt die Erregungen, deren komplizierte Erscheinungen hier nicht erörtert werden können. Es ist kein Zufall, wenn erst in der Entwickelung der Geldwirtschaft die Turmuhren die Viertelstunden zu schlagen beginnen, wenn erst in dieser Zeit die Taschenuhr eine Notwendigkeit wird, denn die Zeit gewinnt erst jetzt eine Bedeutung, die Zeit wird zum Gelde, das Geld fließt und fließt hinein in die Zentren des wirtschaftlichen Lebens, in die Börsen, wo das Leben sein schnellstes Tempo vollführt, es fließt in die kleinste Form, in den Scheck, der es möglich macht, daß die große Summe möglichst schnell von Ort zu Ort geht, das runde Geld will rollen, damit es Geld ist, von Hand zu Hand, von Ort zu Ort, das Symbol für das ewig fließende, für das ewig bewegte, niemals ruhende Leben. Das Geld muß fortgegeben werden, um Geld zu sein. Innerhalb der Bewegung erst findet das Geld seinen Sinn, das Geld wird der Allgemeinbegriff der Dinge, sofern sie wirtschaftlich sind, der über ihnen schwebt gleichsam als ein Reich der Ideen, wie das Naturgesetz über den Erscheinungen. Es wird das letzte Symbol für den absoluten Bewegungscharakter der Welt, nur Träger einer Bewegung, wird es die Form, in die die Dinge fließen müssen, um wirtschaftlich ihren Wert aneinander zu messen, während es als greifbare Einzelheit das flüchtigste Ding der äußerlich-praktischen Welt ist, ist es seinem Inhalt nach das beständigste, sein ideeller Sinn ist, wie der des Gesetzes, allen Dingen ihr Maß zu geben". Der absolute Bewegungscharakter der Welt, das aufeinander angewiesen sein, das ist das letzte, was dieses Buch uns lehrt, die philosophische Bedeutung des Geldes war, „daß es innerhalb der praktischen Welt die entschiedenste Sichtbarkeit, die deutlichste Wirklichkeit der Formel, des allgemeinen Seins ist, nach der die Dinge ihren Sinn aneinander finden und die Gegenseitigkeit der Verhältnisse, in denen sie schweben, ihr Sein und so Sein bestimmt".

Simmels Philosophie des Geldes gehört keiner Wissenschaft an und darum jeder, das werden ihm die „berufenen Vertreter" der Einzelwissenschaften nicht verzeihen, und doch könnten sie alle so viel von ihm lernen, die Juristen wie die Nationalökonomen, die Ästhetiker wie die Historiker. Man muß eben mehr als ein Duodezfürst in irgend einer Provinz wissenschaftlicher Arbeit, man muß unbeschränkter Herr im weiten Reiche menschlichen Denkens sein, um ein solches Buch zu schreiben. Und doch geht

Digitized by Google

ein tragischer Zug durch dieses Buch hindurch. Es heißt jedem Gedanken das Schicksal des ewigen Juden aufbürden, wenn man „jeden letzten Gedanken so behandelt, als ob es der vorletzte wäre". Die ewige Ruhelosigkeit, das immer mehr Wissen, das immer tiefer Hinabsteigenwollen ist das tragische Schicksal für den, der nach der Wahrheit sucht. Dieser Zug, der sich auch in der höchst individuellen Sprache dieses Buches offenbart, deutlich äußert, hinterläßt ein Gefühl der Ruhelosigkeit. Das Buch ist reich an Analogien, die gewiß ein berechtigtes, ja bedeutsames wissenschaftliches Hilfsmittel sind. Mir scheint aber, daß ein Kopf, in dem sich eine solche Fülle von Analogien und Ähnlichkeiten, wie bei Simmel zusammendrängt, leicht dazu geführt wird, ihre Beweiskraft zu überschätzen. Wenn man entgegenhält, Simmel fasse unter die Gelderscheinungen auch solche, die zum Kredit gehören, so möchte es mir scheinen, daß man das Geld vom Kredit nicht loslösen kann, ja daß dieser erst den Sinn des Geldes ausmacht. Wir befinden uns eben noch auf einer verhältnismäßig niedrigen Stufe der Geldwirtschaft, einem Naturaltausch des Geldes. Simmel hat gerade die Richtlinien für das Geld im wahren Sinne gezeigt. Das trifft aber nur eine und nicht einmal die bedeutendste Seite des Buches. Der Vorwurf, daß Simmel seinem Buche keine Quellenangabe beifügt, — es findet sich keine Anmerkung in dem ganzen Buche — ist vielleicht vom Standpunkt dessen, der wissenschaftlich danach arbeiten will, berechtigt. — Für den Ästhetiker hat es in seiner künstlerischen Geschlossenheit sicher gewonnen. Vielleicht hat Simmel den einen oder anderen Gedanken von einem, der ihn vor ihm dachte, übernommen, ohne daß er dessen Namen genannt hat. — Aber Ulrich von Wilamowitz hat doch auch recht, wenn er sagt: „Jede Wahrheit wird Gemeingut, sobald sie ausgesprochen ist. Was verschlägt es, wer sie zuerst aussprach." Und Simmel hat auch dem, was nicht sein Ureigenstes ist, den Stempel seiner Persönlichkeit aufgedrückt.

Wer Simmels relativistische Interpretation des Seins von vornherein ablehnt, muß dieses Buch ablehnen, wer dies nicht tut, dem wird es Stunden reinen Genusses und unendlicher Belehrung bringen. Es kommt ja gar nicht darauf an, ob in diesem Buche für alle Fragen, die es berührt, eine Lösung gefunden ist, aber die Tatsache, daß es eine so unendlich tief durchdachte psychologische Deutung des Lebens enthält, schafft ihm dauernden Wert. Hier gilt, was Simmel einmal an anderer Stelle ausgesprochen hat: „nur der bornierte Hochmut einer wissenschaftlichen Bureau-

Digitized by Google

kratie kann die Abschlagszahlung des Erkennens zurückweisen, die es wie vielfach sonst in der Geschichte der Wissenschaft in der Form künstlerischer Intuition darbietet". Georg Simmel zeichnet aus, was er an Nietzsche gerühmt hat, die Feinheit des Nachempfindens, die Tiefe der ursächlichen Zergliederung, die Treffsicherheit des Ausdruckes, die Kühnheit seiner Versuche, seelische Nuancen und Intimitäten auszudrücken, an die bisher noch niemand sich herangewagt hat.

Der Kreis derer, für die er geschrieben hat, wird klein sein, — und an der Spitze der Philosophie des Geldes sollten die Worte stehen, die Henry Beyle in einem Buch ausgesprochen hat: „to the happy few".

Nordische Reise.

Von Heinrich Pudor.

1. Stockholm.

Etwa in der Mitte der skandinavischen Halbinsel, ein wenig mehr nach Süden, da, wo die Horizontallinie des finnischen Meerbusens nach Osten und das Skagerrak nach Westen die Halbinsel teilt, liegt die auf Granit gebaute und aus Granit gehauene nordische Metropole Stockholm, eine Großstadt, deren Stimmungsgehalt südliche Lebensfreude und Genußsucht mit nordischer Kraft und Gesundheit, französisches Kulturraffinement und italienisches Formengefühl mit urgermanischer Volkskraft und Volkstümlichkeit vereint, die Stadt des Bauern und zugleich des Fürsten, die Stadt des Künstlers und des Aristokraten.

Man stelle sich vor, daß ein Gott, unzufrieden mit den Städten herkömmlicher Art, den Menschen anbefohlen habe, eine Stadt zu bauen, in der die Kraft ebenso wie der Genuß wohnen könne, eine Stadt, die aus antediluvianischem Granit hervorwachsen könne, die von Wäldern und Seen umschlungen ist, die Trotz und Starrsinn mit Schönheit und Gefälligkeit paart, die hier mit ihren steilen Felsen an Edinburgh, da mit ihren sanften, grünen, wasserumflossenen Buchtungen an Genève, dort mit ihren formen-

Digitized by Google

beherrschenden Architekturbauten an italienische Renaissancestädte erinnert, da kittete der Mensch nordischen Granit mit italienischem Marmor, skandinavische Mooserde mit mitteleuropäischem Humus zusammen und schuf Stockholm.

Es gibt Städte mit hellem und mit dunklem Stimmungscharakter, Stockholm ist eine der ersteren. Es gibt Städte, die den Charakter des Weltschmerzes und der Totenklage an sich tragen, und solche, die Weltfreude und Genuß künden, Stockholm ist eine der letzteren. Es gibt Städte, deren Stimmungsintensität gering ist, die wie schales, abgestandenes Wasser wirken, und weder Eisen noch Phosphor in ihrem organisch gedachten Steinkörger tragen, wie z. B. Stettin, Mannheim, Turin, Manchester, Lyon, Brünn, Lausanne, und es gibt solche, welche da gebaut sind, wo Flammen aus dem Erdinnern zu brechen scheinen, wie Genua, Helsingfors, Genf, Plymouth, — Stockholm gehört zu den letzteren. Es ist gebaut wie aus Gegensätzen, es ist der letzte Ankergrund des Südens und der südlichste Ankergrund des höheren Nordens.

Das künstlerisch Bedeutsamste an Stockholm ist seine Architektur, Kirchen besitzt es auffallend wenige und das Gesamtbild der Stadt würde sogar wesentlich gewinnen, wenn es durch einige hohe Kirchtürme und Kuppeln belebt würde, aber die Profanarchitektur dieser Stadt ist einzig dastehend. Und zwar stammt dieselbe in ihren hervorragendsten Beispielen aus den letzten 10 bis 15 Jahren. Zwar hat auch Schweden eine Renaissanceperiode und eine Zeit des Barock und des Rokoko gehabt und besitzt auch aus dieser Zeit treffliche Beispiele, wie das Petersenska Huset, das Ridderhuset, aber in diesen Bauten liegt nicht der Stolz und die Stärke Stockholms — auch nicht im Schloß, das mehr durch seine Lage, an drei Seiten vom Wasser umgeben, und durch seine Größe, ähnlich wie der Pittipalast in Florenz, imponiert — aber einzig dastehend unter allen Städten ist Stockholm durch den Reichtum an modernen Profanarchitektur-Bauten.

Und was das bedeutet, sieht man am besten aus einem Vergleich mit Berlin. Berlin ist bekanntlich besonders schlimm daran mit seiner Architektur, denn es hat weder Baudenkmäler der Gotik noch der Renaissance aufzuweisen, und nur der Barockstil hat in dieser Stadt, die ihrer Bestimmung erst entgegengeht, bisher sich heimisch zu machen gewußt.

Und ebensowenig haben andere mitteleuropäische Großstädte

Digitized by Google

moderne, künstlerisch bedeutsame Profanarchitekturbauten aufzuweisen. Weder Paris, noch Wien, noch Rom, noch Brüssel oder London. Was man in diesen Städten baut, ist Abklatsch, ist Kunstgeschichte, Kopie, meistens aus der Barockzeit. Stockholm dagegen hat einen eigenen profanarchitektonischen Stil, es ist eine moderne Renaissancestadt der Architektur, ein Florenz oder Venedig des beginnenden 20. Jahrhunderts.

In der Wertschätzung der künstlerischen Profanarchitektur Stockholms kann man kaum zu weit gehen. Auf der anderen Seite ist es erklärlich, daß gerade in Stockholm die ersten Anzeichen einer künftigen Renaissance der Architektur bemerkbar werden. Denn das ganze Milieu ist in Stockholm architektonisch differenziert. Man hat es bei der Architektur mit Unrecht oft übersehen, daß auch diese Kunst im engsten Zusammenhang mit der Natur steht, aus der Natur schöpft, in der Natur ihr Vorbild hat und auf die Natur immer wieder zurückgreifen muß. Wenn die Malerei die Kunst der Farben der Landschaft, die Skulptur die Kunst der Formen des menschlichen Körpers ist, so ist die Architektur die Kunst des Gebirges. Der Fels und das Gebirge geben nicht nur das Material und den Grund, sondern auch das Vorbild zur Architektur. Was wäre die Akropolis ohne den Felsen, auf dem sie steht! Was wäre Rom ohne die sieben Hügel! Diesen engen Zusammenhang zwischen Natur und Architektur hat man mit Unrecht oft übersehen. Bei den nordischen Städten Helsingfors, Stockholm, Christiania, — sämtlich auf Granit gebaute Naturstädte — ist dieser Zusammenhang meistens ein intimer gewesen und selten in Vergessenheit geraten. Und deshalb ist es nicht verwunderlich, daß die neue architektonische Renaissance gerade von diesen Städten des Nordens auszugehen scheint.

Es würde zu weit führen, an dieser Stelle im einzelnen die modernen Profanarchitekturbauten Stockholms zu schildern. Es möge genügen, darauf hinzuweisen, daß Stockholm voll davon ist, daß es nicht nur eine stattliche Reihe — meist erst im Laufe des letzten Jahrzehntes entstandener — profanarchitektonischer Monumentalbauten in Stockholm gibt, sondern — und dies ist vielleicht das am meisten Erfreuliche und geradezu an Renaissancezeiten Gemahnende — daß man buchstäblich auf Schritt und Tritt merkt, daß man sich in der Stadt der Renaissance-Architektur befindet, daß einem überall feines architektonisches Empfinden für Massen-, Flächen- und Raumverhältnisse entgegentritt und nir-

Digitized by Google

gends derartige architektonische Brutalitäten entgegenstoßen wie in mittel- und südeuropäischen Großstädten.

Ähnlich interessant wie die architektonischen, sind die kunstgewerblichen jungschwedischen Leistungen, und zwar besonders auf dem Gebiete der Tapisseriearbeit und Webekunst. Bei der ersteren handelt es sich dabei um gefärbte Textilstoffe mit Applikationsstickerei, die zur Wandbekleidung als Möbelstoffe und als Portieren Verwendung finden.

Vor allem sind hier in Schweden die Arbeiten der „Handarbetets Vänner" (der Freunde der Handarbeit), die von der Freifrau Sofie Adlersparre und Frau Hanna Uringe im Jahre 1874 mit dem ausdrücklichen Zwecke der Belebung der weiblichen Handarbeit gegründet wurden und gegenwärtig unter der Leitung von Fräulein Agnes Branting stehen, und die Aktiengesellschaft „Svensk konstlöjdutstilling" (Kunsthandwerksausstellung), gegründet 1879 von S. Göbel, zu nennen. Letztere fabriziert besonders Möbel und Gobelins, zu denen der Maler Alfred Wallander die Entwürfe zeichnet.

Die Handarbetets Vänner hatten es sich zur Aufgabe gemacht, die altschwedische bäuerliche Webekunst, wie sie namentlich in den Provinzen Skaone und Dalarne zu Hause war, neu zu beleben. Frau Uringe ließ die passenden Stoffe weben, färbte sie selbst und nahm teils die altschwedischen Muster auf, teils ersann sie neue Muster, um sie in Applikationsstickerei auszuführen. Die schwedische Industrie empfing von diesem Mittelpunkte aus neue Anregungen, und es bereitete sich eine nationale Renaissance vor, deren Charakter, weil er ausgesprochen germanisch ist, uns Deutschen sehr sympathisch sein muß. In Paris erregte der von Karma Nilsson nach einem Entwurfe von Karl Larssons gewebte Gobelin „Krebsfang" die allgemeine Aufmerksamkeit. In Turin waren zwei Wandteppiche mit Winterlandschaften, ausgeführt von Anna Boberg, der hochbegabten Gattin des großen schwedischen Architekten Ferdinand Boberg, ausgestellt. In ihnen war der Gobelincharakter ausgezeichnet zur Geltung gebracht.

Von einer nationalen schwedischen Malerei kann man erst seit etwa einem Jahrzehnt sprechen. Im besonderen ist es Anders Zorn (geb. 1860), der dem schwedischen Namen auch auf dem Gebiete der Malerei einen großen Ruhm verschafft hat. Zorn gehört zu den bedeutendsten Malern der Gegenwart, vielleicht sogar zu den größten Malern, die es gegeben hat. Er ist der Franz Hals der schwedischen Malerei. Nicht, daß er etwa durch

Digitized by Google

diesen oder einen anderen holländischen Maler beeinflußt wurde — am nächsten steht er vielmehr der modernen französischen Schule — aber er hat das Geniale, Treffsichere und dabei Skizzenhafte, das Gesunde und unverwüstlich Frische des großen Holländers. Man muß das lebensfrohe Schweden, dieses dicht über dem Meeresboden sich erhebende, urgesunde Hochgebirgsland kennen, um den Schweden Zorn verstehen zu können. Denn wenn er auch in Paris sein Atelier hat und von vielen zur französischen Schule gerechnet wird — innerlich ist Zorn ganz und gar Schwede und durchaus nicht Franzose. Wenn daher die heutigen Geschichtsschreiber Ehrenstrahl als den Vater der schwedischen Malerei bezeichnen, so werden künftige Geschlechter, und mit größerem Rechte, Zorn dies Ehrenattribut beilegen können.

Dabei ist es bezeichnend, daß Zorn nicht nur schwedische Stoffe mit Vorliebe wählt, sondern daß geradezu das schwedische Bauern- und Dorfleben seine eigentliche Domäne ist — vergleiche z. B. das köstliche Bild, ein die Stiege herabschreitendes Bauernmädchen, das im Jahre 1898 in London, im Jahre 1901 in der Berliner Sezession zu sehen war. Das Stockholmer Nationalmuseum besitzt neben einer Reihe vorzüglicher Radierungen (entzückend und „ein echter Zorn" das in seiner Hängematte schlafende Mädchen) und Handzeichnungen zwei Bilder Zorns, sein Selbstporträt (dargestellt in einer hellen Malerkutte), ein prächtiges Werk voll von Leuchtkraft der Farbe und Charakteristik, und das Bild eines älteren Herrn mit dem Glase in der Hand, der aus einer Gruppe Trinkender nach vorn schreitet — auch dies ein Meisterwerk. Das Nationalmuseum in Christiania besitzt ein gutes Bild „I Skaergaarden" (In den Schären), das Zorn im Jahre 1894 gemalt hat. Es ist eine vortreffliche Lichtstudie, besonders die an einem Felsen lehnende nackte Frauengestalt ist technisch ausgezeichnet. Das Kopenhagener Museum besitzt ein besonders schönes Werk von der Hand Zorns, ein Aquarell „Boelgeskvalp", das eine vollkommene Beherrschung der Wasserfarben-Technik und dabei den charakteristischen Stimmungsgehalt Zorns zeigt. Im übrigen sieht man heute in allen großen Gemäldegalerien des Kontinentes Werke von Zorn.

Nicht minder schwedisch national als Zorn ist der bekannte Tiermaler Bruno Liljefors (geb. 1860), der ebenso wie Zorn in Deutschland sehr geschätzt wird. Und in der Tat ist es auch bei ihm die Stimme der Natur, und zwar dieses bestimmten Stückes Natur, die aus seinen Gemälden spricht. Waldvögel, brütend

Digitized by Google

auf Tannenwipfeln oder Kieferwedeln — nur Leljefors versteht sie uns so zu schildern, daß wir uns selbst in dieses Milieu versetzt fühlen und Waldesluft zu atmen glauben. Und ebenso ist es, wenn er die stille Größe des Winters malt oder die Erhabenheit des Ozeans, belebt nur durch ein paar heimziehende Wasservögel (wie auf dem prächtigen Bilde „Ejdrar" aus dem Jahre 1894 in der Stockholmer Nationalgalerie, das eine wunderbare, wie weltfern wirkende Farbenharmonie zeigt). Ähnliches gilt von dem herrlichen Bilde „Vildgjaes" (Wildgänse) in dem Kopenhagener Museum. Auch hier ist nicht nur die Natur wissenschaftlich-exakt getreu wiedergegeben, sondern das Bild zeigt zugleich eine vollkommene Farbenharmonie, und es trägt endlich den persönlichen Stempel Liljefors und des nationalen Skandinaviens.

Was die schwedische Plastik betrifft, so müßte man, um der schwedischen Plastik eine Direktive für die Zukunft zu geben, den schwedischen Bildhauern anempfehlen, sich einmal gründlich von der belgischen Realistik beeinflussen und die klassizistische Schminke abwaschen zu lassen und zweitens die Granitsteinskulptur zu pflegen und womöglich selbst den Meißel in die Hand zu nehmen. Sicherlich wird eine neue Blüte der Skulptur auch Schweden beschieden sein, und vermutlich wird sie kommen, wenn die allgemeine Kunstentwickelung über die Schule des Realismus hinausgeführt hat. Zuvor aber muß auch Schweden selbst diese Schulung durchmachen — ja, die schwedische Skulptur bedarf ihrer vielleicht am nötigsten.

Das was nächst der Architektur und dem Kunstgewerbe am meisten in Stockholm interessiert, ist — ich will es als Spiegelung der Volkskraft bezeichnen. Ich verstehe darunter nicht nur die unter dem Namen Nordiska Museum vereinigten Sammlungen, teilweise in Museen, teilweise auf Skansen befindlich — sondern überhaupt die Lebenskraft der Nation als solcher, wie sie sich in dem Gefühl nationaler Zusammengehörigkeit, in dem Streben nach Ausgleichung der Standesunterschiede, und in dem Versuch einer Verlebendigung altnordischen Lebens und altskandinavischen Volkstums zeigt.

Dieses Bewußtsein nationaler, Jahrhunderte alter Kraft und Größe ist allerdings nicht nur Schweden, sondern dem ganzen skandinavischen Norden eigen, das südlicher gelegene germanische Deutschland aber kann von dieser Stärke des nationalen Bewußtseins sehr viel lernen, und daß dasselbe in einer nach mancher Richtung so raffinierten, vielleicht sogar dekadenten Stadt wie

Digitized by Google

Stockholm, doch noch so wach sein kann, gereicht derselben nur um so mehr zur Ehre und ihrer Zukunft zur guten Vorbedeutung.

Freilich hat dieser Volkskultus zwei Seiten. In der Tat berührt es nämlich wundersam, daß man auf dem Lande in Schweden Reste germanischen Volkstumes nur in sehr schwacher Form noch beobachten kann, daß man Volkstrachten und Volkstänze auf Skansen in Stockholm, aber kaum mehr auf dem Lande selbst antrifft. Ich spähte aus nach Volkstänzen, Volkstrachten und Volksgebräuchen — aber ich fand in den entlegensten Gegenden nichts von alledem: das Christentum hat den ganzen altgermanischen Mythos aufgesogen — kaum daß ich in einer abgelegenen Hütte ein Bauernmädchen ein altnordisches Tanzlied singen hörte. Statt dessen gingen die Bauern auch hier in schwarzen Gewändern mit dem Gesangbuch zur Kirche, und des Nachts fuhren sie mit dem Schlitten nach einem Vergnügungsort, wo sie Kaffee und Bier tranken und Variété-Witze rissen. Das sind die Segnungen des Christentums.

Da hat man also in Stockholm eine Art Freiluftmuseum gegründet, um den altnordischen Volksgebräuchen zu neuem Leben zu verhelfen. Man wird aber wie mit Gewalt zu der Frage gedrängt: Was nützt es, wenn die Stockholmer die Bauernhütten und -Trachten als Kuriositäten studieren, und wenn die Bauern den großstädtischen Firlefanz als imponierenden Großstadtusus imitieren? Wozu das? Scheint es nicht „Humbug" hier und dort? Aber möglich, und wir wollen es wünschen, daß neben den üblen Seiten auch die guten Seiten der Sache sich übertragen. Nur würde es dem unbefangenen Beschauer eine bei weitem näher liegende Lösung erscheinen, wenn man die Bauern anhalten wollte, ihre Volksgebräuche zu konservieren und vergessene Volksgebräuche wieder zu erneuern, anstatt die Bauern in die Kirchen und die Städter nach Skansen zu führen. Andernfalls ist man geneigt, auch an dieser Stelle von einem sehr wenig erfreulichen Museumschwindel zu sprechen.

Will man also altgermanisches Volkstum an der Quelle studieren, muß man viel weiter hinauf, nach Finmarken oder den Färöen gehen, in Stockholm und Christiania ist alles nur Theater, Mache, Schaustück, Affektiererei, das Gegenteil von dem, was es sein soll.

Dabei soll durchaus nicht geleugnet werden, daß ein Museum, wie Skansen bei Stockholm für den Kulturhistoriker eine Fund-

Digitized by Google

grube und eine Herzensfreude bildet, und daß auch die Bevölkerung der Großstadt auf die Verbindung mit der Nabelschnur des Volkstumes nachdrücklich hingewiesen wird.

Erfreulich ist ja schon, daß hier dem großstädtischen Publikum eine Stätte gegeben ist, wo es sich ohne Bierbuden und Karussell vergnügen und zugleich belehren kann. Man sammelt jetzt in den schwedischen Volksschulen Geld, um auch das große Vergnügungsetablissement „Tivoli" ankaufen und mit Skansen vereinigen zu können. Damit wird man der Schnaps-Animiersucht wiederum ein großes Stück Feld abgegraben haben.

Auf der anderen Seite ist es ja nicht nur berechtigt, sondern sogar notwendig, daß es in einer Großstadt wie Stockholm auch eigentliche Vergnügungsstätten gibt, als Gegenwirkung gegen großstädtische Überarbeitung. Und auch in dieser Beziehung darf sich Stockholm nicht beklagen. Man kann nirgends so raffiniert gut essen und trinken wie in Stockholm. Mit sieben goldenen Siegeln ist Stockholm in das Kontobuch der Benediktinerabtei Fécamp in der Normandie eingeschrieben, und Austern und Hummern kann man in Stockholm ebensogut haben wie in Paris oder London.

Wie eine Art Zaubergetränk, aus allerlei merkwürdigen Kräutern gebrannt, so mutet uns das Stockholmer Leben an, das südliche Lebenslust mit nordischer Geradheit paart. Es ist ja wahr, Schweden gehört heute nicht zu den Großmächten, sondern zu den „kleinen" Ländern, aber wenn nicht alle Zeichen trügen, werden manche dieser „kleinen" Länder, nicht nur was Lebenslust betrifft, die Rolle der großen übernehmen und gerade in kultureller Beziehung wichtige Aufgaben zu erfüllen haben.

Digitized by Google

Zum Allerseelentage (2. November).

Von Dagobert von Gerhardt-Amyntor.

In einem gemischt-konfessionellen Städtchen bin ich aufgewachsen, dessen Bewohner ohne jede Rücksicht auf ihr Bekenntnis am Allerseelentage gemeinsam nach dem Friedhof hinauszuwandern pflegten, um die Hügel und Denksteine ihrer Lieben mit frischen Blumen zu schmücken. Man tat dies in friedfertigster Unbefangenheit, denn damals hatten sich die konfessionellen Gegensätze noch nicht so unleidlich zugespitzt, wie dies leider seit der politischen Herrschaft des Zentrums der Fall ist. An dem Brauche, den Allerseelentag zu feiern, habe ich daher, trotzdem ich kein Katholik bin, gewohnheitsmäßig festgehalten, ist doch dieser Tag für mich mit unvergeßlichen Erinnerungen aus ferner Jugendzeit verknüpft, und so möchte ich, der Protestant, zum katholischen Allerseelentage auch mein Wörtlein sagen, das hoffentlich hüben wie drüben nicht mißverstanden werden wird.

Es erscheint mir wie eine bedauernswerte konfessionelle Sondertümelei, daß wir Protestanten selbst auf einem Gebiete, das doch alle Unterschiede auslöscht, trennende Schlagbäume errichtet haben, über die das gesunde menschliche Empfinden nur gar zu leicht stolpert. Die katholische Welt feiert ihren ehrwürdigen und tief ins bewegte Menschenherz greifenden Allerseelentag am zweiten Tage des November. Wenn irgend etwas geeignet ist, rein menschliche Gefühle auszulösen und jeden Bekenntnisunterschied vergessen zu machen, so ist es das Gedenken an alle diejenigen, die das Zeitliche mit seinen Irrungen und Dunkelheiten überwunden haben und eingegangen sind in das Reich der Zeitlosigkeit. Nun hat sich der Protestantismus aus mir unerfindlichen Gründen einen anderen Allerseelentag gegen Ende des November zurechtgemacht und ihm den fragwürdigen Namen des „Totenfestes“ verliehen. Was ist unter diesem Worte zu verstehen? Ein Fest der Toten? Ach, unsere Toten feiern keine Feste mehr. Ein Fest f ü r die Toten? Ach, der Lebende feiert keinen Festtag, wenn er wehmütig seiner Toten gedenkt. Auch wenn er sie glücklich preist, daß sie von keiner irdischen Sorge mehr angefochten, von keinem Leiden mehr geplagt werden, auch dann ist ihm nicht festlich zu Mute, denn schwer nur vergißt er, daß dem Sohne nun die Segenswünsche der Mutter fehlen, daß dem Bräutigam nun kein zärtlicher Blick der Braut mehr zuteil wird,

Digitized by Google

daß dem Gatten die Gattin entrissen wurde oder den vereinsamten Eltern das geliebte einzige Kind. Totenfest! Eine Bezeichnung, die meinem Ohre wenigstens immer etwas befremdlich klingt. Warum sollte der Protestant nicht mit seinem katholischen Bruder gemeinsam denselben Allerseelentag begehen? Warum kehren wir nicht zum alten Brauche zurück und beten am katholischen, d. h. am allgemein gültigen Allerseelentage vereint mit den Katholiken an den Gräbern unserer Lieben?

Wer hierin eine schwächliche oder gar bedenkliche Konzession an den Ultramontanismus finden wollte, der hätte meinen Standpunkt allerdings kaum begriffen. Die Rückkehr zu einem alten Brauche wäre nur ein Sieg gesunden menschlichen Empfindens über eifernden Separatismus, und es gäbe wieder einen Tag mehr, an dem die gesamte Christenheit von einem und demselben Gefühle beseelt wäre (wie am Weihnachts-, Oster- und Pfingstfeste). Beklagenswert ist der Zwiespalt, der deutsche Katholiken und deutsche Protestanten einander entfremden will, und an dessen immer wachsender Vertiefung der Ultramontanismus unausgesetzt und leider mit Erfolg arbeitet. Die Herzen aller wahren Deutschen, sie mögen Bekenntnissen angehören, welchen sie wollen, würden sich unschwer finden, und wir würden trotz aller kirchlichen Verschiedenheit uns lebhafter als germanische Geschwister fühlen, wenn falscher kirchlicher Eifer nicht so gern den Giftsamen der Unduldsamkeit unter den Weizen unserer Geschwisterliebe säete. Wir Protestanten haben alles zu vermeiden, was unnötigerweise nur rein äußerlich den Begriff der Gemeinsamkeit mit unseren katholischen Mitchristen vernichtet; wir könnten der Erinnerung an unsere Toten ebenfalls am Allerseelentage feierlichen Ausdruck geben, ohne uns dadurch dem Verdachte einer schwankenden protestantischen Überzeugung auszusetzen. Wir könnten dies tun, nicht in der Hoffnung, den ultramontanen Gegner zu uns herüberzuziehen, wohl aber um unserer selbst willen und um unseren deutschen katholischen Brüdern zu beweisen, daß wir, soweit dies unser Gewissen gestattet, gern und freudig mit ihnen gemeinsame Wege gehen und bereitwillig mit ihnen die Tage feiern, deren hohe Bedeutung nicht bloß der kirchliche Brauch, sondern vor allem das normal empfindende menschliche Herz diktiert. Das rein Menschliche ist auch ein Gottesdienst, der alles Trennende überbrückt und jener größten aller irdischen und himmlischen Gewalten die unumschränkte Herrschaft einräumt: der Liebe.

Wenn gegen diese meine Anschauung ein protestantischer Geist-

Digitized by Google

licher etwa geltend machen sollte, daß die kirchliche Bedeutung des katholischen Allerseelenfestes doch im Losbeten der im Fegefeuer schmachtenden Seelen oder wenigstens in der durch das Gebet bewirkten Linderung ihrer Pein bestehe, und daß ein Protestant unmöglich solchen Tag gemeinsam mit den Katholiken begehen könne, so meine ich, daß dies ein gänzlich hinfälliger Einwand wäre. Durch die Mitfeier dieses Tages würden wir uns ebensowenig der katholischen Auffassung anschließen, wie wir dies bei der Feier anderer gemeinsamer Kirchenfeste tun. Ist denn z. B. nicht auch die Bedeutung des Pfingstfestes für einen Protestanten modernen Geistes eine durchaus verschiedene von der Deutung, die diesem Feste etwa ein dogmengläubiger Katholik gibt? Die Form nur wollen wir für alle Christen gewahrt wissen; der Inhalt, mit dem sie diese Form erfüllen, mag durch das Gewissen und die Überzeugung eines jeden einzelnen bestimmt werden. Schon die Gemeinsamkeit unserer Formen mildert den Gegensatz und leistet gegenseitiger Duldung Vorschub.

Villamediana.

Novelle

von Otto Helmut Hopfen.

[Fortsetzung.]

Während er derart mit seinem neuen Amte und dem eigenen Inneren beschäftigt war, die Politik denen überließ, die sich einen Verdienst aus ihrer Behandlung machten, und allen Vorgängen in Heer, Marine und Verwaltung möglichst kühl zusah, wuchs die Unzufriedenheit im Volke gegen die neue Regierung um so höher, als man sich nach den Anfängen eine gewaltige Besserung versprochen hatte. Wilder Hohn und verzweiflungvolle Unbotmäßigkeit machten sich vieler Orten gegen die Herrschenden Luft. Der oberste Minister und allmächtige Günstling wurde auf offener Straße verhöhnt, sein in einem Laden ausgestelltes Porträt mit Steinen beworfen. Laut fluchte man ihm, daß er den Steuerdruck

Digitized by Google

seiner Vorgänger nicht nur nicht vermindert, sondern für leichtsinnig begonnene Kriege verstärkt habe und nun willens sei, durch Neugestaltung des Heeresdienstes zu allem übrigen noch den Blutzoll zu fordern. Man verdachte es ihm auf's grimmigste, daß er den Plan ausgeheckt hatte, alle Teile des gewaltigen Reiches, zum mindesten aber die in Europa zerstreuten, zu militärischer Gemeinschaft zu vereinigen, um ein stehendes Heer von mächtiger Größe gerade dort, wo es not tat, heute in Flandern, morgen in Neapel, Burgund oder wo immer verwenden zu können, während sich jetzt der Neapolitaner, ebenso wie der Castilier, der Aragonese oder Flamländer nur als geworbener Söldner empfand und sich nur von dem Feldherrn, von dem er Handgeld genommen und nur dort, wohin er sich ausdrücklich verdungen hatte, gebrauchen lassen wollte. Die Madrider brachten es dem Herzog-Grafen noch deutlicher als die entfernteren Gemeinden zum Verständnis, daß sie nicht daran dächten, ihre Kinder in flanderischen oder italienischen Besitzungen ihres Herrn Don Felippe, totschießen zu lassen, bloß um ihm ein unspanisches Kronjuwel zu retten und dem Herrn Minister, der angeblich so bescheiden sei, zu unermeßlich schamlosen Bereicherungen zu verhelfen. Es gäbe genug Spanier, die sich dem Kriegshandwerk weihten. Wer sie aber für auswärtige Privathändel dazu zwingen wolle, dem gebühre der Kot der Straße als Begrüßung und selbst seinem Bilde ein Steinhagel. Trotz solcher Abneigung gegen den leisesten Versuch, die einzelnen Untertanenländer König Philipps IV. zu gegenseitiger militärischer Unterstützung pflichtmäßig zu zentralisieren, erregten doch die Mißerfolge in Amerika und Holland, der drohende Krieg mit England, der Krieg zwischen des Königs Vetter, dem Kaiser und den Ketzern, die Gemüter gegen jeden, der statt zu helfen und eigenmächtig, wohl gar als Gegner des andalusischen Günstlings, kriegerische Erfolge dem ruhmbegierigen Volke aufzutischen, diesen Olivares unterstützte oder auch nur gewähren ließ. Und so wurde denn auch Villamediana, dessen jetziges Schweigen und Mitgehen mit den Herrschenden besonders enttäuschte, der zudem als Oberstpostmeister die einlaufenden Hiobsbotschaften vor Verbreitung gegenzuzeichnen hatte, die Zielscheibe bittersten Hohnes und haßerfüllter Anklagen. Er hatte gelehrige Schüler gefunden, die seine Art der Satire mit Roheit und Verleumdung zu überbieten suchten und ihre Kunst nun an seinen Freunden und an ihm selbst erprobten. Keiner aber unter ihnen, die mit Vergnügen jede Bosheit ergriffen, um sie ihren Opfern anzudichten, kam auf den Einfall, Villamedianas

Digitized by Google

Verhältnis zur Königin auch nur zu berühren, so sehr widersprach eine unehrerbietige Haltung gegenüber der, am weihevollsten in der Figur der Königin, geheiligten Unverletzlichkeit des Thrones dem Empfinden der Spanier. Man ahnte nicht, warum Villamediana tatenlos neben diesem verworrenen Treiben streitender Parteien und Gewalten dahinlebte, ahnte nicht, wie ihm zu mute war, wenn er wirklich einmal in die Ereignisse starrte, daß er sogar, weit voraus all den Nörglern, an dem Grundpfeiler, der ihnen unantastbar blieb, an dem einzigen, was er diese Lande noch verbinden sah, zu rütteln begann, an dem Begriff, daß die Heiligkeit der Königswürde selbst den unwürdigsten Träger in Unverletzlichkeit und Erhabenheit seiner Rechte schütze, nun gar erst jedem Gedanken des Rivalisierens entrücke. Denn was die Masse mählich aus eigenen Leiden erkannte, was den Herrschenden und dem Hof noch immer, weil es nicht zu wissen gewünscht wurde, verborgen blieb, das war von ihm längst mit Bitterkeit erkannt: Die Hauspolitik seiner Königsfamilie, der Familie Habsburg, lag verderblich auf den betroffenen Nationen. Wie Narren erschienen ihm die, die gleich wie er in früheren Jahren, das abwärts rollende Koloß des spanischen Erbteiles, des gewaltigsten Besitzes dieser Familie, auf die einst innegehabte Höhe zurückschrauben oder auf steiler Bahn festhalten wollten. Wer stellt sich einer Lawine siegreich entgegen! Das Unheil ihres Falles hindert nur, wer sie von innen heraus zum Zerstäuben in alle Fernen brächte. Selbst die schönste Sonne schmelzt sie nicht. Gleiten, gleiten, fallen muß die ungeheure Masse, die in der Höhe, vom Leichtsinn nicht gefestigt, von frevlem Übermute losgeschlagen wurde. Wie deutlich zeigte das Schicksal den Stand von Karl des Fünften Erbe in den blutleeren, interesse- und kraftlosen Zügen dieses schon verbuhlten jungen Königs! Dem Weltgewanderten, der wußte, wie anderer Orten eine Überfülle von Kräften sich eifrig gefördert regte, der stündlich wahrnahm, wie hier dagegen die nur selten noch sich zeigende Kraft von der in ihrer Mittelmäßigkeit und Elendigkeit bedrohten Schar der Herrschenden verleumdet, verbannt, womöglich umgebracht wurde, dem glich die spanische Monarchie einer quadergewaltigen, nur in wenig Räumen noch bewohnbaren Schloßruine, die den Umwohnenden zum Bau von Gehöften und Villen als bequemer Steinbruch diente. O die Kurzsichtigen, die die Trümmer nicht weit genug hinwegschleppten und so doch schließlich bei dem von tausend Feinden betriebenen Bersten der kolossalen Reste des einst ragenden Gemäuers todbringend überschüttet werden mußten. Taub

Digitized by Google

blieben sie jeder Warnung; so hatte auch der Warner ein Recht zu schweigen, mußte der Vaterland liebende Dichter das letzte Lied in seiner Brust vergraben. Wenn Villamediana die Nachrichten von verlorenen Schlachten, oder den Untergang der besten Flotten anschlagen ließ, so hoffte er, daß wenigstens einige, die mehr als das Leben zu verlieren hatten, die Schicksalsstimme hören und mit Weib und Kind von dannen ziehen würden, denn er vermeinte in solchen Stunden ganz deutlich das Brausen eines eilenden Bergstromes zu vernehmen, der das Ufer, auf dem er stand, unterwühlte; neben sich sah er die gelben unheimlich geschwollenen Gewässer, sah, wie in ihnen wohl bebaute Erdschollen mit aller Habe und Haus und Menschen versanken. Ein Aufschäumen, ein Weitertosen und alles war verschwunden. Wie lange würden die Wurzeln seines Stammes das unterspülte Fußbreit, das ihn trug, noch an dem Festland dieses Daseins halten? Warum floh er nicht doch endlich von der zerbröckelnden Scholle, von der ihn Unverstand wie himmlische Fügung schon einmal getrieben hatte? Warum eilte er nicht zu dem Boden zurück, von dem vor Jahrhunderten die väterlichen Ahnen mit den Vätern seines Königs aus Deutschland, aus Burgund hierher gefahren waren? — Aber was war ihm Deutschland, was Burgund, was irgend etwas noch nach dem, was er bei seiner Rückkehr in das Vaterland verloren sah! Hier nur allein trotz glühender Dornenhecken umher wußte er noch einen Wert, noch einen Zweck, noch eine Aufgabe für das sonst leer geschöpfte Leben, und erst wenn dieser Wert sich flüchtigem Irrlichte gleich als Schein, der Zweck als Nichts, die Aufgabe als den in einem Punkt gesammelten Kräften unerreichbar erwiese, so — was lag ihm, allein in dieser Welt, daran, wo er sich schließlich von der Erde trennte, — so sollte einmal noch die Schicksalswelle ihn aufheben und sei's ans Ufer ungekannter Wildnis schleudern, sei's in wohlgepflegte, mondbeglänzte Gärten, gleichviel, er würde liegen bleiben und nie mehr gelüsten, die Augen zu der Welten Stimmen zu erheben. Dann . . . dann! Noch aber hatte das Leben einen Wert.

Und doch gedachte er manchmal, wenn er nächtens in seinen hohen Sälen auf und nieder ging, er müsse an dieser Aufgabe verzweifeln, als wären die glühenden Dornenhecken undurchdringlich. Denn zu der Schelsucht der Gegner und dem verachtenden Spotte des Volkes, zu dem Schweigen der Königin und den Zweifeln über seinen Weg gesellten sich herbe Kränkungen, die ihn vor sich selbst erniedrigten. So empfand er es schlimmer

Digitized by Google

als öffentliche Geiselung, daß die Königin, die, seinen ernsten Gesprächen nachdenkend, ihren Gemahl dazu veranlassen wollte, sich an den Strapazen seiner Heere, an den Übungen seiner Flotten zu beteiligen, im Staatsrate persönlich zu erscheinen und die Klagen des armen ungebildeten Volkes selbst entgegen zu nehmen, daß die Königin zum Dank für das Angebot ihrer Mitarbeit von der keifend herrschsüchtigen Frau des Olivares in die Schranken einer Landesfremden verwiesen wurde, die das einzige, was man von ihr erwarte, noch nicht erfüllt habe und das Land bisher vergebens auf einen Erben des Thrones warten lasse. Mit tiefer Beschämung sah er die jugendliche Fürstin erröten, mit Empörung und Verachtung gewahrte er, wie dieser Fastnachtkönig, ihr Gemahl, diese Abkanzlung durch Schweigen guthieß und sich dann entfernte, um auf Jagd, Kurzweil und neue skandalöse Unverfrorenheiten auszugehen, in die der Schrei der hungernden Provinzen, das Röcheln der Blutigen auf den Schlachtfeldern, das Gurgeln Ertrinkender zwischen Musik und Tanz nur wie ein kitzelnder Kontrast, nicht wie Schlaf verscheuchendes Entsetzen hineintönten. Und schlimmer als das: er, Villamediana, durfte nicht hervortreten aus infamem Schweigen und dieser kindischen Majestät die Pflicht zeigen, diese fürchterliche Hexe nicht mit der Peitsche in der Hand für ihre seelische Roheit zur Türe hinaus jagen, ja, da er ausharren wollte, bis er den Zweck erfüllt sah, so mußte er sich sogar vom Herzog-Grafen Olivares unter vier Augen beloben lassen, weil er so diskreter Weise, wie man das freilich garnicht anders erwartete, der Königin nichts von den galanten Abenteuern ihres hohen Gemahles zugetragen habe. Dieser Gönner hatte bei der Gelegenheit, anspielend auf die peinliche und höchst unangebrachte Belehrung, die die Königin dem Könige gegenüber sich herausgenommen habe, sogar die Stirn, ihren Oberstthofmeister zu ermahnen, künftighin derartig französischen Phantastereien seiner Schutzbefohlenen in ihrem eigenen und des Landes Interesse aufs entschiedenste entgegen zu arbeiten, man müsse sonst strengere Überwachung und klösterliche Zucht in Anwendung bringen.

Der schlaue Fuchs, dachte Villamediana, weiß er, wen er trifft, oder hält dieser andalusische Emporkömmling wirklich den Herrn von Tassis und Peralta für so niedrig denkend, daß er ihm zumutet, als Genosse der Bosheit den Kerkermeister unliebsamer Gefangener zu spielen? Eines allerdings hatte Olivares ihn wie jeden sonst am Hofe deutlich aufs neue fühlen lassen: daß Widerstand gegen ihn und seine Wünsche, und ginge er von der Königin,

Digitized by Google

ja vom Könige aus, den offenen oder geheimen Urhebern nur Erniedrigung und Verderben bringen könne, denn der wahre unumschränkte Herr des Staates und der Macht sei er, der Herzog-Graf, und er teile diese Größe mit niemand, als mit seiner vortrefflichen Gemahlin.

Villamediana war manchmal nach solcher Beugung seiner Ehre gereizt genug, den Plan zu erwägen, mit dem Heere eines Feindes gegen sein Vaterland als dessen Befreier über die Pyrenäen zu steigen, und er verband damit die gern ausgemahlte Absicht, die Königin vor allem aus unwürdiger Sklaverei zu erretten. Bei ruhigerem Blute aber schallt er sich ob solcher Hirngespinste, weil er die Unmöglichkeit glücklicher Verwirklichung erkannte und zudem einsah, daß er zur Vorbereitung solchen Unterfangens fern von hier die kahlköpfige Gelegenheit, die einmal verpaßt, sich nicht zurückziehen läßt, versäumen würde. Das aber sollte nicht geschehen, denn einmal mußte noch — wie bei verschönendem Aufflammen vor dem Abschluß der großen irdischen Periode eines Menschen — auch die spanische leuchtende Sonne, und wärs nur, um die Katastrophe glänzend zu erhellen, die Nebel alle zerstäuben, einmal mußte noch ein Tag der erhebendsten Freude die Qual diesem verwirrten Lande unfühlbar machen, . . . und dieses Tages Gunst nur konnte auch aus Villamedianas verglimmendem Begehren und Entsagen die tätigen Kräfte zur letzten Aufgabe, zu einer ungeheuer herrlichen Empfindung steigern. So blieb er und harrte aus in unvermeidlichem Leide, tat seinen Dienst mit zarter Sorgfalt und schwieg in gefesseltem Zorne, bis ihm dieser Tag anzubrechen schien.

* * *

In der Frühe des ersten wonnig warmen Frühlingmorgens erweckte den Oberpostmeister ein eilends mit unterlegten Pferden angelangter Bote, der, ohne genaue Kunde von dem Inhalte der Depeschen, die er dem ihm entgegengerittenen Boten abgenommen hatte, so viel doch mündlich zu berichten wußte, daß in Flandern ein großer Sieg erfochten sei. Der Graf war schon zu oft von der hoffnungfreudigen Neugier seiner Kuriere auf gleiche Weise um den Schlaf betrogen worden, als daß er die ihm ausgelieferte Mappe anders als mit skeptischem Mißtrauen und ohne sonderliche Eile öffnete. Eiliger schon sichtete er die Briefe, als er sie, an der Aufschrift erkenntlich, fast alle von der Hand seines Freundes, des großen Feldherrn Spinola herrühren sah. An den

Digitized by Google

König, an den Staatsrat, an Olivares . . . da! einer an ihn selbst. Herr des Himmels! wahrhaftig: in kurzen Worten die Mitteilung von der Einnahme der schier hoffnunglos lange belagerten Feste und Stadt Breda. In den Staatsdepeschen stünde alles Nähere. Der ruhmvolle Genosse so mancher schweren Kriegstat solle aber persönlich von dieser unverdienten Huld des Himmels Kunde erhalten. Ganz Holland läge damit offen vor den Fahnen der Sieger. Die lang ersehnte Kunde in Händen trat Villamediana, von der Tatsache an sich und von der innigen Bescheidenheit des befreundeten Helden tief ergriffen, ans Fenster, öffnete Vorhänge und Läden und schaute in die Regsamkeit seines Parkes. Die emporsteigende Sonne umsäumte goldgelb wie mit fliegendem Blütenstaube die höchsten Spitzen der jung begrünten Bäume . . . zauberhaft. So wache denn, Herz, auf und handle!

Villamediana rief dem obersten der Diener, befahl das ganze Haus in kostbaren Feiertagschmuck zu hüllen, hieß seinen herrlichsten Wagen mit sechszehn Hengsten bespannen, sein Gefolge in Galakleidern zu Pferde steigen, und also fuhr er, von schmetternden Fanfaren geleitet, ins Schloß zum Herzog-Grafen Olivares.

Wie ein Bruder umarmte ihn ob der Kunde der in Begeisterung losbrausende Andalusier, alle Depeschen las er mit donnernder Stimme vor und ließ die unzweideutige Erklärung folgen, daß im Grunde alles nur seiner staatsmännischen Größe zu verdanken sei; schließlich nahm er den Oberpostmeister mit sich, um — gleich ihm am Bette des Herrschers dieser Reiche auf ein Knie geneigt — den schwungvollen Vortrag von der Unbesiegbarkeit des spanischen Feldherrn, von der Unübertrefflichkeit der spanischen Soldaten und von der Ruhmhaftigkeit des Königs dieser Helden mit anzuhören, der wie keiner seiner Vorfahren des Namens des Großen würdig sei.

Der Knabe Felippe el Grande faltete die Hände zum Gebet, die beiden Knieenden folgten seinem Beispiel und stimmten ihm bei: man müsse heute noch vor Mittag unter Anwesenheit des ganzen Hofes Te Deum singen lassen, in den folgenden Stunden und Tagen aber diesen ersten und so glänzenden Sieg seiner Herrschaft durch nicht minder glänzende Feste begehen. Villamediana bat sich die Gnade aus, wenigstens an einem dieser Tage Veranstaltungen und Kosten auf seine eigenen schwachen Schultern nehmen zu dürfen, wodurch er den nahenden Geburtstag seiner Majestät zugleich mit diesem Siege zu verherrlichen wünsche.

Digitized by Google

Ihm wurde gnädiger Bescheid.

Unter vier Augen legte er schnell dem entzückten Olivares seinen Plan dar und ging zur Königin.

*

Er traf sie, umgeben von Herren und Damen ihres Hofstaates, seiner harrend, da die Stunde des täglichen Vortrages bereits überschritten war. Ihr zu Füßen auf einem kleinen Kissen saß wie gewöhnlich die Marquise von Millefleurs und moquierte sich in französischem Dialekte über allerlei, sehr zum Mißfallen der Gräfin Olivares, die auch den heutigen Verstoß gegen die Etiquette, die am Hofe nur die castilianische Sprache erlaubte, wieder zu Buche nahm. Gegen diese unartige Gespielin Ihrer Majestät wollte eben nichts helfen, weder Zurechtweisung, noch Drohung, immer hatte sie eine schnippische Antwort gratis bereit, die sie drollig genug vorbrachte, um selbst den weidlich verhetzten Gemahl der Oberstthofmeisterin zu günstigem Lachen zu bringen. Sie fühlte sich sicher, wußte, daß alles, was an diesem Hofe Hosen trug, hoch und niedrig, sie reizend fand, daß ihr Hiersein diplomatisch bei der Verheiratung der Königtochter Elisabeth ausbedungen worden war, und mehr als alles, daß die geliebte schöne Franceliſa die einzige Jugendgespielin und Vertraute niemals von sich lassen würde.

Die Königin streichelte ihren Scheitel und lachte zu ihren Scherzen über die Meninas, die lieblichen Kinder, die in einer Ecke des Gemaches wie junge Katzen über einander purzelten.

Man erwartete den Oberstthofmeister, um zu erfahren, ob das Programm für diesen Tag nach früheren Bestimmungen auszuführen sei, welche Änderungen sich ergeben hätten und welche Vorausbestimmungen für die nächsten Tage und Wochen getroffen wären.

Villamediana erschien trotz der Unpünktlichkeit nicht minder stolz, nicht minder ruhig als an jedem Morgen. Voll ernster Andacht netzte er unter der Tür die Finger der Rechten in dem Weihwasserkessel und bekreuzigte sich, ehrerbietig zog er sodann den Hut vor dem Madonnenbilde über der Schwelle, trat vor die Königin, neigte sich aufs Knie und erhob sich wieder, ihrem selbstverständlichen Winke gehorchend. Wie er nun in herrlichem Gewande und strammer Haltung zum Vortrage bereit dastand, ein Meister ritterlichen Selbstbeherrschens und jener undurchdringlichen damit verbundenen Grandezza, die man „sosiego“ heißt, erschien er

Digitized by Google

den Höflingen als das höchste Vorbild. In solcher Haltung wußte er die Siegesbotschaft gebührenden Tones sachlich zu berichten, gleichsam als Erklärung der von den Höfen und Straßen heraufdönenden Musiken und Jubelrufe des überglücklichen Volkes, dann aber verließ auch ihn einmal langgeübte Vorsicht und ohne zu erkennen, mit welchem Staunen die Gräfin Olivares, mit welcher Enttäuschung die jüngeren Herren vom Dienste auf ihn sahen, entwickelte er in glühender Beredsamkeit, wobei er das Pathos selbst der Rede und die Gesten nicht vermied, die Grundzüge zu einem von ihm an des Königs Geburtstage geplanten Siegesfeste, das seines gleichen, wenn es glückte, nie gehabt habe und nie gehabt haben könne; denn wenn auch andere, wie er, mit offenen Augen durch die Welt gezogen seien, wenn andere auch gleich ihm des Sanges Gabe und der Begeisterung Kunst im Busen trügen, niemals habe einer, ob er seinen Festen auch den glänzendsten Rahmen ersonnen hätte, sein Werk durch das Mitspiel der Töchter und des Reichtums spanischen Adels berauschend steigern, nie als Krone und Gipfel durch die schönste Frau und die anmutreichste, die je die Erde trug, durch die Königin selbst, Doña Isabella, unvergleichlich erheben können. Die Freude des Sieges rechtvertige den außerordentlichen Plan, und deshalb bitte er, Ihre Majestät möge in diesem feierlichen Augenblicke ihre Hilfe seinem Beginnen zusagend gewähren. Die Königin, ungewohnt befragt zu werden, anstatt Mitteilung über das zu erhalten, was geschehen solle, blieb vorerst stumm, während ihre Gespielin aufsprang und diesen allerliebsten Einfall einer allgemeinen Maskerade, wie sie's hieß, beklatschte. Da trat die Gräfin Olivares vor. Leuchtenden Auges wünschte sie der Königin Glück zu dem Siege der spanischen Waffen, die in der Welt ihres gleichen nirgends hätten, und wandte sich dann an den Grafen mit dem Begehr, Näheres über die Bestimmungen für den Augenblick und diesen Tag, nicht aber so eilig für das, was in Wochen erst geschehen solle, zu erfahren.

Villamediana fühlte an der plötzlichen Feindseligkeit der ihm sonst gewogenen Dame, an der Art, wie sie ihn durch den Vortrag ihres Glückwunsches merken ließ, er habe den seinigen vergessen, daß es töricht war, den vorgeschriebenen Weg zu verlassen und sich an die Königin, statt an die einflußreiche Oberhofmeisterin selbst in einer Sache, die lediglich auf den guten Willen der Königin ankommen konnte, zu wenden. Er verschmähte es drum im Gedanken, diesen lang ersehnten Augenblick auszunutzen, nicht,

Digitized by Google

die leicht argwöhnische und noch leichter verletzte Würdenträgerin durch schmeichelnde List zu gewinnen. Deshalb wandte er sich, wie aus tiefstem Herzen liebenswürdig halb an sie, als er sagte: Der beste Glückwunsch, den ich bringen kann, ist dieser Plan des Festes, denn ich bin willens, allen Reichtum, alle Gaben und Erfahrungen, wie nur zu diesem Zwecke verliehen, aufzuwenden. Auch ist der Herzog-Graf wohl eingeweiht und, wie mir schien, voll Entzücken. Er billigt meine Bitte an ihre Majestät, die Geheimhaltung des Ganzen als Überraschung für den König, und die Schnelligkeit der Vorbereitung, denn er weiß sehr genau sich zu erinnern — und sollte es die Gräfin Monterey, deren Hand er sich durch solche Aufmerksamkeiten erwarb, vergessen haben?, — daß gerade für Feste, die in schnellstem Glanze verrauschen sollen, keine Mühe und keine Minute der Vorbereitung zu viel ist. Der Graf von Villamediana, Herr von Taxis und Peralta will die vornehmsten Gäste dieser Erde nicht, um sich vor ihnen zu blamieren eingeladen haben, auch hat er sich — die Oberstthofmeisterin wird das nicht übel nehmen, — der Mitwirkung von Doña Maria, und da diese Tochter noch zu klein zur Übernahme der Hauptrolle erscheint, auch der Mitwirkung der schönen Nichte aus Portugall durch Don Gaspar Herzog-Grafen Olivares vergewissern lassen.

Das hörte die alte Dame von dem reichsten Granden nicht ungern. Wie verlegen zog sie die Achseln empor und erwiderte: Wenn die Herrn einig sind, was bleibt dem schwächeren Geschlecht dann übrig, als . . .

Als ihnen ein Schnippchen zu schlagen, unterbrach die französische Gespielin lachend.

Als ihren Willen anzuerkennen, schloß ernst, die empörende Frechheit der Marquise Millefleurs überhörend, Doña Nicolasa Olivares, geborene Gräfin Monterey. Danach wandte sie sich zur Königin und fragte: Und wie geruhen Ihre Majestät zu entscheiden? Wollen Ihre Majestät den Sieg spanischer Waffen auf so außerordentliche Weise zu verherrlichen beitragen? . . .

Die Königin sagte unentschieden im Ausdruck: Und was gedenkt man, das ich tun soll?

Darauf entwickelte Villamediana seine Absicht, sogleich in dieser Nacht an die Niederschrift seiner Ideen zu schreiten, um über deren Einzelheiten in Bälde zu berichten. „Sollten sie Zustimmung finden, so schloß er, würde ich um die Gunst bitten, selbst alles aufs genauste einstudieren zu dürfen. Jetzt aber danke ich Eurer Majestät aufs ehrerbietigste für die Bereitwilligkeit im all-

Digitized by Google

gemeinen, denn tief gerührt erkenne ich die in der gnädigen Frage und bitte nunmehr, indem ich auf das Programm des heutigen Tages übergehe, sich schmücken zu lassen, um innerhalb einer Stunde von seiner Majestät dem König zum Te Deum abgeholt zu werden."

* * *

Im Frühlingsgarten zu Aranchuez aus grünenden Eichen und Kastanien, aus rankender Rosen ersten Knospen klang süßes Rauschen in die Musik fallender Springbrunnen. Über die frisch bereiteten Wege ritt in gemäßigtem Galopp neben der Kutsche der Königin Don Juan de Tassis y Peralta, der Oberstthofmeister.

Die engen hohen hellgelben Stiefel, die rosa flatternde Schärpe um die Hüften des stahlgrauen Kollers paßten trefflich zu dem gedrungenen Araberrappen, der sich der Würde seines schlanken Herrn bewußt schien. Villamediana hob mit der grau behandschuhten und bestulpten Rechten das Feder geschmückte Barett vom gescheitelten kurzen Blondhaar und grüßte begeistert all das junge Grünen und Sprossen. Welch Segen, rief er, in diesem frühen Märzenmorgen! Welche Wonne, den Tau von besonnten Gräsern einatmen zu können! Er bedeckte sich wieder und sprach leise wie ein Gebet: O möchte wärmend jeder Strahl des wohltuenden Gestirnes der Königin langsam wachsendes Lächeln, die neu erwachende Röte der Wangen und des Herzens tastendes Zutrauen stärken. Er schaute zu ihr hinab wie zu einem Kinde, das nach langer Krankheit sich des Genesens erfreuen sollte.

Die Marquise von Millefleurs nickte ihm zu und rief: Wie schön ist's heute, Graf. Fast so schön, wie in Fontainebleau. Wir danken Euch, daß Ihr gerade heute auf der Ausfahrt bestandet.

Es mußte des Spieles wegen sein, gab Villamediana zurück. Der lachende Himmel bei der Probe dünkt mich ein gutes Omen dafür, daß der wankelmütige Frühling auch die Aufführung im Freien zulassen will. Mit Freuden geh ich ans Werk.

Dabei nahm der galante Reiter wahr, wie die Königin ihn mit großen Augen umfaßte. Es ward ihm seltsam zu Mute; er hätte diesen Blick verlängern, vertiefen, viel gewaltig verinnerlichen mögen, aber er empfand schon dieses schwere Ausruhen ihres Schauens wie ein sanftes An-ihn-lehnen. . . Da war der Sonnenstrahl ihm wieder verloschen, daß er die Kälte seines Mangels fühlte! Die Königin plauderte wieder mit der Geleiterin und

Digitized by Google

achtete ihres Oberſthofmeiſters nicht weiter, nahm anſcheinend auch jetzt ſeine ſie raſtlos umkreiſende Sorge hin wie die ſelbſtverſtändliche Betätigung der Pflicht.

Der Wagen hielt an vorbeſtimmtem Platz. Villamediana öffnete den Schlag und half den Damen ausſteigen. Sein Pferd wurde von Dienern ſorgfältig überdeckt und hinweg geführt.

*

Vor einer großen Bühne, deren Dach die vereinten Kronen hoher Bäume bildeten, hatten wohl hundert der ſchönſten Mädchen aus der Hofgeſellſchaft der Ankunft der Königin geharrt.

Kaum war die pflichtgemäße Reverenz beendet, ſo umdrängten ſchon ihrer etliche den Grafen Villamedia mit Schmeicheln und Bitten, er möge ihnen im Feſtſpiel noch hier ein ſchönes Wort und da eine beſſere Stellung geben; es ginge doch nicht an, daß die ſo viel jüngere Condeſſa Soundſo mehr zu ſagen hätte, als die Marqueſita X-Y. Und man wolle es ja auch ſo gut machen, daß der Dichter gar nicht wiſſen ſolle, was für ein herrliches Spiel er erſonnen habe. Nur ſei es nötig, die Talentierteſten am meiſten zu berückſichtigen und — wie Villamediana lachend beſchwichtigte — jeder lieben kleinen Dame die erſte Stelle zu ſichern. Er verſprach ſein Möglichſtes! Selbſt die Trägerin der Hauptrolle, die portugieſiſche Nichte des Grafen Olivares war nicht zufrieden und machte ſich mit anmaßenden Bitten wichtig. Auch ſie wurde beruhigt, und die Probe begann. Villamediana erſuchte, ſich in Gruppen, ſo wie letzter Tage einſtudiert, aufzuſtellen, damit die Königin jetzt ſchnell Gelegenheit erhielte, ihre Rolle zum erſten Male mit den Andern zu verſuchen.

Man folgte dem kurzen Gebote, Villamediana gab den verborgen harrenden Muſikanten ein Zeichen und die Melodie eines Elfenreigens erklang. Vor der Grotte des Ruhmes, in der — vorläufig unſichtbar — die Königin harren mußte, war — als kaſtilianiſcher kriegeriſcher Jüngling gedacht — die Nichte Olivares zuſammengebrochen unter den Ketten des irreführenden Mißgeſchickes, das in Geſtalt einer böſen Fee mit vielen Trabanten neben ihm Wacht hielt.

Gegen dieſe erhoben ſich nun, ſtets wachſend an Zahl und überall unverſehens hervorbrechend, Elfenkinder und Elfenjungfrauen, aus der Luft ſogar ſchwirrten ſie heran und beteiligten ſich von den Bäumen herab am Kampfe. Blumen und Lorbeer dienten ihnen als Waffen und Wurfgeſchoſſe. Ob ſie aber auch mit

Digitized by Google

dieſen die Vertreter der finſteren Macht überſchütteten, mit zürnenden Worten bedrängten, ſchließlich in ſchwärmendem Tanze beunruhigten, ſo war der Erfolg ihnen nicht günſtig, denn die wilden Gegner wußten ſich geſchickt zu ducken, ließen die Angriffe gefühllos abprallen oder zertraten wohl gar die feinen Spenden des Frühlings. So lagen ſchon viele Blumen und Blüten geknickt am Boden, die Elfchen drohten zu ermatten und flohen mit Geberden der Furcht, um nicht gleich dem armen, nicht befreiten Jünglinge mit ſchweren Ketten von den täppiſch ausgreifenden Feinden geknechtet zu werden. Mit ſchreiendem Entſetzen nahmen ſie wahr, wie die böſe Fee ihrer Ohnmacht zum Hohne einen blinkenden Dolch aus dem Haar zog und Miene machte, das gefeſſelte Caſtilien ihrem Grimme zu opfern. Da öffnete ſich lichtblendend unter dem Donner von Geſchützen und dem Aufflammen unzähliger anhaltender Siegesfeuer in Bäumen, Büſchen und Kuliſſen die Grotte des Ruhmes und aus ihr ſchwärmten laut jubelnd, geführt von der Königin, die die Rolle der Siegesgöttin inne hatte, eine Schar leuchtender Amazonen. Sie verdrängten die Böſen und befreiten den Jüngling. Bis dahin ſchien die Ausführung den vollen Beifall des Grafen Villamediana zu finden. Als nun aber die Nichte Olivares der plötzlich befreienden Gottheit in Überraſchung, Zaudern, Bewunderung, Dankbarkeit, ſchließlich in Verſen hellodernder Verzücktheit das Herz erbeben machen und zu fortan dauernder Treue bewegen ſollte, da ward Villamediana zuerſt unruhig und dann unwirſch. Einmal, zweimal ließ er aufhören und wieder beginnen, bat, mit Mäßigkeit anzufangen und die Steigerung zu beobachten, vermißte die Ergriffenheit bei der überraſchenden Erſcheinung, die Zartheit vorſichtigen Glückes, die ſtürmiſche, unbändig ausbrechende Leidenſchaft beim erſten gnädigen Lächeln der Siegesgöttin und die Innigkeit beim eigenen Geſtändnis unverdienter Gnade.

Die alſo Gemaßregelte begann zu ſchmollen und widerſpenſtig zu werden, ihre Tante mußte ihr einige ſtrenge Worte zuflüſtern, die Königin ſie aufmuntern und den Grafen zur Zufriedenheit mahnen. Nachdem dieſer noch manchen Vers, auf den er beſonderes Gewicht legte, und manche Geberde, wie er ſie angezeigt hielt, vorgetragen hatte, gab er endlich ſeine Einwilligung zum weiteren Probieren.

Die Königin ſprach. Sie hatte ſich bei Übernahme der Rolle ausbedungen, dieſe vorerſt nur mit Hilfe ihrer Intimen, der Marquiſe von Milleſleurs einzuſtudieren, bis ſie ſich ſicher wüßte,

Digitized by Google

hatte auch jetzt den Grafen gebeten, sie nicht zu unterbrechen, ehe sie die schwierige Rede in einer ihr ehemals fremden Sprache zu Ende geführt hätte.

So stand denn Villamediana zum Schweigen berechtigt und hörte zum ersten Male seiner Sehnsucht Worte von dieser ungeahnt kraftvollen und wohltönenden Stimme, und er versenkte sich in diesen seelenvollen Klang, als gelten all' die schönen Worte ihm, als würden sie in Wirklichkeit von Herz zu Herz gesprochen, als erheischten sie von ihm persönlich die Antwort, die der Jüngling später geben sollte.

Schon hatte die Göttin des Sieges ausgeführt, daß sie mit ihrer Gunst zurückgehalten habe, um die Standhaftigkeit des Jünglings zu erproben, hatte erklärt, wie stolz sie seine Kraft im Leiden gesehen, und verkündet, daß sie die steigende Bedrängnis bis zu diesem Tage höchster Gefahr geduldet habe, um desto beglückender an des Königs Wiegenfeste die Ehre Castiliens zu verklären, und nun mußten diejenigen Worte folgen, deren tiefster Sinn, nur dem Dichter verständlich, sein eigen Glück und Unglück symbolisch umschloß, deren Wiedergabe von diesen Lippen ihm kein Sterblicher nachempfinden sollte. — Und die Königin sprach:

Zagender, erfürchtig harrender Mann,
Schweigst Du noch immer und staunst mich an?
Hast Du so lang' mit dem Leide gehaust,
Daß Du dem Lächeln der Gottheit mißtraust?
Willst Du nicht jubeln, die Hände nicht heben,
Kannst mich nicht halten, läßt mich entschweben!!!
Du —? Castilien, nütze die Stunde;
Diese nur schenk ich zum ewigen Bunde!
Todesbereitschaft hat Dich befreit,
Schreckt Dich nun, blendet mein göttliches Kleid? —
Helden bestehen auch feurigen Glanz.
Reiß Dir den Sieg ans Herz, führ mich zum Tanz!

Bei diesen Worten wich die Königin-Göttin lockend einen Schritt zurück. Nun sollte der Jüngling unwiderstehlich hingerissen aufspringen und die Wundertätige in neu gefühlter Kraft zum Tanze führen, während Elfen und Amazonen das Paar mit Gesang und Reigen zu geleiten hatten. Aber wieder konnte es die Nichte Olivares dem Dichter nicht recht machen. Ihr hatten ja die auswendig gelernten Worte die Scheu vor der Majestät nicht gemindert; sie fühlte ja in kindlicher Unbewegtheit nicht, welche Glut schmerzvoll schweigender Liebe sich hier vor aller Ohren hören wollte, ihr löste die ermutigende Gnade kein stürmendes

Digitized by Google

Verlangen aus, und drum erschien sie dem Fiebernden unerträglich steif und matt. Schon nach wenig Sekunden unterbrach er ihr Spiel, um ihre Haltung und Geberde zu meistern, ehe er jedoch etwas gesagt hatte, wandte sich das Jungfräulein ab und machte Miene, die Bühne zu verlassen. Hochfahrend warf sie hin: Sie wäre der Nörgeleien satt, er solle es einmal selber erst besser machen. Es sei wirklich jammerschade, daß keine Herren mitspielen dürften, sonst könnte er die Rolle ganz behalten. Sie glaubte ihm damit eine kleine Bosheit zu sagen und bereitete ihm doch unerwartete Freude, denn sofort erklärte er sich bereit, ihr die Szene vorzuspielen, wiederholte auf der Stelle den Schwur glühender Begeisterung, hörte noch einmal die ihn tief bewegenden Worte der Königin, nach ihrem Schlußworte sprang er, wie von göttlicher Belebung erfüllt, auf und folgte dem magnetisch tänzelnden Schritt, bereit die Lichtgestalt zu umfassen und im Tanz voll Wonne über die weite Bühne, ein Bild der Grazie und der Sieghaftigkeit, dahinzuführen, ihres Blutes Schlag einmal wieder, endlich einmal Puls an Puls zu fühlen! Schon berührte er triumphierend leuchtenden Blickes die Spitzen ihrer Finger, da brach die Königin das Spiel ab. . . . . [Fortsetzung.]

Kunstberichte.

Berliner Kunst-Ausstellungen.

Von Max Osborn.

Mit froher Genugtuung wurde an dieser Stelle just vor einem halben Jahre, im Mai-Heft, der Entschluß der Reichsregierung begrüßt, die Gestaltung der deutschen Kunstabteilung auf der Weltausstellung in St. Louis 1904 anders als bisher zu regeln, nämlich die Auswahl und Zusammenstellung der Kunstwerke nicht (wie es noch 1900 in Paris mit argem Mißerfolge geschehen war) der „Allgemeinen Deutschen Kunstgenossenschaft" anzuvertrauen, sondern alle Vorbereitungen einer freien Kommission zu übertragen, die selbst durch Wahl aus einem im April einberufenen, außerordentlichen „Kunstparlament" hervorgegangen war. Mit hoffnungsvollem Vertrauen sah man den Arbeiten dieser Kommission entgegen. Aber hinter

Digitized by Google

den Kulissen ereigneten sich allerlei merkwürdige Dinge, ein gewaltiges Intriguenspiel ward inszeniert, die Genossenschaft erhob Einspruch bei der Regierung, und es gelang ihr seltsamerweise, Gehör zu finden: die im Beisein und mit Zustimmung des umsichtigen Reichskommissars für die amerikanische Weltausstellung, des Geheimrats Lewald, gewählte Kommission wurde niemals einberufen, und ihre Mitglieder erfuhren eines schönen Tages die Veränderung der Organisation durch — ein Rundschreiben der Genossenschaft, die nun ihrerseits zur Beteiligung an der Ausstellung aufforderte! Damit ist ein Gelingen der St. Louiser Aktion wieder völlig in Frage gestellt; denn die Genossenschaft hat nun nachgerade zur Genüge bewiesen, daß sie durch ihren schwerfälligen Organismus und den rückständigen Geist, der in ihr vorherrscht, kaum imstande ist, eine würdige, eindrucksvolle und Erfolg versprechende Vertretung der deutschen Kunst ins Leben zu rufen. Es erscheint nun wieder so gut wie ausgeschlossen, daß es uns gelingen könnte, in St. Louis einen ersten Schritt zur Wiedereroberung des wichtigen amerikanischen Marktes zu tun. Überdies ist durch jenes Intriguenspiel die Arbeit ein volles halbes Jahr aufgehalten worden, so daß das ganze schwierige Werk der Vorbereitung jetzt in aller Eile übers Knie gebrochen werden muß! Mit schwerem Herzen sehen die deutschen Kunstfreunde dem Verlauf der mehr als seltsamen Angelegenheit entgegen.

Doch diese Angelegenheit ist nur ein Symptom für die systematische Ausgestaltung und Verschärfung der reaktionären Kunstpolitik unserer maßgebenden Kreise, die sich neuerdings allenthalben bemerkbar macht und das Zeichen zu neuen erbitterten Kämpfen gegeben hat. Es handelt sich hier wahrlich nicht um einen Streit zwischen „moderner" und „alter" Kunst, sondern um einen Streit zwischen lebendiger und toter Kunst, zwischen Kunst schlechthin und Halbkunst oder gar Unkunst. Selbst die wahrhaftig nicht radikalen, vorsichtigen Reformen unserer diesjährigen Großen Kunstausstellung, die, wie überall, so auch in den Berichten an dieser Stelle als das erste Morgenrot einer neuen Zukunft der nachgerade ein wenig petrefakt gewordenen Institution bezeichnet wurden, gingen der reaktionären Anschauung jener Kreise bereits zu weit, und die mittelmäßigen und dilettantischen Refusés der Ausstellung hatten mit einer Broschüre, in der sie die „allzu strenge" Jury heftig angriffen, und mit einem Immediatgesuch, das sie an den Kaiser richteten, einen ähnlichen Erfolg wie die Genossenschaft in der St. Louiser Angelegenheit: die Ausstellungskommission wurde zu einem „Bericht" über die Sache, d. h. zu einer Rechtfertigung ihrer Handlungsweise, aufgefordert. Es geht daraus klar hervor, daß im nächsten Jahr von einer Fortführung der Reformen nicht die Rede sein, sondern der alte Schlendrian wieder aufgenommen wird. — Weitere Ereignisse schließen sich logisch an: die Streichung des Bildes von Arthur Kampf „Die Schwestern" (das auch in diesen Heften vor Monaten als eine glänzende Leistung hervorgehoben wurde) von der Liste der für die Nationalgalerie zu erwerbenden Werke, die Streichung aller „sezessionsverdächtigen" Künstlernamen von der Liste für die geplante deutsche Kunstausstellung in Chicago, die ein kleines Vorpostengefecht für St. Louis werden sollte, die aber infolge dieses Eingriffs der Behörde nun nicht zustande kommen wird, und schließlich die Strafversetzung des Geh. Oberregierungsrats Müller, des bisherigen Kunstdezernenten im preußischen Kultusministerium, der sich verbrecherischer Neigungen zu modernen

Digitized by Google

Strömungen schuldig gemacht hatte, in ein anderes Ressort sowie die Unterstellung der Nationalgalerie unter die Aufsicht des Ministerialdirektors Althoff, der zwar in Bezug auf die bildenden Künste bisher noch unbescholten ist, dessen Machterweiterung man aber wohl nicht ohne Grund vorläufig höchst mißtrautisch gegenübersteht. Es greift alles wunderschön ineinander. Und niemand wird daran zweifeln, daß es die Absicht der Regierung ist, wo es nur irgend angeht, noch mehr als bisher die lebendige Kunst unserer Tage zu unterdrücken und die Mittelmäßigkeit zu fördern. Fürwahr, ein schönes Programm! Es ist nur gut, so möchte man fast sagen, daß wir wenigstens auch außerhalb Preußens noch deutsches Land besitzen, wohin sich die deutsche Kunst flüchten kann. Aber auch so wird es einen erneuten heftigen Kampf geben. Nun, wir werden unsern Mann stehen! . . .

Zu den bedenklichsten Erscheinungen unseres herrschenden offiziellen Kunstbetriebes gehört an erster Stelle das Denkmalsunwesen, das immer bedrohlicher anschwillt und kaum mehr zu ertragen ist. Es wird nicht mehr lange dauern, bis unser ganzes Vaterland mit mittelmäßigen, banalen und kunstverlassenen Stand- und Reiterbildern übersät ist. Die Zahl der Monumente aus dem jüngsten Jahrzehnt, mit denen man sich vom künstlerischen Standpunkt aus einverstanden erklären kann, vermag man an den Fingern abzuzählen. Freilich, es wäre ungerecht, hier der Regierung allein die Verantwortung zuzuschieben. Es handelt sich hier vielfach um Einflüsse, denen gegenüber sie machtlos ist. Und der fatale Durchschnittsgeschmack oder vielmehr die böse Geschmacklosigkeit der meisten Denkmalskomites und Kunstkommissionen, die allerdings von oben her liebevoll gefördert wird, tut das übrige. Soeben erst haben wir zwei neue „Bereicherungen" unserer öffentlichen „Kunstschätze" zu verzeichnen gehabt, an denen die Staatsgewalten unschuldig sind, und die dennoch zu harter Kritik herausfordern: das Richard Wagner-Denkmal im Tiergarten und den Herkulesbrunnen auf dem Lützowplatz.

Eberleins Richard Wagner-Denkmal bedeutet für alle Kunstfreunde nichs als einen Gegenstand dauernden Zornes und Kummers. Es galt einen Gewaltigen zu feiern, der das innere Leben der Gegenwart mit bestimmt hat, dessen Schöpfungen uns in allen Tiefen unseres Wesens aufgewühlt und durchrüttelt haben, der durch alle Himmel und Höllen unseres Innern geschritten ist, alles Sinnliche und Geistige, das darin sich regt, alle Qual und Lust, allen Jubel, alle Trauer und alle Sehnsucht in sich aufgesogen und zu erschütterndem Ausdruck gesteigert hat. Nichts von dieser stürmischen Größe, kein Zug dieses hohen Geistes, kein Funke dieses Genius, nichts von dem Heroischen dieses Lebenswerkes ist in der Statue zu finden, die in einer völlig äußerlichen Theaterpose verzweifelt ihre Wirkung sucht — ein rabiat gewordenes, lächerliches Musikmännlein mit einer zufälligen Wagner-Ähnlichkeit. Und statt den Versuch zu machen, das Rätselvolle, das Unsagbare, das dieses Riesen Kunstwelt in sich birgt, in ragenden Symbolen zu verkörpern, nahm der Bildhauer seine Zuflucht zu ein paar willkürlich herausgegriffenen Bühnenfiguren, die er mit kleinlichem und kläglichem Realismus als fatale lebende Bilder um den Sockel gruppierte. Die Zukunft wird es nicht verstehen, warum eine Zeit, die einen Klinger und einen Adolf Hildebrand besaß, solche hohe Aufgaben einem Eberlein anvertraute.

Digitized by Google

So harte Worte wird man gegen den Herkules-Brunnen, den Stadtbaurat Hoffmann in Gemeinschaft mit dem Bildhauer Otto Lessing auf einem der schönsten Plätze Berlins errichtet hat, nicht brauchen. Er ist anspruchsloser, bescheidener, will nichts als ein dekorativer Schmuck sein, und hat wenigstens im einzelnen manchen guten plastischen und architektonischen Zug aufzuweisen. Aber auch hier erregt die Unsicherheit unserer Zeit monumentalen Problemen gegenüber tiefe Mißstimmung. Ludwig Hoffmann, dem Berlin so viele prächtige und originelle Bauten und so viel lebendige architektonische Anregungen verdankt, ist in seinen Monumentalentwürfen — das Feuerwehrdenkmal auf dem Mariannenplatz muß dabei ausgenommen werden — nicht so glücklich. Es war ein schiefer Gedanke, hier das Herkules-Motiv, das die schönen alten Gruppen der benachbarten Brücke behandeln, nun in dem Schmuck des Platzes noch einmal erklingen zu lassen, unmittelbar neben zwei Herkulesgestalten, die den griechischen Halbgott als Verkörperer der gewaltigsten physischen Kraft darstellen, einen dritten Herkules zu setzen, der plötzlich ganz anders, als Prometheus-Befreier, nicht aus der naiven antiken Anschauung heraus als robuster Kraftmensch, sondern ein wenig von moderner Sentimentalität angekränkelt erscheint. Der entscheidende Hauptfehler aber liegt darin, daß die Figur, im Maßstab gänzlich verfehlt, viel zu klein ist und, statt eine Personifikation von Wucht und Stärke zu sein, von ihrem eigenen kolossalen Unterbau völlig erdrückt wird. Und schließlich kommt noch die unglückliche Aufstellung hinzu, die wiederum zu den Eigenarten unserer Zeit gehört: statt dem Brunnen abseits von den sich kreuzenden Übergangswegen des Platzes weiter zurück inmitten des schönen grünen Rasenteppichs seinen Platz anzuweisen, wo er weit besser gewirkt und niemandem im Wege gestanden hätte, hat man ihn dem geometrischen Schema zu Liebe mitten in den Verkehr hineingestellt, so daß jeder Fußgänger einen Bogen machen muß und dennoch keinen ruhigen Punkt zur Betrachtung des Kunstwerks finden kann. —

Inzwischen hat nun die „Kunstsaison" mit voller Kraft eingesetzt. Die Salons melden sich wieder zum Worte, und überall regt sich frisches Leben. Besonderes Interesse fand gleich die erste Ausstellung, mit der Keller und Reiner die Winterkampagne eröffneten: Sascha Schneider, der in St. Petersburg geborene, seit langer Zeit in Dresden heimisch gewordene Künstler, trat darin zum ersten Male den Berlinern näher. Dieser seltsame Maler gehört zu den wenigen Deutschen, die man gern geheimnisvoll als „Symbolisten" bezeichnet, d. h. zu den Künstlern, die sich von der bestimmten Absicht leiten lassen, allerlei gedankliche Vorstellungen durch bildliche Symbole auszudrücken. Schneider geht zumeist von intellektuellen Anregungen aus, denkt über Welt und Menschen nach und projiziert die philosophischen Grübeleien, in die er sich dabei verstrickt, auf Cartons und Leinwandflächen. Das Publikum hat bei uns für solche Malereien, wofern sie nur mit einem gewissen äußern Applomb vorgetragen werden, viel übrig. Der Deutsche sieht gern Bilder, bei denen „man sich 'was denken kann", bei denen der Verstand Rätsel zu lösen und Beziehungen aufzufinden Gelegenheit hat. Doch höhere künstlerische Ansprüche läßt Schneider unbefriedigt. Er ist bei aller scheinbaren Lebhaftigkeit seiner Phantasie nüchtern und trocken-lehrhaft, weniger symbolistisch als schulmeisterlich. Von den inneren Erregungen, die doch die Beschäftigung mit den größten Problemen des Denkens in der Seele eines

Digitized by Google

Künstlers auslösen müßte, ist nichts zu spüren; als ein kühler Didaktiker trägt er seine Angelegenheiten vor, objektiv, als habe er selbst gar nichts mehr damit zu tun. Dieser Kühle entspringen auch seine künstlerischen Ausdrucksmittel: korrekte, klare fast pedantische Zeichnung und harter, penibler, von innerlichem malerischen Gefühl wenig verratender Farbenvortrag. Am deutlichsten traten alle diese Mängel bei dem großen Monumentalgemälde „Um die Wahrheit" hervor, das im Mittelpunkt der Ausstellung stand. Es ist ein Mosaik aus nicht weniger als zehn Bildern, die einen höchst komplizierten, ohne gedruckte Erklärung kaum verständlichen Organismus ergeben. Man wird einem Künstler, der einen so gewaltigen Plan faßt und in jahrelanger, unermüdlicher Arbeit durchführt, die schuldige Hochachtung nicht versagen. Aber dieser Respekt kann nicht hindern, daß man diesen Weg, Verstandesthemata bildlich umzuschmelzen, für verfehlt erklärt. Die Göttin der Wahrheit, die als ein bronzenes Götzenbild auf prunkendem Throne die Komposition beherrscht, ist eine sehr wenig eindrucksvolle Erscheinung, und die Vertreter der einzelnen Religionen und Weltauffassungen, die sie umgeben, sind in ihrer Auswahl und Zusammenstellung, in der Art ihrer Charakteristik und in der Form, in der ihre Beziehungen zum Thema des Ganzen behandelt sind, höchst wunderlich und anfechtbar. Daß Schneider ein nicht geringes Können sein eigen nennt, sieht man deutlich an seinen älteren Cartons, deren Reproduktionen in der Ausstellung vollzählig zur Stelle waren, an seinen ausgezeichneten Aktstudien, deren Betrachtung ein Genuß ist, und auch an gelegentlichen Einzelheiten seiner Gemälde, wie der schönen griechischen Küstenlandschaft des Bildes „Hohes Sinnen", die sicherlich dem Künstler nicht das Wichtigste bei seiner Arbeit war, die ihm aber weit besser geglückt ist als die große, das Gemälde beherrschende männliche Gestalt, die über die sonnige Herrlichkeit der Welt hinblickt. Am meisten inneres Leben aber drang dem Beschauer aus dem großen Bilde der „Nibelungenschlacht" entgegen, in der eine Schaar eisengepanzerter Ritter mit herabgelassenen Visieren, die Häupter von Helmzieren in Gestalt scheußlicher, die Feinde erschreckender Tierfratzen überragt, mit wilder Wucht kämpfend aufeinanderprallt. —

Mit einer Ausstellung neuer Schmucksachen René Laliques hat das Hohenzollern-Kunstgewerbehaus den Kunstwinter eröffnet. Die Erinnerung an die Abteilung der französischen Juweliere auf der Esplanade des Invalides, wo dieser Großmeister der Pariser Edelsteinkünstler seine kostbaren Schöpfungen zur Schau gestellt hatte, gehörte zu den unvergeßlichen Eindrücken, die vor drei Jahren die Besucher der Pariser Weltausstellung mit nach Hause nahmen. Die Vitrinen Laliques, dessen Name in Paris selbst den Kennern wohl schon vorher vertraut war, der aber seinen europäischen Ruf damals erst begründete, waren ein „clou" der Ausstellung. Man stand vor ihnen und staunte über die Wunderwerke dieses Mannes, der die formelhaft erstarrte, edle Kunst der Goldschmiede und Schmuckverfertiger aus eigener Kraft heraus von Grund aus zu reformieren unternahm und auf ganz neue, vordem unbetretene Wege hinwies. Laliques Geschmeide schienen mit den landläufigen Colliers, Armbändern, Ketten, Diademen und Kämmen, die unsere Damen bei festlichen Anlässen insgemein tragen, gar keine Verbindung zu haben. Es schien, als seien diese Arbeiten des Pariser Zauberkünstlers aus märchenhaftem Material gefügt, aus Steinen und Metallen, die er sich durch irgend eine Be-

Digitized by Google

schwörungsformel aus dem Innern sagenhafter Berge und Klüfte verschafft hatte. Das Wiedersehen mit diesen eigenartigen herrlichen Dingen enttäuscht nicht. Es ist seit 1900 vielfach versucht worden, Lalliques Sprache nachzusprechen. Um so stärker wirkt nun der Meister selbst wieder, und man kann sich nicht satt sehen an diesen funkelnden Schätzen aus translucidem Email, geschnitzten Hornstücken, natürlichen Perlen, zierlichen Goldciselirarbeiten, leuchtenden Saphiren und schimmernden Opalen.

Musik.

Von Gustav Dippe.

Das Richard Wagner-Denkmal und die Richard Wagner-Feste in Berlin.

Einem Fürsten setzt wohl sein Nachfolger ein Denkmal; das Heer wohl seinem Feldherrn, die Turnvereine dem Turnvater. Aber das Richard Wagner-Denkmal der Reichshauptstadt mußte vom ganzen deutschen Volke gesetzt werden. Dieser Ansicht scheint auch Kommerzienrat L. Leichner, der viel — wenn auch nicht immer in freundlichem Sinne — genannte, gewesen zu sein, sofern die Ansprachen, die er bei der Enthüllung des Denkmals und dem darauffolgenden „Fest-Bankett" gehalten hat, zu einer Deutung geeignet sind. Aus diesem Gedanken heraus wurden auch die Beiträge bei Beginn der Denkmalsangelegenheit gesammelt. Im weiteren Verlauf aber entdeckte Leichner, daß sein Portemonnaie das deutsche Volk zu vertreten berufen sei: er ließ die Sammlungen plötzlich einstellen und erklärte, die noch fehlenden Summen allein zu zahlen, dafür aber Alleinherrscher von eigenen Gnaden im Reiche der Denkmalsangelegenheit zu sein. So steht es zu lesen in dem Flugblatte „Die Wahrheit in der Streitsache (!) um (!) das Richard Wagner-Denkmal", das aus dem Leichnerschen Lager stammt. Einen „Schachzug" nennt der Verfasser in überwältigender Naivität dieses Vorgehen und scheint nicht einmal zu ahnen, daß man mit den Denkmälern großer Männer keine Schachzüge unternimmt. Ebenso überraschend ist die dort unternommene Rechtfertigung Leichners als Wagner-Protektor. Leichner habe dreizehn Jahre hindurch der deutschen Opernbühne als Baritonist angehört, in Stettin als erster den Hans Sachs gesungen und für diese Leistung von Wagner ein Lob erhalten. Auf Grund dieser Tatsachen soll Leichners „Zugehörigkeit zum Bau auch in weitere Kreise durchgesickert" sein, wie das erwähnte Schriftstück in geschmackvoller Anschaulichkeit verkündet. Nein, so leicht sickert's sich nicht! Und wenn Leichner nicht dreizehn, sondern dreimal dreizehn Jahre gesungen hätte und schöner gesungen, als der selige Orpheus in seinen besten Tagen, und wenn er alle Wagnerschen Gestalten irgendwo zum ersten Male dargestellt hätte, zuletzt noch gar die Woglinde in Krotoschin, es wäre noch immer nichts — — „durchgesickert".

Es werden gar viele gewesen sein, die in den Tagen der Denkmalsenthüllung mit Genugtuung daran gedacht haben, daß Bismarck in Berlin schon in Erz dasteht, und daß damit die Gefahr beseitigt ist, es möchte etwa der Kommissionsrat Schrimpelmaier, Großindustrieller in Jüpons auf

Digitized by Google

Grund irgendwelcher Durchsickerungen dem ersten Reichskanzler im Namen des deutschen Volkes das reichshauptstädtische Denkmal errichten. —

Über das Denkmal selbst mich zu äußern, würde eine Überschreitung meiner Kompetenzen heißen. Ich begnüge mich, meine Verwunderung über die Wahl der Sockelfiguren auszusprechen, die nach beliebtem, aber nicht einwandsfreiem Typus im Parterre den Beletage sitzenden Meister umstehen, umsitzen und umliegen. Es sind gewählt: für die Vorderansicht Wolfram von Eschenbach, für die rechte Seite Tannhäuser, für die linke Brünhilde und Siegfried und für die Rückseite eine trockengelegte Rheintochter nebst Alberich. Also nur Tannhäuser und Nibelungen sind zur Ehrenwache zugelassen. Das Höchste alles Hohen, was wir Wagner verdanken: Meistersinger und Tristan sind leer ausgegangen; und doch hätte der Hans Sachs zu Anfang des dritten Aufzuges: „Sachs sitzt auf einem großen Lehnstuhle — er hat vor sich einen großen Folianten und ist im Lesen vertieft", die beste und beziehungsreichste Sockelfigur hergegeben.

Die musikalischen Veranstaltungen der „Richard Wagner-Feste", die mit der Denkmalsenthüllung verbunden waren, trugen Konzertcharakter; abgesehen von der Neueinstudierung der Meistersinger im Königlichen Opernhause, die nicht auf das Konto des Denkmalsunternehmers zu setzen ist. — Als die ersten Nachrichten von der musikalischen Gestaltung der Wagner-Feier bekannt wurden, hat so mancher gedacht: Das gibt vortrefflichen Anlaß zur Satire. Das veröffentlichte Programm aber schlug jedem die schon gespitzte Feder aus der Hand; das Programm selbst ist eine Satire, wie sie nicht zu überbieten ist. Wenn ich einem Menschen von leidlich musikalischem Geschmack zehn Jahre Zeit gönnte, um erraten zu können, was als erstes Musikstück für die „Richard Wagner-Feste" auf das Programm gesetzt war, er würde es sicherlich nicht finden. Es war — — Berceuse non Chopin. Meine unbedingte Hochachtung dieses entzückenden Klavierstückchens kann mich nicht hindern, diese Wahl als schlechten Witz zu bezeichnen. Und so ging es weiter: Rubinstein „Es blinkt der Tau", Wieniawsky „Polonaise brillante", Janotha „Morceau gracieux" und „Gavotte Impériale" usw. Und dazwischen — hoffentlich nur aus Versehen — zweimal Richard Wagner! Selbst wenn man vor Beleidigung mit obligatem Schöffengericht nicht zurückschreckte, fände man keinen vollwertigen Ausdruck für einen solchen Mangel an künstlerischem Taktgefühl.

„Das Unbeschreibliche,
Hier ist's getan."

Nach diesem Programm für die Vorfeier hätte man sich kaum noch wundern können, wenn zur Denkmalsenthüllung selbst die Wahl auf den „lustigen Ehemann" von Oskar Strauß gefallen wäre. Aber welche Überraschung! Neben dem Festredner, Kommerzienrat Leichner, kam nur noch Richard Wagner zu Worte: Der Kaisermarsch in der Roßbergschen Instrumentation für Militärmusik, die beiden Chöre „Ehrt eure deutschen Meister" und „Wachet auf, es nahet gen den Tag" aus den Meistersingern und zum Beschluß der Einzug der Gäste aus Tannhäuser. Der Kaisermarsch war zu langsam genommen und übte dadurch trotz des großen Aufgebotes an Mitwirkenden in Orchester und Chor keine eindringliche Wirkung aus. Zum Ausgleich ging der „Marsch und Chor aus Tannhäuser" im Geschwindschritt von statten.

Digitized by Google

Der Tag nach der Denkmalsenthüllung brachte „drei historische Konzerte". Historische Konzerte sind immer hübsch und lehrreich und dürfen unter allen Umständen eine freundliche Aufnahme beanspruchen, wenn man auch schwer einsieht, was z. B. die Jessonda-Ouvertüre von Spohr mit Wagnerscher Kunst zu tun hat; ebenso gut hätte man Markiewicz beauftragen können, zum größeren Ruhme Wagners eine Ausstellung von Nachttischchen im Empirestil zu veranstalten. Kompositionen des Gefeierten waren in diesen „historischen" nicht zu finden. Übrigens war das zweite dieser Konzerte, das der Entwickelung der deutschen Musik von Schubert bis Brahms galt und von der verstärkten Braunschweigischen Hofkapelle unter ihrem Kapellmeister H. Riedel ausgeführt wurde, ein ungewöhnlicher Genuß.

Der letzte Tag der Wagner-Feste brachte nach einem „geistlichen Konzert", das den Vorzug hatte, den Gefeierten wiederum unbeachtet lassen zu können, endlich auch ein „Richard Wagner-Konzert" im „Neuen Königlichen Opernhause". Man wurde unwillkürlich an die witzige Bemerkung Friedrich Wilhelms IV. erinnert, der nach Besichtigung der Räume des Schinkelschen Schauspielhauses gesagt haben soll: „Welch überraschende Fülle von Räumen enthält dieses Bauwerk; sogar ein Theater." Leider ließ auch die Zusammenstellung des Wagner-Konzertes feineres musikalisches Empfinden vermissen. Die Faustouvertüre begann, und das war schon ein Mißgriff. Wagners höchste künstlerische Eigenschaft ist die Stilsicherheit. Die Möglichkeit, ein Werk von so und so viel tausend Takten derart zu gestalten, daß jeder Takt mit der musikalischen Grundfarbe des Werks gesättigt ist, war vor Wagner unbekannt. Welch leichte Aufgabe, ganze Taktgruppen aus der Zauberflöte in den Don Juan oder aus dem Oberon in den Freischütz zu versetzen, ohne daß dadurch Stilwidrigkeiten entstehen. Man versuche aber aus Tristan in Lohengrin oder aus den Meistersingern in Tannhäuser hinüberzunehmen, und man wird diese Stellen wie blaue Flicken auf rotem Gewande empfinden. Und bei dieser wunderbaren Fähigkeit Wagners beginnt man das Wagner-Konzert gerade mit einem Werk, das auf Grund seiner Entstehungsgeschichte diese wagnerischste aller wagnerischen Eigenschaften nicht besitzt! — Die zweite Nummer bildete die Arie Adrianos aus dem dritten Akt des Rienzi. Wohl sang Frau Schumann-Heink sie hinreißend, aber was man unter Wagnerscher Musik versteht, ist diese Arie durchaus nicht. Es folgte „Erzählung des Lohengrin", gesungen in — — — italienischer Sprache und mit festungstürmender Trompetenstimme. Der Sänger war als Signor Giuseppi Borgatti, primo Tenore, Scala, Mailand aufgeführt; nun hätte es auch noch Milano heißen können. Eine „Miß Carrie Pringle", die uns — wohl in englischer Sprache — mit dem Gebet der Elisabeth und Elsas Traum beglücken sollte, war nicht erschienen. Der zweite Teil brachte die Tannhäuser-Ouvertüre, die fünf Gedichte, das Siegfriedidyll und Vorspiel und Schluß von Tristan und Isolde. Die fünf Gedichte sang Frau Lucie Reuß-Belce mehr recht als schlecht und die Isolde Frau Rosa Sucher mehr schlecht als recht; das „stärkste" Berliner Philharmonische Orchester unter Kapellmeister Sucher leistete seinen Part schlecht und recht. Zur Begleitung der „Gedichte" hatte man einen flach und reizlos klingenden Ibachschen Flügel herangeholt. —

Gleichzeitig mit dem „Richard Wagner-Konzert" gab es in der Philharmonie ein „internationales Fest-Konzert". Die Zusammenstellung dieses

Digitized by Google

Programms stellte alle bisherigen Irrungen, Wirrungen tief in den Schatten; es war eine Orgie blödester Tapsigkeit, es war eine dummdreiste Verhöhnung des großen Wagner. Der Dirigent der Wriezener Stadtkapelle würde es ablehnen, diese groteske Zusammenstellung mit seinem ehrlichen Namen zu decken. Von Beethoven bis Moritz Moszkowski, von Bellini bis Rimsky-Korsakow, von Donizetti bis Grieg purzelte alles durcheinander. Aus der Walküre hatte man ein „Duett" herausgefunden, und der Abschied Wotans von Brünhilde figuriert hier als „Adieux de Wotan". Hier heißt es denn auch glücklichst „Milano". —

So hat sich denn das Denkmal Richard Wagners, des gewaltigen, unfaßlich stilsicheren Künstlers und des feurigen, rücksichtslosen Patrioten unter den geschickten Händen des „Comités" zu einem Denkmal der Stilwidrigkeit und Geschmacklosigkeit und zu einem Denkmal nationaler Würdelosigkeit und alberner Auslandskriecherei ausgewachsen. Ein Glück, daß das deutsche Volk mit diesen ganzen Veranstaltungen nichts zu schaffen gehabt hat, man müßte es sonst eines Richard Wagner für unwert erklären. —

Wie wäre es, wenn der tatenfrohe Kommenzienrat Leichner die festumrauschte Wiederwegschaffung des Wagnerdenkmals ins Auge faßte. Er erhielte sicherlich keine Absagen und niemand würde gegen die Herrschergelüste seines Portemonnaies etwas einzuwenden haben. Und ich verspreche ihm gern, alles was ich von diesen neuen Veranstaltungen zu sehen und zu hören bekäme, köstlich zu finden.

Die Berliner Theater.

Von Theodor Kappstein.

Unter den Dichtern, die sich auf den Berliner Bühnen mit neuen Gaben ihrer Muse — die zuweilen nur Muße ist — uns vorgestellt haben, steht durch das Schwergewicht seines Namens billig Hermann Sudermann voran, dessen vieraktige Komödie „Der Sturmgeselle Sokrates" im Lessingtheater gespielt wird. Es hatte in den letzten Jahren, mit zunehmender Schärfe, bei einer Reihe der großstädtischen Kritiker ein so gehässiger, giftig bis zur Antastung der persönlichen Würde sich vergessender Ton der „Beurteilung" der Bühnenwerke Sudermanns sich eingenistet, daß niemand dem systematisch Geschmähten das Recht bestreiten durfte, das Wort zur Abwehr zu nehmen. In fünf Aufsätzen, die jetzt eine vielgelesene Broschüre ausmachen, hat Sudermann seine Anklage auf „Verrohung in der Theaterkritik" erhoben und durch zahlreiche Belege zu erhärten gesucht. Diese Feuilletons waren schlecht geschrieben, und es fehlte ihnen, wie ihrem Verfasser überhaupt, der befreiende Humor, das gesunde Lachen. Die angegriffenen Angreifer waren in ihren Entgegnungen ohne Zweifel witziger, sie bedienten sich der spottenden Satire und zeigten sich dem in ernstem Pathos einherschreitenden Dichtersmann formell weit überlegen. Auch in Bezug auf literargeschichtliche exakte Kenntnisse, wie sie selbst den Bühnendichter zieren, schnitt Sudermann schlecht ab. Aber jeder redlich Urteilende gab ihm in der Sache, die er verfocht, willig oder unwillig Recht. Nährten die mit den Verhältnissen Vertrauten auch nicht die Illusion, als werde der gerügte Schade sich nun über Nacht beheben lassen, so gönnten doch

Digitized by Google

die Freunde seiner Kunst dem Dichter die seelische Befreiung von jahrelangem Druck durch die rücksichtslose, ob auch nicht allzu geschickte Aussprache, und hegten im Stillen für ihn die Hoffnung, sein nächstes Werk werde diesem rollenden Donner sich als der zündende Blitz gesellen.

„Der Sturmgeselle Sokrates" bedeutet eine schmerzliche Enttäuschung für die, die solcher Hoffnung sich hingaben: es ist eine mißlungene Dichtung. Eine Komödie sollte werden, ein oberflächlicher Schwank kam zutage. Der Referent hält viel von Sudermanns dichterischem Können; er liebt seine Frau Sorge, den Johannes und die drei Reiherfedern, und hält die Ehre, Fritzchen und das Glück im Winkel für sehr interessante Bühnenleistungen. Um so rücksichtsloser muß daher diesmal der künstlerische Fehlschlag Sudermanns eingestanden werden.

Bevor ich näher auf den Sturmgesellen eingehe, um mein kritisches Urteil zu begründen, gedenke ich gern einer Szene von reiner Schönheit im dritten Akt. Der milde Rabbiner Markuse sagt zu seinem Sohne Siegfried, der dem Vater leidenschaftlich von dem neuen Ghetto gesprochen, das moderner Antisemitismus den Juden zu bereiten willens sei: „Mein lieber Sohn, als Gott der Herr das Eisen schuf, so steht im Talmud geschrieben, da erzitterten alle Bäume, aber das Eisen sprach zu ihnen: Hütet euch nur, mir Holz zum Stiele zu geben, dann wird euch kein Schade von mir geschehen. Zwei Fehler hast du begangen: durch zu große Demut und zu großen Dünkel. Aber gut: ich will mal den Fall setzen, du hättest recht, und die Welt will mal wieder nichts von uns wissen, der Deutsche will nicht, daß wir mit ihm Deutsche, der Russe, daß wir mit ihm Russen, der Franzose, daß wir mit ihm Franzosen sind. Dann werden wir eben das sein, was sie nicht sein wollen und werden so der Menschheit das kostbarste Kleinod aufbewahren, das sie besitzt und das sie achtlos weggeworfen hat: den Menschen. Aber hierfür müssen wir uns auch würdig halten." Diese Episode, die den Grundgedanken von Lessings Nathan sehr glücklich in Erinnerung bringt, ist eine Oase; ein Edelstein in diesem Bühnenwerk — leider entspricht ihm die Fassung nicht.

Der Zahnarzt Hartmeyer und seine vier Freunde: der Rabbi, ein geschaßter Steuerinspektor, ein Oberlehrer und ein Kaufmann, hüten ängstlich und zäh die politischen Ideale ihrer Sturm- und Drangzeit. Sie sind alte Achtundvierziger, haben das schwarzrotgoldene Band der Burschenschafter mit Stolz getragen, und als man ihre Ideen von Freiheit und Menschenbeglückung mit der Wurzel auszureißen gedachte, da haben sie ehrlich geblutet für ihre Überzeugung. Mit Trotz hängen sie an ihrem Programm, kein Titelchen soll sich daran verschieben. In ihren geheimen Sitzungen schelten sie seit einem Menschenalter auf die schlimme Gegenwart zugunsten einer heilvollen Zukunft, obwohl seither die Tage von Sedan die alte Zerrissenheit geendet und das Deutsche Reich heraufgeführt haben. Sie halten den Blick starr auf die verstaubte Vergangenheit gebannt und dienen als Sklaven ihren Statuten. Da bricht auch in diesen geheiligten Dämmerbezirk der Sturmgesellen die blendende Tageshelle der neuen Zeit herein: um der langsamen Abnahme ihrer Mitgliederzahl zu wehren, beschließen Hartmeyer und Markuse — oder in der Vereinssprache Sokrates und Spinoza — ihre Söhne dem Bunde der Väter zuzuführen. Kaum ist die feierliche Aufnahme der drei jungen Leute erfolgt, so ist das Unheil fertig. Der

Digitized by Google

Landrat von Grabowski, den die glühenden Demokraten haſſen, weil die Regierung ihren Bund ſeinerzeit aufgehoben hat, findet den Weg in das entlegene Sitzungszimmer der Unentwegten. Man ſagt ſich gegenſeitig etliche Liebenswürdigkeiten; als dann jedoch der Landrat an Hartmeyer ſenior die Bitte richtet, er möge dem ihm anvertrauten prinzlichen Jagdhund einen kranken Zahn ziehen, erklärt Sokrates, der Sturmgeſell, pathetiſch, er wolle nicht Fürſtendiener ſein; ſein älterer Sohn Fritz aber, der auch Zahnarzt iſt, erklärt ſich bereit, dem leidenden Tier zu helfen. Ein doppelter Konflikt iſt damit eingeleitet: die Entfremdung zwiſchen Vater und Sohn, und das amtliche Einſchreiten des Landrats gegen den revolutionären Klub — „Geheimbündelei im Wiederholungsfalle mit hochverräteriſchen Tendenzen.“ Sie retten zunächſt ihr Vereinsarchiv, in dem es nur ſo wimmelt von Revolutionsprotokollen und Aufrufen zum Barrikadenbau, von Waffenverſendungsplänen und Todesurteilen, in die Schlafkammer der blonden Ida, der ihnen allen bei Nacht und Tage ſtets gefälligen Kellnerin. Gegen den abtrünnigen Sturmgeſellen beruft Vater Hartmeyer tief gekränkt das Gericht der Vereinsbrüder in ſein eigen Haus. Seiner dringenden Einladung folgend, erſcheint zu dieſer Sitzung ſogar ihr Ehrenpräſident, der Alte vom Berge, der ſeit ſechs Jahren nicht mehr unter ihnen geweſen war. Die Verhandlung nimmt einen ſtürmiſchen Gang; der erregte Hartmeyer beantragt Ausſchluß ſeines Sohnes wegen — hündiſcher Geſinnung gegenüber dem Vertreter der Obrigkeit, der junge Dentiſt betont ſeine Zugehörigkeit zu der ſozial-gerichteten Gegenwart und fordert die Anerkennung ſeiner Ehrlichkeit. Die Sturmgeſellen haben ſich in dem Alten vom Berge gründlich verrechnet: dieſer eisgraue knorrige Junker, Freiherr von Laucken-Neuhof (-Saucken-Tarputſchen), will von ihrer Berechtigung nichts mehr wiſſen. Er ſchneidet ihnen den Zopf ihrer Vereinsnamen ſehr unſanft ab, und mit Donnerſtimme erklärt er: „Wie wir da rumſitzen mit unſerm nationalen Weltſchmerz, mit unſerm Baubaugrimm, mit der ganzen Bierphiliſterei, in der wir uns dabei doch ganz wohl ſein laſſen, ſind wir nuſcht weiter wert, als wie den Dung abzugeben für die nächſte Generation, die von uns nichts mehr wiſſen will. Darum macht euren Frieden.“ Der demokratiſche Gedanke, der ſie einſt getragen, ſei an Bismarck zerbrochen. „Der hat uns über'n Haufen geſchmiſſen. Und dabei iſt nicht bloß unſer Preſtige und unſer bißchen Verſtand, dabei iſt auch unſer Charakter in die Brüche gegangen.“ Herrenloſe Ideen aber ſeien unnütz wie herrenloſe Hunde; „ganze Männer müſſen dahinter ſtehen, ſonſt holt ſie der Deiwel“. Die Sturmgeſellen“ erklärt er für mauſetot und beantragt ihre Auflöſung als Verein. Jetzt ſpielt Hartmeyer-Sokrates ſeinen höchſten Trumpf aus; der jüngere Sohn, den er im Beſitz des ihm teuren Burſchenbandes der Arminen glaubt, ſoll ſich hier frei zu dem alten Ideal bekennen, um die Wankelmütigen zu beſchämen. Und auch um dieſe letzte Hoffnung wird er betrogen: Reinhold ſtottert etwas zurecht von Bismarck und Sedan und rückt mit dem Geſtändnis heraus, daß die Arminen ein Korps geworden ſeien, nachdem ſich die Burſchenſchaften überlebt haben. Der Vater iſt toll vor Schmerz; er verſtößt beide Söhne. Aber das Geſpenſt des Archivs ſpukt weiter; die blonde Ida bringt die Schreckenskunde, die Dokumente ſeien vom Wirt entdeckt, die belaſtendſten habe er dem Landrat übergeben, die weniger gravierenden an den Wurſtmacher als Makulatur verkauft. Die Tapferen

Digitized by Google

schwenken ab zur Ordnungsgruppe, um sich bei Zeiten zu sichern; selbst den unbeugsamen Sokrates befällt eine heiße Angst, wie er sich mit Markuse allein gelassen sieht. Der holde Traum liegt zerknickt am Boden. Die Schlußpointe liefert der Landrat, sie ist ein Witz. Angeheitert kommt der Gestrenge am Sedantag zu Angstmeyer und überreicht ihm, nachdem er ihn mit dem Archiv noch eine Weile geschreckt, das Ritterkreuz des Ordens zum Greifen für treue Dienste . . . Lösung des Rätsels: Fritz sollte sich für den Backzahn des Prinzenhundes eine Gnade ausbitten, er übertrug sie auf seinen Vater, und da hat der witzige Herr Landrat — — —. Nach kurzem Schwanken entdeckt Hartmeyer zu seinem Staunen, daß er eigentlich auch ein ganz braver Patriot sei, hat er doch dem Frauenverein zu diesem Tage bereits die Hymne komponiert für den feierlichen Festzug. —

Der Gedanke Sudermanns — der Alte vom Berge spricht ihn mit aller Deutlichkeit aus — hätte zu einer sozialpolitischen Komödie einen tragfähigen Grund wohl abgeben können. Er hat ihn leider auf einen Einzelpunkt beschränkt, der für ein Theaterpublikum viel zu abstrakt und wesenlos ist: auf das schwarzrotgoldene Emblem des burschenschaftlichen Vereinsmeiers, statt ihn ins Volle auseinander zu falten, so daß er mit dem wirklichen Leben sich verknüpfte. Aber der kritische Einwand gegen den Sturmgesellen greift tiefer. Sudermann hat eine der merkwürdigsten politischen Perioden des vergangenen Jahrhunderts ihrer Kraft und ihrer Weihe beraubt; er hat sie dem Spott der Lächerlichkeit preisgegeben. Waren die Achtundvierziger, die in Ostpreußen und in allen Teilen des deutschen Landes, wirklich eine handvoll Narren? Oder hatte der Dichter die Pflicht, sie uns, auch in ihren Schwächen, so zu zeigen, daß wir von ihm geleitet bekennen müßten: glutheißes Ringen um ein festes und großes Ziel, oft ein Fehlgreifen in den Mitteln, doch nie ein Irren des Herzens; treulose Mitläufer auch da, wie überall, aber zähe Treue der meisten, Treue in Not und Tod!? Sie haben sich den Gang der Weltgeschichte anders gedacht — aber als das Neue sie überraschte, da haben sie langsam verstehen gelernt und haben dann mitgebaut. Wer diese Feuerköpfe als Trottel und Lumpen behandelt, der hat sie gründlich mißverstanden. Eine gediegene Kenntnis der Ereignisse vor bald 60 Jahren hätte den Dichter wohl davor bewahrt, sich an jenen Männern mit billigem Spott zu vergreifen. Daß man obenein nicht klar darüber wird, auf welcher Seite der Dichter selbst steht, macht die Sache noch verworrener: die alten Freiheitshelden werden karikiert, und die Freiheitskämpfer von 70/71 nicht charakterisiert: ein paar Kraftausdrücke des grobkörnigen Junkers über Bismarck, und daneben ein bezechter Landrat, ein großmäuliger Korpsstudent und Sedanfahnen nebst einem Festzug — ist das das Neue, haben dafür die Väter den Boden gedüngt? Dem Ganzen fehlt der große befreiende Zug. Die Sprache des Stückes verletzt nicht selten durch recht losen Ton der Gasse, eine gewisse Roheit des Ausdrucks geht erkältend durch die Szenen — als sei Sudermann noch mit seinen bösen Kritikern polemisch beschäftigt, statt mit eigenen dichterischen Gestalten. Die Schauspieler haben die gröbsten Worte schonend unterdrückt; doch was blieb noch zurück!

Einzelne Gestalten sind Sudermann famos gelungen, vor allem die in jeder Linie echte Schankmamsell vom „Reichsadler", die liebespendende blonde Ida, die das naiv-gemeine Bekenntnis im echtesten Königsberger

Digitized by Google

oder Tilsiter Dialekt ablegt: „Einer is mal gewesen, der hat jesagt, ich hab' ein chroßes Talent zur Treie. Ich kennt so trei sein, aber se lassen einem char nich dazu kommen. Alle Wält is immer so jemein!" Auch der Korpsstudent ist gut gesehen. Von den beiden Markuse war schon die Rede. Die Aufführung war sorgfältig vorbereitet; Vera Witt (Ida) und Willi Grunwald (Reinhold) boten frische Leistungen von großer Natürlichkeit. Den alten Hartmeyer jedoch vermochte nicht einmal Georg Engels' große Kunst glaubhaft zu machen. Mit ihm steht und fällt das Stück . . .

Wie sich Geschichte dramatisieren läßt, dafür ist Shakespeare noch immer, neben Schiller, das unerreichte Vorbild. So trat das Kgl. Schauspielhaus einen guten Griff mit der Neueinstudierung des „König Johann", der fast vierzig Jahre vom Spielplan verschwunden war. Reicht auch dieser Prolog zu seinen Königsdramen nicht an die ragende Höhe des Richard III. und Heinrich II. hinan, so hat doch ein Dichter von Gottes Gnaden in das jämmerliche Kapitel von dem Schwächling, der den englischen Thron an sich reißt, um dann verzehrt zu werden von der blassen Furcht vor dem rechtmäßigen Thronerben, dem Knaben Arthur — in diese Staatsaktionen und das widerwärtige politische Gezänk hineingeleuchtet mit unvergleichlichem seelischem Tiefblick, vor dem wir noch heute bewundernd stehen wie vor einem Geheimnis. Allgemein gültiges menschliches Geschehen und Gesetz weiß er von einem vergilbten Blatt Nationalgeschichte abzulesen. Wenn Konstanze, Arthurs Mutter, ihrem von ihr gerissenen Liebling das Opfer heißesten Schmerzes ausgießt, und an der feinen Grenzlinie anlangend, die den Wahnsinn von der Verzweiflung trennt, den Kummer an die Stelle ihres holden einstigen Besitzes einsetzt: wer denkt da an Historie, wo die waltenden Kräfte der Lebenstiefen uns sich enthüllen? Und wen umweht es nicht wie Morgenluft rosiger zeitloser Romantik, wenn die sagenverklärte Zeit des tapfern Richard Löwenherz in Philipp Faulconbridge vor uns ersteht, sein ungebrochener Ritterstinn und seine nicht umzubringende unverfälschte Tüchtigkeit! Matkowsky holte sich an dem Bastard bei bester Laune einen vollen künstlerischen Sieg; Fräulein Rosa Poppe und Herr Pohl hatten glückliche Momente. Die Regie (M. Grube) hatte vorbildlich gearbeitet.

Wildes „Salome", von der ich schon in der ersten Überschau flüchtig sprach, ist inzwischen im Neuen Theater zur Aufführung gekommen. Ich stelle H. Sudermanns Tragödie „Johannes" künstlerisch viel höher als diesen Einakter. Oskar Wilde liegt in seinen eigenen Banden; das Bodenlose seiner Natur hat ihn den erschütternden Kampf zweier Welten und Zeitalter hinausspielen heißen auf das perverse Raubtiergelüst einer königlichen Dirne des Orients. Der Vorläufer bei Sudermann ist ein Opfer seines Berufs; die Lebensarbeit dessen, dem er den Weg ebnet, zerbricht sein eigen Werk. Wildes Jochanaan steht regungslos vor uns wie eine erzene Statue, ohne Gefühl für die Menschen deklamiert er seine Sprüche, zu ebener Erde und unten in der Zisterne, in die ihn Herodes sperrt; wie ein Phonograph, ohne eine Spur von individueller Färbung arbeitet er eine „Walze" nach der andern ab. Salome will den jüdischen Sonderling küssen; als er sich ihr versagt, tanzt sie vor Herodes' trunkener Gier den Tanz der sieben Schleier und fordert als Gegengabe Jochanaans Kopf auf einer silbernen Schüssel. Der Tetrarch bietet alles auf, von seinem Eide gegen die Tochter loszukommen; sie wiederholt in grausamer Monotonie: Das Haupt Jocha-

Digitized by Google

naans! Der nubische Henker reicht es ihr herauf. Sie kann ihn nun küssen, sie wollte ihn ja küssen, den Sonderling. Herodes läßt sie von seiner Soldateska unter ihren Schilden zermalmen. Der Erfolg des kurzen Spiels, das sich um seiner wildwuchernden Eigenart willen tief einprägt, teilt sich zwischen dem Künstlertrio: Gertrud Eysoldt, die eine unvergleichliche Salome gab, Emanuel Reicher (Herodes), Luise Dumont (Herodias), und der geradezu verschwenderischen dekorativen Ausstattung der Szene: eine südliche Märchennacht im Vollmondschein über dem Königspalaste von assyrisch-babylonischer Architektur; riesige Tierfiguren, ein großer Altan und das in magischem Dämmer schimmernde Portal. Dazu Kostüme von erlesener Schönheit.

Ein lustiges Stücklein aus dem deutschen Kleinleben mit vielleicht sehr ernsthafter Tendenz ist der „Kater Lampe" von Emil Rosenow (Berliner Theater), ein raffinierter Kassenreißer des Deutschen Theaters Octave Mirbeaus „Geschäft ist Geschäft" (Deutsch von M. Schönau), der Albert Bassermann Gelegenheit bot zu einer sehr bedeutenden schauspielerischen Leistung als abgründiges Geschäftsgenie. Eine feine kleine Arbeit erscheint mir Arthur Schnitzlers Einakter „Der Puppenspieler" (im Deutschen Theater). Dagegen sind die dramatische Mißhandlung des Tolstojschen Romans „Auferstehung" durch den Franzosen Bataille — die Bataille war eine Niederlage — im Lessingtheater, und das vierdimensionale Spektakelstück des Belgiers G. Rodenbach „Trugbild" (Deutsches Theater), unter Aberkennung der Ehrenrechte der Bühne, zur Aufnahme unter die Rubrik: Verbrechen und Unglücksfälle zu verurteilen.

Streiflichter.

Die Auslassungen über die Sozialdemokratie in den vorigen „Streiflichtern" (Oktoberheft S. 130) sind in der Presse vielfachem Tadel und Spott begegnet, aber nur, weil die betreffenden Zeitungen sich teils nicht die Mühe nahmen, das Datum zu beachten, wann die „Streiflichter" geschrieben waren, teils nicht die Ehrlichkeit besaßen, die getadelten Stellen vollständig und im Zusammenhang abzudrucken. Ich hätte den sozialdemokratischen Parteitag „verschlafen", hieß es. Nein. Das deutlich unter den „Streiflichtern" stehende Datum, „12. September", gab klar zu erkennen, daß sie längst vor dem Parteitag geschrieben worden sind. Besonderer Umstände wegen erschien nämlich das Oktoberheft schon am 17. September. Die vollständige Wiedergabe und der Zusammenhang der betreffenden Sätze geben ihnen einen ganz anderen Sinn, als die von vielen Zeitungen aus dem Zusammenhang herausgerissenen Sätze vermuten lassen. Auch heute habe

Digitized by Google

ich keinen Grund, meine Ansicht zu ändern. Ich bleibe dabei, daß der „Revisionismus“ in der Sozialdemokratie mit Freuden zu begrüßen ist, weil er das natürliche Gegengewicht bildet gegen die revolutionären Tendenzen in der 3 Millionen-Partei; ich bleibe dabei, daß, mit Rücksicht auf die bevorstehenden Schulkämpfe ein Zusammengehen der Liberalen und Sozialdemokraten gegen die Reaktion — Zentrum und Konservative — eine Notwendigkeit ist. Soeben sehe ich übrigens („Berliner Tageblatt“ vom 9. Oktober), daß der „Hamburger Korrespondent“, ein doch gewiß nicht sozialdemokratisch oder unchristlich gefärbtes Blatt, dieselbe Ansicht in scharfen Worten ausspricht. Ich befinde mich also in guter Gesellschaft.

Jetzt zur neulich wider Willen unterlassenen Besprechung des Dresdener Parteitages.

Bebel und mit ihm die „revolutionäre“ Richtung innerhalb der Sozialdemokratie haben in Dresden eine Niederlage erlitten. An diesem Fazit ändern der formale „Sieg“ Bebels, sein diktatorisches Auftreten, seine von parteipäpstlicher Höhe geschleuderten Bannflüche und Zensuren nichts. Sie sind vielmehr die Besiegelung seiner persönlichen Unfähigkeit, Führer zu sein einer großen, auf wirtschaftliche, soziale Umgestaltung gerichteten Volksbewegung. Er mag die Massen, die Arbeiter im blauen Kittel, mit schwieligen Händen und rußigen Gesichtern — ich spreche nicht wegwerfend, ich ehre die redliche, körperliche Arbeit — noch hinter sich haben, die Intelligenzen hat er verloren und obendrein gezeigt, daß er selbst, trotz allen Talents, keine Intelligenz und vor allem kein Politiker ist. Mit Arbeitermassen — Arbeiter im eigentlichen Sinne — gründet man keine neue Staats- und Wirtschaftsordnung. Man kann mit Arbeiterfäusten Altes, Bestehendes gewaltsam zerschlagen; nie und nimmer aber Neues aufbauen. Das können nur Köpfe, genau so, wie nicht die Faust des Maurers, sondern der Kopf des Architekten das Haus baut. Das lehrreichste Beispiel im großen liefert für diese Wahrheit die französische Revolution. Was die neue Zeit ihr verdankt — und wir verdanken ihr viel — ist nicht geboren im Blutdunst der Guillotine und nicht in den Staubwolken der zertrümmerten Bastille, d. h. nicht durch Akte roher Gewalt, sondern es ist hervorgegangen aus den befreienden Ideen und Gedanken, die von staatsmännisch begabten Schriftstellern und Politikern entwickelt und weiterverbreitet als Samen und Keime die übrige Welt befruchteten. Hätten damals die Staaten Volksvertretungen besessen wie heute; wäre damals die sozialpolitische Bewegung so mächtig im Fluß gewesen wie heute, zum Blutvergießen und zur gewaltsamen Zerstörung wäre es nicht gekommen. Die „Intelligenzen“, die „Akademiker“, die „Revisionisten“ hätten die heilsame Umwälzung ohne Hackbeil und Feuerbrand besorgt. Bebel ist, ich sage das mit aufrichtigem Bedauern, zum verknöcherten Schablonenmensch geworden. Mit den geistigen Fortschritten seiner Partei hat er selbst nicht Schritt gehalten. Er steht da als Typus des rückständigen Sozialdemokraten, der für das Wohl der Gesamtheit nichts leistet. Selbst die Sozialdemokratie wird früher oder später, als Partei des Fortschrittes und der Evolution, als volkswirtschaftliche Gemeinschaft großen Stiles, über August Bebel und seine versteinerten Phrasen zur Tagesordnung schreiten. In der Offenbar-

Digitized by Google

machung dieser Tatsache liegt die hohe und erfreuliche Bedeutung des sozialdemokratischen Parteitages von 1903.

Sonst bot die Tagung nur Unerfreuliches, ja Widerwärtiges. Der anständige Mensch muß sich mit Ekel abwenden von dem Ton, der dort eine volle Woche lang geherrscht hat. Und auch hier ist es wieder August Bebel, dem der Parteitag solches verdankt. Seine Reden waren von A—Z wüste Schimpfereien, nicht etwa gegen „Bourgeois", sondern gegen erprobte „Genossen", die aber anders dachten, als er. Ich verstehe es nicht, wie die versammelten Vertreter einer Partei, welche die Denkfreiheit als oberstes Recht anerkennt, sich so etwas bieten ließ; wie sie den Mann, der nichts tat als schimpfen, der in seinen stundenlangen Reden auch nicht einen einzigen Gedanken vorbrachte, der fördernd für die Sache war, wie man ihn duldete. Noch keine Partei der so verhaßten „Bourgeoisie" hat ein Anstand und Sitte so verletzendes Schauspiel geboten, wie hier die Sozialdemokratie. Die rohe Leidenschaft, der ungezügelte Haß, ja die pöbelhafte Gemeinheit bilden, neben der absoluten Unfruchtbarkeit, die Signatur des Dresdener Tages. Und das zu einer Zeit, da die gewaltigen Wahlerfolge mit doppeltem und dreifachem Gewicht es der Partei hätten zum Bewußtsein bringen müssen, was Würde, was Anstand, was politische Weitsichtigkeit erfordern. Das nicht-sozialdemokratische deutsche Volk blickte mit gespannter Erwartung nach Dresden: Was wird die zweitgrößte Partei der deutschen Volksvertretung für das Wohl des Volkes vorschlagen, welche Wege wird sie der sozialpolitischen Gesetzgebung weisen? Als Antwort auf diese vollberechtigten Fragen erhielt man ein gegen Personen gerichtetes Schimpflexikon, und was schlimmer ist, einen stenographischen Bericht ohne allen und jeden volkswirtschaftlichen, sozialen Gedanken. Wer sonst nichts von der Sozialdemokratie weiß, und sie beurteilen will nach ihrem Dresdener Gebahren, der muß sie nennen die Partei politischer und sozialer Unfruchtbarkeit, die Partei gehässigster persönlicher Anrempelung. Und das alles — ich wiederhole es — nach den Wahlen vom 16. Juni! Ein schlimmes Zeichen für die staatsmännisch-politische Kraft der Sozialdemokratie.

Ich sprach eben von pöbelhafter Gemeinheit. Es ist ein hartes Wort, aber ich finde kein anderes, das die Haltung des Parteitages richtiger charakterisiert gegenüber der Rede Göhres. Was da ununterbrochen und unbehindert an beschimpfenden Zwischenrufen gegen das Christentum geleistet wurde, war pöbelhaft und gemein. Man mag selbst auf einem religiösen Standpunkte stehen, auf welchem man will, wer nicht wenigstens Achtung hat vor der geschichtlichen und kulturellen Größe des Christentums und diese Achtung nicht bekundet, wer sogar das Christentum als solches beschimpft, ist ein pöbelhaft gemeiner Geselle, ganz abgesehen davon, daß er ein großer Hohlkopf ist, der von Religions- und Kulturgeschichte nichts weiß. Flegel und unreife Burschen gibt es in jeder Partei; auf offiziellen Parteitagen sollte diese Sorte aber gebührend im Zaume gehalten werden. Statt dessen ließ der Vorsitzende, Herr Singer, ihnen die Zügel schießen. Geradezu eine Schmach für Singer als gebildeten Mann! Ich trete dafür ein, daß die Sozialdemokratie ein Recht hat auf eine Vizepräsidentenstelle im Reichstage, aber Herr Singer hat sich durch die unter seiner Leitung in Dresden vorgekommenen Vergehungen am

Digitized by Google

Christentum, der größten, erhabensten und volkswirtschaftlich-sozial segensreichsten Religion, als Präsident unmöglich gemacht. Diese Behandlung des Christentums ist der schlimmste Fleck auf dem auch sonst in Dresden arg durch die Gosse geschleiften roten Parteimantel. Manchem, der, wie auch ich, den berechtigten Forderungen der Sozialdemokratie sympathisch gegenübersteht, der ihr Eintreten für durchgreifende Sozialreformen, für die geistige wie materielle Hebung des Arbeiterstandes billigt und nach Kräften fördert, manchem wird bei den Ausfällen gegen das Christentum der Zorn und die Verachtung aufgestiegen sein und die schmerzliche Verwunderung, daß eine große Kulturpartei solches duldet. Sie hat sich dadurch — es ist keine Übertreibung — mit beiden Füßen auf den Boden der Unkultur gestellt.

Auch Feigheit und Kriecherei sind in Dresden zur Tat geworden. Daß man der Sache Opfer, schwere Opfer, persönliche Opfer bringt, verstehe ich. Die Art aber, wie Auer, Bernstein, Heine, Bernhard, Braun, Göhre u. s. w. zu Kreuze krochen, war gegen Menschen- und Manneswürde. Ihre gekrümmten Nacken waren Sklavennacken, auf die der Fuß des Tyrannen trat. Und das in einer Partei, die sich mit Vorliebe die Partei der Freiheit, der Männlichkeit nennt!

Zum tiefen Schatten beginnt übrigens Licht zu treten. Allenthalben erheben die sozialdemokratischen Parteiblätter Einspruch gegen das Unwürdige und Unfruchtbare ihres diesjährigen Parteitages. Recht so!

Eines möchte ich noch berühren. Wie auch sonst, so ist auch in Dresden, und Bebel stand dabei wieder an der Spitze, viel geredet worden von der „Klassenpartei der Arbeiter". Wer und was ist denn eigentlich diese „Klassenpartei"? Sind es die Arbeiter mit den schwieligen Händen, mit der Sonnabendlöhnung, mit dem 8- oder 10-Stundentag, mit den Invaliditäts-Versicherungsmarken? Wenn ja, wo bleiben dann die Vielen innerhalb der sozialdemokratischen Partei, die nie solche Arbeiter waren, noch sind, noch sein werden; wo bleibt dann die Mehrzahl der sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten? Sollen nur diese Arbeiter zur „Klassenpartei" gehören, dann steht es um die Zukunft der Sozialdemokratie schlecht; denn, wie schon gesagt, so ehrenvoll die körperliche Arbeit, so ehrenwert eine zerarbeitete Hand auch ist, die Vertreter dieser Arbeit bauen weder den Zukunftsstaat, noch erhalten sie ihn; sie sind unfähig, staatliches, wirtschaftliches Leben zu gestalten. Sind es aber die Arbeiter im allgemeinen, die Arbeiter, die sich in allen Berufen finden, ja wozu dann die Schürung des Arbeiter-Klassenhasses? Auch der echteste Zukunftsstaat wird die Verschiedenheit der Berufe, die wirtschaftliche und gesellschaftliche Verschiedenheit der in ihnen Arbeitenden nie aus der Welt schaffen. Nie wird er erreichen, daß es nur Arbeiter im berühmten blauen Kittel gibt und nicht auch solche im Gehrock und Frack, und zwar echte Arbeiter, Arbeiter, von denen der einzelne für die Menschheit oft weit mehr geleistet hat, als 100 000 Arbeiter der schwieligen Faust. Lasse man doch in den Kämpfen um der Menschheit Wohl und Wehe die Phrasen und das Hetzen! Auch jenseits der sozialdemokratischen Grenzpfähle gibt es Menschheit, und für die Menschheit will die Sozialdemokratie doch arbeiten. Daß aber verhetzende und haßerfüllte Phrasen das Wohl der Menschheit fördern, wo ist das jemals gesehen worden, wer will das glauben?

Digitized by Google

Ich mache Herrn Bebel den Vorwurf, daß sein gesamtes Auftreten geeignet ist, den Eindruck hervorzurufen, ich sage nicht, daß es tatsächlich so ist, als arbeite er in hetzerischer Weise hin auf gewaltsamen, blutigen Zusammenstoß zwischen Sozialdemokratie und Bürgertum, als suche er die schwielige Faust — denn daß er die Massen umschmeichelt, ob bewußt oder nur tatsächlich, lasse ich dahingestellt, ist Tatsache — nur, um sie zum Dreinschlagen zu benutzen. Mit Gewaltsamkeit aber und Blutvergießen würde die Sozialdemokratie jede Daseinsberechtigung verlieren; denn sie würde aufhören, eine Kulturpartei zu sein. Das namenlose Elend, das sie dadurch über das deutsche Volk brächte, bliebe ihr als unauslöschliches Brandmal anhaften. Und der Erfolg der Gewalt? Kann August Bebel bei gesunden Sinnen glauben, daß die mehr als 40 Millionen Nichtsozialdemokraten sich ruhig die Hälse abschneiden lassen von den 3 Millionen Sozialdemokraten? Kämpfe die Sozialdemokratie mit der Waffe der Aufklärung, der einzigen Waffe, die in Geisteskämpfen überhaupt zulässig ist, gebe sie den Sieg ihrer Sache der Macht der Wahrheit anheim, dem einzigen Ziel, das in Geisteskämpfen zu erstreben ist: und soweit sie Aufklärung und Wahrheit verbreitet, werden nicht nur Sozialdemokraten, sondern alle Aufklärung und Wahrheit suchenden Menschen ihr folgen. Aber roh vergewaltigt, brutal niedergeschlagen werden, nein das gibts nicht! Da wird sich Faust gegen Faust recken, und auch die nicht-schwielige Faust des „Bourgeois" wird dann eiserne Kraft zeigen.

Der Dresdener Parteitag hat nicht nur der übrigen Welt, sondern auch der Sozialdemokratie selbst ihre häßliche, abschreckende Seite enthüllt. Möchte der unschöne Anblick die 3 Millionen-Partei zur Einkehr bei sich selbst, zur ernsten „Revision" ihres eigenen Innern veranlassen!

Etwas vom vatikanischen „Christentum". Die „Germania" (27. Sept.) schreibt: „Pius X. hat den bisherigen Hausprälaten Dr. Josef Wilpert zum apostolischen Protonotar di numero ernannt. Dieses „di numero" bedeutet eine ganz außergewöhnliche Ehrung für die deutsche Wissenschaft und die deutsche Forschung. Denn es gibt überhaupt nur acht apostolische Protonotare di numero (oder wirkliche Protonotare), während es über 300 apostolische Protonotare „ad instar participantium" gibt. Die apostolischen Protonotare bilden die zweite Rangklasse sämtlicher päpstlicher Hausprälaten und rangieren unmittelbar nach den Patriarchen, Erzbischöfen und Bischöfen, welche Thronassistenten sind. Niedere Klassen der Hausprälaten sind sodann die Auditoren der Rota, die Prälatenkleriker der apostolischen Kammer, die Prälatenvotanten und Referendare der päpstlichen Signatur der Justiz, die Prälatenabbreviatoren des „Parco Maggiore", sowie die keinem der vorgenannten Kollegien angehörenden gewöhnlichen Hausprälaten, von welchen es nicht weniger als 457 in allen Ländern gibt."

Ferner: in der weitverbreiteten Schrift des bischöflichen Generalvikars Caussette, „Manresa", heißt es: „Zwischen Gott im Himmel und dem Menschen auf Erden steht als Mittelglied der Priester, der, selber zugleich Gott und Mensch, beide einander näher bringt. Daß ich euch Priester Götter nenne, ist keine schmeichlerische Hyperbel, keine Unwahrheit. Ihr seid schöpferisch, wie es Maria war in ihrer Beteiligung an der Menschwerdung Christi. In Zeit und Ewigkeit seid ihr Schöpfer, wie Gott selber.

Digitized by Google

Die Frucht dieses unseres täglichen Erschaffens ist das fleischgewordene Wort selber. Gott kann zwar neue Welten in das Dasein rufen, nimmer aber kann er etwas Größeres tun, als ihr (Priester) tut. Ich als Priester komme in der Weltordnung nicht etwa gleich den Cherubim und Seraphim, sondern stehe über denselben; denn diese sind Gottes bloße Diener, wir aber dessen Gehilfen. Jesus weilt in eurem Verschluß. Ihr öffnet und schließt die Audienzstunden, ohne euere Erlaubnis darf er sich nicht rühren. Seht euch so einen 24-jährigen Mann an, der durch die Kirche schreitet, Sünder, die seiner warten, aufsucht: Er ist der Gott, der diese Erde reinigt!"

Endlich: in Österreich wird mit „oberhirtlicher Genehmigung" ein Gebet für den verstorbenen Leo XIII. verbreitet, welches lautet: „O Gott, der du durch deine wunderbare Fügung deinen Diener Leo in die Zahl der Hohenpriester eingereiht hast: wir bitten dich, daß er, der auf Erden deines Eingeborenen Sohnes Stelle vertrat, der Gemeinschaft deiner heiligen Päpste auf ewig beigezählt werde. Durch denselben Jesum Christum, unsern Herrn. Amen."

Um den „religiösen" Eindruck, den diese drei Auslassungen hervorrufen, nicht zu beeinträchtigen, enthalte ich mich jeder weiteren Erläuterung; nur zu dem „Gebet" eine Bemerkung: also nicht die Vereinigung mit Gott, die der Christ als das Ziel im Jenseits betrachtet, wird für den Verstorbenen erbeten, sondern „die Gemeinschaft mit den heiligen Päpsten!" Sie muß also wohl eine noch höhere und vor allem „standesgemäßere" Seligkeit für einen Papst sein, als die Vereinigung mit Gott.

Ein sehr ernstes Wort ist über Soldatenmißhandlungen zu sagen. Sie mehren sich in erschreckender Weise. Oder wurden sie früher nur weniger bekannt? Wenn es Wahrheit ist, und es ist Wahrheit, daß unser Heer nicht nur Schutz und Schirm für äußere Feinde, sondern eine Schule für unser eigenes Volk ist, dann muß diese Schule frei gehalten werden von Brutalitäten. Viel, sehr viel ist verloren, wenn der Ruf unseres Heeres sich trübt. Über ihn zu wachen, ist heilige Pflicht der betreffenden Instanzen. Ein Offizier oder Unteroffizier, der Soldatenmißhandlungen treibt oder duldet, verfehlt sich nicht nur gegen die eigene Ehre und das eigene Gewissen; er vergeht sich in schwerster Weise gegen die Ehre des Heeres und seines obersten Kriegsherrn; er ist unwürdig, des Königs Rock zu tragen. Je eher er gezwungen wird, ihn auszuziehen, um so besser. Jede Rücksicht auf Stand oder Familie hat hier zu schweigen.

Der neue Papst hat seine erste Enzyklika erlassen. In das ziemlich allgemeine Lob, das man ihr spendet, kann ich nicht einstimmen. Latet anguis in herba! Und zwar birgt sich mehr als eine „Schlange" unter der blumigen, „religiösen" Sprache. „Wir erklären, daß wir mit Gottes Hilfe vor der menschlichen Gesellschaft nichts sein wollen, als ein Diener Gottes." Ein schönes Programm, das zugleich der „menschlichen Gesellschaft", d. h. zunächst den Fürsten und Regierungen Gelegenheit bietet, den Papst beim Worte zu nehmen und ihn nicht mehr als „Fürsten" und „Souverän", sondern als schlichten „Diener Gottes" zu behandeln. Unmittelbar vor diesem schönen Satz stehen aber Worte, die eine ganz andere Bedeutung haben, die uns zurückführen in die schlimmsten Zeiten päpstlicher Anmaßung in Bezug auf Politik und fürstlich-weltliche Oberhoheit über Könige und Kaiser. Pius X. schreibt nämlich: auf das ihm übertragene

Digitized by Google

Papsttum bezöge sich der Ausspruch des Jeremias (1, 10): „Siehe, ich setze dich heute über die Völker und Reiche, daß du ausreißest und niederreißest, aufbauest und pflanzest." Nun haben aber gerade diese Worte des Jeremias in der Geschichte des Papsttums, die Pius X. gewiß nicht verleugnen wird, einen so typischen Sinn erhalten, der die „Gottesdienerschaft" des neuen „Statthalters Christi" in sehr eigentümlichem Lichte erscheinen läßt. In der noch heute zu Recht bestehenden dogmatischen Bulle Unam sanctam des Papstes Bonifaz VIII. (18. Nov. 1302), in der als Glaubenswahrheit, als Dogma verkündet wird, „daß jede menschliche Kreatur zur Erlangung ihres ewigen Heiles dem römischen Papste unterworfen sein müsse", sind die Worte des Jeremias päpstlich gedeutet, festgelegt worden. Nachdem Bonifaz VIII. ausgesprochen, daß der jeweilige Papst „zwei Schwerter", das geistliche und das weltliche, besitze, und daß die päpstliche Gewalt jeder weltlich-fürstlichen Gewalt übergeordnet sei, fährt er fort: „Denn nach dem Zeugnis der Wahrheit ist es das Amt der geistlichen Gewalt, die weltliche Gewalt einzusetzen und zu richten, wenn sie nicht gut ist. So bewahrheitet sich an der kirchlichen Gewalt die Prophezeiung des Jeremias: ‚Siehe, ich setze dich heute u. s. w.'" Das in sich so schöne Wort Pius X. von seiner ausschließlichen „Gottesdienerschaft" ist also leider nichts, als die inhaltsleere und stereotyp gewordene Wiederholung des von allen, auch den herrschsüchtigsten Päpsten des Mittelalters angewandten Ausdruckes des Papstes Gregor I., er sei „der Knecht der Knechte Gottes" (servus servorum Dei). In Gregors Munde hatte dies Wort Wahrheit; er war wirklich nur Diener Gottes, nur religiöser Papst, Untertan der weltlichen Gewalt — man lese seinen bezeichnenden Brief an Kaiser Mauritius, als dessen zum Gehorsam verpflichteten Untertan er sich bekennt —; im Munde der Nachfolger Gregors, eines Gregor VII., Innozenz III., Bonifaz VIII. und überhaupt aller Päpste seit der vom Papsttum adoptierten und bis heute festgehaltenen Lehre seiner „direkten" oder „indirekten" Gewalt über die Fürsten, ist dies tief religiöse, echt christliche Wort von der ausschließlichen Gottesdienerschaft zum ultramontanen Wort geworden, d. h. zu einem Wort, dessen religiös-christlicher Sinn weltlich-politisch mißbraucht wird. Diesen Mißbrauch hat auch Pius X. getrieben. Eine andere „Schlange" in der, oberflächlich gelesen, so fromm und religiös klingenden Enzyklika, sind die Auslassungen über die Seminarbildung der Theologen. Hier ist Fehde, schärfste Fehde angesagt der modernen Bildung, der freien Wissenschaft. Ein trübes Vorzeichen für das vom Deutschen Reich garantierte Straßburger Seminar! Raummangel verbietet mir, heute mehr über diesen wichtigen, programmatischen Teil des Rundschreibens zu sagen. Eines spreche ich aber für die Presse noch aus: ein päpstliches Aktenstück kann nur im Zusammenhang mit der päpstlichen Geschichte richtig beurteilt werden. Vertiefe man sich doch endlich in diese Geschichte! Dann wird manche törichte und schädliche Schreiberei unterbleiben; nur dann werden Aufklärung und Wahrheit verbreitet und damit der richtige Kampf gegen den Ultramontanismus, der echte Kulturkampf, gefördert werden. Der Presse ist der erste, der wichtigste Platz in diesem Kampfe angewiesen; ausfüllen wird sie ihren Ehrenplatz aber nur, wenn sie

Digitized by Google

sich entschließt, gründlich und kenntnisreich zu werden. An diesen beiden Eigenschaften mangelt es sehr.

Meine Feststellungen über die ultramontan-katholischen Tendenzen der „Kreuzzeitung" und über die Mitarbeiterschaft ultramontan-katholischer Katholiken an ihr, erklärt das Blatt für unwahr (1. Oktober). Es will mich aber nicht zu einer Berichtigung auf Grund des § 11 nötigen, „da es jeden Verkehr mit mir vermeiden will!" Einen bessern unfreiwilligen Witz, als die Vermeidung des Verkehrs selbst durch § 11 des Preßgesetzes und eine törichtigere Verlegenheitsausrede gibt es wohl nicht. Zur Bestätigung meines Urteiles über die „Kreuzzeitung" kann ich mich auf die vielen Stimmen aus dem evangelischen Lager berufen, die schon seit langer Zeit sich bitter über die Haltung der „angeblich" evangelischen „Kreuzzeitung" beschweren. Ich will aber heute auch selbst wenigstens einen Beweis vorlegen, daß das dreiste „unwahr" der „Kreuzzeitung" meiner Feststellung gegenüber allerdings sehr „unwahr" ist. In ihrer Morgenausgabe vom 4. September 1903 veröffentlicht sie an hervorragender Stelle eine Zuschrift „vom Rhein aus katholischen Kreisen." Diese Zuschrift behandelt den Beschluß des Kölner Katholikentages, die Generalversammlung der deutschen Katholiken im Jahre 1905 in Straßburg stattfinden zu lassen und begründet diesen Beschluß. Die Zuschrift würde, ohne auch nur ein Wort in ihr zu ändern, den Spalten der „Germania" und der „Kölnischen Volkszeitung" zur Zierde gereichen. Hoffentlich überwindet die „Kreuzzeitung" ihren Widerwillen gegen den „Verkehr" mit mir, wenigstens so weit, daß sie, auf diesen meinen Hinweis hin, die Zuschrift noch einmal zum Abdruck bringt. Aber bitte — die Bitte ist Ihnen gegenüber sehr angebracht — vollständiger Abdruck, verehrte „Kreuzzeitung"! Von Zeit zu Zeit werde ich übrigens weitere Beweise für die katholisierende Neigung der „angeblich" evangelischen „Kreuzzeitung" vorlegen.

Ein Wort auch zur Tagung des „Evangelischen Bundes" in Ulm. Die Leiter des Bundes und Tausende seiner Mitglieder wissen, ein wie warmer Freund der Bestrebungen des Bundes ich bin. Um so freier darf deshalb meine Kritik sein. Trotz des äußeren Glanzes und trotz gewiß vielfach trefflicher Reden ist auch in Ulm dasjenige zutage getreten, was m. E. dem „Bunde" überhaupt schadenbringend, hemmend anhaftet: akademisch-theoretische Einseitigkeit und das Überwiegen des theologisch-pastoralen Elementes. (Ich glaube, alle Festredner ohne Ausnahme waren Theologen, Geistliche.) Der „Evangelische Bund" muß, wenn anders er seine großen Aufgaben lösen und eine heilbringende Macht in unserem nationalen Leben werden will, eintreten ins soziale und politische Leben. Nicht im Sinne einer politischen oder sozialen Partei, etwa eines evangelischen Zentrums — der Himmel bewahre uns vor einem zweiten konfessionellen Zentrum, an einem haben wir gerade genug! — sondern im Sinne der Befruchtung, der Durchsäuerung aller anderen Parteien mit sozialreformatorischen und nationalpolitischen Ideen christlichen Gepräges. Dazu ist aber nötig, daß der „Bund" sich durch seine Mitglieder als solche am praktischen und sozialen Leben beteiligt, daß er, auch durch seine Zentralleitung, zu den großen sozialen und politischen Fragen der Gegenwart in programmatischer Form Stellung nimmt. Dazu ist ferner nötig, daß das Laien-

Digitized by Google

element im Bunde weit mehr als bisher hervortritt. Die Herren Geistlichen werden mich nicht mißverstehen und es mir deshalb nicht verübeln, wenn ich sage: daß Pastoren evangelisch sind, ist selbstverständlich, ist Berufssache, und macht deshalb in nicht geistlichen Kreisen kaum Eindruck. Wenn aber angesehene Männer der Laienwelt, Juristen, Mediziner, Kaufleute, Industrielle, Handwerker, Arbeiter das religiöse, soziale und politische Befreiungswerk der Reformation vereint schützen und weiter ausbauen: das macht Eindruck, weit über sogenannte evangelische Kreise hinaus. Habe ich übrigens die schöne Rede des Vorsitzenden des „Evangelischen Bundes", des Grafen Wintzingerode, richtig verstanden, so wird in ihr das Akademisch-Theoretische zielbewußt durchbrochen. Endlich fehlt dem „Bunde", sehr zum Schaden seiner Sache, die Wertschätzung der Presse, die Erkenntnis, daß in unserer Zeit die Presse, bei Erstrebung religiöser, wirtschaftlicher oder politischer Ziele, das Mittel ist. Der „Evangelische Bund" zählt über 150 000 Mitglieder, die meistens den besser gestellten Kreisen angehören. Was könnte er nicht erreichen, wenn er seine Organisation dazu benutzte, seine Mitglieder zu veranlassen, bestimmte Tageszeitungen und Zeitschriften zu halten und sie, durch große Bezieherzahl zu einflußreichen Organen zu machen! Gewiß ist es auch wertvoll, daß bald diese, bald jene Zeitung oder Zeitschrift Aufsätze bringt, welche die Ziele des „Bundes" fördern. Durchschlagenden Erfolg kann der „Bund" sich aber nur versprechen, wenn er, auf die eben angegebene Weise, bestimmte Zeitungen und Zeitschriften zu Trägern und Ausbreitern und zu weithin gehörten Verkündern seiner Gedanken macht. Es ist dies um so leichter, als die Ziele des „Bundes" nicht kleinliche, konfessionelle, sondern umfassende, kulturelle sind, ruhend auf der nationalen und ethisch-religiösen Grundlage der Reformation, der gewaltigsten Kulturtat der gesamten deutschen Geschichte. Das Los-von-Rom der Reformation, das auch das Los-von-Rom des „Evangelischen Bundes" ist, ist das Programm jedes denkenden, national und religiös empfindenden Kulturmenschen; also das Programm von Millionen.

Ein geradezu entsetzliches Trauerspiel hat sich im Fall Dippold unseren Blicken entrollt. Es ist zugleich eine furchtbar ernste Mahnung für Väter und Mütter. Trotz allen Mitgefühls für die schwergetroffenen Kochschen Eltern, muß es ausgesprochen werden: sie haben ihre Kinder vor dem Scheusal Dippold nicht, wie sie es gekonnt hätten, gehütet. Bei ernster und gewissenhafter Sorge für das kostbare jugendliche Gut, das sie besaßen, mußten sie zur Entlarvung des schurkischen Hauslehrers kommen. So furchtbar, wie hier, rächt sich Mangel an elterlicher Fürsorge selten; Schaden, schweren Schaden bringt er aber immer und überall. Irgend ein mea culpa müssen wir, die wir einen Kinderschatz besitzen, wohl alle sprechen. Bedenken wir: auf unseren Kindern ruhen Hoffnung und Glück unserer Familien und unseres Volkes!

20. X. 1903. Graf von Hoensbroech.

Verantwortlicher Redakteur: Graf Paul von Hoensbroech, Groß-Lichterfelde.
Verantwortlich für die Anzeigen: Alexander Schmidt, Berlin.
Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn, Berlin W., Schöneberger Ufer 43.
Druck von A. W. Hayn's Erben, Berlin und Potsdam.

Digitized by Google

Das Königlich Preußische Historische Institut zu Rom.

Von Graf von Hoensbroech.

Nicht der tant pis que mal erledigte „Fall Schulte“ soll uns hier wieder beschäftigen. Etwas anderes zwingt zum Einspruche.

Die soeben erschienenen „Quellen und Forschungen des Kgl. Preußischen Historischen Instituts in Rom 1903“ berichten über die Neuordnung dieses Instituts:

Die oberste Leitung ruht in den Händen eines Kuratoriums, das sich aus drei Mitgliedern, dem Generaldirektor der königlichen Staatsarchive, Geh. Oberregierungsrat Dr R. Koser, dem Geh. Oberregierungsrat Schmidt in Berlin und dem Kgl. bayerischen Reichsrat Prof. Dr. Freiherrn v. Hertling in München, zusammensetzt. Ihm zur Seite steht ein wissenschaftlicher Beirat. Diesem gehören an zwei Vertreter der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, die Herren Prof. Dr. M. Lenz und Dr. Mich. Tangl, ein Vertreter der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften, Prof. Paul Kehr aus Göttingen, und zwei weitere Mitglieder, Prof. Dr. Dittrich aus Braunsberg und Prof. Dr. A. Harnack in Berlin.

Ich stelle die Frage: wie kommt der Kgl. bayerische ReichsRat Professor Dr. Freiherr von Hertling zu München in das „Kuratorium“ eines Kgl. preußischen Instituts, und wie kommt eine wissenschaftliche Null wie Professor Dr. Dittrich aus Braunsberg in den „Beirat“ eines auf höchster wissenschaftlicher Höhe stehenden, höchsten wissenschaftlichen Interessen dienenden Instituts? Antwort: weil beide Herren Wortführer der einflußreichsten politischen Partei, des ultramontanen Zentrums, sind.

Diese Antwort hat zwei Vorzüge: erstens sie ist klar, einfach und wahr, wahr bis zum Tüpfelchen überm i; und zweitens sie enthüllt einen Zustand, der den schärfsten Widerspruch herausfordert.

Ist es schon an und für sich bedauerlich, wenn die Regierung eines Kulturstaates seine wissenschaftlichen Institute als „Wert-

Digitized by Google

gegenstände" für politischen Schacher benutzt, so steigert sich im vorliegenden Falle das Verwerfliche dieses Schachers bis zum unüberbietbaren Höhepunkt.

Auch der kleinste deutsche Bundesstaat, sagen wir einmal Reuß ältere oder jüngere Linie, würde es unter seiner Würde halten, einen Beamten eines anderen Bundesstaates ohne Not in ein spezifisch reußisches Institut in leitende Stellung einzusetzen. Was das kleine Reuß nicht täte, tut das große Preußen: es setzt einen „Reichsrat der Krone Bayerns" (wie der amtliche Titel lautet) mit an die Spitze eines spezifisch preußischen Instituts! Fehlt es etwa in Preußen an geeigneten Männern der Wissenschaft, so daß die Not uns zwänge, in Bayern eine Anleihe zu machen?

Wiederum: auch der winzigste Kulturstaat würde es unter seiner Würde halten, Leute in leitende Stellungen seiner vornehmsten und wichtigsten wissenschaftlichen Institute zu berufen, bloß deshalb weil dadurch einer politischen Partei ein Gefallen geschieht. Und wenn diese politische Partei zugleich eine wesentlich konfessionelle Partei ist, so würde auch der winzigste Kulturstaat es als Verrat an Wissenschaft und Kultur zurückweisen, Anhängern der konfessionellen Partei eben wegen dieser ihrer Anhängerschaft entscheidenden Einfluß auf den Betrieb der Wissenschaft zu gewähren. Der große Kulturstaat Preußen hat sich durch die Berufung der Herren von Hertling und Dittrich beider Vergehen schuldig gemacht: einer konfessionell-politischen Partei zuliebe opfert er seine eigene Würde als Hüter der wesentlich unkonfessionellen und unpolitischen Wissenschaft; der konfessionell-politischen Partei zuliebe opfert er, was mehr ist, Ehre und Ansehen der Wissenschaft selbst.

Endlich: auch der winzigste Kulturstaat wird, solange er diesen Namen und vor allem den Inhalt dieses Namens sich wahren will, nie und nimmer und unter keinen Umständen, die Wissenschaft, einen der Grundpfeiler der Kultur, der Beeinflussung einer Richtung überantworten, die nicht nur in schneidendem unversöhnlichem Gegensatz zur Wissenschaft steht, sondern die mit aller Macht bestrebt ist, Wissenschaft und Kultur ihren Zwecken dienstbar zu machen und Geistesfreiheit zu ertöten.

Daß der Ultramontanismus, dessen eifrige Verfechter die Herren von Hertling und Dittrich sind, eine solche kultur- und wissenschaftsfeindliche Macht ist, bedarf des Beweises nicht. Dennoch werde ich ihn führen, und zwar nicht im allgemeinen,

Digitized by Google

aus der Geschichte des Ultramontanismus überhaupt, sondern im besondern, aus den Leistungen der beiden von der preußischen Regierung zu „Kuratoren" und „Beiräten" des preußischen historischen Instituts berufenen ultramontanen Parteiführer.

Allerdings, Herrn Dittrich kann ich dabei übergehen. Er hat überhaupt keine wissenschaftlichen Leistungen aufzuweisen; seine jährlich im preußischen Abgeordnetenhause wiederkehrenden Reden liefern ein so klares Bild seiner wissenschaftlichen Rückständigkeit und seines verbohrten Konfessionalismus, daß es bei ihm genügt, auf diese Parteireden hinzuweisen.

Anders liegt die Sache bei Herrn von Hertling. Als ordentlicher öffentlicher Professor einer der größten deutschen Universitäten (München) und als viel genannter Unterhändler Preußens bei seinen Verhandlungen mit dem Vatikan über die katholisch-theologische Fakultät zu Straßburg besitzt er — wenn auch gänzlich ungerechtfertigt — auch für den Nicht-Katholiken ein gewisses wissenschaftliches Relief. Und da er es zugleich versteht, unter Zuhilfenahme des katholischen Presse-Tamtams und unter beifälliger Zustimmung der regierungsoffiziösen Blätter seine „wissenschaftlichen" Leistungen von Zeit zu Zeit der Öffentlichkeit anpreisen zu lassen, so liegt, wie die Öffentlichkeit nun einmal ist, die Gefahr nahe, daß an seine Wissenschaftlichkeit allmählich wirklich geglaubt wird.

Glücklicherweise nun ist eine katholisch-„wissenschaftliche" Leistung vorhanden, die in drastischer Weise die ganze Kulturfeindlichkeit des Ultramontanismus hervortreten läßt und für deren Dasein und Inhalt Herr von Hertling die volle Verantwortung trägt. An dieser Leistung möge das Verhalten der preußischen Regierung bemessen werden, den Freiherrn von Hertling zum „Kurator" des Kgl. preußischen historischen Instituts berufen zu haben; entsprechend dieser Leistung möge man die Worte suchen, die dies Verhalten Preußens gebührend charakterisieren.

Herr v. Hertling ist Vorsitzender der „Görresgesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland". Die „Görresgesellschaft" gibt ein „Staatslexikon" heraus, das in fünf starken Bänden in den Jahren 1889—1897 in erster Auflage erschien und gegenwärtig in zweiter Auflage im Erscheinen begriffen ist. Was das „Staatslexikon" enthält, erscheint unter Hertlingscher Ägide; er trägt, weil es „im Auftrage der Görresgesellschaft", deren Vorsitzender Hertling ist, ver-

Digitized by Google

öffentlicht wird, für seinen Inhalt die volle Verantwortung.

Ehe ich aus diesem Inhalte Proben vorlege, noch einige Äußerlichkeiten, welche die Art der „Wissenschaftlichkeit" des „Staatslexikons" kennzeichnen. Unter den am Ende des 5. Bandes aufgeführten 114 „Mitarbeitern" ist kein einziger Nicht-Katholik, alle 114 sind ultramontan gerichtete Katholiken. Zahlreich unter den „Mitarbeitern" sind die Jesuiten vertreten.*) Bei Literaturangaben berücksichtigt das „Staatslexikon" vorzugsweise die katholische Literatur. Bei vielen wichtigen Artikeln fehlt ein Hinweis auf nicht-katholische wissenschaftliche Werke gänzlich.

Nun zum Inhalt des „Staatslexikons". Er wird nach seiner religiösen, politischen, staatsrechtlichen und wissenschaftlichen Seite, d. h. nach seiner Gesamtheit hin gekennzeichnet durch den Artikel „Syllabus" (V, 661 bis 678).**) Dort heißt es:

„Man kann die im Syllabus enthaltenen Sätze wohl am kürzesten als die hauptsächlichsten Irrtümer des Liberalismus auf dem religiösen und politischen Gebiete, als die Grundgedanken des modernen Staates bezeichnen .... Es ist gewiß, daß jeder Katholik den Sätzen des Syllabus gegenüber zu einem silentium obsequiosum [gehorsames Schweigen] verpflichtet ist, und daher gegen die Wahrheit wie gegen den der Kirche schuldigen Gehorsam verstößt, wenn er einen im Syllabus enthaltenen Irrtum, sei es in Wort oder Schrift, sei es öffentlich oder in privaten Kreisen, für wahr ausgibt, oder auch nur einen Zweifel darüber laut werden läßt, ob das kirchliche Verbot berechtigt sei oder nicht. Auch das ist gewiß, daß jeder Katholik die Sätze des Syllabus innerlich als falsch anerkennen muß, wenn es auch feststehen sollte, daß das päpstliche Verwerfungsurteil derselben nicht als definitio ex cathedra zu gelten habe .... Es wäre ein bedeutender Irrtum, wenn man meinte, die Kirche erfreue sich nur dann der Gabe der Unfehlbarkeit, wenn sie gewisse Wahrheiten als Glaubenswahrheiten feierlich verkündet oder Irrtümer als Häresien, d. h. zu einer Glaubenswahrheit in un-

*) Als interessantes Kuriosum mag gleichzeitig erwähnt sein, daß die meisten der am „Staatslexikon" mitarbeitenden Jesuiten nicht einmal Deutsche, sondern Ausländer sind. Und doch will die unter Herrn von Hertling stehende Görresgesellschaft „Die Wissenschaft im katholischen Deutschland pflegen".

**) Die 2. Auflage des „Staatslexikons" ist bis zu Bd. 5 gediehen; ich zitiere also Bd. 1, 2, 3, 4 nach der 2., Bd. 5 nach der ersten Auflage, ziehe aber zuweilen auch die erste Auflage heran.

Digitized by Google

mittelbarem Widerspruche stehende Irrtümer feierlich verurteilt. Zur Reinerhaltung des Glaubens muß sie oft auch solche Irrtümer brandmarken und verwerfen, welche dem Glauben gefährlich werden, weil ihr Fürwahrhalten mehr oder weniger notwendig zur Leugnung einer geoffenbarten Wahrheit führen würde ..... Alle [im Syllabus verworfenen Irrtümer] sind auf dem Boden des Liberalismus gewachsen .... Die hauptsächlichsten Irrtümer des Liberalismus sind demnach vom unfehlbaren kirchlichen Lehramte verworfen .... Pius IX. hatte die Kühnheit gehabt, die Dogmen der katholischen Kirche auf das Leben anzuwenden, sie in den Fragen der Politik und des sozialen Lebens geltend zu machen."

Ich habe diese Auslassungen des „Staatslexikons" über den Syllabus — der Artikel ist verfaßt vom Jesuiten Biederlack, Rektor des Collegium germanicum zu Rom — in ihrer ganzen Ausdehnung durch den Druck hervorgehoben, weil sie das Programm des unter Hertlingscher Ägide und Verantwortung erscheinenden „Staatslexikons" enthalten. Religion, Staatsrecht, Politik, Wissenschaft, Schule, Unterricht werden im „Staatslexikon" am Syllabus als an der die Gewissen bindenden päpstlichen Kundgebung gemessen.

Die folgenden Zitate beweisen, daß dies Syllabus-Programm im „Staatslexikon" tatsächlich durchgeführt worden ist.

„Baulast: ... Insofern die partikularen Bestimmungen über die Baulast einseitig von den einzelnen Staaten erlassen wurden, muß hervorgehoben werden, daß die Kirche, indem sie sich diesen Vorschriften unterwirft, keineswegs ihr unbestreitbares Recht, diese innerkirchliche Angelegenheit selbständig zu ordnen, aufgibt. Ja, sollten die staatlichen Bestimmungen die Wirksamkeit der Kirche beeinträchtigen, so könnte diese fernerhin dieselben nicht mehr tolerieren, sondern müßte Einspruch erheben. In der Tat sind mehrere diesbezügliche Staatsgesetze wohl darnach angetan, auf die Dauer die Kirche in der Erfüllung ihrer Aufgabe zu hemmen." Es werden dann als solche Staatsgesetze die preußischen genannt (I, 692).

„Bekenntnisfreiheit", „Kultusfreiheit", „Glaubensfreiheit": Das „Staatslexikon" stellt sich in Bezug auf diese Fragen formell und materiell auf den Standpunkt des Syllabus in seinen Sätzen 15, 16, 18, von denen der letzte Satz bestreitet, daß der Protestantismus eine Form der einen und wahren christlichen Religion ist und ihm die Fähigkeit abspricht, seine Anhänger in gleicher Weise Gott wohlgefällig machen zu können wie die katholische Kirche ihre Anhänger Gott wohlgefällig macht. „Ist aber Glaubensfreiheit im erklärten Sinn [d. h. als Indifferentismus] unvereinbar mit dem natürlichen und göttlichen Gesetze, so kann auch die Kirche sie nicht gestatten, sie muß den religiösen Indifferentismus als der sittlichen Ordnung zuwider verwerfen. Sie kann und darf keine Lehre, die mit der göttlich geoffenbarten Wahrheit nicht übereinstimmt, dulden, wenn

Digitized by Google

sie nicht ihren Beruf als von Gott geordnete Lehrerin der Wahrheit verleugnen will, und muß jeden, welcher bewußt und freiwillig solcher Lehre beipflichtet, als schwerer Übertretung des göttlichen Gesetzes schuldig erklären ..... Diejenigen, welche sich durch Drohungen zur Annahme des [katholischen] Glaubens bestimmen ließen, sind auch zum Verharren in demselben anzuhalten, insoweit der Kirche auch äußere staatliche Gewalt zusteht*) .... Im Prinzip muß festgehalten werden, daß die Staatsgewalt, als Schützer der religiös-sittlichen Ordnung dieselben [nämlich andere religiöse Bekenntnisse als das katholische Bekenntnis] innerhalb der Staatsgesellschaft nicht freigeben darf. Dieses wollte Pius IX. aussprechen, wenn er die Thesen 77—79 in den Syllabus aufgenommen hat. Kein Gesetzgeber wird revolutionäre Doktrinen freigeben wollen. Dann darf aber noch weniger Gewissensfreiheit in dem Sinne der Freiheit, auch falsche Religionssysteme zu lehren, zugestanden werden .... Die ersten Autoritäten der katholischen Theologie und Rechtswissenschaft sprechen sich dahin aus, daß ein katholischer Regent nie ohne die dringendste Notwendigkeit Religionsfreiheit zum Gesetze machen dürfe ... Niemals wird man vom Standpunkte der positiven Offenbarung aus zugeben können, Religionsfreiheit sei ein wahres soziales Gut .... Die Kirche erklärt es als Pflicht der Familie und des Staates, die Verleitung ihrer Angehörigen zum Irrglauben [d. h. zu jedem nicht-katholischen Glauben] in keiner Weise zu gestatten, und zwar ebensowenig, als sie gegen Angriffe auf sittliche und soziale Pflichtverhältnisse gleichgültig sein dürfen .... Eine unparteiische Geschichte kann es nie leugnen, daß in der prinzipiell von der Kirche stets und auch heute noch festgehaltenen Harmonie zwischen Sacerdotium und Imperium, welche die Glaubenseinheit zur notwendigen Voraussetzung hat, das Wohl der Gesellschaft seine beste Garantie findet**) ... Der Geist, der in der Irreligiosität und dem Atheismus seinen Ausdruck gefunden hat, macht sich bereits vielfach im Staatsleben geltend." „Beleg dafür" ist dem „Staatslexikons" an erster Stelle „Die ausgedehnteste Lehrfreiheit an den Universitäten" (I, 757—774).

„Ehegesetzgebung: Es kann einem Zweifel nicht unterliegen, daß die christliche Ehe als solche wegen ihres sakramentalen Charakters ausschließlich der kirchlichen Gesetzgebung untersteht. Sofern es sich also um die christliche Ehe als solche handelt, muß die Kirche jede staatliche Gesetzgebung prinzipiell zurückweisen. Es ergibt sich zugleich, daß der Staat nicht einmal verbietende Ehehindernisse einführen kann; denn die Ehe als solche, mag es sich um Gültigkeit oder Erlaubtheit derselben handeln, ist als res sacra der Kompetenz des Staates entzogen. Unerfindlich erscheint es daher, wenn in einem katholischen Eherecht folgende Theorie vorgetragen

*) Hier ist die Erlaubtheit des physischen Zwanges Überzeugungen gegenüber klar ausgesprochen.

**) Aus anderen Stellen des „Staatslexikons" geht hervor, daß es unter „Harmonie zwischen Sacerdotium und Imperium" die Unterordnung des Staates unter die Kirche versteht, vergl. unten S. 272).

Digitized by Google

wird: 1. Der Staat ist berechtigt, wegen der hohen Bedeutung der Ehe für das Familien-, Gemeinde- und Staatsleben aus höchst wichtigen politischen und bürgerlichen Gründen trennende Ehehindernisse aufzustellen. 2. Die Untertanen sind verpflichtet im Gewissen, d. h. unter einer Sünde, solche und ähnliche staatsrechtliche Ehehindernisse zu respektieren, weil diese damit nichts vorschreiben, was dem natürlichen Sittengesetz oder dem positiven Gebote Gottes zuwider ist. Denn nur dann, wenn das Zivilgesetz etwas gebietet, was Gott verbietet, oder etwas verbietet, was Gott gebietet, gilt das apostolische Wort: Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen. Gegenüber dieser Theorie muß betont werden, daß die staatlichen Ehegesetze, soweit sie die Ehe als solche, also ein außer aller staatlicher Kompetenz liegendes Gebiet betreffen, im Gewissen unmittelbar nur dann verpflichten könnten, wenn eine kirchliche Bestätigung solcher Gesetze nachgewiesen wäre . . Auch die Folgen der Ehe fallen, insoweit es sich um kirchliche Rechte und sittliche Pflichten handelt, unter die Kompetenz der Kirche. Hingegen ist es Sache des Staates, die staatsbürgerlichen und vermögensrechtlichen Folgen derselben zu ordnen . . . . Hinsichtlich der kirchlichen Ehegesetzgebung ist zu beachten, daß dieselbe an und für sich alle umfaßt, welche durch gültige Taufe der kirchlichen Jurisdiktion unterstehen [d. h. alle nicht-katholischen Christen]. Ob aber die Kirche in casu particulari die Akatholiken ihrer Ehegesetzgebung unterwerfen will, das ist eine questio facti." Die Zustimmung zur Ehegesetzgebung des Bürgerlichen Gesetzbuches ist „nur unter bestimmten grundsätzlichen Verwahrungen" möglich. „Die staatlichen Ehegesetze müssen nicht bloß formell als Übergriffe in die kirchliche Rechtssphäre bezeichnet werden, sie weichen auch materiell in vielen Stücken von der kirchlichen Ehegesetzgebung ab. Die hieraus drohende Schädigung der öffentlichen Sittlichkeit, verbunden mit vielfältiger Gewissensbedrückung für kirchlich gesinnte Brautleute, liegt zu Tage. In nicht geringe Verlegenheit wird der katholische Beamte versetzt, der als Richter, Standesbeamter oder Advokat zur Ausführung von Ehegesetzen, die den Vorschriften seiner Kirche entgegengesetzt sind, mitwirken soll. In keinem Falle dürfte der katholische Beamte eine den kirchlichen Gesetzen zuwiderlaufende Bestimmung (z. B. über Eheschließung, Ehescheidung) formell gutheißen. Allein auch die bloß materielle Mitwirkung zu einer solchen Maßnahme kann ohne entsprechenden Grund nicht gestattet sein. Der namentlich in Betracht kommende Grund ist der Verlust des Amtes, wobei nicht bloß das private Interesse des jeweiligen Beamten, sondern auch das öffentliche Interesse zu berücksichtigen ist, welches erheblich geschädigt würde, falls alle kirchlich gesinnten Beamten genötigt wären, auf ihre Ämter Verzicht zu leisten" (II, 107—111).*)

*) Diese Ausführungen, die den Staat unter die Kirche herabdrücken und zugleich katholische Staatsbeamte gegen Staatsgesetze aufhetzen, sind gezeichnet vom gegenwärtigen erzbischöflichen Generalvikar von Köln Dr. Kreutzwald, der nicht nur rechte Hand sondern auch Kopf des Kölner Erzbischofs, Herrn Fischers, ist. Ähnlich „moderne" und „staatserhaltende" Anschauungen des Herrn Kreutzwald werden uns weiter unten begegnen.

Digitized by Google

„Gemischte Ehe: .... Die katholische Kirche kann, ohne ihre Glaubenslehre preiszugeben, ihren Gläubigen nicht gestatten, auch nur ein einziges ihrer Kinder in einem andern als dem katholischen Glauben erziehen zu lassen .... Dem Staate steht keine Befugnis zu, über die Eingehung von gemischten Ehen Vorschriften zu erlassen" (II, 123ff.).

„Staatsbürgerlicher Gehorsam: .... Gegen den Willen Gottes gilt kein Befehl, also auch nicht der des Staates. Dasselbe ist zu sagen, wenn die staatliche Autorität etwas anordnet, was den Gesetzen der Kirche zuwider ist .... Wenn der Staat eine Kollision seiner Anordnungen mit den Rechten und Gesetzen der Kirche herbeiführt, hängt es lediglich vom weisen Ermessen der kirchlichen Autorität ab, ob sie es den Untertanen freistellen soll, die staatlichen Verordnungen zu beobachten, oder ob ein Kampf gegen dieselben durch passiven Widerstand vorzuziehen sei" (II, 712—716).

„Christliche Gesellschaft: .... Der Staat ist als die natürliche für diese Erde bestimmte, das zeitliche Wohl bezweckende Gesellschaft der Kirche als der übernatürlichen, die geistigen (so!)*) Interessen wahrnehmenden, auf das ewige Ziel gerichteten religiösen Gesellschaft untergeordnet Der christliche Herrscher ist in seinen gesetzgebenden, richterlichen und politischen Funktionen ebenso wie in seinem Privatleben dem Lehramt und Hirtenamt wie dem priesterlichen Amt der Kirche unterworfen. Alle Einrichtungen, Gesetze und Handlungen der weltlichen Regierungen unterstehen der Direktive der höchsten kirchlichen Autorität, sofern es dieser zukommt [d. h. weil es dieser zukommt], sie in ihrem Verhältnis zu den Interessen der sittlich religiösen Ordnung zu prüfen und zu regeln. Es soll hier nicht erwogen werden, unter welchem Gesichtspunkte dem Papste eine direkte Gewalt über die vom Staate und der Familie zunächst geordneten zeitlichen Verhältnisse zusteht. Es genügt, die direktive Gewalt der kirchlichen Autorität über die staatliche hier festzustellen." (II, 846—855.)

Von dem Apostel des sattsam bekannten Leon Taxil, dem Jesuiten Gruber, ist der Artikel „Geheime Gesellschaften" (II[1], 1246 bis 1297) in dem eine geradezu blödsinnige „Wissenschaft" über die Freimaurer zusammengetragen ist:

„Die Freimaurerei verfolgt Ziele, welche den Umsturz der ganzen sittlichen und religiösen, der Staats- und Gesellschaftsordnung in sich schließen ... Die Verpflichtung der Freimaurer, unter allen Umständen auf das große Hilfs- und Notzeichen hin dem Bruder, wenn es möglich ist, beizuspringen, führt, wie die Erfahrung bewiesen hat, nur zu leicht im Kriege zu Verrat am Vaterland und an der Soldatenpflicht; in der Rechtsprechung zu skandalösen Unregelmäßigkeiten zu Gunsten beteiligter Brüder; in der Ämterverteilung zu ungerechter Benachteiligung weit würdigerer Be-

*) Hier werden also nicht bloß die geistlichen, sondern die geistigen Interessen der Kirche unterstellt.

Digitized by Google

werber aus dem einzigen Grunde, weil sie aus Treue gegen Gott, König, Religion und Vaterland sich weigern, einem Bunde beizutreten, der mit der öffentlichen Ordnung unverträglich ist; im Geschäftsleben zu Schwindeleien und Betrügereien im großen Maßstabe, unter welchen Tausende von Unglücklichen schwer zu leiden haben; bei Wahlen zur Fälschung derselben in jeder Hinsicht durch trügerische Umtriebe und Ränke.“*)

Der Artikel „Inquisition“ (II, 200—215) vom Jesuiten Blötzer ist so „wissenschaftlich“, daß er die blutige Wirksamkeit dieses päpstlichen Instituts gänzlich verschweigt und beim Leser keine Ahnung darüber aufkommen läßt, wie Papsttum und Kirche Jahrhunderte hindurch mit Feuer, Schwert und Strick in der christlichen Kulturwelt gehaust haben.

Im Artikel „Konkordate“ (III, 667—671) des Generalvikars von Köln, Kreutzwald, dessen „moderne“ Anschauungen wir schon oben in den Artikeln „Ehe“, „Ehegesetzgebung“ und „Ehehindernisse“ kennen gelernt haben, wird die Ansicht des Jesuiten Wernz als die richtige vertreten, nach welcher der Papst jedes Konkordat jederzeit einseitig aufheben kann, „wenn er findet, daß es der Kirche und dem Seelenheile der Gläubigen zum Nachteil gereichen würde“.

Über Schule und Unterricht lehrt das „Staatslexikon“ im Artikel Erziehung (II, 363 ff.):

„In erster Linie steht der Kirche ein Aufsichtsrecht über die Schule zu. Denn die Kirche ist die große Erzieherin des Menschengeschlechts; dazu hat sie von Gott als dem obersten Erzieher die Sendung erhalten. Nun ist aber die Schule wesentlich Erziehungsanstalt, folglich muß sie sich als natürliches Glied in den großen Erziehungsmechanismus der Kirche eingliedern; diese muß also auch die Aufsicht über die Schule für sich in Anspruch nehmen. Und dies nicht bloß in erziehlicher, sondern auch in didaktischer Beziehung; denn der Unterricht ist ja von der Erziehung nicht zu trennen, er ist nur ein Teil, ein Mittel der Erziehung. Wenn also der erziehliche Unterricht in einer Schule konzentriert wird, dann muß auch der Lehrer, der in der Schule wirkt, von der Kirche autorisiert sein und er und seine ganze Schule muß unter Oberaufsicht und Leitung der Kirche stehen, sonst dürfen die Eltern als christliche Eltern ihre Kinder gar nicht in diese Schule geben. ... Das also ist das normale Verhältnis, das zwischen Kirche und Schule stattfinden muß, wenn letztere als Erziehungsanstalt ihrer Idee in der christlichen Ordnung entsprechen soll. Und das gilt dem Prinzipe nach nicht bloß von der Volksschule, sondern es gilt von der Schule ganz allgemein, möge sie auf was immer für einer Stufenleiter im allgemeinen Schulsystem stehen. ... Wie die niederen so können

*) In der 2. Auflage (II, 855—891) ist dieser blühende und verleumderische Unsinn etwas gemildert worden.

Digitized by Google

also auch die höheren Schulen von der Leitung und Aufsicht der Kirche nicht emanzipiert werden. . . . Verhält es sich aber also, dann können wir dem Staate auch nicht die Berechtigung zuerkennen, die Schule als ein Glied des staatlichen Organismus für sich in Anspruch zu nehmen und die Oberleitung und die Oberaufsicht über dieselbe zu führen. . . . Dennoch aber kann man, wenn man vom erziehlichen Standpunkte absieht und jene Gesichtspunkte festhält, welche die Bedürfnisse des bürgerlichen Lebens darbieten, dem Staate ein Recht auf die Schule zuteilen, das freilich nur ein indirektes ist und daher auch nur im Einvernehmen mit der Kirche ausgeübt werden kann. . . . Dieses Recht kann nun aber nicht in der Weise aufgefaßt werden, als sei der Staat in Kraft desselben befugt, die Schule ganz für sich allein in Anspruch zu nehmen und jede Aufsicht der Kirche über den sogenanten weltlichen Unterricht auszuschließen."

Im Artikel Patronatsrecht (IV, 432) schreibt der Jesuit Biederlack:

„Geht der Inhaber eines dinglichen Patronats zu einer häretischen Sekte oder zum Unglauben über, dann hört zwar das dingliche Patronat nicht auf; so lange aber das Gut im Eigentum des Irr- oder Ungläubigen bleibt, ruht dasselbe, und die Kirche oder das Benefizium sind tatsächlich als der freien Verleihung des Bischofs überlassen zu betrachten, während die Patronatslasten fortdauern."

Derselbe Jesuit sucht den für die Rechtmäßigkeit des placetum regium aus der Eigenschaft des Papstes als eines auswärtigen Souveräns genommenen Beweis damit zu entkräften, daß er unter Berufung auf eine Konstitution Klemens XI. vom 11. Januar 1715 erklärt:

„Das Territorium (!) der päpstlichen Gewalt dehne sich gerade soweit aus, als der Erdkreis reicht."
(IV, 518).

Vom Zentrumsführer Karl Bachem ist der Artikel Presse, Preßfreiheit, Preßgesetzgebung (N, 626—649) Einige Stellen:

„Es ist klar, daß diese Aufgabe [Eintreten für die ewigen Gesetze der göttlichen Weltordnung, für die Selbständigkeit der Kirche und das einträchtige Zusammenwirken von Kirche und Staat] an die sittliche Haltung der katholischen Blätter und deren Mitarbeiter höhere Anforderungen stellt, als man sie heute an die herrschende Tagespresse zu stellen gewohnt ist. . . . Religion und Sittlichkeit sind unübersteigliche Schranken für die Preßfreiheit, werden sie überschritten,*) so hat der Staat das Recht und unter Umständen sogar die Pflicht, von seiner Zwangsgewalt Gebrauch

*) Ob und wann diese „Überschreitung" stattfindet, entscheidet an letzter Stelle einzig und allein die Kirche. Unter „Religion" wird eigentlich nur die katholische verstanden.

Digitized by Google

zu machen. Dasselbe Recht hat die Kirche auf ihrem Gebiet. . . . Von Anfang an hat die Kirche das Recht geübt, Bücher welche der Reinheit des Glaubens und der Sitten Gefahr drohten, unter Strafe zu verbieten und zu vernichten*). . . . Alle Schriften über religiöse Gegenstände sind der vorgängigen bischöflichen Zensur unterworfen. (Das Drucken solcher Bücher ohne bischöfliches imprimatur sowie das Lesen verbotener Bücher ist mit der Exkommunikation bedroht. Lesen und Besitz von verbotenen Büchern wird nach Umständen von der Congregatio Indicis gestattet. Die Hauptschwierigkeit bei Durchführung der kirchlichen Zensur liegt darin, daß der Index lange nicht alle anstößigen Bücher enthält und nicht enthalten kann, und daß die notwendige Verbreitung desselben kaum jemals in genügendem Maße sich wird erreichen lassen.")**)

Über den modernen Staat heißt es in dem Artikel „Prinzipien von 1789" (IV¹, 616—623):

„Der moderne Staat konfisziert unter dem Scheine der allgemeinen Gleichheit alle Rechte zu Gunsten der unumschränkten Staatsgewalt, und zugleich bringt er unter dem Scheine der Freiheit eine Verwirrung aller Verhältnisse hervor. . . . Der moderne Staat, welchen die französische Revolution begründet und der Liberalismus unter mannigfachen Formen fortgebildet hat, soll seine Vollendung finden in dem sozialdemokratischen Zukunftsstaat. . . . Man kann die gesamte Wirksamkeit der Prinzipien der französischen Revolution auf die politische Gestaltung Europas in den Satz zusammenfassen: Der moderne Staat, der diesen Prinzipien folgt, ist ein von religiös-sittlicher Grundlage abgetrenntes, auf menschliche Willkür gegründetes Gemeinwesen, welches weder Recht noch Freiheit der Menschen schützt und darum notwendig zur Anarchie zurückkehren muß, aus der es hervorgegangen ist."***)

In dem Artikel „Religionsverbrechen" (V, 924—942) vergewaltigt der Zentrumsführer Gröber die Wissenschaft aus konfessionellen Gründen. Während es nämlich wissenschaftlich feststeht, daß gerade die Kirche es war, welche die Ketzer mit dem Tode bestraft sehen wollte, macht Herr Gröber den Staat für diese blutige Intoleranz verantwortlich; während es wissenschaftlich feststeht, daß Hunderttausende von der Kirche ihres Glaubens wegen gefoltert und getötet worden sind, verschweigt Herr Gröber wie oben (S. 273) der Jesuit Blötzer diese „Kulturtaten"

*) Welche Bücher eine „Gefährdung des Glaubens" enthalten, entscheidet einzig und allein die Kirche. Daß zu solchen Büchern die hervorragendsten Geisteserzeugnisse der Weltliteratur gehören, ist bekannt.

**) In der 2. Auflage sind diese eingeklammerten Sätze mit ihrer Empfehlung des Index und dem Bedauern, daß seine Verbreitung sich nicht genügend erreichen lasse, unterdrückt worden.

***) In der 2. Auflage sind diese lehrreichen Auslassungen des Bischofs von Mainz, Dr. Haffner, ausgefallen.

Digitized by Google

und zählt dafür mit breitem Behagen einige wenige Fälle nichtkatholischer blutiger Intoleranz auf; während es wissenschaftlich feststeht, daß das Papsttum bei Ausbreitung des Hexenwahns und bei den blutigen Hexenverfolgungen wesentlich und in erster Linie mitgewirkt hat, und Hunderte von Hexen in Italien, Spanien, Frankreich verbrannt worden sind, schreibt Herr Gröber:

„Die Länder, die vom Protestantismus frei geblieben sind, sind von den entsetzlichen Ausartungen der Hexenverfolgungen verschont geblieben" und: „diese Ausartung ist wesentlich zurückzuführen auf die protestantische Lehre von der Allgewalt des Satans über jegliche Kreatur."

In dem 18 Spalten füllenden Artikel werden die, lange ehe es Protestantismus überhaupt gab, verheerende Wirkungen ausübenden päpstlichen und theologischen Kundgebungen über die „Allgewalt des Satans" mit keinem Worte erwähnt; mit keinem Worte wird gesagt, daß die päpstlichen Bullen Super specula und Summis desiderantes sowie der von päpstlichen Inquisitoren verfaßte „Hexenhammer" den Menschenmord systematisch gezüchtet und durch Jahrhunderte hindurch gefördert haben und zwar mit einer Brutalität und Obscönität, die in der Kulturgeschichte einzig dastehen. Auch wo es sich nicht um konfessionelle, sondern um rein historische Beurteilung der Hexenprozesse handelt, ist die durch Herrn Gröber verkörperte „Wissenschaft" des „Staatslexikons" Ignorantentum:

„Der letzte deutsche Hexenprozeß spielte 1749 in Würzburg"

berichtet Herr Gröber. Aus der betreffenden Literatur hätte er lernen können, daß der letzte Hexenbrand in Deutschland am 11. April 1775 im katholischen Stift Kempten stattfand, und daß die Unterschrift des Bluturteiles lautete: „Honorius, Fürstbischof, fiat justitia."

Der Jesuit Cathrein schreibt in dem Artikel „Staatsgewalt" (V, 296—306) den lapidaren Satz:

„Kommt keine Einigung [zwischen Staat und Kirche] zustande, so steht die letzte Entscheidung [über die streitigen Punkte] der Kirche zu."

„Universitäten: . . . Ein offener, häufig beklagter und bekämpfter Mangel und Schaden der Universitäten ist die grenzenlose Lehrfreiheit, die geradezu als Lebensprinzip der höchsten Bildungsanstalten hingestellt und gefordert wird. Der Staat begibt sich an den Hochschulen eines beschränkenden Einflusses auf die absolute Lehrfreiheit fast vollständig, weil die Wissenschaft und ihre Lehre ‚frei' sei. Dies führt dazu, daß erstens nicht selten unreife Theorien und Hypothesen als feststehende wissenschaftliche Wahrheiten gelehrt werden und daß zweitens die ungläubige Richtung und die antichristlichen Doktrinen vieler Professoren auf dem Gebiete der Philosophie und des Rechtes, sogar

Digitized by Google

auf dem der exakten Wissenschaften, die Oberhand gewinnen. Dadurch fühlt sich ein großer Teil der christlichen deutschen Bevölkerung in seinem Gewissen verletzt und in seiner Freiheit beschränkt, was bislang nur der bayerischen Unterrichtsverwaltung Anlaß zur Rücksichtnahme geboten hat." (V, 821.)

Das „Nationalitätsprinzip" charakterisiert der Jesuit Cathrein folgendermaßen:

„Dem Nationalitätsprinzip liegt eine materialistische, sozusagen rein naturhistorische, oder zoologische Auffassung des Menschengeschlechtes zugrunde." (IV, 45.)

Der Verfasser des Artikels „Papst" (IV, 267—303), Stiftspropst Bellesheim zu Aachen, bekennt sich zur Theorie der „indirekten" oder „direktiven Gewalt" des Papstes über die Fürsten und Regierungen.

„Was kirchenfeindliche (Staats-)Gesetze anbelangt, so steht dem Papste die Befugnis zu, jene als solche zu bezeichnen und abzuweisen. Von diesem Rechte hat Pius IX. gegenüber den Maigesetzen Gebrauch gemacht, indem er dieselben als in sich null und nichtig bezeichnete." Bellesheim schließt sich der Lehre des Jesuiten Bellarmin an: „Zwar ist der Papst an nnd für sich zur Absetzung der Fürsten nicht befugt, wohl aber kann er indirekt dazu übergehen, insofern die ihm anvertraute Beschützung des christlichen Glaubens und der Kirche dies erfordert." Aus eigenem fügt Bellesheim hinzu: „Der Papst könne im äußersten Falle erklären, daß ein Fürst sein Thronrecht eingebüßt habe und geleistete Treueide (der Untertanen) ihre Kraft verloren hätten."*)

Auch die Wissenschaft erhält in dem Papst-Artikel des Herrn Bellesheim ihr Teil. Obwohl es nämlich historisch feststeht, daß Papst Honorius I. einen „Glaubensirrtum" ex cathedra gelehrt hat und dadurch das Dogma von der päpstlichen Unfehlbarkeit auch historisch als unwahr erwiesen ist, schreibt Herr Bellesheim:

„Was den vielgeschmähten Papst Honorius I. anlangt, so hat das 6. allgemeine Konzil denselben lediglich auf Betreiben der Griechen anathematisiert, ein Beschluß, den der römische Stuhl nie genehmigt hat. Im Gegenteil hat Leo II. die Schuld seines Vorgängers Honorius genau dahin bestimmt, daß sie in Nachlässigkeit und Zulassung des Umsichgreifens der Häresie bestehe" (IV, 279 f.).

---

*) Nicht uninteressant ist, daß dieser Propst Bellesheim vor zwei Jahren den Kaiser mit einer schwülstigen Rede beim Eintritt in den Aachener Dom begrüßte, und daß der Kaiser antwortete: „Wenn alle Geistlichen so dächten wie Sie, Herr Propst, dann stände es gut." Ob die kaiserliche Antwort wohl so ausgefallen wäre, wenn der Kaiser die Fürstenabsetzungstheorie des Propstes gekannt hätte?

Digitized by Google

„Vereinigungsrecht: . . . Die religiösen Vereine unterstehen aus sich nur der kirchlichen Gesetzgebung. Ein katholischer Staat, oder ein Staat, in welchem die Kirche mit ihren Rechten anerkannt oder geduldet ist, hat also aus sich kein Recht, für die religiösen Vereine der Katholiken Gesetze zu erlassen [d. h. sie unterstehen nicht den staatlichen Vereinsgesetzen] (V, 901.).

Noch viele andere Stellen könnte ich vorlegen zur Kennzeichnung des Hertlingschen „Staatslexikons". Raummangel verwehrt es. Übrigens auch die wenigen Proben genügen vollauf, um dem „Staatslexikon" echte konfessionelle Verbohrtheit zu- und echte Wissenschaftlichkeit abzusprechen.

Was folgt daraus für die Berufung des Freiherrn von Hertling in das „Kuratorium" des Kgl. preußischen historischen Instituts durch die Kgl. preußische Regierung?

Starke Worte kann ich unterlassen. Die in den vorgelegten Proben aus dem „Staatslexikon" enthaltenen Tatsachen reden eine stärkere und wirkungsvollere Sprache gegen die Kgl. preußische Regierung, d. h. gegen ihren Ministerpräsidenten und ihren Kultusminister, als ich es vermöchte. Nur zusammenfassen will ich das Ergebnis aus dem dargebotenen Aktenmaterial.

1. Schon der ausgesprochen katholische, d. h. streng konfessionelle Charakter des „Staatslexikons", der aus seinem Titel und aus dem Verzeichnis der ausschließlich katholisch-konfessionellen Mitarbeiter deutlich hervorgeht (oben S. 268), hätte der Staatsregierung es verbieten müssen, gerade den Mann unter hundert anderen nicht konfessionell befangenen Gelehrten in das „Kuratorium" eines wissenschaftlichen Instituts zu berufen, welcher als Vorsitzender derjenigen konfessionellen Gesellschaft — der „Görresgesellschaft" —, die das konfessionelle „Staatslexikon" herausgibt, die Hauptverantwortung für dies konfessionelle Werk trägt. Grundsätzlich betonte Konfessionalität und wahre Wissenschaft sind unversöhnliche Gegensätze. Das müßte der Regierung eines großen Kulturstaates bekannt und sie müßte gewillt sein, bei Erledigung wichtiger Kulturangelegenheiten dieser Wahrheit entsprechend zu handeln.

2. Ein Mann, der auf dem Boden des Syllabus steht, der an der Unberechtigtheit dieser ultramontanen Kriegserklärung gegen die religiöse, bürgerliche, politische und wissenschaftliche Freiheit, gegen die gesamte moderne Kultur und den modernen Staat nicht einmal innerlich zweifeln darf, sondern der die im Syllabus ausgesprochene „Verurteilung der Irrtümer unserer

Digitized by Google

Zeit" für wahr halten muß, ein solcher Mann kann nie und nimmer als „Kurator" eines Instituts geeignet sein, das seinem wissenschaftlichen Charakter und seinen wissenschaftlichen Zielen nach den schneidenden Gegensatz zum Syllabus bildet und bilden muß.

3. Ein Mann, welcher in dem „wissenschaftlichen" Werke der von ihm geleiteten Gesellschaft den Staat auch in politischer Beziehung, mit allen seinen Einrichtungen und Gesetzen der römischen Kirche und ihrem Oberaufsichtsrecht für untergeordnet erklären, der die Lehrfreiheit an den Universitäten als ein Übel verurteilen, der die gesamte Schule, von der Volksschule bis zur Hochschule, der Oberleitung der Kirche unterstellen, der die Freiheit der Wissenschaft leugnen, der den modernen Staat aufs schärfste bekämpfen, der wichtige und einflußreiche Tatsachen der Kulturgeschichte aus konfessioneller Befangenheit fälschen oder verschweigen, der krasse Intoleranz als obersten Rechtsgrundsatz für den Staat verkünden läßt, ein solcher Mann steht mit seinen Grundsätzen und Anschauungen so sehr außerhalb des Kulturkreises eines Staates wie Preußen, daß es eine innere Unmöglichkeit sein sollte, ihm entscheidenden Einfluß auf die Kulturarbeit eines solchen Staates zu gewähren.

4. Ein Mann, der den „Index der verbotenen Bücher" als berechtigt anerkennt, der sich für verpflichtet hält, bei seinem Beichtvater, beim Bischof oder beim Papste um Erlaubnis zu fragen, ob er diese oder jene Bücher lesen darf, ist für die Leitung eines freien wissenschaftlichen Instituts, das vielleicht selbst einmal Werke herausgibt, die Rom auf den Index setzt, ipso facto und unter allen Umständen unmöglich.

Sind das Wahrheiten oder nicht? Ganz unleugbare Wahrheiten sind es! Also — und damit wiederhole ich den im Eingang geschriebenen Satz — kann es nur ein dem ultramontanen Zentrum zuliebe betätigtes politisches Schachergeschäft darstellen, wenn die preußische Regierung den Freiherrn von Hertling und Herrn Dittrich, in das Kuratorium und in den Beirat des Königlich preußischen Instituts zu Rom beruft. Das Zentrum, die ausschlaggebende Partei, ist durch die auszeichnende Berufung seiner beiden Wortführer befriedigt worden, sollte befriedigt werden, und zwar gleich in zweifacher Weise. Denn entsprechend seiner doppelten Machtstellung im Reiche und in Preußen, hat die Regierung sinniger Weise je einem Mit-

Digitized by Google

glied der Reichstags- (Hertling) und der preußischen Landtagszentrumsfraktion (Dittrich) die genannten einflußreichen Stellungen übertragen. Einen Brocken hat sie dem ultramontanen Nimmersatt zugeworfen. Ob der Brocken geschnitten war aus dem Mark von Wissenschaft und Kultur — was verschlägt's?

In der Tat: wir scheinen in Verhältnisse geraten zu sein, daß, wenn immer es sich um ein Nachgeben an den Ultramontanismus handelt, die gleichgültig-zynische Frage, nicht nur in Regierungs- und Politikerkreisen, sondern auch sonst achselzuckend und gedankenlos, gleichsam zwischen Fisch und Braten, nachgesprochen wird: was verschlägt's?

Ein ernstes Wort sei deshalb noch gestattet; ein Wort, das mir bei denen, an die ich es richte, allerdings wohl kaum Freunde werben wird.

Im Kuratorium und im Beirat des preußischen historischen Instituts sitzen neben den gekennzeichneten Verfechtern ultramontaner Rückständigkeit, Hertling und Dittrich, drei Vertreter echter Wissenschaft, Mitglieder der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Träger von Namen, die weit über Deutschlands Grenzen hinaus hellen Klang und hohe Bedeutung in der Kulturwelt besitzen. Können sie mit ruhigem wissenschaftlichem Gewissen ihren Platz behalten neben konfessionellen Vergewaltigern der Wissenschaft? Fordert nicht ihre eigene wissenschaftliche Ehre und die Ehre der Wissenschaft selbst, daß sie abrücken von denjenigen, die ausgesprochenermaßen Todfeinde sind der freien, souveränen Wissenschaft?

Man kann allenfalls begreifen, daß eine schwächliche Regierung, die politische Rücksichten nehmen zu müssen glaubt, aus solchen Rücksichten heraus ihre Pflicht der Wissenschaft gegenüber sträflich vernachlässigt und sie der Politik zum Opfer bringt. Daß aber Leuchten der Wissenschaft, die berufenen Hüter und Wächter ihrer heiligen Flamme, ihres die Welt erhellenden Lichtes, daß sie durch ihr tatsächliches Verhalten Pseudowissenschaft und Unkultur als gleichberechtigt mit echter Wissenschaft erscheinen lassen, das ist bei Männern der Wissenschaft schlechthin unverständlich. Für sie kann es nicht, darf es nicht ein Paktieren, ein Nachgeben gegenüber der erklärten Widerwissenschaftlichkeit geben, vor allem nicht jener systematischen Widerwissenschaftlichkeit gegenüber, die im Syllabus und im „Index der verbotenen Bücher" ihren kulturfeindlichen Ausdruck gefunden hat.

Welchen klärenden, befreienden Eindruck würde es nicht machen,

Digitized by Google

wenn aus der deutſchen Wiſſenſchaft heraus die würdige, leidenſchaftsloſe, motivierte Abſage erging an die „Wiſſenſchaft“ des Ultramontanismus! Eine Kulturtat wäre es im höchſten Sinne des Wortes; eine Tat in ihrer erlöſenden Wirkung vergleichbar der weltgeſchichtlichen Tat des großen Wittenberger Reformators.

Damals hat ein deutſcher Profeſſor der religiöſen römiſch-ultramontanen Umklammerung das Ende bereitet. Möchten auch heute deutſche Profeſſoren der wiſſenſchaftlichen römiſchen Umklammerung Einhalt tun! Und eine Umklammerung durch Rom bedeutet nun einmal — eine unter vielen — die Berufung der auf dem Standpunkte des Syllabus ſtehenden ultramontanen Führer Hertling und Dittrich in die Leitung des Königlich preußiſchen hiſtoriſchen Inſtituts zu Rom.

Von unſerer heutigen Baukunſt.

Von Regierungsbaumeiſter Raſſow.

Es iſt mit Freude zu begrüßen, daß auf der vorigen und diesjährigen Berliner Kunſtausſtellung der Architektur ein bei weitem größerer Raum eingeräumt iſt, als bisher. Der Grund, weswegen häufig genug die Bauabteilungen der allgemeinen Kunſtausſtellungen recht ſtiefmütterlich behandelt wurden, iſt nicht darin zu finden, daß das große Publikum geringeres Intereſſe an den Werken der Baukunſt nähme als an denen der Malerei und Plaſtik. Nein, es liegt daran, daß der Architekt nicht wie die andern Künſtler ſein Werk im Original vorführen kann, ſondern nur in ſtark verkleinerten zeichneriſch oder im Modell dargeſtellten Abbildern. So iſt es für den Beſchauer viel ſchwerer, ſich ein Bild der Wirkung eines Architekturwerks zu machen, wie wenn er ein Gemälde oder ein Bildhauerwerk ſieht, bei dem er ſich, um die wahre Wirkung zu verſtehen, nur eine geeignetere Umgebung vorſtellen muß, wie ſie die dichtgefüllten Ausſtellungsſäle zu bieten pflegen.

Digitized by Google

Daß man aber heutzutage dem Publikum jene schwierige Aufgabe eher zumuten kann, als vor Jahren, das scheint mir ein gutes Zeichen dafür zu sein, daß mit dem Aufblühen aller Künste in unseren Tagen auch das Kunstinteresse im Laienpublikum wächst.

Bei den Besprechungen, die die Architekturausstellungen in der Presse erfahren, stößt man jedoch noch auf manches Urteil und manche Ansicht, die die uralte Behauptung bestätigt, daß die Architektur zwar die Mutter aller Künste, doch die schwerstverständliche unter ihresgleichen ist. Und das liegt unter anderm daran, daß ohne Kenntnis oder wenigstens ein Gefühl für die Eigenarten der verschiedenen Baumaterialien, ohne irgend welche Anschauungen von den für sie charakteristischen Konstruktions- und Dekorationsformen und vor allem ohne einiges Verständnis für die örtlichen und sächlichen Bedingungen, unter denen die Idee zu einer Architekturschöpfung gefaßt worden sein kann, schlechterdings kein vollwertiges Urteil über diese Dinge zu fällen ist. Es gehört eine gewisse Schulung des Geschmacks oder des Verständnisses dazu, ehe man einen in kostbarem Materiale prunkenden Mietspalast von ungeschickten Formen im Vergleich mit einer einfachen Putzfassade eines ersten Architekten künstlerisch richtig bewerten kann.

So manchem der Herrn Kunstreferenten unsrer Tagesliteratur, die über Plastik und Malerei zu urteilen pflegen, fehlt aber diese Schulung; und besonders, wenn sie sich auf allgemeine Betrachtungen über das Wesen unsrer heutigen Architektur einlassen, so begegnet man manchen Ansichten und Fragen, die in den Kreisen der Architekten längst geklärt, von einzelnen jener Herren und dem Publikum aber immer wieder aufgeworfen werden.

Es werden da den heutigen Architekten besonders zwei Vorwürfe gemacht: einmal, daß ihr Schaffen nicht zeitgemäß sei, weil es vielfach traditionellen Stilen folgt, und andererseits daß sich der Zweck eines Gebäudes nicht mehr hinreichend durch die äußere Form darzustellen pflege.

Der erste Vorwurf klingt sehr plausibel, denn tatsächlich, wir haben im Gegensatz zu allen Zeiten vor dem Beginn des 19. Jahrhunderts heute keinen Baustil, der für unsere Zeit charakteristisch wäre. Aber sind hieran die heutigen Architekten schuld? An Versuchen „den neuen Stil zu erfinden" entweder durch Mischen der Bauglieder aller Stilarten oder durch Erfinden von Formen, die mit den früheren Stilen nichts gemein haben durften, hat es

Digitized by Google

wahrhaftig nicht gefehlt. Und woher kommt es, daß keiner dieser Versuche allgemeine Anerkennung gefunden hat? Es fehlt die Tradition, ein Stil kann nicht von heute zu morgen von einem großen Manne erfunden werden, sondern jeder wahre Stil hat sich noch folgerichtig auf der Grundlage der vorhergehenden entwickelt. Der Bruch mit der architektonischen Tradition geschah im Anfang des vorigen Jahrhunderts, als die griechischen Marmorformen für das ausschließliche Ideal der Architektur erklärt wurden und alles, was nicht griechisch war, für unzulänglich und verwerflich erklärt wurde. Da es sich dann bald herausstellte, daß mit der hellenischen bogen- und gewölbelosen Bauart unsere Bedürfnisse nicht zu befriedigen waren, daß sich ferner unsre deutschen Putz- und Sandsteinmaterialien zur Herstellung jener Marmorformen nicht eigneten, da war es zu spät, die Tradition war verloren, und es entstand das vielbeklagte „Elend, daß die Architektur nicht mehr im Geiste ihres Zeitalters zu schaffen imstande war".

So wie die Dinge nunmehr lagen, möchte ich es als etwas sehr Richtiges bezeichnen, wenn die moderne Architektur heute vielfach bei den deutschen überlieferten Stilen wieder anfängt und damit gleichzeitig aus der Verkennung der Eigenschaften der Baumaterialien, die das Nachahmen des Marmorstiles mit sich gebracht hatte, wieder zu einer guten Technik zu kommen und zu lernen sucht, daß ein solides und ästhetisch richtig behandeltes Putzgesims anders aussehen muß, als ein solches von Stein. Auf diese Weise konnten auch die Handwerker sich wieder zu der Höhe des Könnens emporschwingen, auf der unsere Vorfahren standen. Und auf diesem Umwege sind wir ja auch heute schon zu guten, rein modernen Schöpfungen gelangt. Man sieht, daß bei der Architektur ebenso wie anderwärts auch, die Fremdländerei, die hier in der Nachbildung des Griechentums lag, den größten Schaden angerichtet hat, und daß auch hier der Leitsatz „ans Vaterland, ans teure schließ dich an" die einzige Richtschnur unsres Schaffens sein sollte.

Und andererseits möchte ich es als einen großen Vorzug unserer vorgeschrittenen Stilwissenschaft rühmen, daß wir heute in der Lage sind, an Stellen, wo es die Umgebung verlangt, schöne stilechte Gebäude zu errichten. Oder wen hätte die Entstellung so mancher alten Städtebilder durch moderne Kästen mit flachen Dächern und schlecht steinartig getünchten Putzfronten noch nicht verletzt?

Überhaupt muß man sich dagegen verwahren, daß man es

Digitized by Google

bei der Errichtung stilechter Gebäude mit sklavischen Nachahmungen alter Vorbilder zu tun hätte. Nein, es sind meist durchaus neue, dem heutigen Bedürfnis entstammende Baugedanken, die in der Sprache eines bestimmten Stiles ausgedrückt werden, und gerade unsre deutschen Stile des 13. bis 18. Jahrhunderts — von der Gotik bis zum Barock — werden sich, weil viele moderne Bauprogramme sich am besten in ihrer Formensprache lösen lassen, unter den obwaltenden obengenannten Umständen noch lange erhalten.

Daß sich jedoch in unserm Jahrhundert wieder charakteristische Baustile entwickeln werden, daran ist nicht zu zweifeln; denn wenn sich erst einmal die Bautechniker bis zum Zimmergesellen herunter aus der Zeit des Surrogatenschwindels und Verfalls der handwerksmäßigen Fertigkeiten auf die Höhe ihrer Vorfahren durchgearbeitet haben, dann wird man auch immer mehr im guten Sinne moderne Bauten entstehen sehen. Allerdings werden sich die neuen Stile wohl nicht nach örtlichen und zeitlichen Grenzen unterscheiden, sondern mehr und mehr nach großen Bedürfnisgruppen. Wie man heute schon ganz wohl von einem neuen eigenen Stil des Geschäftshauses und der Eisenbahnhofshalle sprechen kann, so dürfte sich wohl allmählich ein charakteristischer Stil für Lehr-, Geschäfts-, Sakralbauten usw. ausbilden.

Und damit komme ich auf den andern oben angeführten Vorwurf zu sprechen, den man den heutigen Architekten macht, und gegen den ich ganz entschieden Protest erheben möchte.

Wer baut denn heutzutage Fassaden, die dem Zwecke des Gebäudes widersprächen, wie etwa eine italienische Palastfront, hinter der sich ein herrschaftlicher Pferdestall verbirgt? Solche Architekten gibt es unter der jüngeren Künstlerschaft längst nicht mehr, und wenn derartiges, wie bei Mietskasernen häufig, noch entsteht, so hat der Bauherr die Ausgabe des Architekten-Honorars gescheut und sich einem Bauunternehmer oder Maurermeister, die ja fast immer noch der alten schlimmen Schule angehören, in die Hände gegeben, der ihn damit gelockt hat, daß er ein „allen Anforderungen der Baupolizei und Schönheit entsprechendes Projekt gratis liefern“ wolle, wenn er nur die Ausführung des Gebäudes zugesagt erhalten würde. Wenn aber auf diese Weise die Architektur hergestellt wird, wie leider noch in vielen Fällen, so ist es natürlich schwer, eine Besserung der Bauverhältnisse zu erhoffen.

Doch glücklicherweise greift ja wenigstens unter den gebildeteren der Bauherren die Ansicht immer mehr Platz, daß die wenigen hundert Mark, die man einem Architekten für Projektbearbeitung

Digitized by Google

und Leitung der Bauausführung gibt, kein weggeworfenes Geld sind. Sogar Industrieanlagen zeigen sich heute in durchaus repräsentablem und charakteristischem Gewande, ohne daß kostbare Baumaterialien dabei verwendet wären.

Ehe man also, wie dies so oft geschieht, die Gesamtheit der Architekten von heute verurteilt, bitte ich, auch doch den angegriffenen Teil zu hören und zu würdigen, was sie Gutes leisten und sie nicht für das verantwortlich zu machen, was das vergangene Jahrhundert verschuldet hat.

Solange noch Männer wie Wallot, Thiersch und Schäfer schaffen und Schule machen, braucht man nicht um die Zukunft der deutschen Architekten besorgt zu sein.

Die revolutionäre Bewegung in Rußland.

Von N. Syrkin.

I.

Rußland steht vor einer Konstitution, — das ist das Endergebnis, zu welchem sich dort alle Vorgänge und Ereignisse der letzten drei Jahre zusammenfassen können. Die Studentenunruhen, die Straßendemonstrationen, die blutigen Zusammenstöße zwischen Arbeitern und Militär, die Bauernrevolten, die Attentate, die politische Regung der ländlichen Selbstverwaltungskörperschaften, die Einberufung der landwirtschaftlichen Komitees und die dort kühn geführte Sprache, sowie die Erwachung des allgemeinen politischen Mutes im Lande sind die Vorzeichen eines politischen Umschwungs und einer neuen Zukunft. Diesen drohenden revolutionären Ereignissen gegenüber steht eine ratlose und unsichere Regierung, die mit keiner gesellschaftlichen Klasse einen organischen Kontakt hat, keine höhere Staatsidee in sich verkörpert, im Zickzackkurs pendelartig schwankt und an tragikomischen Überraschungen schwanger ist. Das absolutistische Rußland liegt

Digitized by Google

im Sterben, und seine Schützer und Wahrer führen nur noch die häßlichen Todeskrämpfe aus.

In keinem Lande Westeuropas war der Kampf gegen den Absolutismus ein so ungleicher und darum so furchtbarer und blutiger wie in Rußland. Als die europäischen Abendländer im 18. und 19. Jahrhundert von den politischen Freiheitsbewegungen ergriffen wurden und den Kampf um die bürgerliche Verfassung gegen den absterbenden Feudalismus anfingen, hatten sie bereits eine große kulturelle Vergangenheit hinter sich. Seit den Reformationskämpfen und der Renaissancebewegung waren die politisch dezentralisierten westeuropäischen Volksmassen an den politischen Ereignissen mehr oder minder bewußt beteiligt. Die nationalen Dichter und Philosophen der Aufklärungsepoche schufen geistige und moralische Werte, die Gemeingut des durch die Entwickelung der Produktivkräfte und der Industrie emporgewachsenen Bürgertums geworden sind. Nicht allein Bildung und Wissen, sondern auch ein gewisses Maß von politischem Selbstbewußtsein und politischer Energie, getragen von wirtschaftlich-sozialen Interessen, waren die natürlichen Voraussetzungen des politischen Freiheitskampfes. Das russische Volk aber lebte während seiner ganzen Geschichte unter halbasiatischen Lebensformen stumpf dahin. Es stand den abendländischen Kulturbewegungen und Kämpfen fern; weder kannte es die Kreuzzüge, noch erlebte es eine religiöse Reformationsbewegung, noch wurde es von einer Renaissanceverjüngung fortgerissen. Jahrhunderte schmachtete es unter dem furchtbaren Tatarenjoch, von der asiatischen Barbarei überflutet. Die Befruchtung des Landes mit europäischen Kulturideen unter Peter dem Großen geschah gegen den Willen des Volkes und nur durch den Regierungszwang von oben. Bis zum 19. Jahrhundert noch war Rußland ein gewaltiges zentralisiertes Reich, ohne kulturelle Traditionen, ohne eine nationale Literatur und Kunst, ohne wirtschaftlichen Anschluß an Westeuropa, wo nur noch die Gespenster des Moskowitischen Zarismus, der tatarischen Barbarei und der byzantinischen Orthodoxie zu Hause waren.

Erst seit dem 19. Jahrhundert, als die Keime eines Kulturlebens in Rußland zu sprießen begannen, datiert der Prozeß der politischen Aufklärung des russischen Volkes. Die revolutionäre Bewegung lief hier der kulturellen Bewegung, die ihrerseits mit der wirtschaftlichen Entwickelung und Neugestaltung des Landes im Zusammenhang stand, parallel, so daß die Geschichte der russischen Revolution die Geschichte der russischen Kultur und

Digitized by Google

der wirtschaftlichen Europäisierung des Landes ist. Entsprechend dem Entwickelungslauf der Kultur und Wirtschaft in Rußland im 19. Jahrhundert läßt sich auch die revolutionäre Bewegung Rußlands in 5 Epochen einteilen, in 1. die militärisch-aristokratische vom Anfang des 19. Jahrhunderts bis zur Thronbesteigung Nikolaus' nach dem Dekabristen-Putsch, 2. die geistig-literarische während der Regierungszeit Nikolaus' I., 3. die agrar-nationale unter Alexander II., 4. die sozialdemokratische von den 80er Jahren bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts und 5. die allgemein-demokratische der allerletzten Jahre. Jede revolutionäre Epoche entspricht auch einer bestimmten Phase der allgemeinen kulturellen und wirtschaftlichen Entwickelung.

Die große französische Revolution und die nach ihr erfolgten europäischen Ereignisse wirkten erschütternd auf die höhere russische Gesellschaft und steigerten ihre Empfänglichkeit für die Kulturideen der Zeit. Als aber durch die Napoleonischen Kriege Rußland in einen innigen politischen Kontakt mit Westeuropa geraten war und sich zu einem mächtigen Faktor der damaligen Zeitverhältnisse erhoben hatte, und zwar im Sinne der Wahrung der nationalen Freiheit und Selbständigkeit Europas, begann ein reges geistiges Leben unter den höheren Klassen Rußlands zu pulsieren. Puschkin ist der Ausdruck des zur nationalen Geistesschöpfung erwachten Volksgenius. Auch die Freiheitsideen und revolutionären Tendenzen des verjüngten Frankreichs fanden in Rußland im Strome der allgemeinen Kulturbewegung Einlaß. Der Dichter Rülejew gab den Freiheitsideen, für welche die besten Männer der Zeit sich begeisterten, den poetischen Ausdruck, indem er in seinem großartigen Poem „Wojnarowski" aus der Epoche Maseppas sang:

„. . . O sage mir, wann ist die Freiheit
Ohne Opfer je gekommen?"

Ja sogar Alexander I. war ein Freund der Kulturbewegung und der Freiheitsideen und wollte im Jahre 1818 dem Königreich Polen und alsdann dem übrigen Rußland eine konstitutionelle Verfassung schenken.

Unter dem Einfluß des politischen und nationalen Aufschwungs und der französischen Freiheitsideen entstand unter Alexander I. unter dem höchsten Adel und den Offizieren eine politisch-revolutionäre Bewegung, die nachträglich die Bezeichnung „Dekabristenbewegung" angenommen hat. Die jungen Aristokraten und Offiziere waren an verschiedenen Orten in geheime Gesell-

Digitized by Google

schaften mit revolutionären Tendenzen vereinigt, und es bedurfte nur noch des Auftretens eines geborenen Organisators und Revolutionärs, wie es der Oberst Pestel war, damit alle diese noch unklaren und verworrenen Tendenzen zu einer einheitlichen politisch-revolutionären Bewegung zusammenschmelzen konnten. Im Jahre 1818 bestand bereits eine große revolutionäre Vereinigung unter dem Namen „Bund der Wohlfahrt", die im ganzen Lande ihre Verzweigungen hatte und unter den höchsten militärischen und zivilen Kreisen ihre Anhänger zählte. Diese adligen Revolutionäre wollten Alexander I. und seine Familie verhaften und töten, im Lande die Republik proklamieren und das Land den Bauern zurückgeben. Zu diesem Zwecke plante Pestel einen militärischen Putsch, der aber einen andern Charakter tragen sollte, als die üblichen Palastrevolutionen Rußlands, die den Meuchelmord des einen Tyrannen herbeiführten, um einen anderen Tyrannen auf den Thron zu setzen. Bei den Manövern neben der Festung Bobrujsk sollte das Regiment Pestels Alexander I. und die höchsten militärischen Beamten verhaften, die Festung selbst besetzen, um den Weg zwischen Petersburg und Warschau zu sichern, während in Petersburg eine Revolte unter der Garde ausbrechen sollte.

Allein die Ereignisse nahmen bald einen anderen Lauf. Am 1. Dezember 1825 starb Alexander I. in Taganrog, ohne männliche Nachkommenschaft hinterlassen zu haben. Der Bruder Alexanders Konstantin hatte wegen seiner morganatischen Ehe auf den Thron verzichtet, der darum dem jüngeren Bruder Nikolaus zufallen sollte. Da aber der Erlaß über den Verzicht Konstantins auf den Kaiserthron bei Lebzeiten Alexanders geheim gehalten wurde, und die Prätendenten selbst unsicher waren, entstand eine große Ratlosigkeit in den höchsten Sphären. Die Mitglieder der Kaiserfamilie selbst schwankten, wem sie den Treueid leisten sollten. Erst am 24. Dezember bestieg Nikolaus, dessen despotischer und roher Charakter allgemein bekannt war, den Thron. Mittlerweile war die Verschwörung Pestels verraten, und die Fäden der Organisation lagen bereits in den Händen des Zaren. So entschlossen sich die Petersburger Mitglieder, die unter der Führung des Dichters Rülejew, diesem Schiller der Verschwörung, standen, zu einer kühnen Tat. Am 26. Dezember sollten die Regimenter den Treueid dem neuen Kaiser leisten. Die Verschwörer führten das Moskauer Regiment, das unter ihrem Kommando stand, auf den Issakiewschen Platz und verweigerten den Treueid. Es fehlte

Digitized by Google

aber bei den Aufständischen an Entschlossenheit und kühner Führung, woran sie zugrunde gingen. Nikolaus I. gab den Befehl, die Kanonen gegen die aufständischen Truppen aufzustellen, und um 10 Uhr abends schritt er als Sieger über die Leichen seiner Widersacher. Die Hauptverschwörer wurden zum Tode verurteilt, während Hunderte junger Männer aus den höchsten Kreisen, welche die Blüte der Nation waren, in den Kerker geworfen wurden und in die Verbannung gingen.

Somit war der erste Versuch einer politischen Bewegung in Rußland mißlungen. Noch trug sie ganz den Charakter einer militärischen Revolte, getragen von einem Häuflein idealistischer Freiheitsschwärmer, ohne in irgend einer Gesellschaftsklasse einen Hinterhalt zu haben. Sie war das Produkt der Kulturaufraffung der höheren Schichten des Landes unter dem Einfluß des Napoleonischen Krieges und der politischen Rolle Rußlands während jener Zeit. Die ritterlichen Aristokraten und Offiziere wollten aus dem militärischen Putsch den Ausgangspunkt einer politischen Neugestaltung des Landes machen, die gemeinen Soldaten folgten blind und fatalistisch ihren Vorgesetzten und riefen ihren Offizieren verständnislos nach: Hoch Konstantin und seine Frau Konstitution! Es war eine Schwärmerei edelveranlagter Naturen, die ihr kühnes Unternehmen mit ihrem Leben gebüßt haben, ohne jeglichen Zusammenhang mit den realen Verhältnissen des Landes.

Trotz des Nikolaischen Knebelungs-Regimes ging aber die Bewegung der Dekabristen in Rußland nicht verloren. „Die Kanonenschüsse auf dem Isakiewschen Platz haben eine ganze Generation erweckt," — sagte Alexander Herzen von den Dekabristen. Unter Nikolaus I. ging der Prozeß der geistigen Aufklärung der russischen Gesellschaft weiter vor sich, und sie nahm allmählich eine andere Physiognomie an. Die 40er Jahre des vorigen Jahrhunderts hatten schon eine Reihe hervorragender russischer Schriftsteller aufzuweisen, die trotz aller Zensur es verstanden haben, die Mißstände des Lebens aufzudecken und der geistigen Entwickelung neue Wege zu ebnen. Der berühmte Belletrist und Satiriker Gogol schrieb seine Komödien und Erzählungen, worin er das Rußland des Beamtentums und der Leibeigenschaft dem öffentlichen Spott preisgegeben hat. Alexander Herzen und Ogarew traten mit einem scharfen oppositionellen Ton hervor und rüttelten die Gesellschaft auf. Unter dem Deckmantel der reinen Abstraktion

Digitized by Google

verstand es der Kritiker Belinski die russischen Fragen des Tages zu behandeln, so daß er in Wirklichkeit der politische Erzieher der Gesellschaft war. Auch die Slavophilen Chomjakow, Aksakow, Kirejewski traten zu jener Zeit mit ihrer Predigt der gesellschaftlichen Reformation auf national-romantischer Basis auf.

II.

Das Regime Nikolaus' I. rächte sich an sich selbst. In den 50er Jahren trafen eine Reihe von Erscheinungen zusammen, welche in Rußland eine neue revolutionäre Ära einleiteten. Der Krimkrieg brach aus und endete mit einer vollständigen Niederlage Rußlands. Der Regierung und Gesellschaft wurde es klar, daß das Land zugrunde gehen und sein Ansehen rasch verlieren würde, wenn es nicht der wirtschaftlichen und politischen Kultur Westeuropas freie Tür öffnen würde. Während des Krimkrieges starb Nikolaus I. und den russischen Thron bestieg im Moment der allgemeinen Depression ob der Kriegsniederlage Alexander II. Der Regierungsantritt des jungen Zaren fiel mit dem wirtschaftlichen und kulturellen Umschwung des Landes zusammen.

Während der Regierungszeit Alexanders II. entwickelte sich die revolutionäre Bewegung zu der merkwürdigen national-agrarischen Gestaltung, die erst durch die gesamte wirtschaftlich-soziale Umbildung und kulturelle Entwickelung des Landes begriffen werden kann. Die wirtschaftliche Neugestaltung des Landes hatte eine Reihe von sozialen Reformen zu ihrer Voraussetzung, vor allem die Aufhebung der Leibeigenschaft, welche früher schon die zentrale Forderung aller oppositionellen Elemente von Herzen bis auf einige hohen Regierungsbeamten gewesen war. Am 3. März 1861 ist die Leibeigenschaft in Rußland aufgehoben worden. An diese Reform schloß sich bald die Einführung von Geschworenengerichten sowie die Errichtung der ländlichen Selbstverwaltungskörperschaften (Semstwo), welche die Zelle des konstitutionellen Organismus bilden sollten. Zu gleicher Zeit begannen sich die Produktivkräfte des Landes zu entwickeln und die westeuropäische Industrie zog in das Land ein. Ein Netz von Eisenbahnen bedeckte bald das Land, und die Verbindung mit Deutschland und dadurch mit ganz Westeuropa wurde hergestellt. Viele Industriezweige begannen sich im raschen Tempo zu entwickeln, und die Anfänge der wirtschaftlichen Neugestaltung machten sich bemerkbar. Unter diesen neuen Verhältnissen mußte auch die Zensur beseitigt und der Ge-

Digitized by Google

sellschaft neben der größeren Bewegungsfreiheit auch mehr Freiheit der Meinung und des Wortes gewährt werden.

Die Epoche der großen Reformen, wie die Anfangsjahre der Regierungszeit Alexanders II. genannt werden, rüttelte die russische Gesellschaft bis in ihre tiefsten Tiefen auf und löste all die Kräfte aus, die bis dahin niedergehalten waren. Niemals war die russische Gesellschaft von einer solchen kampfeslustigen und zukunftsfreudigen Stimmung beherrscht, wie zu jener Zeit. Das alte und morsche leibeigenschaftliche Rußland brach zusammen, und auf seinen Ruinen erhob sich ein neues Geschlecht mit neuen Hoffnungen und einem verjüngten Lebensgefühl. Schon bildete sich in seinem embryonalen Zustand der Typus des revolutionären „Intelligenten", der in der Geschichte der politischen Befreiung Rußlands bis zu unserer Zeit eine so hervorragende Rolle spielt. Voran ging die Literatur, die Belletristik und Publizistik, welche die neuen Tendenzen formulierte und philosophisch klärte und um die dichterische Darstellung des neuen gesellschaftlichen Typus rang. In Turgenjews bekanntem Roman „Väter und Söhne" aus dem Jahre 1866 tritt in der Gestalt des Basarow dieser neue Typus, der sich selbst als „Nihilist" bezeichnet, in seiner materialistischen Verzerrung und seinem negativen Verhalten zur traditionellen Kultur auf. Basarows schonungslose Kritik gegen alles Bestehende und Vergangene ist zum Losungswort der neuen Generation geworden. Der glänzende Publizist Pissarew, welcher die Errungenschaften des philosophischen Materialismus und der radikalen Wissenschaften Westeuropas popularisierte, verherrlichte Basarow als den Typus des verjüngten Rußlands, als den neuen Adam der Zeit. Aber erst in Tschernischewskis Roman: „Was tun?" tritt dieser neue gesellschaftliche Typus in seiner ganzen sozialistisch-revolutionären Verklärung auf. Einen „Roman der neuen Menschen" nennt der Autor seine große belletristische Tendenzschilderung. Die „neuen Menschen" Rußlands sind in diesem Roman mit allen ihren neuen Problemen und Tendenzen, mit all ihrer Seelengröße und sittlicher Macht, mit ihrer ganzen Fähigkeit, die Misere der Alltäglichkeit zu überwinden, mit all ihrem Sehnen und Hoffen nach einer neuen Zukunft bei vollständiger individueller Selbstopferung in ergreifender Weise geschildert. Dieser Roman kann als der dichterische Prolog des schauerlichen, revolutionären Dramas, das in Rußland sich seit jener Zeit abspielt, angesehen werden. Und während Tschernischewski das Ideal der „neuen Menschen" der Gesellschaft entgegenhielt, besang der lyrische

Digitized by Google

Dichter Nekrassow die Leiden des niederen Volkes, und der Satiriker Saltykow gab in seinen Erzählungen und Romanen das ganze amtliche Rußland dem öffentlichen Spott preis.

Die Reformen Alexanders II. waren aber nur halbe Reformen. Es begann sich darum am Anfang der 60er Jahre schon eine liberale Opposition sowie eine organisierte revolutionäre Bewegung zu bilden. Aus verschiedenen Städten sandte der vereinigte Adel Petitionen um die Gewährung einer konstitutionellen Verfassung ein, während in den Universitäten Studentenunruhen ausbrachen, die einen politischen Charakter hatten. Auch zahlreiche geheime Gesellschaften entstanden, welche den revolutionären Umsturz der bestehenden Verhältnisse in Rußland, namentlich durch den Aufstand der Bauern, anstrebten. Im Jahre 1864 ist bereits Tschernischewski wegen seiner angeblichen Zugehörigkeit zu einer revolutionären Gesellschaft zu 7 Jahren Zwangsarbeit und zu lebenslänglicher Verbannung nach Sibirien verurteilt worden. Schon erschienen die ersten revolutionären Aufrufe, und die im Auslande sowie in Rußland selbst hergestellte „verbotene Literatur" tauchte auf.

In dem Maße aber, als die konstitutionellen Elemente immer stärker ihre Stimme erhoben, näherte sich Alexander II. den Slavophilen Katkow, Aksakow usw., die zwar die ersten Reformen unterstützten, jetzt aber prinzipielle Gegner der Konstitution waren, die ihnen als eine böse „westliche Einrichtung" erschien. Alexander II. ging von der Reformpolitik zur nationalen Eroberungspolitik über und begann die Grenzen des Reiches in Ost-, Zentralasien und im Kaukasus auszudehnen. Die höheren Klassen, welche in den ersten Regierungsjahren Alexanders II. den Reformen zugetan waren, schlugen nunmehr ins reaktionäre Lager um und wurden die Eiferer der nationalen Politik, welche der aufstrebenden Industrie Schutzzoll, dem verarmten Adel die reiche Beamtenlaufbahn, dem Beamtentum die Korruption unter den schützenden Fittigen der Selbstherrschaft sicherte. So kam es, daß Alexander Herzen nach dem polnischen Aufstand seinen Einfluß auf die russische liberale Gesellschaft eingebüßt hatte und Katkow, welcher gegen Herzens Zeitschrift „Kolokol" (die Glocke) polemisierte, die Geister beherrschte. Das Reformwerk blieb auf halbem Wege stehen, und die konstitutionelle Verfassung, welche „das ganze Gebäude krönen" sollte, wurde als eine westeuropäische, dem russischen Volksgeist widersprechende Staatsform erklärt.

Allein die Geister, die einmal hervorgerufen waren, konnten

Digitized by Google

nicht mehr gebannt werden. Die „neuen Menschen“ gestalteten sich zu einem neuen gesellschaftlichen Element, welches in den Universitäten, unter der Jugend, in der Literatur vorherrschte. Allüberall organisierten sich revolutionäre Verbindungen, und es begann sich eine zielbewußte geheime revolutionäre Literatur zu entwickeln. Diese geheimen Zirkel waren aber nicht miteinander vereinigt und dienten hauptsächlich der Selbstbildung der Mitglieder im Sinne der sozialistischen und revolutionären Aufklärung; auch gegenseitige Unterstützung und assoziative Selbsthilfe bezweckten sie häufig. Die neue Lebensauffassung, wie sie in Tschernischewskis „Was tun?“ ihre belletristische Darstellung gefunden hat, wurde nach allen ihren Problemen hin in diesen Zirkeln kultiviert, ohne daß aus derselben eine bewegende, auf die Gesamtheit einwirkende revolutionäre Kraft hervorgegangen wäre.

Eine neue revolutionäre Lebensauffassung, so lange sie in den Rahmen einer abgeschlossenen Sekte lebt, nimmt terroristische Tendenzen in sich auf, die in dem Maße eine Abschwächung erfahren, als der Kreis der Adepten wächst. Tschernischewski führt unter den „neuen Menschen“ den Terroristen Rachmetow vor, der auf spitzen Nägeln, die in seinen Leib eindringen, schläft, um sich zur Folter zu gewöhnen. Aus den geheimen Zirkeln der 60er Jahre trat denn auch bald der Terrorist Karakosow hervor, welcher im Jahre 1866 auf Alexander II. einen Schuß abfeuerte.

Niemals halten sich Vorgänger einer Epoche nur noch für Verkünder einer neuen Wahrheit, sondern sind immer geneigt, sich für den lebendigen Ausdruck der sie umgebenden Wirklichkeit zu betrachten. Dieser historische Irrtum ist für sie die Quelle der revolutionären Energie. Auch die einsamen und machtlosen Revolutionäre der 60er Jahre haben eine russische Geschichtsphilosophie geschaffen, die sich mit ihren politischen und revolutionären Instinkten deckte. Tschernischewski, Herzen, Bakunin legten den Grundstein zu der in den 70er Jahren allgemein gewordenen Lehre, wonach das russische auf dem Gemeindeeigentum beruhende Dorf, der „Mir“, ein sozialistisches Gebilde sei, das nur noch der Selbstbesinnung bedürfe, um auch revolutionär zu werden. Die russische Bauernschaft, in deren Mitte sich noch kollektivistische Lebensformen erhalten haben und die alten Traditionen der Bauernaufstände noch nicht erloschen sind, sei für die soziale Revolution reif und könne unmittelbar sozialistische Lebensformen schaffen, wenn sie von der idealistischen intelligenten Minderheit sozialistisch befruchtet werde. Daß die idealistische Minderheit,

Digitized by Google

die Individualität, die geistig und sittlich überlegene Persönlichkeit, die bewegende historische Kraft sei, war der zweite allgemeine Bestandteil dieser russischen Geschichtsphilosophie, die hierin an den Rationalismus des 18. Jahrhunderts erinnerte. Diese russische geschichtsphilosophische Auffassung ist unter dem Namen „Narodnitscheſtwo" (Volkstümlichkeit) bekannt.

Die Lehre der Narodniki suchte somit für die subjektiven Bestrebungen der Revolutionäre die objektive Grundlage in den sozialen Lebensformen des russischen Volkes zu finden. Sobald nun die revolutionären Ideen in die Intelligenz und Universitätsjugend noch mehr eindrangen und an Popularität gewannen, entstand bei den jungen Revolutionären das natürliche Bestreben, auf dem Boden der Lehre der Narodniki ihre Theorien in Wirklichkeit umzusetzen. Die revolutionäre Idee sollte sich von den engen Schranken des Selbstbildungszirkels befreien und durch die Vermittelung der Intelligenz die Volksmasse befruchten und zur Tat erwecken. Dieser neuen Tendenz gab Peter Lawrow in seinen berühmten „Historischen Briefen" vom Jahre 1869 den publizistischen Ausdruck, indem er der russischen Jugend die schöpferische Bedeutung der intelligenten Minderheiten in der Geschichte vorführte und die Art der progressiven Einwirkung der Idealisten auf die Masse erörterte.

Die russische revolutionäre Jugend, die sich auch aus den höchsten Kreisen der Gesellschaft rekrutierte, begann nun „ins Volk zu gehen", wie der Ausdruck damals lautete. Man verließ das Haus und die Universität und ging ins Volk, um sich mit ihm zu assimilieren und es zur Revolution vorzubereiten. Die meisten begaben sich ins Dorf, arbeiteten zusammen mit den Bauern auf dem Felde und errichteten dort Werkstätten, um auf diese Weise mit dem skeptischen Volk unmittelbar in Berührung zu kommen. Andere machten sich den städtischen Arbeiter zum Ziel der Propaganda, indem sie ihn in Zirkeln belehrten und aufklärten. Auf diesem Gebiete zeichnete sich in den ersten 70er Jahren Fürst Peter Kropotkin aus. Bald bedeckte ein Netz von Propagandisten-Verbindungen das ganze Land, während im Auslande, namentlich in der Schweiz, unter der Leitung Lawrows, Bakunins und anderer eine ansehnliche revolutionäre Literatur entstand. Die Regierung erklärte den Revolutionären den Ausrottungskrieg und verhaftete im Jahre 1874 allein 3500 Mann, von welchen Hunderte zu langjährigen Kerker- und Verbannungsstrafen verurteilt wurden. In die Jahre 1875—1878 fallen auch

Digitized by Google

die berühmten politischen Prozesse der 50 und 193, welche in öffentlicher Verhandlung die Größe und Intensität der revolutionären Bewegung vor der ganzen Welt dokumentierten. Die furchtbaren Repressalien und Verfolgungen der Regierung führten natürlicherweise zu terroristischen Akten von seiten der Revolutionäre, welche bald dem ganzen Kampf zwischen den ungleichen Gegnern einen ganz anderen Charakter geben sollten.

Die Repressalien der Regierung bewiesen es den revolutionären Narodniki, daß doch eine mächtige Schranke zwischen ihnen und dem Volke besteht: die russische Regierung. Um das Volk zu erheben und sein Leben neuzugestalten, mußte zuvor dieses furchtbare Hindernis in der Gestalt der russischen Regierung beseitigt werden. Weil aber die Revolution unmöglich war, so drängte sich die Vorstellung auf, die Regierung könne durch eine Reihe kühner Verschwörungen und Attentate zu Boden gestürzt werden und im Moment der allgemeinen Gärung in die Hände des Revolutionskomitees übergehen. Die russische revolutionäre Bewegung mußte den Weg des Blankismus betreten. Auf der Konferenz der Revolutionäre im Jahre 1879 in Lipezk wurde aus der Partei der Narodniki „Semlja i Wolja" (Erde und Freiheit) die terroristische Partei „Narodnaja Wolja" (Volkswille) gebildet, während eine kleinere Gruppe unter dem Namen „Tscherni Peredel" (schwarze Umteilung) sich für eine agitatorische Tätigkeit erklärte.

Nun eröffnete die „Narodnaja Wolja" den heroischen Kampf gegen den russischen Absolutismus, welcher in der Geschichte der Verschwörungen zweifellos einer der merkwürdigsten ist. In allererster Reihe war der Kampf der Terroristen gegen die Person des Zaren Alexander II. gerichtet. Zwei Jahre stellten ihm die Terroristen durch die kühnsten Unternehmungen, durch Dynamitminen auf den Eisenbahnen und im Palast selbst nach, bis er endlich der klassischen Verschwörung vom 1. März 1881 zum Opfer gefallen ist. Wie eine geheimnisvolle Zaubermacht hielt die „Narodnaja Wolja" die Regierung in Schrecken und brachte sie in Verwirrung. Schon wollte Alexander II. eine Art Verfassung dem Lande schenken, und auch Alexander III. war die ersten Monate unsicher, was für eine Politik er einschlage, bis es endlich der reaktionären Partei gelungen war, die Oberhand zu gewinnen und den Absolutismus vor seinem Zusammensturz zu schützen. Da nun der Volksaufstand, der nach Ansicht der „Narodnaja Wolja" nach der Ermordung des Zaren ausbrechen

Digitized by Google

sollte, ausblieb, und die Regierung sich von ihrem Schrecken erholte, begann die revolutionäre Tatkraft derselben zu schwinden, denn sie verlor den Glauben an ihre Sache. Der Höhepunkt des Terrorismus war überschritten und die „Narodnaja Wolja" führte nur noch ein Schattendasein, während die Reaktion siegesbewußt ihr Haupt erhob.

Die 80er Jahre gelten in der Geschichte der geistigen und revolutionären Bewegung Rußlands als die traurigsten. Die „Narodnaja Wolja" war zertrümmert, ohne daß ihre Reihen sich durch den revolutionären Nachwuchs ergänzten. Wenn auch vereinzelte terroristische Akte ausgeführt wurden, so begann doch die terroristische Bewegung der „Narodnaja Wolja", als eine die Geister beherrschende und sich auf einen philosophischen Ideenkreis stützende Strömung, rasch zu schwinden. Mit der Praxis der „Narodnaja Wolja" wurde auch ihr ganzes theoretisches Gebäude erschüttert. Die spezifische Auffassung der russischen Geschichte und des Wesens des historischen Prozesses der „Narodniki" geriet mit der Wirklichkeit in Widerspruch und begann dem Zweifel zu weichen. Und während die Revolutionäre an ihrer Sache verzweifelten, wütete die Reaktion siegesberauscht im Lande. Führer und Berater Alexanders III. wurde der reaktionäre Panslavist Katkow. Die Reformen Alexanders II. wurden eingeschränkt, die städtische und ländliche Selbstverwaltung zur Karikatur herabgesetzt. Das Bildungsrecht wurde wie zur Zeit Nikolaus' I. ein Standesprivilegium. Die Reaktion feierte ihre Orgien, und es fehlte selbst an wenigen lichten Augenblicken, welche die Gesellschaft hätten erheben können. Nur Tolstois religiöse Predigt, die damals noch keinen anarchistischen Charakter hatte, begann sich vernehmen zu lassen, sie war die einzige oppositionelle Erscheinung im großen Stil in der damaligen Zeit. Indessen war die Reaktion der 80er Jahre schließlich nur noch ein vorübergehender Rückschlag, denn der objektive historische Prozeß führt naturnotwendig zur Zivilisierung und somit zur Revolutionierung Rußlands.

III.

Während in den 80er Jahren die Regierung Alexanders III. das reaktionäre Regime zu befestigen bestrebt war, nahm die wirtschaftliche Entwickelung Rußlands eine Richtung, welche die Grundlage für die politische Neugestaltung des Landes geschaffen hat. In den letzten zwei Jahrzehnten nahmen die Industrie und der Verkehr im Lande ungeheure Dimensionen an, während die

Digitized by Google

Landwirtschaft in den Zustand der permanenten Krisis verfallen ist. Diese bedeutsamen, wirtschaftlichen Erscheinungen weckten neue revolutionäre Kräfte, gaben der oppositionellen Idee eine neue Formel und erschütterten das Bollwerk des Absolutismus in ganz anderer Art, als die terroristischen Akte der 70er Jahre.

Es gibt kaum ein zweites Land in der Welt, mit Ausnahme der Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo die Industrie in den letzten Jahren solche Fortschritte gemacht hätte, wie in Rußland. Im Jahre 1873 wurden auf den russischen Fabriken gegen 3,7 Millionen Pud Baumwolle verarbeitet, im Jahre 1891 aber schon 11,5 Millionen Pud, im Jahre 1900 über 16 Millionen Pud. Die Roheisenproduktion betrug im Jahre 1880 28,4 Millionen Pud, im Jahre 1890 56,6 Millionen, im Jahre 1900 177 Millionen Pud. Die Steinkohlenproduktion stieg von 200 Millionen Pud im Jahre 1880 auf 500 Millionen im Jahre 1891 und ca. 1 Milliarde Pud im Jahre 1900. An Naphtha wurden im Jahre 1880 21 Millionen Pud gewonnen, im Jahre 1895 400 Millionen. In ähnlicher Weise entwickelten sich in Rußland eine ganze Anzahl von Industrien, so daß es jetzt keinen Industrie- und Gewerbezweig gibt, der nicht in Rußland vertreten ist. Die Städte sind gewachsen, die reichen Naturschätze wurden überall Dank dem Zufluß des fremdländischen Kapitals, namentlich des französischen und belgischen, in Angriff genommen, die Verkehrsmittel wurden in großartiger Weise ausgebildet, und das Eisenbahnnetz zählte im Jahre 1902 ca. 52000 km. Die Regierung hat diesen Entwickelungsprozeß durch die Schutzzollpolitik, durch Ausfuhrprämien, Privilegien und Konzessionen dem fremdländischen Kapital gegenüber, durch Eisenbahnbauten und Gründungen, gefördert, um das arme Land wirtschaftlich zu heben und in der Industrie ein Heilmittel gegen die chronische Agrarkrisis zu schaffen. Von dem künftigen Historiker werden die letzten zwei Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts als die Epoche des Einzugs der Großindustrie in Rußland aufgefaßt werden.

Unter dem Einfluß der Industrie verschoben sich einerseits die sozialen Verhältnisse, welche den Widerspruch zwischen den Interessen des Landes und dem Absolutismus noch mehr steigerten, und es entstanden andererseits neue revolutionäre Strömungen, die in ihrem Kampf gegen die Regierung nunmehr auf realen Kräften zu basieren beginnen. Es bildete sich im Lande eine Bourgeoisie und eine Arbeiterschaft, welche beide Klassen den Absolutismus und die bureaukratische Selbstherrschaft als eine Fessel empfinden.

Digitized by Google

Die Bourgeoisie ist in jedem Lande ein aktiver Faktor der Gesetzgebung und muß die Politik, die äußere sowohl als die innere, der Industrie unterwerfen, und so begann die russische Bourgeoisie sich seit ihrem Entstehen als eine selbständige Klasse zu fühlen und zu betätigen. Bald gewann sie auch eine führende Stellung innerhalb der Regierung und zwang sie zu den weitgehendsten Zugeständnissen. Die Bourgeoisie geriet zwar nicht unmittelbar mit dem Absolutismus in Widerspruch, gestaltete sich aber zu einem selbständigen und bestimmenden Faktor der Gesetzgebung.

In ein anderes Verhältnis zur Regierung stellte sich die rasch emporgewachsene Arbeiterschaft. Die proletarischen „und sozialistischen" Instinkte der Arbeitermasse führten sie direkt auf den Weg des Kampfes gegen den Kapitalismus und die Regierung. Schon in den 80er Jahren brachen an verschiedenen Orten des Reiches Arbeiterstreiks aus. In den 90er Jahren begann sich schon eine zielbewußte Arbeiterschaft zu entwickeln, die den Klassenkampf und politischen Kampf allüberall eingeleitet und organisiert hat. Im Jahre 1896 brach der berühmte Petersburger Weberstreik aus, welcher weit über die Grenzen Rußlands hinaus großes Aufsehen erregte. Und der auf dem Boden des Klassenkampfes sich entwickelnde Gegensatz zwischen der Arbeiterklasse und dem Zarismus wird immer tiefer und zielbewußter.

Das Auftreten der Arbeiterklasse gab der revolutionären Idee eine neue Wendung. Hat die Dumpfheit der Volksmasse auf dem Lande die „Narodowolzü" zur Verzweiflung an dem nationalen Sozialismus und der Revolutionsbereitschaft der Bauernschaft geführt, so haben die Regungen der Arbeiterklasse eine neue Auffassung des gesellschaftlichen Prozesses Rußlands hervorgebracht und auf eine neue revolutionäre Taktik hingewiesen. Die russische revolutionäre Bewegung begann sich in den Bahnen der westeuropäischen Sozialdemokratie zu entwickeln. Als Geistesführer dieser neuen Strömung innerhalb der revolutionären Bewegung Rußlands trat Georg Plechanow auf, der sich noch in den 70er Jahren an der revolutionären Tätigkeit der „Narodowolzü" beteiligte. In einer Reihe von Schriften popularisierte er den Marxismus in Rußland und lehrte die heranwachsende Jugend auch die russische Wirklichkeit unter dem Gesichtspunkt des Marxismus auffassen. Zu gleicher Zeit kämpfte er mit aller Entschiedenheit gegen die wissenschaftlichen Narodniki, welche den Versuch machten zu beweisen, daß Rußland als ein kapitalistisch zurückgebliebenes Land historisch sich anders entwickeln werde, als die westeuropäischen Länder.

Digitized by Google

In den 90er Jahren war bereits die russische Sozialdemokratie eine geistige Macht im Lande, welche die bessere Publizistik und die aufstrebende öffentliche Meinung beherrschte. Zu gleicher Zeit stieg auch ihre politische und revolutionäre Bedeutung. Mit dieser aufstrebenden Macht mußte auch die Regierung rechnen, und es war zweifellos ein Zugeständnis diesen neuen Verhältnissen gegenüber, wenn die Regierung in den letzten zwei Jahrzehnten einen Arbeiterschutz geschaffen hat. In der Arbeiterklasse ist endlich das gesellschaftliche Element entdeckt worden, welches der natürliche, zielbewußte Träger der revolutionären Idee in Rußland ist. Die revolutionäre Bewegung verließ das Stadium der naiven Volkstümlichkeit, des Blankismus, der Putsch- und Dynamitpolitik und trat in die Phase der organischen, historischen Entwickelung.

IV.

Während sich aber die Narodowolzü einer optimistischen Hoffnung auf den raschen Aufstand der Bauernmasse hingaben, — einer Hoffnung, die sich bald als illusorisch erwiesen hat — haben umgekehrt die Sozialdemokraten die Entwickelung der Dinge in Rußland als eine viel zu gesetzmäßige und allmähliche aufgefaßt, ohne allen Erscheinungen des Volkslebens, die außerhalb des Industrialismus liegen, genügend Rechnung zu tragen. Denn rascher als es die Sozialdemokraten je glauben konnten, ist in Rußland eine revolutionäre Bewegung ausgebrochen, die sich weit über die Grenzen der Arbeiterschaft hinaus erstreckt und immer mehr ihren proletarischen Charakter verliert.

Die neueste, allgemein-demokratische Phase der revolutionären Bewegung in Rußland nimmt ihren Anfang von den Universitätsunruhen. Als vor drei Jahren auf der Universität Kiew ernste Unruhen ausbrachen, versuchte es der damalige Unterrichtsminister Bogolepow, die Studenten mit dem gemeinen Soldatendienst zu bestrafen. Eine furchtbare Erregung bemächtigte sich der Gemüter, und als nun der Student Karpowitsch den Unterrichtsminister tötlich verwundete, brachen im ganzen Lande Studentenunruhen aus, die sich bald in Form von Demonstrationen auf die Straßen verpflanzten. Im Jahre 1901 hatte Rußland bereits seine Märztage, im Lande der Autokratie wurden auf den Straßen revolutionäre Lieder gesungen und die rote Fahne aufgerollt. Studenten und Arbeiter waren überall die aktiven Elemente der Demonstrationen, die sich der weitesten Sympathien der gesamten Bevölke-

Digitized by Google

rung erfreuten. Vor dieser Bewegung kapitulierte die Regierung, indem sie den General Wannowski zum Unterrichtsminister ernannte und eine Revision des Universitätsstatuts versprach.

Nach der Ermordung des Ministers des Innern Sipjagin im April 1902 glaubte indes die Regierung den „starken Mann" in der Gestalt des Herrn von Plehve berufen zu müssen, welcher die revolutionäre Hydra ausrotten sollte. Allein es war leichter den Mann zu finden, als die Aufgabe zu lösen. Unter der Herrschaft von Plehves begann sich die revolutionäre Bewegung in Rußland lavinenartig zu verbreiten, welcher gegenüber der „starke Mann" sich ohnmächtig erweist. Einerseits hat die Bauernschaft begonnen zu revoltieren, andererseits regen sich die liberalen Elemente des Landes und organisieren sich zum Kampf für die Konstitution. Diese neuen revolutionären Mächte verleihen der ganzen Bewegung einen ganz ungeahnten Charakter und beschleunigen die Entscheidung.

Es war dies eine Utopie, wenn die Narodowolzü die kollektivistischen Traditionen und Lebensformen der Bauernschaft in revolutionäre Energie umsetzen wollten. Die Bauernschaft konnte nur dann anfangen sich zu regen, wenn Hunger und Not sie zur Verzweiflung trieben. Und bei diesem Zustand ist die Bauernschaft in Rußland jetzt angelangt. Die Unkultur des Bauernvolkes, welche durch den Zarismus gefördert wird, hat die russische Landwirtschaft in eine chronische Krisis versetzt. Es ist ein Vorurteil, wenn geglaubt wird, daß der russische Bauer an Boden Mangel leidet. Im Durchschnitte hat jeder Bauernhof in Rußland nach den neuesten Forschungen 12,5 Djeszjatin, während die Anzahl der Bauernhöfe, deren Besitz unter 5 Djeszjatin ausmacht, 10,6 Prozent beträgt. In Frankreich und Deutschland haben über drei Viertel der Bauernbevölkerung unter 5 Djeszjatin pro Bauernhof. Was nützen aber die großen Bodenanteile, wenn der Ernteertrag pro Djeszjatin ein minimaler ist, und jede mehr einbringende Kultur außer der Getreidekultur fehlt. Auf eine Djeszjatin Acker kommen in Rußland im Durchschnitte 39 Pud Getreide, während die Djeszjatin Ackerland in Deutschland 75, in Österreich 70, in Frankreich 80, in England 122, in Nordamerika 71 Pud Getreide ergibt. Zieht man noch in Betracht, daß das zur Aussaat nötige Korn über ein Fünftel des Ernteertrages ausmacht, und daß ein großer Teil des Ackers überhaupt brach liegt, so sinkt die wirkliche Erntemenge pro Djeszjatin noch

Digitized by Google

sehr bedeutend, auf etwa ein Drittel der Erntemenge in Deutschland und Frankreich pro Djeszjatin. Die Zahl des Viehes hat sich in den letzten Jahrzehnten in Rußland vermindert. Und wenn Rußland noch Getreide ausführt, so wird dies nur noch durch die Unterkonsumtion der Bevölkerung ermöglicht. Der Getreidekonsum pro Kopf beträgt in den Vereinigten Staaten ca. 62 Pud, in Deutschland 28 Pud, in England 26 Pud, in Frankreich 34 Pud, in Rußland 18 Pud pro Kopf. Rußland müßte eigentlich Getreide einführen, wenn die Bevölkerung sich so ernähren sollte, wie in Deutschland, und zwar ein sehr großes Quantum, weil in Rußland das Getreide bei dem minimalen Konsum von Fleisch, Zucker und besseren Nahrungsmitteln fast das einzige Nahrungsmittel der großen Bevölkerungsmasse ist. Nur aus Armut und Unkultur ist Rußland ein Getreide ausführendes Land. Dieser gänzliche Verfall der Landwirtschaft hat zu einer chronischen Hungersnot geführt, die sich alljährlich auf eine größere oder geringere Anzahl von Gouvernements erstreckt. Im Jahre 1891 litten unter der Hungersnot 30 Millionen Bauern. Seit jenem Jahre hat sich die Lage der Bauern noch verschlimmert, und so beginnt sie unter dem Einfluß der allgemeinen Gährung in den Städten gegen die bestehende Ordnung zu revoltieren.

Die Agrarrevolten der Bauernschaft machten der Regierung mehr Sorgen, als die chronische Krisis und Hungersnot. Aber ohnmächtig, das Problem der Hebung der Landwirtschaft selbst zu erfassen, mußte sich die Regierung zu dem Schritt entschließen, den alle unsicheren und schwankend gewordenen Regierungen machen, — die Öffentlichkeit zur Mitarbeit an dem Problem heranzuziehen. Es wurde ein zentrales Komitee eingesetzt, das sogenannte „osoboje soweschtschanije", das die Materie zur Hebung der Landwirtschaft in höchster Instanz zu behandeln hat, während Komitees in der Provinz mit dem Studium der einschlägigen Fragen an Ort und Stelle sich befassen sollten. Um aber der konstitutionellen Bewegung vorzubeugen, beschloß die Regierung, die Vertretungskörperschaften der Provinz von der Teilnahme an diesen Beratungen fernzuhalten. Das war nur ein Signal für die Semstwos, daß sie sich zu einer liberalen Partei organisierten, sowie daß sich die oppositionellen Elemente aus dem Bürgertum überhaupt politisch zu regen anfingen. In die lokalen Komitees drangen zahlreiche oppositionelle Elemente ein, und im Jahre 1902 war ganz Rußland von kleinen Parlamenten bedeckt, in welchen bisweilen das ganze Regierungssystem

Digitized by Google

einer Kritik unterworfen und nach einer liberalen Konstitution verlangt wurde. Die Vertreter der Semstwos selbst haben im Juni 1902 in Moskau eine geheime Zusammenkunft abgehalten und den Grundstein zu einer liberalen Organisation gelegt, welche für eine konstitutionelle Verfassung eintritt. Und weil diese liberalen Semstwovertreter, diese Adligen und Spitzen des Bürgertums, Fleisch aus dem Fleische der Regierung sind, so bringen sie vielleicht mehr Desorganisation in die Reihen derselben hinein, als irgend ein anderes oppositionelles Element.

So haben sich drei mächtige Feinde gegen den Zarismus bereits erhoben: Die Arbeiter, die Bauern und die bürgerlichen Liberalen, die alle den Sturz des Zarismus anstreben. Im Vortrab dieser revolutionären Bewegung steht nach wie vor die Studentenschaft, welche in politisch zurückgebliebenen Ländern immer eine hervorragende revolutionäre Rolle gespielt hat. Alle drei revolutionären Strömungen haben ihre spezifische theoretische Auffassung und ihr geistiges Rüstzeug. Obenan steht die Sozialdemokratie, um welche sich die bedeutendsten revolutionären und wissenschaftlichen Theoretiker gruppieren und welche eine reiche Literatur im In- und Auslande herausgibt. Das von den Sozialdemokraten herausgegebene Blatt „Iskra" (der Funke) nimmt durch die metodisch-wissenschaftliche Auffassung der Verhältnisse und durch die politische Klugheit und den revolutionären „Enthusiasmus den ersten Rang in der gesamten revolutionären Literatur ein. Die Bauernbewegung reflektiert sich in der sozialistisch-revolutionären Literatur, welche an die ehemaligen Narodowolzü anknüpft, ohne freilich den Heroismus und den revolutionären Glauben jener zu besitzen. Doch ebenso wie die Bauernbewegung keine geschlossene und zielbewußte ist, ermangeln auch die revolutionären Sozialisten einer besonnenen Auffassung und Methode. Immerhin haben die revolutionären Sozialisten in der letzten Zeit eine große Energie entfaltet und namentlich auf dem Lande große Erfolge erzielt. Die Liberalen haben ein Organ in Stuttgart begründet, „Oswoboshdenije" (Die Befreiung), welches von dem bekannten russischen Schriftsteller Peter Struve geleitet wird. Die „Oswoboshdenije" ist das einzige revolutionäre Organ Rußlands, das regelmäßig in großem Format erscheint und in Rußland eine große Verbreitung hat.

Diesem allgemeinen Ansturm gegenüber hat die Regierung jeglichen Halt verloren und befindet sich in einem seltsamen Zick-

Digitized by Google

zackkurs, der an Überraschungen reich sein wird. Im Schoße der Regierung selbst befehden sich die verschiedensten Strömungen und unterminieren dadurch selbst das absolutistische Regime. Neben dem Belagerungszustand und den schärfsten Repressalien versucht es die Regierung auch mit einer legalen Arbeiterbewegung, mit Zugeständnissen den Liberalen gegenüber und Förderung der Semstwo. Aus alledem spricht aber nur die Unsicherheit der Regierung und der innere Verfall des Zarismus.

Über Jugendschriften.

Von Herm. L. Köster.

Geschmack ist, neben natürlicher Veranlagung, das Resultat der Erziehung, der Gewöhnung, in der Mode so gut, wie in Literatur und Kunst. Wie wir uns an die verrücktesten Auswüchse der Mode gewöhnen, an Tournure, Krinoline und dergl., lediglich durch das fortwährende Vor-Augen-haben, genau so werden wir auch dadurch, daß uns gute Kunstwerke geboten werden, zur Kunst erzogen. „Erziehung zur Kunst" hat man es in unsern Tagen genannt. Und die Lehre gewinnt mehr und mehr an Boden, daß man mit dieser Gewöhnung bei der Jugend beginnen müsse; denn die Eindrücke der Jugend sind die tiefsten, und schlechte Gewöhnungen aus der Jugendzeit überwindet man am schwersten. Dazu kommt ein anderes, das gerade in Literatur und bildender Kunst sehr schwer wiegt: weitaus die meisten Menschen beschäftigen sich eine nur verhältnismäßig kurze Zeit ihres Lebens ernsthaft und eingehend mit Poesie und bildender Kunst — beim Theater und besonders bei der Musik liegt die Sache bedeutend günstiger — aber wer liest mehr als gelegentlich einmal lyrische Gedichte? Wer liest Romane und Novellen anders als zur bloßen Unterhaltung? anders, als um einmal auszuspannen oder eine müßige Stunde auszufüllen? Wer sieht sich Gemälde und Bildwerke anders als gelegentlich einmal an, anders als auf der Reise? — Ja, in der Jugend! da war es noch anders! Und daher glücklich

Digitized by Google

der, dem in der Jugend echte Kunst geboten wurde, die Gewöhnung daran bewahrt ihn sein ganzes Leben vor dem Versinken in künstlerische Geschmacklosigkeit. Aber wie verhältnismäßig wenige Menschen sind dieses Glückes teilhaftig geworden!

Wir wollen heute nur ein Gebiet näher betrachten — das der Literatur. In wie wenigen Familien wird das Augenmerk darauf gerichtet, daß die Kinder möglichst nur dichterisch wirklich wertvolles lesen! Wie werden denn die Bücher für die Jugend gekauft? Die um die Lektüre ihrer Kinder besorgten Eltern verfolgen zu Weihnachten die Kritiken über Jugendschriften in den Zeitungen und da lesen sie dann: „Wieder hat der beliebte Jugendschriftsteller N., der Verfasser von ‚. . . .', der Jugend ein neues prächtiges Buch beschert, das der Belehrung und Unterhaltung dienend, zugleich veredelnd auf Herz und Gemüt wirkt — 2c." Oder es ist „die rührige Verlagsbuchhandlung von X., die auch in diesem Jahr eine neue Serie köstlicher Jugendschriften der Jugend auf den Weihnachtstisch legt — 2c. —". So oder ähnlich lesen die Eltern, denn merkwürdig, ausnahmslos lobend sind diese Kritiken. — — Kritiken? — — Es gibt in Deutschland keine Zeitung, keine literarische Zeitschrift, die die Jugendschriften-Produktion kritisch verfolgt. Mag sein, daß ganz vereinzelt einmal eine Zeitschrift eine Jugendschrift ernsthaft kritisiert, daß ganz vereinzelt einmal eine Zeitung einen wirklich sachlichen Artikel über Jugendschriften bringt, — die weit —, weitaus meisten aller „Kritiken" über Bücher für Kinder, die das Publikum in den Blättern findet, sind von der Verlagsbuchhandlung, die das betreffende Buch herausgibt, der Zeitung als sogenannte „Waschzettel" eingeschickt. Was Wunder, daß sie alle von Lob überfließen. Und die Eltern, die sorgsam zu wählen glauben, sind betrogen — in den meisten Fällen wenigstens. Was sollen sie also tun? Sie gehen zum Buchhändler. „Ich wünsche ein Buch für einen 12jährigen Knaben." — Der Buchhändler hat natürlich zu Weihnachten einen großen Vorrat „beliebter Jugendschriften", Reiseromane von Karl May, Moralgeschichten von Brandstaetter, Kriegsschilderungen von Tanera und für Mädchen Pensions- und Backfischgeschichten — und für jedes Buch hat der Buchhändler ein paar empfehlende Worte. Und wenn dann die Eltern ein „reizend ausgestattetes Buch" zu 3 oder 4 oder auch zu 10 Mk. erstanden haben, und dann sehen, wie der Junge oder das Mädchen mit rotem Kopf und verhaltenem Atem über das Buch

Digitized by Google

sich hermacht, so glauben sie mit ihrem Kauf zufrieden sein zu dürfen — sie haben keine Ahnung, daß die allermeisten „beliebten" Jugendschriften literarisches Gift sind, Gift für den Geschmack, das beste Mittel, die Kinder für die „gangbaren" Romane der meisten unserer Zeitungen und Zeitschriften reif zu machen. Auf die Gefahren schlechter Jugendlektüre ist schon oft genug aufmerksam gemacht. Am treffendsten mit hat Berthold Auerbach in seinen „Volksbüchern" (Bd. II) darüber geschrieben:

„Was aber liest das Kind? Das weiß weder Vater noch Mutter. Sie sind in religiösen Dingen frei gesinnt, und das Kind liest vielleicht frömmelndes Zeug; sie sind stark und rüstig, arbeitsam und klar, und das Kind schlürft Süßlichkeiten ein, die noch verderblicher sind als allerlei Zuckerwerk; sie sind aller gewaltsamen Aufregung abhold, und das Kind liest schauerliche Abenteuer von Blutsaugern und Menschenfressern, die ihm freilich das Blut nicht aussaugen, aber es unnatürlich erhitzen und ihm das einfache Menschengefühl aufzehren.

So ist's. Die Polizei warnt vor Spielzeug mit giftigen Farben; die Eltern sind sorgsam bedacht, daß das Kind nichts genießt, was seine Gesundheit schädigt. Aber die giftigen Farben der Bücher, die verderblichen Genüsse der Schrift lassen sie sorglos und unbekümmert in seine Seele dringen.

Allerdings wäre es besser, wenn die Kinder nichts zu lesen brauchten, wenn sie sich im Freien tummeln könnten, oder wenn ihnen die Eltern erzählen könnten. Aber beides ist in unsern Verhältnissen nicht mehr anders zu gestalten. Das städtische Leben, die Abgemessenheit der Wohnräume läßt das freie Tummeln der Kinder nicht mehr aufkommen, und Vater und Mutter, zumal der Ernährer des Hauses, ist von der Strenge des Berufs und der Arbeit, wie sie heute erfordert wird, derart ermüdet, daß nur noch selten einer dazu kommt, seinen Kindern Geschichten zu erzählen. Man muß ihnen also Bücher geben. Am besten wär's, sie kämen mit Grimms Kinder- und Hausmärchen und etwa noch mit Gustav Schwabs Sagen des Altertums aus; aber das ist auch bald verbraucht, und die Kinder werden es überdrüssig. So muß man also zu Neuem greifen, und hier tritt die Mahnung an die Eltern, dem Kinde kein Buch in die Hände zu geben, das sie nicht selbst ganz oder doch größtenteils durchgelesen haben. Was nicht wert ist, daß es die Eltern durchsehen, ist gewiß auch nicht wert, den Kindern in die Seele gepflanzt zu werden."

Digitized by Google

Und heute nach vierzig Jahren — Auerbach schrieb die Worte 1866 — ist es nicht besser geworden. „Süßlich“ und „schauerlich“ und „frömmelnd“ sind auch heute noch fast alle Jugendschriften; ihre Technik ist so unkünstlerisch wie möglich. Unmöglichste Psychologie, undenkbarste Charaktere, unwahrscheinlichste Handlung, die hauptsächlich in der Häufung möglichst vieler und möglichst aufregender Begebenheiten besteht, eine gehörige Portion rührseliger Sentimentalität, dazu eine Sprache, die glatt und charakterlos dahinfließt, die in nichts eine persönliche Note verrät — so sieht das Rezept aus, nach dem die meisten Jugendschriften hergestellt werden.

Es gibt eine sehr beliebte, aber auch sehr gefährliche Phrase, mit der sorglose Eltern sich über die Gefahr dieser Lektüre hinwegtäuschen: „Wir haben in unserer Jugend auch solche Bücher gelesen, und uns haben sie doch nichts geschadet.“ — Ja, wie wollen sie denn beweisen, daß sie keinen Schaden gelitten haben, selbst wenn sie trotz der schlechten Lektüre in ihrer Kindheit zu einem guten literarischen Geschmacke gelangt sind? Wie wollen sie kontrollieren, ob nicht ihre Empfindungsfähigkeit für die Feinheiten des literarischen Kunstwerks noch höher und ausgebildeter geworden wäre, wenn schon ihre erste Lektüre Dichtwerke und keine Machwerke gewesen wären. Und dann dürfen wir nicht vergessen: verhältnismäßig wenige retten sich aus dem Sumpf, in den sie schon in ihrer Jugend geraten — viele bleiben ihr Leben lang darin stecken.

Und noch eine zweite verderbliche, das Gewissen einschläfernde Phrase gibt es: die Kinder müssen sich allmählich „hinauflesen“ zu den Werken unserer großen Dichter. — Sicherlich können die Kinder den „Faust“ und den „Hamlet“ und den „Don Juan“ nicht lesen; aber ob die „beliebten“ Jugendschriften geeignet sind, die Jugend für das Verständnis dieser kostbaren Perlen der Literatur reif zu machen, ist denn doch mehr als zweifelhaft. Otto Ernst hat einmal einen treffenden Vergleich gebraucht: es sei wohl möglich, daß man bei leichtem Moselwein beginnend, sich allmählich zu einem Weinkenner und Feinschmecker entwickeln könne, aber niemals, wenn man mit Fusel anfange. — Die gewöhnlichen Jugendschriften aber sind vielfach nichts weiter als literarischer Fusel.

Es gibt nur ein Mittel, die Jugend für die echte Dichtung zu gewinnen: man muß sie mit echter Dichtung bekannt machen. Aus allen autobiographischen Aufzeichnungen unserer großen

Digitized by Google

Dichter und Literaten über ihre Jugendlektüre sehen wir, daß sie schon als Kind wirkliche Dichtungen genossen haben. So berichtet uns Spielhagen in seiner Autobiographie „Finder und Erfinder", daß er als Knabe ein Vielleser, ein „Lesewütiger" gewesen sei, der auch manches Schlechte verschlungen habe. Aber daneben war für ihn die Möglichkeit vorhanden, auch bedeutende Dichter zu lesen — Schiller, Goethe, Lessing — „wie so wundersam mutete mich dieser große, klare, tapfere Geist an!" — Heines „Buch der Lieder", Freiligrath, Walter Scott. „Indem ich seinen teuren Namen ausspreche, nenne ich nicht vielleicht den vornehmsten, aber doch für meine damalige Zeit größten und gütigsten Nährvater meiner Seele —" und dann endlich Homer, dem er das höchste verdankt. — Bekannt sind die Auslassungen Goethes darüber, wie er seines Vaters Bibliothek benutzte. Von Heine berichtet Karpeles, daß „Gullivers Reisen" neben dem „Don Quixote" die Lieblingslektüre Heines während seiner Knabenzeit bildeten. Der Einwirkung beider Bücher erinnerte er sich später noch oft mit wehmütiger Rührung."

Besonders interessant und wichtig sind Gervinus' und Freytags Aufzeichnungen, „weil sie die heilende und rettende Kraft zeigen, die in dem Rausch der Lesewut einer zur Lieblingslektüre gewordenen Dichtung ersten Ranges innewohnt — eine Heilskraft, welche die meisten jugendlichen Leser entbehren müssen, wodurch das Unglück einer minderwertigen Lektüre für sie zu einem Lebensunglück wird."

Wenn wir daher unsern Kindern dienen wollen, so gilt es für uns, ihnen den Anschluß an unsere reiche Nationalliteratur und weiterhin an die großen Werke der Weltliteratur zu vermitteln.

Und wir sind in der glücklichen Lage, eine große Anzahl Werke in dem Schatze unserer Literatur zu besitzen, die dem Verständnis der Jugend zugänglich sind. Eine unerschöpfliche Fundgrube für des Kindes suchende Phantasie sind die Märchen. Die köstlichsten sind in der Sammlung der Brüder Grimm. Das deutsche Kind ist zu bedauern, das aus diesem nie versiegenden Quell edelster Lebensfreude nicht schöpfen durfte. Neben den Grimmschen Volksmärchen haben die Kunstmärchen von Andersen längst Heimatrecht in der deutschen Literatur erworben. Zwar werden Kinderohren die feine Ironie Andersens, die uns Erwachsene entzückt, nicht hören, dafür werden sie gefesselt von dem Humor und der reichen Erfindungsgabe. Reiche Erfindungs-

Digitized by Google

gabe und lebhafte Handlung zeichnen auch Hauffs Märchen aus. Fast zu üppig sind sie ausgestattet mit Wundern und wunderbaren Geschehnissen — für Kinder, die leicht erregbar sind, taugen sie vielleicht nicht. Dagegen sei eine Sammlung „Tiermärchen“ (Wunderlich, Leipzig) rückhaltlos empfohlen, ebenso Volkmann-Leander „Träumereien an französischen Kaminen,“ Vogel „Frau Märe,“ Weber „Neue Märchen (Auswahl).“

Gleichberechtigt neben das Märchen tritt unser germanischer Sagenschatz. Alles das, was unser Volk in seiner Jugend erfreute, Heldenmut und Heldenkühnheit, große, gewaltige Taten, und daneben nie wankende Liebe und Treue — das hat in den Sagen Gestalt gewonnen — und das erfreut noch heute unsere Jugend, die mit dem Jugendzustand unseres Volkes so viele verwandte Züge zeigt. Auch hier müssen wir an Brüder Grimm und ihre deutschen Sagen erinnern, die viel zu wenig gekannt sind. Allerdings sind sie in ihrer Gesamtheit für Kinder nicht zu empfehlen. Eine kleine Auswahl ist bei L. Wiegand erschienen. Gewaltiger allerdings wirkt unser großes Heldenepos, die Nibelungen, am gewaltigsten in der Hebbelschen Gestaltung als Drama. Aber in dieser Form kommt es doch erst für reifere Leser in Betracht, ebenso in seiner ungekürzten Form als Epos. Dagegen sind die gekürzten Ausgaben von Legerlotz und Engelmann schon für 13jährige Kinder lesbar. Beide Verfasser haben auch das Gudrunlied geschickt bearbeitet und gekürzt, ohne sich an dem heiligen Geist der Dichtung zu versündigen. — Wünschenswert ist es auch, daß die deutsche Jugend die Ritterssage von Parzival, die anerkannt bedeutendste Leistung der höfischen Epik, kennen lernt. Denn das Rittertum mit seiner Heldenkraft und Romantik ist im Volksbewußtsein lebendig geblieben, und gerade der heranwachsenden Jugend ist noch manches von seinem Geiste eigen. Aber notwendig ist es, wegen der Gleichförmigkeit der Tatsachen, wegen ermüdender Längen in der Darstellung und wegen der Verwebung mannigfacher Sagengebiete und Lebensschicksale eine Bearbeitung für die Jugend zu haben. Wir verweisen für ältere auf Engelmann. Eine Prosadarstellung gibt Albert Richter, „Iwein und Parzival“; schon 12jährige Kinder können sie lesen.

Daß bei der Lektüre für Kinder der „Robinson“ genannt werden muß, ist selbstverständlich. Größeren gebe man ruhig die vollständige Übersetzung des Defoeschen Romans (bei Reclam).

Digitized by Google

Für 10jährige ist eine Bearbeitung notwendig; die relativ beste ist die Gräbnersche. — Und dann müssen die Knaben Indianergeschichten lesen — nur wenn man sie vor dem schrecklichen Schund auf diesem Gebiete bewahren könnte — das wäre ein Segen. Auch die gesamten Negerromane und Kolonialgeschichten sind leider durchweg schlimme Machwerke ohne die geringsten literarischen Qualitäten — so recht eine Vorstufe zum Kolportageroman, wie all die süßen Backfisch- und Pensionsgeschichten unfehlbar zum Familienblattroman führen. Von den Indianergeschichten kommen nur die Cooperschen „Lederstrumpferzählungen" in Betracht, und auch diese sind um der vielen Reflexionen willen nur in der Bearbeitung zu empfehlen, — wir verweisen auf die von Höcker (Union).

Bis hierher haben wir fast nur Stoffe genannt, die schon seit langem zum „eisernen Bestand" der Jugendliteratur gehören, wenn sie auch nicht immer die Würdigung erfahren haben, die ihnen gebührt. Was daneben aber fast überall der Jugend als Lektüre geboten wird, der ganze Wust von historischen und exotischen Jugendromanen und von Backfischgeschichten — kommt bei einer literarischen Wertung überhaupt nicht in Betracht. Wir müssen uns wieder daran gewöhnen, daß das Kind teilnimmt an der Lektüre der Erwachsenen — wie es früher war, vor der Zeit der Philanthropen, die die spezifische Jugendschrift eigentlich erst erfanden. Natürlich können Kinder nicht alles lesen, was für Erwachsene geschrieben wurde — das ist ja selbstverständlich. — Aber alles, was von Kindern gelesen wird, muß auch Erwachsenen Interesse abgewinnen können — d. h. es muß dichterisch wertvoll sein. Darum gilt es, aus unserer reichen Dichtung das auszuwählen, was sich für Kinder eignet. Und da finden wir für das Alter, vom 13. Jahre an, eine Fülle von Lesestoff. Da ist Rosegger, der selbst aus seinen Schriften, die ursprünglich nicht für die Jugend geschrieben sind, eine Reihe Geschichten für die Jugend zusammengestellt hat, „Aus dem Walde," „Deutsches Geschichtenbuch," „Waldferien," „Waldjugend". Besonders heben wir die drei billigen Bände „Als ich noch der Waldbauernbub war" hervor.

Da ist Storm, „dessen Menschen so einfach durchs Leben gehen, und die doch umwoben sind mit dem geheimnisvollen Etwas, womit auch die kindliche Phantasie sich schon das Leben verschönt." Wir nennen besonders die billige Ausgabe von „Pole Poppenpäler", ferner „Geschichten aus der Tonne," „Böttcher

Digitized by Google

Basch," „Die Söhne des Senators," für reifere „Die Chronik von Grieshuus," „Der Schimmelreiter," „In St. Jürgen". Wir nennen ferner Liliencrons packende Schilderungen des Krieges in seinen „Kriegsnovellen" (Auswahl), Erckmann-Chatrian „Erlebnisse eines Rekruten von 1813," Klein „Fröschweiler Chronik," Erlebnisse eines Pfarrers aus der Schlacht bei Wörth, Raabes historische Erzählungen „Deutsche Not und deutsches Ringen", Wildenbruchs ergreifende Kadettengeschichte „Das edle Blut," Hauff „Lichtenstein", eine romantische Erzählung aus der Reformationszeit, Bürger „Des Freiherrn von Münchhausen Abenteuer" (Ausgabe bei Hendel, die sich genau an den Bürgerschen Originaltext hält, doch mit Weglassung aller anzüglichen Stellen), Sohnrey „Friedesinchens Lebenslauf", eine prächtige Schilderung des niedersächsischen Landvolkes, Alexis „Die Hosen des Herrn von Bredow", ein kulturhistorischer Roman aus dem märkischen Adelsleben z. Zt. der Reformation, Thompson „Bingo und andere Tiergeschichten", feinsinnige Beobachtungen der seelischen Fähigkeiten des Tieres; Tiergeschichten, eine Auswahl, getroffen vom Hamburger Jugendschriften-Ausschuß (Verlag Wunderlich). (Das Buch enthält „Crambambuli" von Ebner-Eschenbach, „Jalo der Traber" von Ahrenberg, „Herbsttage in den Alpen" von Widmann, „Blaaken" von Björnsen, „Zottelohr" von Thompson, „Rothund" von Kipling.)

Ganz besonders möchte ich auch darauf hinweisen, daß unsere Kinder mehr an das Lesen von Gedichten gewöhnt werden sollten. Nichts ist geeigneter, das Empfinden für die künstlerische Form zu stärken, als das Lesen von Gedichten. Wir nennen an Sammlungen für die Jugend „Güll", Kinderheimat in Liedern (Auswahl) für die Kleinen. Eine Auswahl aus Uhland und Liliencron und eine Sammlung aus neueren deutschen Dichtern „Vom goldenen Überfluß" von Loewenberg.

Das ist nur eine kleine Auswahl des Geeignetsten und Besten. Wer eine größere Fülle von Büchern wünscht, den verweisen wir auf das Buch „Zur Jugendschriftenfrage" (Wunderlich, Leipzig, Mk. 1,60, gebunden Mk. 2,—), das im Anhang ein Verzeichnis von etwa 300 empfehlenswerten Jugendschriften mit charakterisierenden Anmerkungen bringt.*) Das Verzeichnis enthält auch Bilderbücher und eine große Anzahl belehrender Schriften,

*) Dieser „Anhang" ist als Sonderdruck erschienen unter dem Titel: „Empfehlenswerte Jugendlektüre" (0,60 M.).

Digitized by Google

die nach dem Gesichtspunkt ausgewählt sind, daß der Jugend auch echte Wissenschaft geboten werden müsse, natürlich immer in einer Form, die sie verdauen kann.

Und auch das wollen wir zum Schluß noch hervorheben, daß in der Lektüre für die Jugend der belehrenden Schrift das gleiche Recht gebührt wie der dichterischen. Wenn wir darauf hier nicht näher eingegangen sind, so liegt das lediglich am Raummangel.*)

Die Sittlichkeit der Männer.

Von Konrat Weymann.

Tu nos fecisti ad te.
Homo sum; humani nil
a me alienum.

1.

Es ist nicht sehr gebräuchlich, wenn es überhaupt zulässig erscheint, das sexuelle Problem öffentlich zu erörtern. Diese Zeitschrift aber hat den allgemeinen Brauch schon früher durchbrochen, und ich glaube: sie hat Recht getan. Die Frage, um die es sich handelt, ist von ungeheurer nationaler Bedeutung; ich

*) Seit der Niederschrift dieses Artikels sind einige sehr bemerkenswerte ganz billige Bücher erschienen: J. P. Hebel: „Allemannische Gedichte." Mit hochdeutschen Übertragungen von Rob. Reinick und Bildern von Ludwig Richter (Verlag G. Wiegand-Leipzig, 0,90 M.). Kopisch: „Gedichte für die Jugend." (Kellerer-München, 0,50 M.). Brüder Grimm: „Deutsche Sagen." Eine reiche Auswahl (Janßen-Hamburg, 1 M.). „Kinderwelt", Erzählungen und Skizzen aus neueren deutschen Dichtern (H. Böhlau, Liliencron, Ch. Niese, H. Voigt, J. Loewenberg). (Wunderlich-Leipzig, 0,60 M.). Parger: „Moderne erzählende Prosa." Velhagen und Klasings Schulausgaben. Der erste Band enthält Erzählungen von Rosegger, Ebner-Eschenbach, Liliencron, Wildenbruch, Villinger. Preis 1 M. Band 2 enthält: Storm, Die Söhne des Senators. K. F. Meyer, Gustav Adolfs Page. Wilh. Raabe, Else von der Tanne. A. Stern, Die Flut des Lebens. Preis 1,20 M. Baierlein: „Bei den roten Indianern." (Verlag Richter (Ungelenk)-Dresden, 0,90 M.). Das Buch schildert die Erlebnisse eines Missionars. Paul Hertz: „Unser Elternhaus." (Janßen-Hamburg, 0,50 M.). Aus dem Leben einer Hamburger Kaufmannsfamilie um die Mitte des vorigen Jahrhunderts.

Digitized by Google

glaube, das es schwer ist diese ihre Bedeutung zu überschätzen; sie ist zugleich von unmittelbarer persönlicher Bedeutung für jeden einzelnen; sie ist ein Gebiet, auf dem die stärksten im Reiche der Sittlichkeit überhaupt denkbaren Gegensätze sich gegenüberstehen — und doch nicht aufeinander stoßen, zum mindesten nicht so kraftvoll, daß man den Kampf zwischen ihnen als den Vater einer klareren, höheren Zukunft ansehen dürfte. Das ist nicht gut. Die Scheu, diese Dinge öffentlich zu behandeln, hat gewisse berechtigte Seiten; aber sie hat da kein Recht, wo nur eine von sittlichem Ernst getragene Erörterung in Frage steht. Solche Erörterung ist für die Entwicklung unseres Volks und der Menschheit vonnöten. Denn die Scheu vor der Berührung des sexuellen Problems hat ihren Grund nicht nur in echter Feinfühligkeit, sondern auch, und vielleicht zum ganz überwiegenden Teil in dem mangelnden Mut oder gar Interesse, der Wahrheit ins Auge zu sehen; und soweit das der Fall ist, wirkt diese Scheu wie eine verborgene Krankheit, und ist ein Hemmnis gesunder Entwickelung. Die Möglichkeit, daß solche Erörterungen unreifen jungen Leuten zu Gesichte kommen und in ihnen Schaden stiften — eine Möglichkeit, die übrigens einerseits bei wirklicher sittlicher Höhe der Erörterung gering ist, andererseits auch z. B. in der Bibel und in Goethes Werken gegeben ist — begründet nur die Notwendigkeit der Vorsicht für die Eltern, aber keine Verpflichtung oder auch nur Berechtigung zu schweigen über das, was vielmehr gerade ins Licht der Wahrheit zu stellen Pflicht ist.

Wenn hier in die Erörterung des sittlichen Problems eingetreten wird, so wird bewußt und ausdrücklich davon abgesehen werden, spezifisch christliche Gedanken zu verwerten. Wer wirklich in seinem Inneren entscheidend durch die christliche Weltanschauung beeinflußt wird, für den ist das Problem vielleicht ein kulturelles und psychologisches, aber kein sittliches Problem; denn daß das Christentum jedenfalls in seiner geschichtlich gewordenen heutigen Gestalt, mit seinen außerweltlichen Idealen und seiner unbedingten Schätzung jeder Einzelpersönlichkeit, den Verkehr der Geschlechter nur in der dauernden Form der Ehe zuläßt, scheint mir gewiß. Wer aber nicht in den Wurzeln seines Wesens vom Christentum beeinflußt ist, auf den übt nach meiner Beobachtung gerade auf geschlechtlichem Gebiete die christliche Lehre überhaupt keinen Einfluß aus. Das ist auch begreiflich, denn es handelt sich hier um das Geltungsgebiet eines so starken, so allgemeinen, so sehr mit Wesen und Bestand des menschlichen

Digitized by Google

taren Triebs, daß eine nicht aus den physiologischen Grundbedingungen des Menschen selbst hervorgehende Beschränkung des Triebs der Natur der Sache nach nur hervorgerufen werden kann durch sittliche Kräfte, die ebenso tief in der ureigensten seelischen Natur des Individuums wurzeln wie der Geschlechtstrieb in der physischen. Außerdem aber ist das Christentum weiten Kreisen gerade auf unserem Gebiete mit einem gewissen Recht verdächtig; denn es hat Entwickelungsstufen durchgemacht, auf denen eine unzweifelhaft ungesunde Auffassung des geschlechtlichen Lebens teils zu verzerrter Über-Unsinnlichkeit, teils zu ekelhaften Ausbrüchen und Verirrungen des mit mechanischer Gewalt zurückgedrängten, aber nicht innerlich überwundenen Naturtriebs führte. Was den Katholizismus angeht, so bringt das Quellenwerk des Grafen Hoensbroech über das Papsttum in seiner sozial-kulturellen Bedeutung genug noch für die heutige Zeit gültige Belege; und für den Protestantismus wird es wenigstens nicht ganz leicht sein, den Nachweis zu führen, daß er die Einflüsse ungesund asketischer Anschauungen ganz überwunden hat — wenn das der Fall ist, was zu beurteilen ich mich nicht getraue.

Also ich sehe von den Forderungen des Christentums als solchen gänzlich ab; ich will nur versuchen zu ermitteln, was man einem sittlich feinfühligen, charaktervollen Mann auf dem Boden einerseits unserer heutigen naturwissenschaftlichen Anschauungsweise, andererseits unseres gegenwärtigen allgemeinen sittlichen und Kulturzustandes als daraus sich ergebende sittliche Forderungen bezüglich des Verhaltens der Männer zum anderen Geschlecht überzeugend machen kann. Ob und wieweit die sittlichen Anschauungen, mit denen ich dabei arbeite, durch das Christentum erzeugt oder beeinflußt worden sind, diese Frage lasse ich ganz außer Betracht, denn mein Interesse geht nicht dahin, in der Untersuchung das Christentum als Kulturfaktor auszuschalten, sondern als Religion, und die Sätze, die ich aufstelle, nicht nur zu begründen auf religiöse Gebote als solche, sondern auf sittliche Überzeugungen, die von sittlich hochstehenden Männern geteilt werden ohne Unterschied der religiösen Stellung.

Da muß denn an die Spitze jeder Erörterung gestellt werden das entschlossene und vorbehaltlose Zugeständnis, daß der Geschlechtstrieb, im allgemeinen und in seinen einzelnen Auswirkungen, nichts an sich Unreines ist, und daß man deshalb kein Recht hat, jede

Digitized by Google

ſexuelle Erregung oder Vorſtellung, die im Gemüte aufſteigt, als etwas Verwerfliches und als Ergebnis einer mehr oder minder verdorbenen Phantaſie zu behandeln, wie es bei den Bekennern des Chriſtentums nicht ſelten geſchieht. Ich halte dieſe Auffaſſung für theoretiſch grundlos und für praktiſch verderblich. Grundlos, weil es tatſächlich unmöglich iſt, überzeugend zu begründen, daß die ſexuellen Erregungen, die beim reifenden Jüngling aus phyſiologiſchen Gründen ſchlechterdings nicht ausbleiben können und an ſich nichts ſind als die Wirkungen eines gewaltigen Naturtriebs, etwas an ſich Unreines ſeien; verderblich, weil man durch dieſe Auffaſſung die natürlichen Vorgänge des körperlich-ſeeliſchen Lebens mit dem Reiz des Verbotenen umgibt, den ſeeliſchen Konflikt unnötig verſchärft, dadurch Seelenkräfte verbraucht und anderen wertvollen Aufgaben entzieht, das berechtigte, im ſittlichen Kampfe förderliche Selbſtvertrauen durch die Vorſtellung einer übertriebenen Sündhaftigkeit beeinträchtigt, endlich die Geſichtspunkte nicht zur genügenden Geltung kommen läßt, die wirklich im Kampf mit der eigenen Sinnlichkeit maßgebende Bedeutung beanſpruchen und auch dem geſund und natürlich empfindenden Menſchen überzeugend gemacht werden können.

Denn wenn ich ſage, daß die geſchlechtlichen Empfindungen und Zuſtände an ſich nichts Unreines ſind, ſo ſage ich damit doch nicht, daß es zuläſſig oder gar nützlich ſei, ſich ihnen widerſtandslos hinzugeben. Im weiteren Verlaufe der Unterſuchung wird ſich ergeben, daß und warum der charaktervolle Mann es ſich ſelbſt ſchuldig iſt, ſich in dieſer Beziehung Schranken aufzuerlegen.

Wenn der Geſchlechtstrieb an ſich nichts Unreines iſt, dann ſcheint es auf den erſten Blick faſt unbegreiflich, daß eine weitverbreitete Anſchauung zwiſchen ehelichem und außerehelichem Geſchlechtsverkehr ſcharf unterſcheidet; daß ſie den einen als unſittlich verurteilt, daß ſogar das öffentliche Gewiſſen der Gemeinſchaft ihn in der Sprache des Rechts, welches doch nur die gröberen Anforderungen der Sittlichkeit zu Rechtsforderungen ſtempelt, als „Unzucht“ und „Ausſchweifungen“ kennzeichnet, während der eheliche Verkehr als ſittlich berechtigt anerkannt wird. Ob und auf welchem Wege es möglich iſt, dieſen Gegenſatz nicht als Ergebnis von Inkonſequenz oder Heuchelei, ſondern als den Ausdruck, wenn auch vielleicht unvollkommenen Ausdruck, echten ſittlichen Empfindens aufzufaſſen und nachzuweiſen, wobei das

Digitized by Google

Unterscheidende zwischen ehelichem und unehelichem Verkehr jedenfalls nicht in der Natur der Ehe als einer Rechtsform gesehen werden darf, soll hier nicht untersucht werden. Solche Untersuchung würde den Rahmen dieses Aufsatzes überschreiten. Wir begnügen uns hier damit, aus allgemein sittlichen Anschauungen einige wichtigste Forderungen, die auch ohne grundsätzliche Stellung zu dem Postulate der Keuschheit und zur Frage seiner psychologischen Begründung und Berechtigung anerkannt werden können und müssen, zu entwickeln.

Nur an einer Grundanschauung über das Problem und seine Lösung können wir nicht vorbeigehen, weil sie, so sehr sie als Ausfluß einer reinen Sittlichkeit und der Gerechtigkeit sich gibt, doch tatsächlich unhaltbar und sogar geeignet ist, den Gegnern Waffen zu liefern. Das ist die von Björnson im „Handschuh" vertretene Auffassung, der man sonst namentlich in den Kreisen der Frauenrechtlerinnen begegnet, daß auf geschlechtlichem Gebiete zwischen Frauen und Männern überhaupt kein Unterschied sei, und daß für eine feinfühlige sittliche Beurteilung die Übertretung dieses Gesetzes durch den Mann genau ebenso zu be- und verurteilen sei, wie die vom Weibe begangene; wobei als des Beweises nicht bedürftig vorausgesetzt wird, daß für das Weib unbedingt nur der eheliche Geschlechtsverkehr zulässig ist. Diese Auffassung halte ich in dieser Form für unzutreffend und für ungeeignet, irgend welchen praktischen Einfluß an der entscheidenden Stelle, nämlich in der Männerwelt zu finden, weil diese Auffassung den tiefgehenden Unterschieden in der seelischen und leiblichen Verfassung von Mann und Weib nicht gerecht wird. Die Sinnlichkeit des Weibes ist nach Maß und Art anderer Natur als diejenige des Mannes. Sie tritt zunächst später auf als beim Manne, wenn sie nicht überhaupt gänzlich schlummert bis sie von außen her geweckt wird, und sie ist jedenfalls bis dahin, da sie geweckt wird, in den allermeisten Fällen schwächer. Natürlich wird es Ausnahmen geben; aber in der Regel, von der wir hier nur reden können, wird bei gesund veranlagten und in gesunder Lebensluft aufgewachsenen Mädchen die Sinnlichkeit erst im vertrauten Verkehr mit einem Mann allmählich erwachen. Es steht unzweifelhaft fest, daß es Frauen gibt, die bis zum Tage der Verheiratung keine Ahnung hatten vom Wesen der ehelichen Gemeinschaft; von Frauen, die bis zu diesem Tage kein geschlechtliches Begehren empfunden hatten, welches als solches, unterschieden von dem allgemein seelischen Bedürfnis nach Liebe

Digitized by Google

und Anlehnung, ins Bewußtsein getreten wäre. Natürlich ist das nur möglich in sittlich hochstehenden Kreisen, und vielleicht wird es selbst in solchen nicht die Regel bilden; aber es ist da doch durchaus möglich, und nicht nur möglich für engelhaft unsinnlich veranlagte Naturen. Diese Möglichkeit beweist aber für sich allein einen konstitutiven Unterschied in der körperlichen Veranlagung von Weib und Mann. Denn beim Mann ist das gleiche schlechthin unmöglich; seine natürliche Entwickelung kann sich, schon rein auf den physiologischen Vorgang gesehen, nicht vollziehen, ohne daß der spezifisch sinnliche Drang deutlich als solcher und als eine Macht in sein Bewußtsein einträte; ein körperlich reifer Mann, in dessen Leben nicht das sinnliche Verlangen eine erhebliche Rolle spielte, ist eine physiologische Unmöglichkeit. Das sinnliche Moment tritt beim Mann früher, entschiedener und stärker auf als beim Weibe.

Viel wichtiger als dieser physiologische ist aber der psychologische Unterschied im Wesen der Sinnlichkeit von Mann und Weib. Beim Weibe ist das Sinnliche mit dem Seelischen verknüpft in einer Stärke und Unbedingtheit, von der die Männer häufig keine Ahnung haben. Das Weib kann sich, wenn es nicht tief herunter gekommen ist, nur dem Manne hingeben, den es wirklich liebt (wenn auch vielleicht nicht tief liebt); und wenn es sich hingibt, so kann es nicht anders, als auch seine Seele hingeben. Ein Franzose hat gesagt, das Weib könne niemals ganz den Mann vergessen, den es einmal in der Nachtmütze gesehen habe. Gewiß eine richtige Beobachtung, wenn sie sogar im französischen Volke gemacht werden konnte, in dessen Leben das sinnliche Moment eine so viel größere und selbständigere Rolle spielt als anderwärts. Man lese einmal das köstliche Gedicht von Goethe: „Der Müllerin Reue", ein Gedicht, von dem gar nicht denkbar ist, daß es anders als aus unmittelbarer Anschauung des Lebens hervorgegangen sei; es läßt erkennen, wie tief selbst in einem leichtfertigen Weibe die durch die Hingabe begründete Neigung wurzeln kann:

„Ach Liebe, du wohl unsterblich bist!
Nicht kann Verrat und hämische List
Dein göttlich Leben töten."

Ja ich glaube, daß man sagen muß: ein nicht geradezu grob mpfindendes Weib kann sich selbst dem Auge des Mannes nicht hingeben, ohne daß die Liebe die Triebfeder bildet und aus der Hingabe neue Nahrung saugt; schon diese Art der Hingabe kettet

Digitized by Google

das Weib an den Mann mit festen, bei tief angelegten Naturen unzerreißbaren Banden. Es mag sein, daß es seltene Ausnahmen gibt bei Frauen, die an ein hohes Maß von künstlerischer Abstraktion gewöhnt sind, es mag auch sein, daß sich manches ändert bei Frauen, die das Modellstehen viele Jahre lang betrieben haben, aber ich glaube nicht, daß es sich im letzteren Fall ändern kann ohne eine gleichzeitige Vergröberung des seelischen Lebens. Und wenn ein unverdorbenes Weib im einzelnen Falle durch die bittere Not gezwungen werden mag, sich ohne persönliche Neigung einem Manne zu enthüllen, so wird ihm der Entschluß dazu einen der bittersten Kämpfe seines Lebens kosten.

So also ist es beim Weibe: die Sinnlichkeit erwächst auf dem Grunde der persönlich-seelischen Zuneigung, und sie übt eine gewaltige Rückwirkung auf diese Neigung; durch die Hingabe wird die Neigung unauflöslich. Damit soll nicht geleugnet werden, daß es in der Innigkeit der Beziehung von seelischer und sinnlicher Liebe beim Weibe eine Fülle von Abstufungen, daß es Bevölkerungsschichten gibt, in deren Durchschnitte das sinnliche Moment auch beim Weibe selbständiger auftritt, daß das gleiche bei einzelnen Individuen in allen Gesellschaftsschichten sich findet. Es kommt mir hier nur darauf an, daß im allgemeinen eine dem vorurteilsfrei beobachtenden Auge deutlich erkennbare Verschiedenheit in der Organisation von Mann und Weib besteht; daß das Weib in der Regel, auch das oberflächlichere Weib zumeist, zum Manne nicht in erster Linie durch dessen Geschlecht sondern durch dessen Persönlichkeit gezogen wird; daß demgemäß das zunächst Treibende beim Weibe nicht die sinnliche Lockung sondern das Bedürfnis nach Liebe im höheren Sinn ist; daß daher bei ihm auch die oberflächliche Neigung tiefer in das Seelenleben eingreift und nachhaltiger wirkt als beim Manne.

Mit dem allen habe ich natürlich unverdorbene Mädchen im Auge. Ich halte für möglich, daß das Verhältnis sich umkehrt bei einem Mädchen, das einmmal seine Ehre verloren hat, daß das Sinnliche, der Fessel ledig, eine ungemessene Herrschaft erlangt; und daß die Dirnen unter eine Knechtschaft der Sinnlichkeit geraten, wie sie beim Manne ganz selten erscheint, ist ja bekannt genug. Aber wenn man sieht, mit welcher grauenhaften Schnelligkeit gefallene Mädchen, gerade diejenigen, bei denen die Preisgebung einen wirklichen Fall bedeutet, auf der untersten Stufe der Verkommenheit ankommen, sobald sie den Halt an dem

Digitized by Google

Manne verloren haben, dem ihre erste Liebe gegolten hat, so liegt, glaube ich, darin geradezu ein Beweis für die Richtigkeit meiner Anschauung. Das Opfer war so groß, die Scham, dies Opfer mit Füßen getreten zu sehen, so brennend, die Selbstachtung so zu Boden geschmettert, daß es nach dem ersten Schritt kein Halten mehr gibt. Man lese die erschütternde Schilderung in Tolstois Auferstehung.

Beim Manne kommt dergleichen kaum vor. Seine Sinnlichkeit hat nicht nur eine andere Stärke, sondern auch eine andere Natur und Selbständigkeit als diejenige des Weibes. Sie entbehrt bis zu einem gewissen, sehr erheblichen Grade der Beziehung zum Seelenleben; sie ist gröber, oberflächlicher, deshalb wandelbarer, weniger an die Person geknüpft. Goethe läßt seine römische Geliebte sagen:

> Aber Ihr Männer, Ihr schüttet mit Eurer Kraft und Begierde
> Eure Liebe zugleich in den Umarmungen aus."

Die Liebe, die das Seelenleben des echten Weibes bis in seine Tiefen erfüllt und beherrscht, ist für viele Männer, ich glaube für die ungeheure Mehrzahl, in den ersten Jahren der körperlichen und seelischen Reife vorwiegend oder ausschließlich Spiel, Erholung, Zerstreuung, eine Sache, die den eigentlichen Lebens- und Interessenkreis, den vom Berufsleben erfüllten, kaum berührt. Man mag diesen Zustand bedauerlich finden, aber ich glaube, daß auch der sittlich streng urteilende Mensch das Vorhandensein dieses Zustandes, auch bei ernsteren Männern, zugestehen muß. Denn dieser Zustand ist in der Tat keine Eigentümlichkeit nur der leichtfertigen Männer, sondern der Männer überhaupt; und wenn die Männer, die wir als Pflichtnaturen bezeichnen, diesen Zustand in sich überwinden, so bezwingen sie eben ihre natürliche Anlage. Selbstverständlich gibt es auf diesem Gebiete, wie auf jedem Gebiete des seelischen Lebens, eine unendliche Fülle von Abstufungen, und je sittlich höher ein Mann steht, desto mehr wird das Sinnliche in ihm unter der Herrschaft des Geistigen stehen und das Gepräge des Geistes empfangen; aber wenn wir ein allgemeines Urteil gewinnen wollen, so müssen wir den Charakter des männlichen Seelenlebens so bestimmen wie oben geschehen. Goethe war wahrhaftig kein oberflächlicher Mensch; nur die Oberflächlichkeit oder abgründliche Einseitigkeit kann verkennen, welche geniale Tiefe, welchen unergründlichen Reichtum der feinsten Gedanken auch auf sittlichem Gebiete sein

Digitized by Google

Leben aufweist — und doch steht die Flatterhaftigkeit seiner Beziehungen zum Weibe fest, ein Stein des Anstoßes für viele vorwiegend sittlich gerichtete Naturen. Goethe hat auch für die seelischen Tiefen des Weibes volles Verständnis, das tiefe zartfühlige Verständnis gehabt, das man bei einer so universalen und so begnadigten Natur nur erwarten darf; man lese die wundervollen Verse aus dem Tasso:

„Wenn's Männer gäbe, die ein weiblich Herz
Zu schätzen wüßten, die erkennen möchten,
Welch einen holden Schatz von Treu und Liebe
Der Busen einer Frau bewahren kann;
— — — — — — — — — — — — — —
Dann wär uns wohl ein schöner Tag erschienen,
Wir feierten dann unsre Goldne Zeit."

Und doch hat er nicht die Beständigkeit besessen, die Lenore von Este so schmerzlich vermißt. Ich stehe keinen Augenblick an, das als einen Schatten in der Lichtgestalt Goethes zu bezeichnen und fühle kein Bedürfnis, den Fehler zu beschönigen; aber die Gerechtigkeit gebietet m. E., den Fehler zu begreifen als das was er ist, nämlich die Kehrseite der ästhetischen Veranlagung, die bei den Männern überhaupt viel stärker ist als beim weiblichen Geschlecht, und bei Goethe in eminenter Stärke und Entwickelung auftritt. In der Tat sind die Männer ungleich stärker ästhetisch veranlagt als die Frauen, so seltsam das in manchen Beziehungen klingen mag. Die persönlichen Beziehungen des Gefühlslebens sind beim Weibe reicher und wichtiger. Die objektiven Auswirkungen des Gefühlslebens sind das Erbteil des Mannes; die Geschichte kennt durch das ganze Gebiet der Kunstgeschichte hindurch keine einzige wirklich große Künstlerin. So trägt auch der Zug des Mannes zum Weibe an und für sich ein viel stärkeres ästhetisches Moment in sich als der Zug des Weibes zum Manne. Ich las kürzlich den Ausspruch einer klugen Frau, daß Gott in die Augen und den Magen der Männer eine besondere Empfänglichkeit gelegt habe. So ist es in der Tat. Die Formen des weiblichen Körpers sind im Durchschnitte für die Männer ein ungleich wichtigerer Faktor als umgekehrt. Das tritt natürlich zurück bei der Wahl der Lebensgefährtin, wenngleich auch da nicht immer Nietzsches bittere Anklage unbegründet ist: „Sorgsam fand ich bis jetzt alle Käufer, und alle haben listige Augen. Aber seine Frau kauft auch der Listigste noch im Sack." Aber solange es nicht die wichtige Entscheidung fürs Leben gilt — bei der natür-

Digitized by Google

lich alles in Aktion tritt, was der Mann an sittlichen Kräften in sich besitzt —, solange wird für den Mann die äußere Erscheinung der wichtigste Reiz des Weibes sein. Es wird nicht sehr viele Männer geben, denen nicht jeder „niedliche Käfer" willkommen wäre zur Anknüpfung intimer Beziehungen, und wäre er innerlich noch so hohl und armselig. Jeder Blick in Literatur und Kunst zeigt, welche ungeheure Bedeutung die Formenschönheit des weiblichen Körpers für die Männerwelt besitzt. Wenn wir das weibliche Geschlecht als das schöne bezeichnen, so hat das darin seine Begründung; noch niemand hat behauptet, daß in der Tierwelt das weibliche Geschlecht das schönere sei; und es wird wenige echte Künstler oder für echte Schönheit empfängliche Männer geben, denen nicht die männliche Schönheit höher stände, reicher, charaktervoller, eigenartiger erschiene als die weibliche. Aber für die Männerwelt im ganzen ist der weibliche Körper die Blüte aller Schönheit, das Thema, welches eine unerschöpfliche Möglichkeit und Fülle von Variationen in sich trägt, und dessen Behandlung jederzeit ihres Publikums sicher ist. So herrscht das Weib in der Ästhetik der Sinne; aber auch im Gebiete der höheren, geistigen Ästhetik spielt das Ewig-Weibliche für den Mann eine ganz andere Rolle als umgekehrt. Der Mann hat eine besondere Empfänglichkeit für die eigenartigen Erscheinungsformen, in denen die Individualität des seelischen Lebens des Weibes sich ausprägt; das Weib steht, wo es nicht liebt, der Männerwelt kühler, beschaulicher gegenüber; und ein Weib, das einen Mann liebt, ist damit im allgemeinen vermöge der Natur seiner Empfindungen gefeit gegen die Anziehungskraft anderer Männer, während es ganz wohl denkbar ist, daß ein Mann gleichzeitig durch zwei Frauen von sehr verschiedener Eigenart gefesselt wird. Und daß der Mann durch seine Anlage mehr zum Wechsel der Neigung geführt wird als das Weib, ist allgemein anerkannt.

[Fortsetzung.]

Digitized by Google

Cicero als Philoſoph.*)

Von Aug. Döring.

Cicero hat ſich in einem für einen römiſchen Staatsmann höchſt anerkennenswerten Maße mit der griechiſchen Philoſophie beſchäftigt. Aber ein Philoſoph iſt er darum doch nicht geworden. Nicht nur manſcht er eklektiſch Teile der verſchiedenſten Syſteme durcheinander, er ändert auch mehrfach ſeine Überzeugungen und ſchwankt zwiſchen verſchiedenen Standpunkten haltlos hin und her.

Schwerlich hat Cicero ſchon früh einen feſten philoſophiſchen Standpunkt gewonnen. Er bekennt ſelbſt, daß er während der dreißigjährigen Tätigkeit als Staatsmann ſeine philoſophiſchen Studien nur in ſehr eingeſchränktem Maße durch gelegentliche Lektüre, um die Sache nicht ganz in Vergeſſenheit kommen zu laſſen, fortgeführt habe, behauptet jedoch, daß er auch in ſeinen Reden vielfach die Früchte ſeiner philoſophiſchen Studien zum Ausdruck gebracht habe.

Nur ſtufenweiſe wendet er ſich, da die öffentlichen Zuſtände ſich mehr und mehr für ſeinen ariſtokratiſch-republikaniſchen Standpunkt ungünſtig geſtalteten, der theoretiſchen Beſchäftigung zu. Die erſte Gruppe der hierher gehörigen Schriften, der rhetoriſchen, können nur in eingeſchränktem Sinne für die Philoſophie in Betracht kommen. Von denſelben ſind zu nennen die drei Bücher „Vom Redner“, ferner „Brutus oder von den berühmten Rednern“ und „Der Redner“. In dieſen Schriften kommen manche für die Philoſophiegeſchichte wichtige Angaben vor.

Eine Übergangsphaſe zu ſeiner philoſophiſchen Schriftſtellerei im engeren Sinne bilden ſodann die beiden ſtaatstheoretiſchen Schriften „Vom Staate“ und „Von den Geſetzen“.

Im zweiten Buche der „Geſetze“ wird auf den echt ſtoiſchen Gedanken zurückgegangen, daß das wahre Recht der Vernunftwille der Gottheit ſelbſt iſt. Daran ſchließt ſich dann in offenbarer Nachahmung der platoniſchen „Geſetze“ eine ideale Staatsgeſetzgebung, in die altertümliche Sprache der Zwölftafelgeſetze eingekleidet. Auch in dieſer Vermahnung kommt der Gedanke der ewigen Weltvernunft, der man zu Danke verpflichtet ſei, zum Ausdruck. Und auch in den „Geſetzen“ ſelbſt wird als Glaubens-

*) Aus der Schrift „Geſchichte der griechiſchen Philoſophie“ von Aug. Döring. 2 Bände. (Leipzig bei A. Reisland.)

Digitized by Google

artikel verkündigt, daß alle Seelen unsterblich, die der Tapferen und Rechtschaffenen aber göttlich sind, weil die Götter selbst in ihren Seelen wohnen. Dieser Gegenstand füllt auch noch das dritte Buch, das am Schlusse verstümmelt ist.

Nach dem Siege Cäsars über Pompejus zieht sich Cicero notgedrungen aus dem öffentlichen Leben zurück und widmet sich philosophischen Studien. Der Tod seiner Lieblingstochter Tullia, den er als eine schwere Wunde bezeichnet, die ihm das Schicksal geschlagen, verstärkte das Bedürfnis nach einer trostbringenden Beschäftigung. Im ganzen führt er eine ganze Reihe von Beweggründen für diesen Rückgang auf philosophische Studien an: er gewährt ihm Trost; er ist eine würdige Ausfüllung seiner unfreiwilligen Muße; er entspricht seinen vorgerückten Jahren; er hofft durch Darbietung der griechischen Geistesschätze in lateinischem Gewande seinem Volke noch nützen zu können, und schließlich, wenn das alles nicht zutrifft, so bedarf er doch überhaupt irgend einer Tätigkeit.

Seine ganze philosophische Schriftstellerei im engeren Sinne fällt in den kurzen Zeitraum von 45—43. Und selbst diese kurze Zeit philosophischer Sammlung wird noch durch ein beinahe achtmonatliches erneutes Eintreten in eine politische Aktion unterbrochen, als er nach der Ermordung Cäsars in den 14 „Philippischen Reden“ von September 44 bis April 43 gegen Antonius für die Republik eintrat. Nachdem dann im Oktober 43 das zweite Triumvirat zustande gekommen war, wurde er geächtet und im Dezember desselben Jahres durch die Schergen des Antonius hingemordet.

Die erste der so entstehenden philosophischen Schriften war die „Trostschrift“, in der er sich selbst wegen des Verlustes der Tochter Trost zusprach. Die Schrift ist verloren. Als sein Vorbild soll Cicero selbst die Schrift des alten Akademikers Crantor „Über das Leid“ bezeichnet haben.

Unmittelbar auf diese Schrift folgte der „Hortensius“, eine glänzend geschriebene Ermunterung zum Studium der Philosophie in der Form einer Verteidigung gegen ihre Verächter. Auch diese Schrift ist bis auf unbedeutende Reste verloren. Cicero selbst erwähnt sie als seine erste eigentlich philosophische Schrift und bemerkt, daß er in ihr die Einwürfe gegen die Philosophie dem Hortensius in den Mund gelegt habe. Er bemerkt auch, daß er darin die Tugend als lehrbar und die Philosophie als „Schule der Tugend“ erwiesen habe.

Digitized by Google

Wegen ihrer glänzenden Sprache wurde die Schrift noch im vierten nachchristlichen Jahrhundert in den Rhetorenschulen gelesen, und Augustinus, der dies bezeugt, gibt zugleich Zeugnis, daß ihn, den ungläubigen und einem lockeren Wandel ergebenen Achtzehnjährigen, bei dieser Lektüre außer der Form auch der ernste Inhalt ergriffen und von einem leichtfertigen Leben zu einer ernsteren Lebensrichtung geführt habe.

So wenig wie in der „Trostschrift" hat Cicero im „Hortensius" selbständig erarbeitete Gedanken vorgetragen. Daß dies auch in der nun folgenden rapiden Schriftstellerei nicht seine Absicht war, spricht er in einer erhaltenen Briefstelle unverhohlen aus. „Es sind Abschriften, die mit geringer Bemühung entstehen. Nur die Worte bringe ich herzu, an denen ich Überfluß habe." Zu diesem Bekenntnis stimmt auch der Inhalt der Schriften. Schon die bis in die einzelnen Verästelungen vorgetragenen Gedankengänge der einzelnen Systeme, mehr noch die oft willkürlichen Kürzungen und die auf unzulängliche Verarbeitung der Vorlage deutenden Unklarheiten zeigen die Unselbständigkeit seines Arbeitens. Dennoch war die Arbeit nicht ganz so leicht, wie er sie in der Briefstelle bezeichnet. Sein Überfluß an Worten reichte doch nicht hin, um die philosophischen Kunstausdrücke des Griechischen in die hierfür noch fast völlig ungeschulte lateinische Sprache zu übertragen. Vielfach führt er den griechischen Ausdruck an und setzt versuchsweise eine lateinische Neubildung daneben, die er durch die Neuheit der Aufgabe entschuldigt. Diese Schwierigkeit aber wird ihm dann wieder aufgewogen durch die Freude und den patriotischen Stolz, daß es gelingt, über philosophische Fragen lateinisch zu sprechen, und er erteilt sich selbst Lob wegen dieses Gelingens. Und in der Tat sind die meisten der philosophischen Kunstwörter lateinischer Herkunft, mit denen wir heute wie mit etwas Selbstverständlichem hantieren, wie Qualität, Quantität, Element u. dergl., von ihm zuerst geprägt und in Umlauf gesetzt worden, wie denn auch inhaltlich die Bedeutung seiner Übertragungen für die fernere Kulturentwickelung von gar nicht abzuschätzender Bedeutung ist.

Über die Reihenfolge der jetzt entstehenden Schriften besitzen wir sein eigenes Zeugnis. Danach ließ er auf den „Hortensius" die „Akademischen Untersuchungen" folgen, in denen er gezeigt habe, welches philosophische System er für das am wenigsten anmaßende, für das folgerichtigste und eine geschmackvolle Darstellung am meisten begünstigende halte. Dies ist das System Philos.

Digitized by Google

Es wird der Gegensatz der beiden letzten selbständigen Häupter der Akademie, des Philon von Larissa und des Antiochus, nach deren eigenen Schriften zur Darstellung gebracht. Das drückt denn auch der Titel „Akademische Untersuchungen" aus. Cicero bekennt sich in der erkenntnis-theoretischen Frage mit vollster Entschiedenheit zur skeptischen Lehre Philos, und zwar nicht nur dadurch, daß er in beiden Bearbeitungen die Verfechtung des philonischen Standpunktes selbst übernimmt, sondern auch dadurch, daß er die wegen dieser Parteinahme ihm ganz persönlich gemachten Vorwürfe auch ebenso persönlich beantwortet.

Wir finden also in dieser Schrift zum erstenmale eine ausgeprägte Parteinahme Ciceros auf philosophischem Gebiet. Und zwar ist es diejenige, der er auch fernerhin sich wenigstens zeitweilig zugetan zeigte: in der Erkenntnislehre philonische Skepsis, in der Güterlehre der altakademische und halbstoische Standpunkt des Antiochus, doch nur als der wahrscheinlich richtigste. So findet sich also auch bei Cicero, wie bei Varro, eine Verschmelzung mehrerer jener griechischen Endstandpunkte, die selbst schon Verschmelzungsprodukte waren, also eine Verschmelzung in zweiter Potenz.

Als seine nächste Schrift bezeichnet er die über das höchste Gut und Übel. Diese Lehre bilde, wie er hier ausdrücklich im eigenen Namen betont, das eigentliche Fundament der Philosophie, und so habe es ihn gedrängt, die Gegensätze der Schulen in dieser entscheidenden Frage zur Darstellung und zum Austrag zu bringen.

Die Schrift beginnt mit einer längeren Einleitung, in der Cicero seine philosophischen Bemühungen gegen eine Reihe von Einwänden verteidigt. Wir sehen hier, wie starken Vorurteilen auch damals noch die Philosophie in Rom begegnete. Insbesondere fand man es nicht standesgemäß für einen Mann von seinem Range, sich so fachmäßig in diese Schulfragen zu vertiefen und sogar Bücher darüber zu schreiben. Im Verlaufe seiner Antwort auf diese Vorwürfe spricht Cicero geradezu seine Absicht aus, Abschnitte der griechischen Autoren getreu zu übertragen, und bringt ferner auch hier die Wichtigkeit des Gegenstandes, den er behandeln will, nachdrücklich zur Geltung. Ob es denn wichtigere Fragen gebe als die nach dem letzten Erstrebenswerten, wonach sich das ganze Handeln zu richten habe, oder nach dem, was die Natur erstrebe? Und ob nicht der Widerstreit der Denker über diese Fragen der würdigste Gegenstand der Untersuchung sei, würdiger als kniffliche Rechtsfragen über das Mein und Dein?

Digitized by Google

Im Unterschiede von den „Akademischen Untersuchungen", in denen der erkenntnistheoretische Gegensatz der beiden letzten Akademiker stark im Vordergrund stand, tritt also in unserer Schrift diese Frage ganz zurück und dagegen die dort nur angedeutete Übereinstimmung mit Antiochus in der Güterlehre in hellere Beleuchtung. Doch behält sich auch hier Cicero ausdrücklich seinen Philonismus vor und betont nur, daß er auch von diesem Standpunkte aus das Einleuchtende sehr wohl billigen könne.

Die Schrift vom höchsten Gut bezeichnet nach Inhalt und Form den Höhepunkt dieser philosophischen Schriftstellerei Ciceros. Inhaltlich faßt sie, wenn auch nicht in eigener, selbständiger Gedankenarbeit, sondern in entlehnten Gedankengängen, fast den gesamten Ertrag des griechischen Denkens auf dem eigensten Gebiete der Philosophie in lebendigster Weise zusammen.

Es folgten nun die „Tuskulanischen Unterredungen". Hier zeigt sich, wie schwankend und bestimmbar, ja selbst wie wenig unterscheidungsfähig ein Denken ist, das sich seine Überzeugungen nicht innerlich erarbeitet, sondern nur äußerlich aufnimmt. Zeigte sich Cicero im „Höchsten Gut" und selbst schon in den „Academica" geneigt, neben seiner philonischen Skepsis die Glückseligkeitslehre des Antiochus mit ihren drei ungleichartigen Güterklassen zu übernehmen, so gerät er in dieser Schrift ganz und gar in das Fahrwasser Philos.

Nach den Tuskulanen nun wendet er sich von axiologischen Fragen ab und befaßt sich in einer Reihe von Schriften mit derjenigen Gruppe der physischen Fragen, die man die theologische nennen könnte. Er behandelt die Natur der Götter, die Frage der Weissagung und die der Vorausbestimmung. Es werden hier Fragen erörtert, die nur in einem ganz entfernten Zusammenhange mit dem stehen, was er selbst so nachdrücklich für die eigentliche Aufgabe der Philosophie erklärte.

Die drei Bücher von der Natur der Götter bilden eine einheitliche große Disputation, in der Cicero selbst sich durchaus passiv verhält. Im vollsten Umfange wird hier das schon in den Academica, mehr noch in den vier ersten Büchern vom höchsten Gut geübte Verfahren in Szene gesetzt, Vertreter der verschiedenen Schulen in zusammenhängender Rede ihre Stellung zur Frage darlegen zu lassen, wobei jedoch tatsächlich nur Auszüge aus den betreffenden Schriften griechischer Vertreter der verschiedenen Standpunkte einander gegenübergestellt werden.

Digitized by Google

Die persönliche Stellung kommt in einer umfangreichen Einleitung und in einer ganz kurzen Schlußbemerkung zum Ausdruck. In der Einleitung betont er wiederholt und nachdrücklich seinen philonischen Wahrscheinlichkeitsstandpunkt und zeigt, daß gerade die ungeheuren Gegensätze der größten Denker in der Götterfrage demselben zur Rechtfertigung dienen. Anderenteils aber spricht er die Überzeugung aus, daß ohne den Glauben an eine göttliche Weltleitung keine gesellschaftliche Ordnung, kein Vertrauen unter den Menschen, keine Gerechtigkeit bestehen könne. Die Frage freilich, ob diese moralische Wirkung der Religion auch von der stoischen Form des Vorsehungsglaubens als des Glaubens an eine gleichsam unpersönliche, wenngleich menschenfreundliche Naturgesetzlichkeit und Vernünftigkeit ausgehen könne, diese Frage hat er nicht untersucht.

Am Schlusse des Ganzen aber findet sich die kurze Bemerkung, daß ihm nach allem Erörterten die stoische Lehre als die am meisten der Wahrscheinlichkeit zuneigende erschienen sei. Er wahrt also auch hier wieder den philonischen Standpunkt.

Auch die zwei Bücher über die Weissagung beginnen mit einer längeren Einleitung, in der Cicero im eigenen Namen spricht. Von Bedeutung ist hier nur, daß er auch hier den Standpunkt des Zweifels betont und die Notwendigkeit zum Ausdruck bringt, über eine so allgemein verbreitete Einrichtung, wie das Orakelwesen in allen seinen Formen und Verzweigungen, nicht ohne die sorgfältigste Untersuchung ein Urteil zu fällen. Er läßt darauf in zusammenhängender Rede bis zum Schlusse des ersten Buches seinen Bruder Quintus, der ein Stoiker war, eine Rechtfertigung des Seherwesen vortragen.

Als Vertreter der Gegenrede im zweiten Buche, die sich unmittelbar anschließt, tritt Cicero selbst auf. Er erklärt jedoch auch hier von vornherein, kein entschiedenes Verwerfungsurteil fällen, sondern nur im Tone des Zweifels die vorgebrachten Argumente prüfen zu wollen, und auch am Schluß wieder bekennt er sich zu dieser Methode der Zurückhaltung.

Die dritte der zu dieser Gruppe gehörigen Schriften, die vom Verhängnis oder von der Vorausbestimmung, ist am Anfang etwas, im Verlaufe mehrfach und auch am Schluß wieder verstümmelt. Auch hier spricht Cicero selbst. Daß er von dem Verfahren der Rede und Gegenrede hier abgegangen sei, erklärt er durch die Fiktion, daß ein Freund ihn gebeten habe, ihm eine Probe des in den Tuskulanischen Unterredungen beobachteten

Digitized by Google

Verfahrens zu geben, und zugleich sich bereit erklärt habe, einen Satz aufzustellen, den dann Cicero widerlegen solle.

Die letzte hier in Betracht zu ziehende Schrift ist die „Von den Pflichten". Diese Schrift ist seinem in Athen studierenden Sohne Quintus zugeeignet, dem er am Anfange jedes der drei Bücher und am Schluß des Ganzen in herzlichen Vaterworten das wahre Heil der Seele, auf das die Schrift ihn hinweisen soll, ans Herz legt. Ein wahrer letzter Wille an den Sohn wie an die Menschheit ist diese Schrift geworden. Außerdem wiederholen sich in dieser Einleitung teilweise auch die schon öfter vorgetragenen Erörterungen über die Gründe seiner philosophischen Schriftstellerei, über den Wert, den er ihr beilegt, über die Mißdeutungen, die sie erfahren, und dergleichen.

Schon der Begriff „Pflicht" ist ein spezifisch stoischer. Der Gedankengehalt der Schrift ist demgemäß stoisch.

Da entsteht denn die Frage: Wie? Ist Cicero innerhalb der kurzen Frist, die seit den Academica, dem Höchsten Gut und den Tuskulanen verlaufen ist, noch zu guterletzt ein Stoiker geworden? Wie stellt er sich zu den früher bekannten erkenntnistheoretischen und axiologischen Grundsätzen?

Da bemerken wir denn zunächst, daß er sich nach wie vor zum Philonismus bekennt. Man hat ihm, führt er aus, das Bekenntnis zu dieser Philosophie des Zweifels zum Vorwurf gemacht. Aber aus Mißverstand. Der ganze Unterschied zwischen den anderen Richtungen und der seinigen besteht darin, daß jene von Gewißheit, er von Wahrscheinlichkeit redet, was ihn aber nicht abhält, sich in einer vorliegenden Frage zu entscheiden, wenngleich nicht mit Gewißheit. Und an einer anderen Stelle verbindet er beide Fragen, die Erkenntnisfrage und die Wertfrage, in charakteristischer Weise. Er will sich in der vorliegenden Schrift aus Zweckmäßigkeitsgründen, um die Pflichtfragen stringenter erörtern zu können, lieber der strengen stoischen Lehrart anschließen, nach der es kein Nützliches (kein Gut) außer der Tugend gibt. Dies erlaubt ihm sein akademischer Standpunkt, der ihm gestattet, das jeweilig als das Wahrscheinlichste Befundene in sein System aufzunehmen.

Daß er trotz dieser Erklärung nicht unbedingt zum stoischen Standpunkt übergetreten ist, beweisen andere Stellen. Wir hören, daß bindende Pflichten nur in denjenigen Systemen vorkommen können, die das Sittliche entweder für das einzige oder doch für das vornehmste Gut halten. Bei beiden Annahmen liegt unser

Digitized by Google

wahrer Vorteil wesentlich in der Tugend. Er findet, daß das Sittliche entweder das einzig Begehrenswerte oder doch unter allen Gütern das begehrenswerteste ist. Bald erscheint ihm das eine, bald das andere richtiger, niemals aber einer der anderen minder strengen axiologischen Standpunkte. Und dann macht er wieder geltend, das höchste Gut müsse einheitlich sein und dürfe nicht aus mehreren, vollends nicht aus ungleichartigen Stücken zusammengesetzt sein. So bleibt er zwar im Prinzip der Wahrscheinlichkeitslehre treu; er weiß aber nicht einmal im Sinne der Wahrscheinlichkeit einen dauernden axiologischen Standpunkt zu gewinnen, schwankt vielmehr zwischen dem des Antiochus und dem der Stoa, d. h. schwankt von jenem zu diesem hinüber. Dieser schwankende Zwischenstandpunkt ist sein letztes Wort in der Frage, die ihm „das Fundament der Philosophie" ist.

So hat also Cicero in wenigen kurzen Jahren mit staunenswertem Fleiße eine philosophische Literatur zusammengeschrieben, die zwar keine neuen Gedanken bringt, ja nicht einmal die übernommenen immer in befriedigender Deutlichkeit und mit vollem Verständnis wiedergibt, die vielfach Spuren flüchtiger Arbeit zeigt, die aber trotz allem dem ein Zeugnis warmer Begeisterung für die Sache und eine unschätzbare Sammlung sonst verlorener Geistesschätze darstellt.

Was ist uns die impressionistische Malerei?

Von Alfred Gold.

Wir schreiben oder lesen jahraus, jahrein Berichte über Bilderausstellungen. Wir nennen das eine, was sich uns da zeigt, gut, das andere schlecht, aber wir merken zugleich, daß mit derartigen Zensurverteilungen an das Eigentliche, was über Bilder zu sagen wäre, noch nicht im entferntesten gerührt ist. Gut und Schlecht verändern im Laufe der Zeiten ihren Sinn, und wir „loben" jetzt Bilder, die früher „getadelt" worden

Digitized by Google

sind, und umgekehrt. Man braucht nur etwa an eine einzelne Stadt zu denken, wie Berlin, wo im Laufe des letzten Jahrzehnts ein so ungeheuerer Umschwung der öffentlichen Meinung gegenüber malerischen Werten sich vollzogen hat. Neue Maßstäbe sind in der Kritik sowohl, wie im Publikum und in den Kreisen des Kunsthandels an die Stelle der alten Maßstäbe getreten: ist es da nicht interessant und vielleicht sogar lehrreich, diese Maßstäbe selbst zu kritisieren? Wir wissen, daß der entscheidendste dieser Maßstäbe heute der Impressionismus ist — ein Schlagwort, das schon zu Tode gehetzt und noch immer unentbehrlich erscheint; und wir benützen dieses Schlagwort dazu, um gewisse Bilder, die wir nach technischen Kennzeichen als impressionistische erkennen, je nach unserem Standpunkt zu beurteilen; denn es ist nicht richtig, daß wir Bilder ganz naiv und nur aus sich selbst bewerten können, vielmehr ist dabei immer der Reflex eines theoretischen Standpunktes in uns. Immer umgeben und beeinflussen uns Theorieen, auch wenn wir es nicht gestehen. Ist es da nicht angebracht, einmal die Frage aufzuwerfen: Was bedeutet uns die impressionistische Malerei an sich, vorausgesetzt ihre stärkste technische und — das heute beliebte Kennwort — malerische Vollendung?

Es ist eine abstrakte Frage, die wir stellen, und sie verlangt eine abstrakte Behandlung. Nehmen wir an, ein Zweifelnder wünschte Belehrung über die Frage — und wendete sich damit zufällig an uns —: Was kann die impressionistische Malerei dem Kunstfreund, der eine Kunst wünscht, in die er sich verlieben kann, sein? Oder ein Verneiner hätte diese Frage absprechend beantwortet, und es läge nun an uns, seine Einwände zu prüfen! Es läge etwa an uns, die national gesinnte deutsche Kritik, die zum großen Teil noch immer diese Verneinerstellung dem Impressionismus gegenüber einnimmt, von ihrem Irrtum zu überzeugen.

Wir würden in diesem Fall, der größeren Deutlichkeit zu Liebe, die vielleicht etwas grobschlächtige Form eines Plaidoyers benützen und so beginnen:

Die gegnerische Kritik pflegt, ehe sie in die Sache eingeht, einen unsachlichen Einwand an die Spitze zu setzen. Sie wendet ein, daß der Impressionismus eine nicht deutsche Erfindung und damit schon ein für alle Mal uns fern gerückt sei. Nun ist tatsächlich der Impressionismus in seiner heutigen Form, allerdings nicht eine „Erfindung", aber ein Entwickelungsprodukt französischer Maler, aber daß er deshalb unserer Aufmerksamkeit oder Liebe

Digitized by Google

von vornherein nicht ganz würdig sei, ist eine Behauptung, die man keinem ernsthaften Menschen zutrauen möchte. Sind wir sonst auf allen Gebieten national unabhängig? Muß man bei einer derartigen Platitude noch verweilen? Man würde es nicht tun, wenn dieser lokalpatriotische Einwand nicht mit einem Taschenspielergriff im Nu zu einem bedeutenderen, psychologischen umgewandelt worden wäre, etwa in der Fassung: Der Impressionismus ist seinem Ursprung nach nicht deutsch, also (!) seinem Wesen nach undeutsch, also (!) unserem nationalen Empfinden dauernd fremd. In dieser Fassung, von deren logischer Ungeheuerlichkeit sofort die Rede sein soll, hat die gegen den Impressionismus gerichtete Kritik tatsächlich starke Propaganda gefunden. In wie vielen klein- und großstädtischen deutschen Kunstvereinen, die sich mit der Strammheit von Kriegerverbänden um eine nationale Fahne zu organisieren lieben, bei wie vielen Akademikern einer- und Dilettanten andererseits, die keine Fühlung mit der modernen Kunst finden, und endlich in wievielen schlecht unterrichteten hochgestellten Kreisen ist diese Phrase von der Vaterlandslosigkeit der modernen „Eindrucksmalerei" ausgegeben worden! Das deutsche Empfinden, so sagt man, verlangt etwas anderes als optische Farbenspiegelung und Farbenzerlegung nach dem Vorbild der Natur. Was verlangt dieses deutsche Empfinden? Es verlangt, so hört man antworten, das Gegenteil jener in Licht und Luft flimmernden Naturausschnitte, nämlich: scharfe Konturen, große, breite und dekorativ gefällige Farbentöne; es verlangt Klarheit der Objekte! All dies verlangt das „deutsche Empfinden". Wonach aber beurteilt man es? Nach der Vergangenheit und darnach, daß die moderne Naturdarstellung nicht zuerst in Deutschland, sondern, wie erwähnt, zuerst in einem andern Lande versucht wurde. Welche logische Kühnheit gehört dazu, nach weiter nichts als solchen Momenten die dauernde Gefühlsveranlagung einer Nation wie der deutschen, der vielseitigsten und entwickelungsreichsten von allen, feststellen zu wollen! Weil Holbein seine wundervollen Porträts in der kristallenen Linienklarheit, mit der im geschlossenen Raum ein auf das Detail gerichteter Blick zu modellieren vermag, auszustatten liebte, darum niemals mehr etwas anderes, bis in alle Ewigkeit? Und wie unrichtig ist überdies, selbst wenn sie auf die Vergangenheit allein sich berufen will, eine derartige Volkspsychologie! Holbein ist ein Beispiel, und Dürer ist ein Beispiel, aber auch Rembrandt ist doch wohl ein Beispiel, wenn es sich um germanisches Em-

Digitized by Google

pfinden handelt, oder nicht —? Und ist nicht in diesen der Impressionismus durchaus schon vorausgefühlt?

Die moderne Malerei entspreche dem deutschen Empfinden nicht, ist eine Phrase. Aber man geht weiter und sagt, sie gebe dem „Empfinden", das man nur in Deutschland besonders stark ausgeprägt finden will, überhaupt nichts. Der Impressionismus sei eine Beschränkung auf Technisches und eine Betonung des Technischen, die auf das Gefühl ernüchternd und auslöschend wirkt. Das ist der viel stärker und ernster zu nehmende, zweite Einwand, bei dem wir verweilen müssen. Wie steht es damit nun in Wahrheit? Der Impressionismus ist malerisches Studium der Natur, ein Studium, das allen einleuchten müßte und nur deshalb noch vielen befremdlich ist, weil es sich nicht mit einem oberflächlichen Resultat begnügt, sondern im Aufsuchen aller Verschiedenheiten des Augenblicks und des subjektiven Sehens sich schier nie beruhigen will. Dadurch erhält diese Malerei etwas Nimmerruhendes, scheinbar Unfertiges, das dem nach monumentaler und feierlicher Eleganz Lüsternen nicht recht zusagen mag. Aber daß davon die Empfindung überhaupt nicht berührt werde, wer will das behaupten? Muß man die Landschaftsmalerei, die ja zweifellos niemals eine derartige beherrschende Ausdehnung gewonnen hat, wie mit dem Anbruch der modernen Epoche und dem Auftreten ihrer ersten Vorläufer, muß man die darin sich ausdrückende „Andacht zum Landschaftlichen", die Naturschwärmerei, als Empfindung wirklich verteidigen?

Die Andacht zum Landschaftlichen ist natürlich nur ein einzelner Zweig der impressionistischen Malerei, nur ein Beispiel. Das Größere und Zusammenhängende ist die Andacht zur Natur und ihren Farben, Formen und Lichtern überhaupt, und damit entsteht die größere Frage, wie weit darin, daß die impressionistische Malerei nichts sein will und nichts sein kann als subjektive Wiedergabe von wirklich gesehenen Naturvorbildern, auch eine ganz eigene Empfindung sich ausdrückt. Es muß nicht eine Landschaft sein, was die impressionistische Malerei darstellt, es kann auch ein Interieur sein, auch eine Stadtansicht, auch ein weiblicher Akt, auch eine Ballet- oder Reitplatzszene, auch ein menschlicher Kopf im neutralen Atelierlicht. Es muß nur all dies so dargestellt sein, daß in der Darstellung eine wirkliche Auseinandersetzung des Künstlers mit dem, was er in der Natur gesehen, mit allen vielfältigen und scheinbar zufälligen Tönen, die die Natur in jedem einzelnen Moment und nicht grundlos auszu-

Digitized by Google

ſtreuen liebt, ſtattgefunden hat. Wie weit liegt nun dieſer akzentuierten Art von Naturdarſtellung Empfindung zu grunde, und Empfindung von welcher Art? Unſeres Erachtens läßt ſich die darauf einzig mögliche Antwort, daß nämlich der impreſſioniſtiſchen oder, wie wir ſagten, akzentuierten Naturdarſtellung eine ſehr ſtarke, ſehr lyriſche und ſehr wertvolle Empfindung zugrunde liegt, von vornherein und gar nicht ſchwierig beweiſen. Denn jede Naturdarſtellung ſetzt eine gewiſſe Naturliebe voraus, und wo die Naturdarſtellung ſo intenſiv iſt, daß ſie in unabläſſigen Bemühungen und Geſtaltungsverſuchen alle augenblicklichen Verſchiedenheiten einer und derſelben Stoffwelt einzufangen ſtrebt, da wird man wohl auch annehmen dürfen, daß jene Naturliebe beſonders intenſiv iſt. Zwei Eigenſchaften der impreſſioniſtiſchen Malerei müſſen unter dieſem Geſichtspunkt betrachtet werden: erſtens die Selbſtbeſchränkung auf den in der alltäglichen, der „natürlichen“ Natur gegebenen Stoffkreis und zweitens die um ſo ſtärkere Ausdehnung und das Sichgehenlaſſen in allen ſubjektiven Schwankungen der Darſtellung. Aus beidem glaubte die gegneriſche Kritik einen Vorwurf machen zu können. In Wirklichkeit liegt in eben dieſem beiden der ſtärkſte Beweis für die ſo voreilig vermißte „Empfindung“. Denn was vornächſt das zweite, die ſubjektiven Darſtellungsſchwankungen, betrifft, ſo ſind ſie nichts anders als die Verſuche des einzelnen, ſich zu dem unendlichen maleriſchen Reichtum, den ſelbſt das kleinſte Stückchen Natur enthält, auf ſeine Weiſe in Beziehung zu bringen. Und was das erſtgenannte, den ewiggleichen Stoffkreis der immer wieder aus dem ſchlichteſten und ſcheinbar nüchternſten Leben der Natur, zum Beiſpiel dem öffentlichen Großſtadtverkehr genommenen oder, wie die Gegner tadeln zu können glauben, „ausgeſchnittenen“ Szenen, betrifft, ſo iſt dieſe Liebe zur Natur in allen ihren nüchternſten, ſimpelſten und ſelbſt irrelevanteſten Formen keineswegs eine Mattheit oder gar ein Mangel der Empfindung. Sie iſt, im Gegenteil, Empfindung konzentrierteſter Art.

Die Sache iſt die: In der maleriſchen Geſtaltung eines Objekts können wir Empfindung entweder direkt oder indirekt ausgedrückt finden, und uns will es ſcheinen, daß der indirekte Empfindungsausdruck die modernere und für die impreſſioniſtiſche Malerei entſcheidende Art iſt, ein Kunſtwerk zu beſeelen. Es iſt leicht erklärt, was mit ſolchem „indirekten“ Empfindungsausdruck geſagt ſein ſoll, umſo leichter, als man ihn ja von anderen Kunſtformen her, etwa von Beiſpielen der dramatiſchen Bühne, ſchon

Digitized by Google

seit längerem kennt. Der indirekte Empfindungsausdruck in der Kunst gibt Gefühle (wir gebrauchen Empfindung und Gefühl der Kürze halber im gleichen Sinn), Gefühle etwa des Kunstgestalters, des Dichters selbst, oder einer im Stück stehenden dramatischen Person, nicht unmittelbar und mit Behelfen, die selber empfindungsvoll anmuten, im Gegenteil! Die Empfindungen drücken sich in diesem Fall durch Behelfe andeutender Art aus, die ihrerseits durchaus aus dem objektiven Leben der „empfindungslosen" Natur genommen sind. Ein Beispiel wie dies, daß in irgend einer Situation eines Dramas ein von inneren Empfindungen Bestürmter durch eine an sich farblose und vielleicht sogar banale Handlung seine Gefühle verrät, gehört zu den stehenden Mustern dramatischer Kunstmittel. Selbst in der lyrischen Dichtkunst, die dem am meisten zu widerstreben scheint, kennt man diese Ästhetik auch, und man braucht nur unter den realistischen Naturgedichten eines Liliencron irgend ein beliebiges zu nehmen, um eben dies zu finden: den Empfindungsausdruck durch das indirekte Mittel bloßer, oft absichtlich derb nüchterner Gegenstandsdarstellung. In der Dichtkunst also haben wir den eigenartigen Reiz, der gerade in solchem diskreten Ahnenlassen unausgesprochener Empfindungen und in der scheinbar brutalen Sachlichkeit liegt, erkennen gelernt; in der Malerei merkwürdigerweise noch nicht, wenigstens nicht allgemein. Da erwartet vielmehr der größere Teil des Publikums von einem Werk noch immer, daß es auf den ersten Blick schon poetisch sei, poetisch in seinen Darstellungsmitteln, poetisch unter Gänsefüßchen. Wer so kurzatmig und kurzsichtig organisiert im Kunstgenuß ist, der wird allerdings in der impressionistischen Malerei vergeblich suchen, welche Empfindung er nachzuempfinden habe, und wenn er nichts dargestellt sieht als einen blühenden Apfelbaum oder ein Bund Spargel oder in dämmeriger Zimmerecke einen kaum erkennbaren Herrn mit glimmender Zigarre, so fragt er am Ende gar, was denn damit poetisch „gesagt" sein soll. Die technische Güte der Eigenart genügt ihm nicht, und daß in solcher technischen Arbeit einer Naturschilderung sich indirekt die ganze Liebe und Wärme, der ganze glühende Empfindungsreichtum eines Malerauges, eines Malerherzens auszusprechen vermag, erkennt er nicht.

Aber, indirekt oder direkt ausgedrückte Empfindung: es bedarf keines Beweises, daß neben der zweiten auch die erste ihre Berechtigung, und daß sie für unseren heutigen Geschmack sogar mehr Berechtigung hat. Denn auch im Leben ziehen wir die

Digitized by Google

Diskretion des Gefühls vor, im Leben wie auf der Bühne finden wir Ausdrucksweise und Gestus überzeugender und sympathischer, wenn sie kurz, sachlich und im entscheidenden Moment von einer verhaltenen Gefühlswärme sind, die gleichsam nur gegen ihren eigenen Willen aus ihrer Verborgenheit herausbricht. Nichts als die Übertragung dieses Geschmacks auf die Betrachtung von Bildern wünscht der Impressionismus; und wenn der letzte titanische Nicht-Impressionist, Arnold Böcklin, auf seinem „Frühlingstag" die Stimmung dadurch interpretiert, daß er ein Liebespaar zur Harfe singen läßt, so finden die Heutigen — ohne der Meisterschaft solcher poetischer Interpretation im geringsten Abbruch zu tun — einen neuen und eigenen Reiz darin, die Verhaltenheit, die Sachlichkeit eines Natur- oder Interieurausschnittes aus sich selber wirken zu lassen, ohne noch im besondern durch eine Illustration im Bild darauf aufmerksam zu machen. Darin liegt, vom Standpunkt einer Generation gesprochen, ein Stück Geschmacksdifferenzierung. Das ist selbstverständlich. Aber wenn mit alledem nur gesagt sein sollte, daß in dem scheinbar so enggerahmten Stoffkreis der impressionistischen Malerei Raum ist für Wärme der Empfindung, so wäre das noch wenig — über dieses eine Wort gehen wir gern auch hinaus. Die dem Impressionismus sich überlegen glaubende Kritik vermißt ja, wenn sie ihre Einwände gegen die „Ausschnittmalerei" sammelt, mehr noch, was sie der Kunst abzufordern berechtigt ist: Persönlichkeit des Malers im geistigen Sinn, Intuition, Weltanschauung, Religion. Wie steht es nun damit bei den klassischen Vertretern der impressionistischen Malerei? Finden wir bei ihnen wirklich nichts von allen diesen schönen Dingen?

Persönlichkeit, Weltanschauung, Religion! Wir finden es begreiflich, daß man nach allen dreien beim Künstler sucht. Aber wollen wir uns doch vorerst über die Worte klar werden. Ist nur der eine „Persönlichkeit", der sich mit deutlich merkbaren Requisiten ausdrücklich als solche deklariert? Ist nur der Pathetische eine Persönlichkeit? Gibt es nur dort eine „Weltanschauung", wo eine von den Naturbildern abweichende Symbolsprache zu ihrem Ausdruck gewählt ist? Und Religion kann man nur jene Überlieferung nennen, die sich in spiritualistischen und transzendentalen Glaubensformen über das Diesseits zu erheben unterfängt? Ist das wirklich so? Oder wissen wir nicht vielmehr aus unserer ganzen modernen geistigen Entwickelung, daß mit zumindest gleichem Recht auch das Gegenteil behauptet werden kann? Was heißt uns denn heute Religion? Nur der Evangelienglaube, oder nur die

Digitized by Google

Romantik, die das Land der Frühzeit mit der Seele sucht? Es wäre doch merkwürdig, wenn wir alles das, was wir politisch und wissenschaftlich für Errungenschaften halten, in dem Augenblick verleugnen müßten, wo wir uns in künstlerische Darstellung versenken; eine sehr harmonische und ehrliche Kultur würde dadurch nicht bewiesen. Wenn unser ganzes Geschlecht heute wissenschaftlich in der Vorstellung erzogen ist, daß innerhalb der Grenzen, die unserer Erkenntnis gesetzt sind, nichts Raum hat als Natur und nur innerhalb der Natur ein leiser zuckender Funke von Göttlichkeit, der aus der liebevollen Erfassung des Natürlichen uns entspringen mag, dann ist es nicht abzusehen, warum die Kunst nicht auch ihrerseits mit eben diesem neuen Glauben der Naturreligion harmonieren dürfen soll. Warum wir in der Kunst nur das Erbe und die Reste der Vergangenheit sollen gelten lassen. Da mag freilich noch immer auch der und jener alle Heiligen aus ihren Gräbern bemühen und mit gewesenen Glaubenselementen Stimmung machen: es ist im Falle des Gelingens künstlerisch sein gutes Recht. Da mögen andere, um der religiösen Ahnung höherer Dinge Raum zu geben, die Sagen- und Märchenwelt des Urglaubens in ihren Dienst nehmen: man kann auch mit ihnen ein Stück Weges gehen. Sie alle geben in ihrer Art Verinnerlichung, Religion, und als reizende Sonderlinge, als Spezialisten finden sie damit unter Umständen unsere höchste Anteilnahme. Aber sie können uns nicht vergessen machen, daß für das Generationsbewußtsein, das als der breite kräftige Strom durch unsere Zeit geht, neben diesen zarten Künstlerreligionen eine Religion ganz anderer Art die „eigentliche" ist, ein Gottesglaube, der nicht an transzendente Erscheinungen sich klammern muß, um sein Gefühl zu reizen, sondern der an immanenten Naturerscheinungen, an irdischen Erscheinungen, sein Genügen findet. Und die Künstler, die aus diesem naturwissenschaftlichen Generationsbewußtsein heraus, selbst vielleicht dessen nicht bewußt, uns Symbole schaffen, die dem Stoff nach Teile dieser sichtbaren Welt sind, der künstlerischen Inbrunst nach, mit der sie geschaffen, über die Dumpfheit der bloßen Realität weit hinausgehen, diese Künstler sind die Impressionisten. Sie sind, was ihr Verhältnis zum Gottesglauben betrifft, die typischen Künstler einer Epoche, die in neuer Art religiös, aber keineswegs irreligiös ist.

Und nun die Weltanschauung. Auch hier wäre eine Vorfrage und Voruntersuchung notwendig, nämlich die, ob und wie

Digitized by Google

weit die Weltanschauung eines Künstlers sich muß in Worten wiedergeben lassen. In der Regel glaubt man dies ja von einer künstlerischen Weltanschauung, ganz wie von einer moralischen oder parteipolitischen, verlangen zu dürfen; aber es ist kein Zweifel, daß darin ein starker Irrtum liegt. Die Weltanschauung eines Künstlers, des echtesten wenigstens und naivsten, tritt als etwas auf, das nicht wie ein Programm von vornherein formulierbar oder erkennbar, sondern nur aus den leisesten Andeutungen und nur aus Spuren zu erkennen ist, die oft erst nach Jahren und Jahrzehnten, oft erst einer späteren forschenden Generation, ihr Geheimnis verraten. Wenn man dies im allgemeinen einsieht, versteht man auch und findet es ganz natürlich, daß wir dem Impressionismus, der jetzt etwa vier Jahrzehnte alt ist, heute erst und auch nur ungefähr das Geheimnis seiner Weltanschauung abgewinnen können. Dann versteht man auch, daß für einen Maler wie etwa Edouard Manet erst Jahre nach seinem Tode in diesem Sinne die richtige Zeit kommen konnte. Auch von der künstlerischen Weltanschauung gilt, was wir oben vom künstlerischen Empfinden gesagt: die Diskretion ist auch hier die auszeichnende Eigenschaft, und mehr noch als Diskretion: die Wortlosigkeit und Stille. Auch eine Weltanschauung, wie die Empfindung, kann verschwiegen und spröde im Ausdruck sein, und sie ist darum nicht weniger tief. Auch sie kann „indirekt" ausgedrückt sein. Manet malt von dem Augenblick an, da er er selbst ist, nichts als Ausschnitte der Natur, und er malt sie mit der Stille und Absichtlosigkeit, mit dem Mangel an Arrangement, womit man sonst und früher höchstens „Stilleben" malte. Das ist sein ganzes Oeuvre. Was drückt sich nun in solcher Art von Malerei als Weltanschauung aus? Vorsichtig ausgedrückt, dies: ein Genügefinden an der sichtbaren Natur und an dem Töne- und Nüancenreichtum, den ein Malerauge darin sieht; dieses Genügefinden ist in seiner Art eine ganze eigene Künstlerphilosophie . . . Goethe schreibt an eine Malerin, „daß der Geist des Wirklichen eigentlich das wahre Ideelle ist", und ein neuer Schriftsteller, Oscar Wilde, hat das Wort geprägt: „Im Sichtbaren, nicht im Unsichtbaren liegt das Geheimnis der Welt."

Zu der Naturreligion als der religiösen Grundlage der modernen Malerei tritt die Naturphilosophie, als ihre Weltanschauung. Gott ist Natur, und Welt ist Natur, und die Natur in wechselnden Formen, Beispielen und Ausschnitten erkennen, heißt jene beiden erkennen. Das sind die Grundsätze, die dabei

Digitized by Google

gelten, und die man sich im Zusammenhang mit unserer heutigen naturwissenschaftlichen Geistesrichtung doch wohl gefallen lassen müßte. Und sie sind nicht einmal in der Philosophie etwas Neues oder Unerhörtes. Der Gott- und Allglaube eines Spinoza, der Pantheismus, fußt auf nichts anderem, als solchen Grundsätzen, und jedem nur halbwegs darin Bewanderten kann es nicht schwer fallen, zu beweisen, daß, mit den Einzelfällen der sichtbaren Natur sich forschend zu begnügen, einen durchaus pantheistischen Geist verrate. Es könnte ihm also nicht schwer fallen, zu beweisen, daß die impressionistische Malerei im Grunde sogar etwas eigenartig Philosophisches ist. Das darf man nun freilich wieder nicht mißverstehen. Nicht im Sinne bewußter Abstraktionen ist der philosophische Grundgehalt einer so weltfrohen und lebensprühenden Malerei, wie der impressionistischen, aufzufassen. Von allen kritischen Versucherstimmen, die es ihr nahelegen möchten, zu einer malerischen Gedankendarstellung, etwa in der Art, wie sie die Corneliusepoche des vorigen Jahrhunderts gekannt hat, zurückzukehren, hält sie sich glücklicherweise unangetastet fern, und wenn von einem dieser unzufriedenen Kritiker jüngst sogar buchstäblich der Einwand erhoben werden konnte, daß die impressionistische Malerei eben immer nur Stücke und Ausschnitte der Welt und nicht das Weltganze in gedanklicher Symbolik reproduziere, so wissen alle wirklichen Kenner und Empfinder der Malerei, was sie von solchem Literateneinwand zu halten haben. Es ist eben nur ein Literateneinwand. Ich persönlich muß, so oft er wiederkehrt, einer seltsamen Begegnung gedenken, eines alten Malermeisters, den ich einmal in einem entlegenen Erdwinkel wirklich damit beschäftigt sah, in jahrzehntelanger Arbeit seine an Umfang immer zunehmende, mehr oder weniger „philosophische“ Auffassung des Weltganzen auf ein und dasselbe Bild zu bringen. Das Bild wuchs und wuchs, die Leinwand war zur Vorsicht in riesigen Reservemengen auf drehbaren Rahmenleisten aufgerollt, und doch, das Bild wurde nicht fertig, denn das Weltganze, noch immer größer als die Leinwand, fand zum Schluß keinen Raum darauf. Das war nun wirklich keine impressionistische Ausschnittmalerei, sondern das war Malerei von der gründlichen Art, die man auf mancher Seite zu wünschen scheint. Ob es die richtige Art war? Ist es wirklich wünschenswert, daß man zu ihr gelangt? Und wenn nicht dies, was will man dann eigentlich mit dem Einwand gegen die Zolasche Formel von der „tranche de la nature“, dem Stück Natur? Läßt sich Natur anders als in Stücken dar-

Digitized by Google

ſtellen? Doch das nur nebenbei. Es ſollte damit nur eingeſchaltet ſein, daß die impreſſioniſtiſche Malerei nicht in dilettantiſchem Bemühen, Weltweisheit zu verkünden, den Ehrgeiz haben könne. Aber ihre innere Philoſophie hat ſie nichtsdeſtoweniger — zu dieſer Behauptung kehren wir zurück. Nichts anderes als geſteigertes Naturgefühl, unbewußte und wortloſe Philoſophie iſt ihr ganzes Sein. Ein Ahnen höherer Dinge iſt ſelbſtverſtändlich auch mit ihr verbunden, und wenn es mancher dieſer impreſſioniſtiſchen Maler — wir denken etwa an Sisley — fertig bringen konnte, tagelang vor einem Stück bewölkten Himmels und kahlem Frühlingsgeſträuch als Darſteller der Licht- und Luftſtimmung zu ſitzen, um in dem Augenblick, wo er die eine Anſicht gegeben hatte, die mittlerweile veränderte, neue atmoſphäriſche Stimmung über demſelben Erdfleck malend zu beobachten, dann wüßte ich nicht, womit man die Leidenſchaft ſolcher Arbeit ſonſt erklären könnte als mit ſeeliſcher Anteilnahme, mit einer bis in die arbeitenden Fingerſpitzen prickelnden „Weltanſchauung“.

Das nicht allein. Nicht bloß, daß der Impreſſioniſt ſich jedem Stückchen der ſichtbaren Natur, auch dem unſcheinbarſten, in gleichem Maße verwandt und zugetan fühlt, läßt die Umriſſe einer eigenartigen Weltauffaſſung erkennen. Dieſe drückt ſich vielmehr noch entſcheidender in etwas anderem aus: in der Art, wie der Naturausſchnitt dargeſtellt wird. Darin alſo, was man gemeinhin und nicht immer mit der richtigen Würdigung „Technik“ benennt. Die Technik des Impreſſionismus iſt ein vielberufenes Schlagwort, das dazu benützt wird, die impreſſioniſtiſche Malerei überhaupt zu kennzeichnen. Auch von uns iſt es ſchon früher andeutungsweiſe gebraucht worden — nun wollen wir einen Augenblick innehalten und fragen: Was verſteht man unter dieſer impreſſioniſtiſchen Technik? Worin unterſcheidet ſie ſich von anderen? Es ſcheint uns nicht richtig zu ſein, wenn man darauf erwidert — was in der letzten Zeit vielfach geſchieht —: durch die Zerlegung der Farben, die dargeſtellt werden ſollen, und ihren tupfenförmigen Auftrag. Das iſt eine Spezialabart, die dem einen Maler anſtehen mag, dem andern nicht. Unter impreſſioniſtiſcher Darſtellungsart oder Technik verſtehen wir mehr, und zwar dies: ein Stück Natur ſo darſtellen, wie es der momentanen atmoſphäriſchen und ſeeliſchen Stimmung nach dem Darſtellenden ſich ſubjektiv ausmalt. Oder, um ein Wort des Herrn von Tſchudi dafür zu variieren: die Natur nicht darſtellen wollen, wie ſie iſt, ſondern wie ſie in irgend einem beſtimmten Augenblick von irgend

Digitized by Google

einem bestimmten Standpunkt aus scheint. Oder, um es an einem Beispiel noch klarer zu machen: eine Gartenallee nicht so darstellen wollen, wie wir sie ihrer wirklichen Zusammensetzung und Struktur nach aus nüchterner Alltagserfahrung, aus der Nähe, kennen, sondern — da die Landschaftsmalerei und schließlich alle malerische Darstellung Ferndarstellung ist — sie so darstellen, als ob wir nichts von ihr kennten, als eben den Eindruck, den sie in bestimmter Distanz und Beleuchtung macht. Das ist das Kennzeichen der impressionistischen Malerei; von der Eindrucksdarstellung hat sie ja auch ihren Namen. Das ist das Bestimmende ihrer Technik. Die Farben werden nicht so verwendet, wie sie ihrer physischen Schönheit nach — dies tut der oberflächliche Kolorismus — oder ihrer physischen Verwandtschaft nach mit den einzelnen Lokalfarben der Natur sich empfehlen, sondern so, daß sie in möglichst kurzer und energischer Fassung den optisch-seelischen Eindruck, den ein Maler angesichts einer Naturpartie erhalten, wiedergeben. Daher die der Fernwirkung Rechnung tragenden flimmernden Farbenflecke und Farbenstriche. Daher die stellenweise unausgeführten, weil unbeachteten Teile eines Bildes; daher in den Mitteln die Abweichung von der Natur, um ihr im Gesamteffekt desto näher zu kommen. Was nun ergibt sich bei solcher Technik? Ein eigenartiges Verhältnis des Malers zur Natur, von einer Art, die es früher wohl überhaupt nicht gegeben hat. Auf der einen Seite fällt dem Auge des Malers, des Naturbetrachters, eine Selbstherrlichkeit und eine Freiheit im Anerkennen aller seiner momentanen und ob auch auf Täuschung beruhenden Eindrücke zu, die ihm früher nicht im entferntesten zugefallen ist; auf der andern ist solch ein Maler, wenn er an die Darstellung geht, gezwungen, seine schwankenden Eindrücke mit Mitteln und Nuancen wiederzugeben, die ihrerseits nicht dem geringsten Schwanken unterliegen. Mit unfehlbarer Sicherheit muß jeder dieser Mitteltöne gewählt sein, die es erreichen sollen, daß eine Nuance wie etwa das Nachmittagsblau, das auf einer Schneedecke liegt, oder das zeitweise ins Schwarz spielende Dunkel einer Seeoberfläche, uns oft aus einem einzigen, richtig zugemessenen und aufgetragenen Farbenstrich erkennbar und fühlbar werde. Was also ergibt sich, genauer gesagt, aus solcher Technik? Daß mit dieser ungeahnten Machtsteigerung des Sehsinns zugleich das Gefühl dafür sich steigern mußte, was in dem Gesehenen das malerisch Wesentliche, das Entscheidende, das in kürzester Form Meistsagende ist. Ein ganz besonders und auf das aller-

Digitized by Google

empfindlichſte und exakteſte ſich äußerndes Gefühl iſt es, das ſich neu einſchieben mußte zwiſchen dem Stück Natur, das da iſt, und der Eindrucksſumme, die daraus maleriſch hervorgeholt werden ſoll. Ein Gefühl, das aus ſich ſelber eigene Ausdruckswerte findet für die Farben und Formen der Natur, die ja nicht photographiſch kopiert, ſondern eben „ausgedrückt“ werden ſollen; das dieſe maleriſchen Ausdruckswerte in den Dingen der Natur wie ein in ihnen ſchlummerndes Geheimnis erkennt und frei macht; das dem impreſſioniſtiſchen Maler alles und uns, die wir ſeine Werke genießen und würdigen wollen, nichts Geringes ſein muß. Ein Gefühl, von dem ich glaube, daß es immer mehr noch unter uns ſich auszubreiten berufen iſt, und daß es den eigentlichen Kern deſſen enthält, was man im Zuſammenhang mit der impreſſioniſtiſchen Technik ſchon im engeren Sinn als „impreſſioniſtiſche Weltanſchauung“ bezeichnet hat. Damit iſt eine der ſchwierigſten Fragen der modernen Kunſtpſychologie im Vorübergehen berührt. Weltanſchauung und Impreſſionismus ſind in eine Beziehung gebracht, die hier freilich nicht weiter ausgeführt werden kann. Nicht um Philoſophie ſelbſt kann es uns hier ja zu tun ſein. Es ſollte nur denen, die dieſen höheren Gehalt der modernen Malerei ſo raſch und voreilig zu leugnen bereit ſind, der Weg gezeigt werden, auf dem ſie ihn vielleicht doch noch einmal finden könnten; und ſie könnten dazu — das ſei gleichfalls erwähnt — die gründlichen und weitergehenden Unterſuchungen benützen, welche der Hiſtoriker Karl Lamprecht in einem ſeiner neueſten Bücher darüber angeſtellt hat, im erſten Band „Zur jüngſten deutſchen Vergangenheit.“

Wir unſerſeits beeilen uns, das trockene Kapitel abzubrechen und die letzte Frage vorzunehmen, die ein gegneriſcher Kritiker der impreſſioniſtiſchen Malerei zweifelnd gegenüber ſtellen kann: Wie weit kommt in ihr die Perſönlichkeit des Künſtlers zu ihrem Recht? Und nicht nur zu ihrem Recht, ſondern — man kann in der Kunſt mehr verlangen — zu ihrem geſteigerten Ausdruck. Sind die klaſſiſchen Vertreter des Impreſſionismus auch das, was wir Perſönlichkeiten nennen? Und drücken ſie es durch ihre Kunſt aus? Nach all dem Geſagten braucht es keinen Beweis mehr, daß dies in der Tat ſo iſt. Die impreſſioniſtiſche Technik, die etwas Gemeinſames iſt, iſt ſelbſtverſtändlich auch wieder etwas Verſchiedenes, nach Temperamenten und Eigenarten ſich Trennendes, und wenn zwei dieſer Maler dasſelbe Objekt malen, iſt es längſt nicht mehr dasſelbe. Das muß nicht erſt verſichert werden. Die

Digitized by Google

Frage ist nur noch, ob in solch technischen Unterschieden auch der charakteristische Unterschied von künstlerischen Persönlichkeiten sich ausdrücken kann. Wir glauben es unbedingt. Wenn in der impressionistischen Technik, wie oben erwähnt, ein eigenes Gefühl für die in allen sichtbaren Dingen schlummernde malerische Verwertbarkeit und in diesem Gefühl ein Stück eigene Weltanschauung liegt, dann ist es nichts als eine einfache Folgerung, daß in den individuellen Einzelarten dieser Technik auch die stärksten Persönlichkeitsunterschiede der einzelnen sich ausprägen. Der Maler Delacroix, der ein herrliches Tagebuch hinterlassen hat, sagt in diesem einmal: „Die Pinselführung ist ein Mittel, um in der Malerei eine Idee wiederzugeben." Die Pinselführung, die Faktur, die formale Eigenart! Das hat ein Meister vor fünfzig Jahren gesagt, und wir sollten es heute schon allgemein erkannt haben. Wir sollten nicht, wie es ja nur allzu häufig noch geschieht, gegen den Impressionismus dies auszuspielen versuchen, daß wir die Naturstudien seiner Meister nicht mit derselben Schnelligkeit als individuell erkennen und von einander unterscheiden können, wie die komponierten Gemälde, die historischen, dekorativen und phantastischen. Es ist richtig, daß wir hinter jenen ersteren, den schlichten Naturstudien, die Persönlichkeiten oft genug nicht erkennen. Aber dies beweist nicht, daß sie nicht zu erkennen sind, sondern nur, daß wir uns zu wenig Mühe geben. Es ist leider wahr, daß wir der modernen Kunst gegenüber, und zumal in Ausstellungen, eine Trägheit und Flüchtigkeit der Betrachtung an uns und unseren Nebenmenschen dulden, die man im Ernstfall, im kunstgeschichtlichen Studium nämlich, nicht einen Moment lang duldet. Im kunstgeschichtlichen Studium wird es keinem Menschen einfallen, ein Bild würdigen zu wollen, ohne daß er es technisch analysieren kann. Legen wir, wenn wir eine moderne Ausstellung betreten, diese Flüchtigkeit und Trägheit den intimsten Eigenschaften eines Bildes gegenüber, seinem Linienzug, seiner Farbe, seinem Farbenauftrag, ab, und wir werden erkennen, wie ausgeprägt die Persönlichkeiten sind, die hinter den scheinbar eintönigen Skizzen stehen, und daß es lohnt, sie kennen zu lernen.

Damit sind wir am Ende. Was ist uns die impressionistische Malerei, wobei dieses Wort freilich im weitesten Sinn verstanden werde? Die direkte Fortsetzung dessen, was früher, in anderen Formen, der Kunst der Malerei wesentlich verbunden war. Sie

Digitized by Google

ist uns der legitime Sprößling der Kunst der alten Meister. In ihrem ersten Akt, der in Frankreich spielte, war sie die unerläßliche Schule, um von falscher, akademischer Verbildung uns zu befreien. In ihrem gegenwärtigen zweiten Akt, dessen Hauptort Berlin geworden ist, steht sie im Begriffe, eine unerschöpfliche Genußquelle aller jener zu werden, die Linien und Farben Genüsse abzugewinnen wissen.

Der Bund der Kaufleute.

Von W. Schack.

Wir stehen vor der merkwürdigen Tatsache der Gründung einer wirtschaftspolitischen Vereinigung, über deren Ziele und Aufgaben die widersprechendsten Ansichten unwidersprochen verbreitet werden. Nicht etwa von grundsätzlichen Gegnern, sondern von der Presse, die den Interessen derjenigen, die den Bund gegründet haben, vorzugsweise dient oder doch zu dienen behauptet.

Als Vorbild diente der neuen Vereinigung der Bund der Landwirte. Die Nachahmung seiner Verfassung und Organisation geht bis zur Adoption des Namens, und viele wollen gerade darin eine Art von Kriegserklärung erblicken.

Daß aber eine Organisation, die ihre Stützpunkte naturgemäß in den großen Städten zu suchen hat, ganz anders aufgezogen werden muß wie eine, die ihre Anhänger vorwiegend auf dem flachen Lande fand, müßte den Gründern eigentlich bekannt gewesen sein. Indessen, von grundlegender Bedeutung wird diese Überschätzung der Formen nicht sein.

Als Seele des neuen Unternehmens ist der bisherige Mitarbeiter an der Zentralstelle zur Vorbereitung von Handelsverträgen, Dr. Vosberg-Rekow anzusehen; als intellektueller Urheber wird vielfach kein geringerer als der preußische Handelsminister genannt. Daß man an manchen Stellen ein brauchbares Gegengewicht gegen den Bund der Landwirte schmerzlich entbehrt, ist allgemein bekannt; ob der Bund der Kaufleute diesem Mangel abhelfen wird, muß bezweifelt werden.

Digitized by Google

Etwas ähnliches wollte auch der Handelsvertrags-Verein, und man kann nicht sagen, daß er seine Aufgaben sonderlich geschickt erfüllt hätte. Trotz der langen Liste von Protest-Versammlungen ist die öffentliche Meinung und, worauf es in diesem Falle ankam, das Parlament über sein Wirken zur Tagesordnung gegangen. Die Bezeichnung als „Portemonnaie-Verein" spiegelt die Ursachen eines gewissen Mißtrauens wieder, das durch den gesunden Instinkt der Volksmassen gegen die Führer des Vereins, die zumeist den Kreisen der Hochfinanz und der Börse angehörten, geweckt wurde.

Nur so ist es zu verstehen, daß in der Reichshauptstadt ein Bund der Kaufleute ohne Mitwirkung der dort herrschenden Plutokratie gegründet werden konnte.

Genau so, wie der Bund der Landwirte alljährlich auf seiner Tagung der Öffentlichkeit bekannt gibt, daß die Masse seiner Mitglieder aus kleinen Bauern besteht, wird der Bund der Kaufleute feststellen können, daß er sich vorwiegend aus den Kreisen des Kleinhandels zusammensetzt. Und wie dort naturgemäß nicht die Masse der Kleinbauern für die Wirksamkeit des Bundes von ausschlaggebender Bedeutung ist, sondern seine aristokratische Leitung, so wird auch hier für die Folge nicht der aus Stadt und Provinz vereinigte Kleinhandel, sondern der Großhandel der Seestädte die Geschäfte des Bundes führen und ihnen das Gepräge des Freihandels und seiner Konsequenzen geben. Damit wird aber das gegenseitige Verhältnis der beiden Bünde gegeben und unsere wirtschaftspolitische Struktur um den formellen Ausdruck für zwei Gegensätze reicher sein, die längst vorhanden sind.

Wohlverstanden, immer nur, wenn der breite Unterbau gelingen wird! Trotz der bereits vollzogenen Gründungen von Zweigvereinen in Berlin und Königsberg mit so und soviel Hunderten von Mitgliedern muß aber daran gezweifelt werden. Es muß umsomehr daran gezweifelt werden, als man noch weiter gegangen ist als das Vorbild in der Landwirtschaft, indem man nicht nur Großhandel und Kleinhandel, sondern auch ihre Angestellten zur Mitarbeit heranzog. Die größeren Vereine der Angestellten umfassen zusammen eine Viertelmillion Mitglieder, und nur durch deren Beteiligung an den Vorarbeiten war es möglich, daß dem Kaiser die Meldung von der „durch Vertreter von mehr als 200000 Kaufleuten" erfolgten Gründung des Bundes von der Generalversammlung aus gemacht werden konnte. Aber gerade diese Beteiligung von Angestellten hat vielfach verschnupft und die Kritik im eigenen Lager herausgefordert.

Digitized by Google

Diese Generalversammlung ist auch noch in anderer Beziehung interessant, weil dort zum ersten Male ein Programm des Bundes durch seinen Syndikus, den bereits genannten Dr. Vosberg-Rekow, der Öffentlichkeit bekannt gegeben wurde. Bisher war die Presse von den Verhandlungen ausgeschlossen gewesen, und man hatte über die Gründungsversammlung nur durch die amtlichen Bulletins, die der Redaktion des Syndikus unterstellt waren, etwas erfahren können. Das Programm lautet:

1. Gemeinsame Arbeit aller Gruppen und Klassen des Handelsstandes zur Hebung des Standesbewußtseins, zur Erhaltung der Standesehre und zur Behauptung der gesellschaftlichen Stellung des Kaufmanns.
2. Gemeinsame Arbeit aller Gruppen und Klassen des Handelsstandes zur Gewinnung und Erhaltung der für den Handelsstand notwendigen Bewegungsfreiheit.
3. Gemeinsame Arbeit aller Gruppen und Klassen des Handelsstandes zur Herstellung und Erhaltung des erforderlichen Gleichgewichts zwischen den großen Gruppen der nationalen Arbeit.
4. Gemeinsame Arbeit aller Gruppen und Klassen des Handelsstandes zur Erlangung und Behauptung desjenigen Einflusses auf die öffentlichen Angelegenheiten in Gesetzgebung, Verwaltung und Interessen-Vertretung, welche der Bedeutung des Handels für das vaterländische Wirtschaftssystem entspricht.
5. Gemeinsame Arbeit aller Gruppen und Klassen des Handelsstandes zur Milderung der innerhalb derselben bestehenden Gegensätze.

Fünf Punkte nenn' ich euch, inhaltsschwer! Fünfmal wird ausdrücklich die „gemeinsame Arbeit aller Gruppen und Klassen" gefordert, da kann allerdings von einem Verzicht auf die Mitarbeit des Angestellten ohne Programmänderung nicht mehr die Rede sein. Man wird aber zugeben müssen, daß diese fünfmal bekräftigte Forderung nach gemeinsamer Arbeit den einzigen tatsächlichen Inhalt des Programms bildet, und daß es im übrigen erst durch Taten einigermaßen ausgefüllt werden kann. Die Schwierigkeiten der Schaffung eines Programms für den Bund aller Kaufleute in Ehren, aber was hier in einem Ausweichen vor diesen Schwierigkeiten geleistet worden ist, überschreitet selbst in unserer phrasenreichen Zeit bei weitem das erlaubte Maß. Der „Konfektionär" hat so Unrecht nicht, wenn er schreibt: „Das Programm des Bundes kann uns nicht begeistern; Worte, nichts als Worte, nicht ein einziger positiver Gedanke und Vorschlag. Auf solche Thesen kann sich allerdings ebenso gut der starrste Reaktionär, wie der schroffste Sozialdemokrat verpflichten." Es kann tatsächlich nicht abgeleugnet werden, daß sich bei diesem Programm jeder, der dem Bunde beitritt, denken kann, was er

Digitized by Google

will. Sollte das am Ende gar die Absicht gewesen sein? Dann ist mit der neuen Gründung zugleich ihr Todeskeim geboren, und sie muß an innerer Zerfahrenheit zugrunde gehen. So gut wie jeder Mensch, der etwas vorstellen will, Charakter haben muß, so wenig kann ihn auch ein Berufsverein entbehren, wenn er nicht von vornherein ins Hintertreffen geraten will. Man vergleiche nur die Geschichte dieser Gründung mit der vor zehn Jahren für die Landwirtschaft erfolgten! Mag man nun zum Bunde der Landwirte stehen, wie man will, das eine kann niemals bestritten werden, daß vom Standpunkte der Landwirtschaft aus der Aufruf damals einen Notschrei vorstellte, der die Massen zur Fahne rief und zur gemeinsamen Arbeit zwang; und bereits wenige Monate nach dem Erscheinen des Aufrufs konnte an verschiedenen Stellen ein Einfluß auf die Wahlen zum Reichstage und damit auf den Gang der Politik ausgeübt werden. „Wir wollen uns im Reichstage die Mehrheit sichern, um die Interessen der Landwirtschaft zu vertreten und zwar in erster Linie zu gunsten einer Erhöhung der Zölle“ — das war doch ein klares Ziel. Aber was will der Bund der Kaufleute? Will er Politik treiben? Von den Anhängern will es der eine, daß „sich die Balken biegen“, der andere erklärt ruhig und nüchtern: „Meine Herren, wenn sie etwa Politik treiben wollen, dann machen wir von der Provinz nicht mit, denn wir sind in unserer Existenz abhängig von dem Gedeihen der Landwirtschaft.“ Amtlich verlautet nichts von der Politik — wie aber der Bund dem Handelsstand die notwendige „Bewegungsfreiheit“ sichern, das erforderliche „Gleichgewicht zwischen den großen Gruppen der nationalen Arbeit“ herstellen und Einfluß auf „die öffentlichen Angelegenheiten der Gesetzgebung“ gewinnen will, ohne Politik zu treiben, das bleibt sein eigenstes Geheimnis.

Nehmen wir an, man hat zur Beschwörung der sonst unvermeidlichen Gegensätze vorläufig nur auf das Wort und nicht auf den Begriff verzichtet, worin wird sich diese Politik äußern? Soll auch hierin der Bund der Landwirte als Vorbild dienen? Da genügt eine Andeutung der drohenden Schwierigkeiten, um die Zweifel an eine Zukunft der neuen Vereinigung zu stärken. Zunächst die inneren Schwierigkeiten: Die bevorstehenden Handelsverträge werden den Bund zwingen, nach der einen oder anderen Seite Farbe zu bekennen. Nach welcher Seite?

Man braucht sich dabei nur der Abstimmungen über Zollfragen auf den Handelstagen zu erinnern, um ohne Sehergabe das Auseinanderfallen des Bundes in zwei, wahrscheinlich ungefähr

Digitized by Google

gleich große Hälften zu prophezeien. Beim Börsengesetz wird es nicht anders gehen, immer und überall werden sich Großhandel und Kleinhandel, Stadt und Land, Seehandel und Binnenhandel einander gegenüber stehen, denn sie haben nicht vorwiegend gemeinsame, sondern verschiedene Interessen, und solche Unterschiede lassen sich nicht durch Handaufheben in den Vorstandssitzungen beseitigen. Beim ersten Kanonenschuß werden die Kolonnen sich auflösen und an ihre Sonderinteressen denken. Eine wirkliche Gefahr würde zwar auch hier für eine gewisse Zeit heterogene Elemente zusammenschweißen können, wie dies vergleichsweise geschieht, wenn das Vaterland in Gefahr ist. Aber immer auch nur so lange, als die Gefahr vorhanden ist, denn nach ihrer Überwindung läuft wieder alles durcheinander. Und das ist der Mangel, der hier offenbar wird: Eine wirkliche Gefahr für den Handelsstand, vergleichbar etwa der Not, die 1893 infolge der Mißachtung ihrer Produzenteninteressen die Landwirtschaft bedrohte und sie zusammenschweißte, ist garnicht vorhanden, wenigstens nicht so gleichmäßig für seine Gesamtheit, um ein einheitliches Vorgehen erforderlich zu machen. Der Kleinhändler erblickt seinen natürlichen Feind eher in dem großen Konkurrenten, der ihm das Brot vom Munde wegnimmt, als in dem Produzenten, der es ihm zuträgt. Und nun erst die Unterschiede in der Auffassung von primären und sekundären Forderungen zwischen den selbständigen und den angestellten Kaufleuten! Es wäre zwar an sich ein Segen, wenn es dem Bunde gelingen könnte, die hier vorhandenen Gegensätze dadurch zu mildern, daß er seinen Prinzipalsmitgliedern etwas mehr sozialen Sinn einimpfte. Aber wer sich auch hier der Stellung erinnert, die die Handelstage einzunehmen pflegen, beispielsweise noch jüngst zur Frage der Kaufmannsgerichte, der wird auch hier nur innere Schwierigkeiten, aber kaum eine Möglichkeit zur Versöhnung von Gegensätzen sehen. Andererseits bilden auch die Angestellten nicht mehr das fügsame Material, aus dem die Bundesleitung eine willige Mehrheit formen könnte, denn sie sind in ihren Vereinen im allgemeinen besser und straffer organisiert als die selbständigen Kaufleute.

An eine einheitliche Stellungnahme wird auch in Zukunft nicht zu denken sein, da es keinem der vorhandenen zahlreichen Vereine einfallen wird, sich etwa zu gunsten des Bundes aufzulösen.

Es bleibt dem Bunde zur Erreichung seiner Ziele nur das offene Feld der Wählerversammlungen und die hieran sich anschließende Verpflichtung der Kandidaten auf die Forderungen des

Digitized by Google

Bundes, wiederum nach dem Muster des Bundes der Landwirte. Aber ganz abgesehen von der Notwendigkeit, diese Forderungen dann auch klipp und klar zum Ausdruck bringen zu müssen — das vorliegende Programm können, wie gesagt, sämtliche politische Parteien und sämtliche Mitglieder des Reichstages unterschreiben — entstehen bei dieser Arbeit sofort wieder äußere Schwierigkeiten. In welchen Wahlkreisen würde die Stimme des Bundes von ausschlaggebender Bedeutung werden können? Wir meinen, sie lassen sich an den Fingern herzählen, denn es wird sich dabei im allergünstigsten Falle um einige gegenwärtig nationalliberal vertretene Kreise handeln, und der Erfolg dürfte vielleicht nur darin zum Ausdruck kommen, daß deren Vertreter einen Schritt nach links machen würden, um ihn nach den Wahlen durch einen Schritt nach rechts wieder auszugleichen.

Und darum die „gemeinsame Arbeit aller Gruppen und Klassen"? Fürwahr, man muß den Mut bewundern, mit dem angesichts dieser Tatsachen die Gründung vollzogen worden ist. Es mag ja sein, daß die Empfindung, man sei während der Tage des Kampfes um den Zolltarif etwas zu sehr als quantité négligeable behandelt worden, dem Bunde einige tausend Mitglieder zuführen wird. Im übrigen wird er vermutlich an seiner Programmlosigkeit scheitern oder, wenn diese beseitigt werden sollte, an den Interessengegensätzen im eigenen Lager, mindestens aber an der Aussichtslosigkeit, einen offenen Kampf gegen zwei starke Fronten, nämlich den Bund der Landwirte einerseits und die Sozialdemokratie andererseits, mit nennenswertem Erfolg führen zu können.

Es ist nicht anzunehmen, daß der Bund für die Gestaltung unserer wirtschafts-politischen Verhältnisse ausschlaggebende Bedeutung erlangen wird. Das stützt übrigens die Meinung derer, die in der Gründung nur eine Vorstellung sehen, die dem Spielplan der politischen Schaubühne auf „hohen Befehl" einverleibt worden ist.

Digitized by Google

Asphodelen.

Von Agnes Harder.

Sie war sonst immer zu dem Fest gegangen, das allwinterlich den großen Kreis von Berufsgenossen versammelte. Diesesmal blieb sie daheim. Vor einigen Wochen hatte sie, die blühend Gesunde, einen Schwächeanfall gehabt, ein schnell vorübergehendes, plötzliches Unwohlsein. Dabei schien es ihr, als höre sie aus weiter Ferne einen Ruf; das Hoiho! eines Wanderers. Und sie wußte plötzlich, wer da auf sie zuschreite durch alle Weiten, und sie fühlte im voraus, wie sie den Ruf des Fremden näher und näher hören werde, bis er ihr seine Hand reichen werde. Sie stand seit jenem Tage zuweilen still und lauschte. Und wenn sie allein war, sah sie auf ihren Weg zurück. Sie konnte ihn vollständig überschauen, bis zu den tauigen Pfaden der Kindheit.

Die Blumen, die sie an dem Fest getragen hätte, standen am Abend vor ihr in einem Glase. Auf die Blumen hatte sie nicht verzichtet. Ein Strauß großblumiger italienischer Anemonen. Sie hatten sich in der Wärme, unter dem Licht der Lampe, weit geöffnet. Wunderbar satte, tiefe Farben, aus denen die dunklen Büschel der Staubfäden wie schwarze Augen herausſahen.

Die Straßenbahnen gingen schon in großen Zwischenräumen. Minutenlang herrschte die Stille der Nacht. Und sie dachte wieder an den Ruf, den sie vernommen, daß sie den Kopf gewendet und zurückgesehen auf ihren Weg.

Da sah sie sich selbst diesen Weg wandeln von Anbeginn. Zuerst noch ein Kind, dann wachsend und die Höhe des Lebens überschreitend. Die Landschaft aber wechselte um sie. Aus den tauigen Wiesen über die stillen Fluren des Heimatlandes, dann sich plötzlich auftuend zu fernen, wunderbaren Weiten. Denn ihr Wille hatte ihr einmal den Weg geöffnet, und sie hatte gesehen, was wenigen beschieden ist.

Aber wie sie so sich selbst auf ihrem Lebenswege sah, wunderte sie sich, daß sie immer Blumen trug, und daß gerade aus den Blumen jene Landschaftsbilder zu entstehen schienen, und der Duft, der zu ihr herüberwehte, die Stimmung jener lange vergangenen Zeit wiederbrachte, bis zu jener halb poetischen Kinderphantasie, auf die sie sich noch so gut besann: daß nämlich die ersten Frühlingsblumen alle gelb seien, weil die Zwerge sie im langen Winter aus ihrem Golde gehämmert haben. Und so trug

Digitized by Google

sie den Strauß Sternmiere und Butterblumen zärtlich und vorsichtig.

Und da sitzt sie im stillen Garten der Pension und fügt behutsam und fast mit heiliger Freude Vergißmeinnicht und Maiglocken zusammen. Die strenge Vorsteherin hat ihrer armen Nichte den Strauß vom Gärtner mit Manschette und Schleife zum Konfirmationstage verboten. Aber diesen wird sie gestatten, und die blonde Hete, die es für eine Schande hält, ohne Blumen zum Altar zu treten, wird aufhören zu weinen.

Heimatblumen! Wie viele trägt sie aus den Wiesen und von den Feldern! Ganze Garben Maßlieb und Weidenröschen! Und dort, von der Dünensenkung der Nehrung, die langen, weißen Blüten des Stechapfels. Wie seltsam ihr Jugendweg aussieht, umwuchert von den stillen Pflanzen!

Aber es müssen doch auch andere Spuren kommen. Ihre Jugend war nicht leicht. Sie war Arbeit. Doch nein! Da geht sie durch die Zeiten mühseligen Lebens! Es ist tiefer Sand, aber in ihren Händen blüht das Heidekraut!

Und nun plötzlich der Zauber der Ferne! Da sind die Ginstersträuße des schottischen Hochlandes und die blauen Erdmyrten, die sich über den Boden der Lothringischen Wälder ziehen! Da ist der Veilchenteppich der Villa Adriani und die Orangenwälder Palermos. Weiter, weiter! Da trägt sie süß duftenden Oleander aus den Gärten von Damaskus und feierlichen, seltsam gefleckten Aronsstab von der sonnendurchglühten Ebene vor den Tempelruinen zu Baalbeck. Und selbst in dem gestorbenen Jerusalem, wo weißer Staub die Öl- und Feigenbäume in einen Wald von Gips verwandelt hat, kommt ein deutsches Kind der württembergischen Templer und gibt ihr einen Granatapfel und ein paar Monatsrosen!

So sieht sie sich auf sich zuschreiten wie in einem Spiegel, mit den letzten Kiefern in der Hand, die sie vor ein paar Tagen aus dem Grunewald brachte. So sieht sie ihren Lebensweg.

War er hart? War er mühsam? In diesem Augenblick weiß sie es nicht. Kein Tausendgüldenkraut wuchs an ihm. Und sie kennt die sandigen Stellen, und die sonnigen, und die Steine. Schon die Blumen zeigen sie ihr. Aber die Blumen blühten doch immer, und immer hatte sie Zeit, sie zu pflücken, denn auf jeden dieser Sträuße besinnt sie sich in diesem Augenblick. Nicht auf die, die man ihr brachte — nein, auf die, die sie sich selber gesucht hat. Manch einer blühte neben dem flackernden Licht in

Digitized by Google

heißer Nacht, wenn die Feder über das Papier flog und sie nur zuweilen den Kopf wandte nach dem weißen, wartenden Lager, das die Moskitonetze schützten, und die Blumen des Lebensweges wollten noch verdient sein! Und nun ist ihr Duft geblieben. Wie eine Wolke liegt er über dem Wege.

Klang darum der Ruf aus der Ferne so vertraut, weil, der ihn ausstieß, auch über Blumen zu ihr geht? Weil sie auch an jenem Stück des Weges blühen, das die nächste Biegung ihr noch verbirgt? Wenn sie da sind, wird sie sie finden, auch wenn der Weg hart ist. Und auch er wird eine in der Hand tragen, wenn er sie trifft. Sie weiß schon, welche. Sie kennt sie schon von den weiten Flächen, auf denen er herrscht. Sie sah sie im Vorüberfahren. Aber nie streckte sie die Hand aus in menschlichem Vorwitz nach den — Asphodelen!

Aus Karl Gutzkows Briefwechsel.

Mitgeteilt von Dr. Heinr. Hub. Houben.

Aus einer großen, viele Hunderte von Briefen umfassenden Sammlung teile ich hier eine kleine Auswahl mit. Die Zeit, in der Karl Gutzkow diese Briefe schrieb, gab ihnen ihren reichen, vielseitigen Inhalt und sichert ihnen heute ihre hervorragende Bedeutung. Am Auf- und Niedergang dieser Periode, die sich mit dem bunten Wirrwarr ihrer Ereignisse und ihrer Persönlichkeiten in den nachfolgenden Briefen spiegelt, stehen die beiden großen kulturhistorischen Romane Gutzkows, „Die Ritter vom Geist“ und „Der Zauberer von Rom“; jeder umfaßt neun starke Bände und beide entrollen ein fast unübersehbares Bild der zeitgenössischen Entwickelung Deutschlands, vornehmlich in politischer, religiöser und sozialer Hinsicht. So bewundernswert die Kraft der dichterischen Phantasie ist, die in einem Weltgewühl von zwei Jahrzehnten Gestalten herauszuarbeiten weiß, die wir nach der Lektüre jener Romane auf Lebenszeit nicht wieder vergessen, mit denen wir selbst leibhaftig verkehrt zu haben glauben

Digitized by Google

— der beste Maßstab für die überzeugende Schärfe der Charakteristik —, ebenso erstaunt wird immer die Frage laut werden: was muß der Mann alles gesehen und erlebt, was beobachtet und in sich verarbeitet haben, der so seine Zeit zu durchschauen imstande war. Einiges von dieser unermüdlichen Wachsamkeit, von dem steten Auf-der-Lauer-liegen nach allen leisesten Regungen und feinsten Zusammenhängen tragen naturgemäß Gutzkows Briefe: sie sind der Schlüssel zum eindringenden Verständnis seiner immensen Arbeit und gewissermaßen fortlaufende Fußnoten zur Zeitgeschichte.

Die „Ritter vom Geist" erschienen am Ende des Jahres 1849, der „Zauberer von Rom" zehn Jahre später. Die tatsächliche, große Wirkung dieser beiden mäßigen Werke wurde unterstützt durch die populäre Zeitschrift „Unterhaltungen am häuslichen Herd", die Gutzkow von 1852 ab herausgab. Er wohnte damals in Dresden, wo er die erfolgreichsten und freudigsten Jahre seines wenig sonnigen Lebens zubrachte. Die beiden letzten der nachstehenden Briefe begleiten ihn jedoch nach Weimar, wohin er im Herbst 1861 als erster General-Sekretär der Deutschen Schillerstiftung übersiedelte; er war der Mitbegründer dieser Anstalt, und von 1855 ab schrieb er ihre Geschichte in zahllosen Briefen, bot er das große Heer seiner Anhänger zu ihrem Besten auf, durchlebte er mit ihr alle Phasen ihrer Entwickelung, um zuletzt von einer der mannigfachen Katastrophen ihrer Anfänge selbst fortgerissen zu werden. Weimar — die Irrenanstalt in St. Gilgenberg, sind die nächsten Stationen eines Leidensweges, der sein ganzes späteres Leben vorzeichnete.

Die Adressaten der Briefe sind durchweg Schriftsteller, literarische Bekannte und Freunde. Zu den letzteren gehören in erster Linie Levin Schücking, Feodor Wehl und ein Dresdener Advokat Edmund Judeich, mit denen Gutzkow eine herzliche Freundschaft unterhielt. Auf der Grenzlinie zwischen Freund und literarischem Bekannten stehen Moritz Carrière, der spätere Münchener Professor der Ästhetik, und der Wiener Schriftsteller L. A. Frankl. Die weiteren Adressaten sind Gustav Kolb, der langjährige Redakteur der Augsburger, später Münchener Allgemeinen Zeitung, Friedrich Zabel, der Chefredakteur der Nationalzeitung, Titus Ullrich, Dichter, Redakteur und Sekretär der Berliner Intendanz der Königlichen Schauspiele, und der Koburger Kabinetsrat von Meyern.

Viele Nachrichten und Meinungen in diesen Briefen fordern ausführliche Erläuterungen heraus und würden, einzeln aufgegriffen,

Digitized by Google

keineswegs ein zutreffendes Bild ihres Autors zeichnen. Aber dann läge die Gefahr nahe: die Anmerkungen überwucherten den Text. Ich habe mich daher auf das Notdürftigste beschränkt, was Voraussetzung zum Verständnis der Briefe ist. Der Inhalt der Briefe ist reich genug, daß sie vorerst für sich selber einstehen.

* * *

I. Gutzkow an Levin Schücking.

Mein verehrter Freund, Sie werden in diesen Tagen Band 3 und 4 meines Romans*) erhalten und können immer einstweilen in der Buchhandlung diese Teile entlehnen. Sie würden mich durch eine etwas ausführliche Erörterung freilich sehr verbinden. Auf die Einzelheiten, mein' ich, könnte man nun schon eingehen. Manches liegt doch schon recht klar vor Augen.

Unter dem, was ich durch die Erinnerung an „Wilhelm Meister" bezeichnen wollte, verstand ich die epische, natürliche, harmlose Haltung. Auch das Abenteuerliche ist eine Kategorie, die sich etwas zu sehr aus unsern Romanen verloren hat. Man hat die Menschen immer bloß zum Besten der Begebenheit, die man erzählte, benutzt, so daß die Menschen nur durch die Begebenheit Wert hatten, Bedeutung, Zweck. Das ist zu sehr Drama. Das Epos erlaubt einen Stillstand der Begebenheit, erlaubt, daß sich einer auch einmal nicht als Faktor eines Verhältnisses fühlt, sondern sich auf die lange Ofenbank streckt und ganz individuell für sich ausschläft. Kurz, ich hatte dies harmlose Sichergehen im Auge, als ich jenen Vergleich wagte.

Sie haben Recht! Weiter Druck ist nicht gut. Ich hätte am liebsten eine kleine enge Taschenausgabe im Duodez für das Ganze gehabt, kompreß gehalten, in Heften ausgegeben. Sie werden aber aus Erfahrung wissen, mit Brockhaus ist nicht gut Meinungen wechseln.

Meine Berichte**) für die Köln. Ztg. will ich nicht fortsetzen. Einen, den ich gestern vor acht Tagen absandte, hatt' ich unmittelbar nach einer Unterhaltung mit von der Pfordten geschrieben, und doch find' ich ihn nicht abgedruckt. Ich würde in der Köln. Ztg. nicht gegen ihre Auffassung geschrieben haben, aber

*) Die „Ritter vom Geist". 1850—51. Roman in 9 Büchern.

**) Berichte über die „Dresdener Konferenzen", Versammlungen der Diplomaten aller deutschen Staaten zur Debatte über die Frage der deutschen Einheit. Von der Pfordten war sächsischer Kultusminister.

Digitized by Google

ich glaubte fast, Dr. Brüggemann denkt, ich wäre bayrisch gesinnt! Seine Polemik gegen die Staatengruppe, die ich so lange verteidige, als wir nichts besseres haben, ist so heftig, daß ich glaube, er traut mir nicht. Ich bin allerdings kein Gothaner. Diese Partei, die ich aus der Paulskirche scheiden sah, nachdem sie gesagt hatte, sie hielte aus bis auf den letzten Mann, ist die Unglückspartei Deutschlands in jeder Beziehung, in politischer, artistischer, literarischer. Es sind die Doktrinäre, die Professoren, die vornehmen Exklusiven. Preußen kann uns zu nichts führen und wird es nicht. Der Prinz von Preußen, heute König, bleibt so altpreußisch, wie Manteuffel. Die Hohenzollern fürchten sich vor der Lehnin'schen Weissagung und haben Ursache dazu. Wenn Vincke, Beckerath, Camphausen wieder in Preußen möglich sind, ist eine ganz andere Zeit da, wo Deutschland sich anders helfen wird als durch die Gothaner.

In der D[eutschen] A[llgemeinen] Z[eitung] unter dem Zeichen ⊙ Dresden schreib' ich für die Stärkung der Mittelstaaten, nicht Pfordten zuliebe, sondern um uns vor dem Dualismus zu wahren. Es ist ein Glück, daß es noch Gegenden in Deutschland gibt, wo man nicht erlebt, daß bei allem, was man Preußen ideell einzuimpfen sucht, doch immer das altpommersche dumme Prinzip und die märkische Junkerherrschaft die Überhand gewinnt. Es ist ein Glück, daß in Deutschland noch nicht alles schwarz-weiß aussieht. Am Bodensee, im schönen Konstanz hört' ich und sah' ich die preußischen Offiziere und die Gemeinen. Sie schleppen überall ihren „juten Kanich" mit herum; ich Selbstberliner kenne meine Pappenheimer und hab' einen Ekel vor diesem unausrottbaren Element. Also, ich schreibe nicht mehr. Es ist auch wenig zu berichten, als die perennierende Schmach und Schande Preußens.

Empfehlen Sie mich bestens Ihrer lieben Frau und erhalten Sie sich Ihre schönen Schweizer- und Italienträume! Ich bin leider durch meine alte (3 Kinder) und neue (1 Frau und 1 Kind) Häuslichkeit wohl für immer von solchen Hoffnungen ausgeschlossen.

Geh' es Ihnen im neuen Jahre wohl! Herzlich Ihr

Dresden d. 11. Jan. 1851. Gutzkow.

II. An Levin Schücking.

Mein verehrter Freund, Ihre liebe Sendung vom 17. v. M. traf mich noch in Dresden, als ich mich eben entschloß, durch eine kleine Reise meinen angegriffenen Nerven eine bessere Stimmung

Digitized by Google

zu geben. Das ist jetzt etwa 14 Tage her. Ihr Roman*) wurde mitgenommen und leider, wie das auf Reisen geht, nur ruckweise gelesen. Ich bin ein gut Stück in den 2. Band hinein und fühle mich bei jeder Fortsetzung gefesselt und im Zusammenhang. Besonders gefällig sind auch hier wieder Ihre gewöhnlichen Vorzüge, die der Staffage. Alles was Architektur, Katholizismus, die Welt der kleinen Dynasten beisteuert, ist Ihnen ganz allein eigen. Die Situationen in Sandsee, das Leben in der Nähe des mir bekannten Ellingen (gehört ja wohl den Wredes?) das alles ist besonders warm und traulich. Die wilde Nacht im Walde ist ein Meisterstück, Sandrarts erste Einführung sehr komisch. Später treten manchmal kleine Stockungen ein, ohne daß darum das Interesse schwindet. Schon der historische Hintergrund ist neu und bietet so viele Vergleichspunkte. Die „drei Freier" sind Hoffmanns würdig, nur brechen sie zu rasch ab und lassen noch die Ausführung der letzten Probe durch v. d. Decken zu wünschen übrig. Eigen ist unsere Ähnlichkeit in manchen Ideen und mechanischen Hebeln des Ganzen, der Jägerbund, die Deutschherren, die Erbschaft, selbst der Name Sandrart, den bei mir ein Bauer und sein Sohn führen, ist uns beiden zugleich gekommen. In acht Tagen bin ich in Dresden zurück und werde dort einen Artikel für die Deutsche Allgemeine Zeitung aufsetzen, wenn mir niemand zuvorkommt.

Die Artikel für das Evénement werd' ich nicht schreiben können. Ich leide so unter dem Druck des noch nicht beendigten Romans, daß ich mir nichts Neues aufbürden kann. Haben Sie die Güte über eine andere Auskunft nachzudenken. In die Flüchtlingshände dürfen wir freilich auch nicht geraten. In Zürich, Paris, London wird an allen Rache genommen, die in Deutschland nicht verhungern oder unter Schloß und Riegel sitzen. (Herr Ohly, der bei Ihnen**) sagt, ich hätte mich vor dem wahren Genius Georg Büchners mit Recht gebeugt, und ins Konversationsblatt in Frankfurt die Y-Berichte schreibt, gehört auch zu den Desperaten.)

Was Sie von den politischen Zuständen sagen, bestätigt hier der Augenschein. Ach, wie leer, wie öde, wie erbärmlich! Welche niedrige Gesinnung beim kleinen Besitzer, welcher Übermut beim

*) „Paul Bronckhorst".

**) Köln. Ztg., deren Feuilleton-Redakteur Schücking war. Für die vorhergehenden Zeilen fehlt mir eine zuverlässige Erklärung.

Digitized by Google

großen und welcher Wahn bei dem, der das: Qui stemmatis ultimus erit*) durch Charakterlosigkeit zu vermeiden sucht!

Meinen Roman kennen die „Gebildeten". Mancher hat ihn gelesen, viele wollen ihn noch lesen, aber mehr auf die ältere, als die jüngere Generation kann ich rechnen. Häring**) sagte mir, daß sich der alte [Fr. v.] Raumer sogar mit Lust in das Gewirr hineingelesen hätte. Unsere Jugend steckt in den erbärmlichsten und süffisantesten ästhetischen Anschauungen. Die Hallischen Jahrbücher dazumal haben wirklich den Nachwuchs auf noch 10 Jahre ruiniert. Ruges Politik zu adoptieren, ist diese Jugend zu feig, aber seine Ästhetik hat sie angenommen. Mit der Vergötterung Herweghs***) hörte aller Zusammenhang mit dem literarischen Leben in diesen Studenten auf. Und die Lethargie dieser armen impotenten und toten Lebendigen hat sie selber angesteckt. Es ist traurig genug, daß man nur noch an gebildete Frauen und ältere Männer anknüpfen kann.

Daß die Kritik nicht endlich auf die Persönlichkeiten, die Absichten und Situationen meines Romans eingeht, ist mir sehr schädlich. Die allgemeine Beurteilung, das unmotivierte Lob oder ditto Tadel fördert den Anteil der stumpfen Menge nicht. Die hiesigen Blätter füllen ihre Spalten mit erbärmlichen Berichten über das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater, über Konzerte usw. An eine Analyse der allgemeinen geistigen Arbeit Deutschlands denkt hier niemand.

Ich möchte noch über dies und jenes mit Ihnen plaudern. Ich breche ab, weil ein Gasthausleben keine rechte Muße bietet. Von Dresden mehr. Grüßen Sie Ihre liebe Frau! Mit aller Herzlichkeit

Berlin, 6. April 51. Ihr G.

III. An Feodor Wehl, Schriftsteller, später Intendant des Stuttgarter Hoftheaters.

Lieber Freund! Beifolgend der 9. Band meines Buches und der hoffentlich leidlich befriedigende Schluß. Ich verbinde mit dieser Sendung die Bitte, Sie möchten mir den Gefallen tun und im Hamburg. Correspondenten das Endresultat anzeigen. In den

*) Wortlaut der Lehninschen Weissagung.

**) Häring = Willibald Alexis.

***) Georg Herwegh, Verf. der „Gedichte eines Lebendigen", 1842.

Digitized by Google

„Jahreszeiten“*) ist so viel für das Werk geschehen, daß ich Sie dort mit einer Darlegung Ihrer letzten Eindrücke nicht drängen mag, aber im Correspondenten tut jetzt ein Schlußwort Not. Geben Sie es und rasch!

Ich war in Leipzig. Ich mochte die freundliche Einladung nicht ablehnen und glaube mit Ehren bestanden zu haben. (Kühne näherte sich wieder. Dies unter uns.) Das Gefährliche war hier, politische Verdächtigung, Untersuchung, Ausweisung zu vermeiden. Wir kamen mit blauem Auge davon! Ein sehr reicher Leipziger Schriftsteller, leider erblindet, Theodor Apel, gab ein fürstliches Frühstück. Brockhaus ist noch immer auf Reisen und gegenwärtig in Paris. Sein Sohn vikariert für ihn.

Meine Rückkehr zum Theater kann ich vorläufig erst durch Bagatellen bezeichnen. Ich habe „Anonym“ auf Laubes Veranlassung total umgearbeitet und versend' es nächstens. „Fremdes Glück“, von drei Personen gespielt, ist in Stuttgart und Berlin angenommen. Hülsen schrieb sehr artig, sehr zuvorkommend und hat mich dadurch ermuntert, wieder mehr an die Bühne zu denken. So scheint denn die empörende Gemeinheit dieser Küstnerschen Impertinenz endlich beseitigt.

Auerbach ist von Mannheim, wo er seinen Roman korrigierte, zurück. Es ist merkwürdig, was ich ihn in Leipzig seines allerdings lästigen Dünkels wegen verhaßt fand.

Wie geht es Ihnen? Produzieren Sie? Nimmt Sie die Zeitschrift zu sehr in Anspruch?

Griepenkerl las uns seine „Girondisten“. Er liest mit Feuer und dem Glauben an sein Werk, doch fand ich ihn mildem Tadel zugänglich. Die beiden ersten Akte enthalten viel Gutes, besonders ist der Schluß des zweiten malerisch imposant. Von da ab läßt das Interesse nach. Die Girondisten sind nur passiv aufgefaßt, und die Lambertine ist für jede Darstellung eine gefährliche Klippe.

Was sagen Sie — entre nous — dazu, daß sich die Bancks mit mir ausgesöhnt haben? Otto Alexander kam und bot Verständigung an. Ich schlug die dargereichte Rechte nicht aus, die Zeit ist nicht reich an Liebe und Freundschaft. Ich bitte nochmals, von diesem Verhältnis nichts zu sagen.

Meine Frau grüßt. Die Kinder wären froh, wenn Sie sich uns zu Weihnachten bescherten. Kommen Sie!

Von ganzem Herzen Ihr Gutzkow.

Dresden, 25. November 1851.

*) Eine von Wehl redigierte Zeitschrift.

Digitized by Google

Betty Paoli wird ganz hier leben. Thereſe*) hat hierher an jemand geſchrieben, ſie käme nicht wieder; ſie wiſſe nicht mehr, „an ihre alten Beziehungen anzuknüpfen“. Sie wohnt nicht mehr in Surabaya, ſondern auf einer Villa noch weiter in die Wildnis hinein, wo ſie die Gutmütigkeit der Eingeborenen nicht genug rühmen kann.

IV. An Levin Schücking.

Nehmen Sie meinen herzlichſten Dank, teurer Freund, für die wohlwollende Schlußkritik über mein Buch. Sie haben das Äußerſte getan, was man nur von einem Richterſtuhle erwarten kann, Sie haben Ihr eigenes Urteil reformiert, ſich eines Irrtums geziehen, was kann man von einem Souverain des Feuilletons mehr verlangen! Einiges, z. B. was Sie über Egon ſagen, kann nur von einer Feder kommen, die ſelber ſchafft, wie denn überhaupt der nur recht würdigt, der ſelber das Weſen alles Schaffens kennt.

Das kritiſche Vehmgericht**) aber wird ſchwer durchzuführen ſein. Die Rache würde durch alle Lande ihre Fackel ſchwingen. Und aufrichtig, ſtecken wir nicht alle in Befangenheit? Da erſchienen z. B. Mirza Schaffys Gedichte. Allüberall ſind dieſe Verſeleien gelobt worden. Ich war in Bremen, lernte Bodenſtedt kennen und fand einen gemütlichen, freundlichen Mann, zu deſſen Perſönlichkeit man noch gern als Ergänzung ſeine Redaktion eines vielgeleſenen Blattes nimmt. Aber der ganze Mann ſteckt in Eitelkeit und einem wahrhaft erſchreckenden Irrtum. Er behauptete im Ernſt, ſein Mirza Schaffy wäre das „Beſte, was ſeit fünf Jahren in der Lyrik erſchienen wäre.“ Ich las das Geverſel und fand nicht die Spur von Rückerts Sinnigkeit. Ein wahres Verſemachen wie einer, der ſein Waſſer nicht laſſen kann. Drei oder vier Gedanken, die gut ſind, ſchwimmen in dieſer Waſſerbrühe. Ich deutete, da er durchaus von mir in der D[eutſchen] A[llgemeinen] Z[eitung] ein Urteil haben wollte, meine Meinung in diskreteſter Zurückhaltung an. Wie hat ihn das verdrießlich geſtimmt! Er ſchreibt nicht mehr und läßt, um nur nicht anderer Leute Ruhm fördern zu müſſen, lieber das Sonntagsblatt der W[eſer] Z[eitung] eingehen!

*) Thereſe von Bacheracht, Schriftſtellerin. Mit Gutzkow von 1842 bis 1848 intim befreundet.

**) Ein Vorſchlag Schückings zu einer ſyſtematiſchen, von mehreren anonymen Autoren geführten Kritik.

Digitized by Google

Ist man einmal Redakteur einer Zeitschrift, so kann man seine Pflicht der Meinungsäußerung nicht umgehen. Aber wenn man in der Lage ist, seine Privatansicht für sich behalten zu dürfen, so kann man es fast für ein Glück preisen. Ohne eine Idee von Rivalität, wie müßt' ich nach meiner Überzeugung, ganz a priori, über M. Waldaus bilderschwülstige „Cordula" mich aussprechen, über Auerbachs „Neues Leben", dies völlig unaufgegangene phantasielose Gebäck, über Ad. Stahrs Schreibereien! In was für Not und Plage geriete man! Zum Xenienmut gehört ein Fundament, wie es Schiller und Goethe hatten.

Im ganzen schmelzen doch auch manche Schneemänner recht zusammen! Ein Erfolg wird leichter erobert, als behauptet. Ein erster Wurf gelingt, beim zweiten wird das Publikum schon stutzig und prüft. Lassen Sie uns zusammenhalten in teilnehmender Wärme! Wir wollen uns prüfen, sichten und richten, tadeln auch; nur das Ignorieren, das Verwerfen ganzer Richtungen ist das, was wir an uns selbst vermeiden wollen, das Nichteingehen aufeinander!

Im Sommer sehen wir uns gewiß. Meine Frau besucht ihre Mutter und ein Salzbad. Ich reise inzwischen.

Ihre liebe Frau hat in Bremen einen glücklichen Erfolg gehabt. Sollte das Stückchen nicht hier zu geben sein? Grüßen Sie sie bestens von mir.

In treuer Anhänglichkeit

Ihr Gutzkow.

Dresden, den 6. Januar 1852.

V. An Friedr. Zabel, Redakteur der Nationalzeitung.

Geehrter Herr und Gönner! Vielleicht finden Sie Zeit, das anliegende Buch*) zu lesen. Es ist geschrieben, um dem Berliner Lokalgeiste und spezifischen Spreetum mehr Glauben an sich selbst, weniger Zweifel, Selbstironie zu geben. Zwischen den Zeilen wird ein Wohlwollender finden, was ich eigentlich bezweckte. An Anfeindung wird es nicht fehlen. In der löblichen Literatenschaft wühlt und regt sich's schon von allen Seiten wieder gegen mich. Diese Menschen können nicht ertragen, daß mir einmal etwas gelungen ist. Wie es bei uns in der Literatur ist, ist's auch in der Politik. Jeder weiß es besser, als der Andere, und so wird

*) „Aus der Knabenzeit", 1852; Gutzkows Jugenderinnerungen.

Digitized by Google

uns einmal ein Louis Napoleon oder sonst ein Gedegisel zu Paaren treiben müssen.

Ich war drei Tage kürzlich in Berlin, um meiner Frau die äußeren Umrisse der Stadt zu zeigen. Die Zeit war zu kurz, Sie zu besuchen und Ihnen für das Interesse zu danken, das Sie meinen Arbeiten erhielten, trotzdem, daß auch Sie wohl von manchem mir Mißgünstigen umgeben sind, z. B. Stahr, der seit einer Kritik des Lewaldschen „Prinz Louis Ferdinand" von mir in der A[ugsburger] A[llgemeinen] Z[eitung] wie ein brüllender Löwe umgehen soll und Blätter sucht, mich zu verschlingen.

Meine Gesundheit zwingt mich dieser Tage auf Reisen zu gehen. Ich will der Schweiz und Italien zu.

Ihre Zeitung hat, während so viel andere Organe erschlaffen, sich im Gegenteil zu noch immer höherer Vortrefflichkeit aufgeschwungen. Ihre Leitartikel z. B. sind ein Quell von Trost und Belehrung. Ermüden Sie nicht! Mit der Bitte, mich auch Herrn Wolff zu empfehlen, bin ich

hochachtungsvoll und aufrichtig

Ihr Gutzkow.

Dresden, den 25. April 1852.

Das anliegende Buch ist erst in acht Tagen in Berlin zu haben. Ich bitte, es geheim zu halten.

VI. An Moritz Carrière, Ästhetiker.

Verehrter Freund! Ich habe die Absicht, vom 15. September an eine populäre Unterhaltungs- und Belehrungs-Zeitschrift *) erscheinen zu lassen. Der Verleger ist Brockhaus. Der Umfang wird wöchentlich nur einen Bogen groß 8° betragen, der Preis sehr mäßig sein. Es wird dabei auf einen großen Absatz gehofft.

Es würde ganz in die Tendenz dieser deutschen Household Words passen, wenn Sie mir einen Aufsatz von etwa 6 bis 7 Augsb. Allg. Zeitungsspalten verehren wollten über das Thema: „Unsterblichkeit der Seele." Theologie, religiöse Polemik ist sonst von meinem Blatte ausgeschlossen, aber dies Thema wäre sehr erwünscht und zulässig. Ich möchte an meinen früher hier mündlich geäußerten Vorschlag erinnern: Darlegung des gegenwärtigen Standes jener Frage. Aber die Behandlung muß sehr, sehr populär sein, etwa so, als wenn Sie diesen Artikel einem Gießener

*) „Unterhaltungen am häuslichen Herd".

Digitized by Google

Damenkreise zu Thee und Geibel vorlesen wollten. Ich möchte fast mutatis mutandis sagen: In der Art der Stunden der Andacht.

Ich muß Ihnen noch für Ihren Bericht über meinen Roman Dank sagen. Ich las ihn kurz vor Beginn einer größeren Reise. Vieles darin hat mir sehr wohltun müssen. Anderes freilich auch nicht. Der Artikel war apologetisch. Schlimm, daß meine Stellung in der löblichen Literaturgilde so angetan ist, daß man mich immer nur salva venia leidlich anerkennen kann. Statt zu sagen, wie ich wäre, sagt man, wie ich mit Erlaubnis meiner respektablen Gegner doch wohl nicht ganz wäre. Ich existiere gar nicht anders als defendendo. Das ist ein trauriges Los, an dem ich wahrscheinlich die größte Schuld trage.

Haben Sie mir auch nicht ein wenig zu viel Christlichkeit da und dort imputiert? Ich denke, ich leide Mangel daran.

Ihre „Reden“*) scheinen recht in das gebildete Publikum zu dringen. Man spricht davon an Orten, wo ich überrascht war.

Mit herzlichem Gruß

Ihr Gutzkow.

Dresden, den 27. August 1852.

Kennen Sie nicht irgend einen tüchtigen Gelehrten in Gießen, vielleicht einen jüngeren, der mir in populärer, gefälliger Sprache à la Schleiden oder Oersted etwas über Naturwissenschaften schriebe? Über irgend ein Thema auf diesem reichen Felde?

VII. An Titus Ullrich, Schriftsteller, Redakteur der Nationalzeitung, später Sekretär der Berliner Intendanz der Kgl. Schauspiele.

Geehrter Herr! Ich finde in der heutigen National-Zeitung eine so freundliche Beurteilung meines kleinen Gelegenheitsscherzes,**) den man zu meiner eigenen Überraschung im Fr[iedr.] W[ilh.] Theater gegeben hat, daß ich nicht umhin kann, Ihnen meinen Dank auszusprechen. Es ist so selten in unserer kritischen Welt, daß man ein Werk nur als das nimmt, was es billigerweise nur sein kann. Sie hoben so schön hervor, wie diese Arbeit nur für

*) „Religiöse Reden und Betrachtungen für das deutsche Volk,“ 1850.
**) „Königslieutenant.“

Digitized by Google

eine Aquarellskizze gelten kann. Ich schrieb sie mit so viel eigner innerer Erheiterung, als sie in der Darstellung hervorgebracht zu haben scheint. Hätt' ich vor der Möglichkeit des Ganzen, vor der erschöpfenden Charakteristik der aufgeführten berühmten Namen erschrecken wollen, dann wäre freilich die Arbeit besser unterblieben; aber unsere größten Muster, denen wir nur nachstreben, gefielen sich in der jeweiligen leichten und harmlosen Anwendung ihres sonst schwereren Geschützes. Es wird darum auch nicht viel aus unserem Bühnenwesen, weil alles gleich immer auf die Unsterblichkeit losstürmt, Titanenhaftes zu schaffen prätendiert, die größten Maßstäbe verlangt usw.

Meiner Freude über die schöne Billigkeit Ihres Urteils möcht' ich eine Bitte anschließen.

Sie haben lange, soviel ich weiß, nichts Poetisches publiziert. Besitzen Sie keinen Vorrat von Gedichten, von denen ich mir einiges für meine in Tausenden von Exemplaren verbreiteten und daher auch etwas schwierigen „Unterhaltungen am häuslichen Herd" auswählen könnte? Ich brachte noch nichts Lyrisches. Des Süßlichen, oft Gefälligen gibt es jetzt genug. Ich möchte Bedeutenderes bringen, und vom Verfasser des „Hohenliedes" würde mir gewiß nur das kommen, was ich bis jetzt vergebens erwartete. Erfreuen Sie mich durch eine Zusage; noch mehr, schicken Sie gleich ein Konvolut mit. Ich denke mir, Sie müssen viel gesammelt haben.

Mit der Bitte, mich Freund [Friedr.] Zabel zu empfehlen und in Hoffnung, vielleicht im Frühjahr unsere so flüchtig gewesene Bekanntschaft zu erneuern, bin ich

hochachtungsvoll und ergebenst

Gutzkow.

Dresden, den 29. Januar 1853.

[Fortsetzung.]

Digitized by Google

Das hilfreiche Berlin.

Von Hasselblatt-Norden.

Weit und großartig sind die Ausblicke, die wir gewinnen, wenn wir den Vorhang lüften, der uns die Riesenarbeit verhüllt, die mit dem Worte „Wohlfahrtseinrichtungen" einer Millionenstadt bezeichnet wird. Wenn uns anderes des Großstadtlebens sozusagen auf Schritt und Tritt vors Auge gerückt wird, diesem „Getriebe", um mich so auszudrücken, müssen wir erst nachspüren, denn es vollzieht sich im stillen, oft im verborgenen.

Das ganz Verborgene — wer will es künden? Wer weiß, wieviel Tränen getrocknet, Strauchelnde aufgerichtet, Verzweifelte getröstet werden, ohne daß jemand anderes was davon erfährt, als der Wohltäter und seine Pfleglinge?

Aber es gibt auch eine Wohltätigkeit, die sich vor aller Augen vollzieht, in die wir jederzeit Einblick gewinnen können, wenn wir nur wollen, denn eine Darstellung ihrer Einrichtung und die Ergebnisse ihres Wirkens finden wir in Büchern und Broschüren, Berichten und Flugblättern. Zwei solcher Bücher lese ich besonders gern. Nicht nur, um dem hilfreichen Berlin nachzusinnen, sondern um überhaupt die Arbeitskraft und die Arbeitsleistung einer Weltstadt auf den verschiedensten Gebieten auf mich wirken zu lassen. Wie werden sie da lebendig, all die „langweiligen", „trockenen" Zahlenreihen, die „nüchternen", „kahlen" Angaben der Tabellen, der Diagramme und ihres Begleittextes. Eine ganze Welt von Vorstellungen und Erkenntnissen erschließen sie uns. Ich meine das „Statistische Jahrbuch der Stadt Berlin", dessen 27. Jahrgang vorliegt und der periodisch in Zwischenräumen von je 5 Jahren erscheinende „Bericht über die Gemeindeverwaltung der Stadt Berlin". Und auch noch auf ein drittes Buch sei verwiesen. Es ist das von der Auskunftsstelle der „Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur" herausgegebene: „Die Wohlfahrtseinrichtungen Berlins und seiner Vororte." Diese Bücher geben uns einen Begriff von dem gewaltigen Umfange, den die Wohltätigkeit in Berlin im Laufe der Jahrzehnte angenommen hat.

* * *

Aus dem Auskunftsbuch erfahren wir u. a., daß die Zahl der Wohlfahrtseinrichtungen der Reichshauptstadt und ihrer Vororte sich vor drei Jahren bereits auf 1097 belief.

Das schreibt sich so leicht hin. Aber man vergegenwärtige

Digitized by Google

sich, welche Summe von Liebe, Mühe und Geldaufwand diese Zahl „1097“ in sich schließt. Man vergegenwärtige sich, daß zu all dem auch noch jene im geheimen oder zum mindesten mit Ausschluß der Öffentlichkeit geübte private Wohltätigkeit kommt. Jedoch auch abgesehen von der reichen privaten Wohltätigkeit erschöpft diese statistische Angabe lange nicht die Gesamtheit unserer Wohlfahrtseinrichtungen. Nicht aufgenommen in das Verzeichnis ist z. B. das ganze städtische und freiwillige Feuerwehrwesen, das doch ebenfalls zu solchen Einrichtungen gehört; nicht aufgenommen sind ferner die Sterbe-, Spar- und verschiedenen Arten von Darlehnskassen; die Stiftungen der Universität und anderer Hochschulen; die große Menge von Körperschaften und Vereinen, deren Wohltätigkeitsübung speziell nur ihren Mitgliedern zugute kommt; die Einrichtungen einiger Gemeinschaften, die Auskünfte verweigerten. Ferner viele Nummern bedeuten eine Gesamtheit von Einzelvereinen und Anstalten. So findet man für Berlin, ohne Charlottenburg, Schöneberg, Rixdorf und die Vororte, 59 Kirchengemeinschaften aufgeführt. Sie verfügen aber über gut 250 Wohlfahrtseinrichtungen und ca. 150 Legate und Stiftungen, und dabei sind nur die, welche direkt der Armenpflege dienen, nicht aber auch diejenigen religiöser und erbaulicher Natur berücksichtigt worden. Die reiche und große St. Petri-Gemeinde z. B. verfügt allein über 15 Vereine und Anstalten, und ihr Legatenkapital verteilt sich auf 26 Stiftungen. Auch die Kleinkinderbewahr-Anstalten, die Kindergärten und die Kinderhorte beanspruchen nur je eine von den 1097 „Nummern“, aber die Zahl der Bewahranstalten beläuft sich auf 50, die der Kindergärten — die Fröbelgärten für Wohlhabende und die Privatkindergärten nicht eingerechnet — auf 18, die der Kinderhorte auf 32. Oder: der großartige, schon dreißigjährige Letteverein mit seinen 10 verschiedenen Schulen und Werkstätten, seinem Klub, seiner Bibliothek, seinen 9 Stipendien- und Unterstützungsstiftungen beansprucht auch nur eine „Nummer“; desgleichen der „Berliner Verein für Volkserziehung“ (Pestalozzi-Fröbelhaus) mit seinem Seminar, der Haushaltungsschule, dem Viktoria-Mädchenheim, dem Stellenvermittelungsbureau, der Krippe; und so auch das „Kuratorium der Berliner Unfallstationen“ (mit 19 Stationen) die „Berliner Rettungsgesellschaft“ (mit 19 Wachen), die „Vereinigung der Berliner Sanitätswachen“ usw. Tatsächlich erweitert sich also die Zahl „1097“ um viele, viele Hunderte.

* * *

Digitized by Google

Welch eine Betätigung barmherziger Liebesdienste, welche Geldspenden, körperliche und geistige Opferwilligkeit setzt sie voraus! Allein das städtische Armen- und Krankenpflegewesen beansprucht eine Summe von mehr als 14 Millionen Mark jährlich.

Von besonderem Interesse sind die Wohlfahrtseinrichtungen, welche unabhängig von kirchlichen oder Vereinsstiftungen bestehen und den Zweck haben, Geldgeschenke und Darlehn zu gewähren, sowie solche ohne oder mit besonderer Zweckbestimmung. Zu den „besonderen" gehören z. B. Aushilfe bei Geschäftsgründungen, Brautaussteuern, Unterstützung von Angehörigen bestimmter Berufsklassen u. dgl. Auf sie entfallen allein ca. 330 verschiedene Vereine und Stiftungen, darunter solche, wie der Verein „Bürger-Rettungs-Institut" mit einem Kapital von 957300 Mk. Einen auch kapitalistisch hervorragenden Platz beanspruchen hier die israelitischen Stiftungen.

Es lassen sich all diese Wohlfahrtseinrichtungen natürlich in mehreren Gruppen zusammenfassen. An den meisten ist auch die Stadtverwaltuag mit ihrer Armendirektion, den zwei Armenämtern, den ca. 300 Armenkommissionen und ca. 3300 ehrenamtlich Diensttuenden, ihrer Waisen- und Krankenverpflegung, ihren Volksbildungsmitteln und volksgesundheitlichen Einrichtungen usw. beteiligt.

Da kommt zuerst die Armenfürsorge allgemeiner Art in Betracht, mit dem „Verein gegen Verarmung" an der Spitze, der über ein Vereinsvermögen von ca. 600000 Mark verfügt und seine Tätigkeit durch 61 Lokalverbände in 312 Stadtbezirken ausübt. Hierher gehören auch die „Auskunftsstelle der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur", der „Frauenverein zur Unterstützung verschämter Armer", der „Verein Berliner Stadtmission" und andere. Dann kommen die Bestrebungen auf dem Gebiete der Ernährungshilfe, darunter die Armen-Speise-Anstalt mit 15, der „Verein Berliner Volksküchen" mit ebenfalls 15, der „Kinder-Volksküchen-Verein" mit 9 Küchen; und auf dem Gebiete der Wohnungshilfe „Herbergen", „Heimaten", „Stifte", „Asyle", „Heimstätten", auch Besserungsanstalten für gefallene und gefährdete Mädchen, gemeinnützige Baugenossenschaften, die Siechen-Anstalten des Friedrich Wilhelms-Hospitals usw. Der Versorgung mit Heizmaterial und Kleidung dienen über 20 Gesellschaften, Vereine, Stiftungen und Legate. Das Herz geht einem auf, wenn man sieht, was zur Pflege, Beaufsichtigung und Erziehung kleiner und verwaister Kinder

Digitized by Google

geschieht: zusammen 216 Nummern im „Auskunftsbuch“ gehören zu dieser Gruppe.

Und doch finden sich noch Lücken. So z. B. gibt es in Berlin keine Anstalt oder Heimstätte für verkrüppelte, aber bildungsfähige Kinder. Nur in Nowawes wird vom Oberlinhause ein „Krüppelheim“ unterhalten. Auch ein Findelhaus fehlt noch in Berlin! Es wird ja gegen Findelhäuser von gewisser Seite ein starkes moralisches Bedenken erhoben. Aber solange die Statistik nicht nachgewiesen hat, daß die Findelhäuser der Unsittlichkeit unmittelbar Vorschub leisten, dürfte man diese Bedenken kaum teilen. Und selbst wenn infolge des Vorhandenseins von Findelhäusern das eine oder andere Mädchen leichter zu Falle kommt — werden dafür nicht auf der anderen Seite zahlreiche Menschenleben erhalten?

Es schließen sich diesen Gruppen an die mannigfachen Bestrebungen der Fürsorge für Kranke, Gebrechliche, Wöchnerinnen mit über 20 allgemeinen, zum Teil riesigen Krankenhäusern und Heilstätten, vielen Erholungsstätten, ohne eine Anzahl Diakonissenverbände mit nahezu 60 Vereinen, die sich in den Dienst dieser Aufgaben gestellt haben, zahlreichen Einzelstiftungen, den Unfallstationen und ähnlichen Einrichtungen. Verwandt hiermit sind die Bemühungen auf dem Gebiete der allgemeinen Gesundheitspflege, wie die städtischen Bade-Anstalten, der Verein für Volksbäder usw. Wieder eine andere Gruppe sorgt für Volksbildung und Volksunterhaltung, Lesehallen, Volksbibliotheken, Konzerte und Theater-Vorstellungen usw., andere Gruppen stehen im Dienst des Arbeitsnachweises und der Stellenvermittelung, u. a. der trefflich organisierte „Zentralverein für Arbeitsnachweis“ (1897 Nachweis von 22841 Stellen) und der „Verein für die Berliner Arbeiter-Kolonie“. Hierzu kommen allerlei Auskunfteien und Vereine zur Besserung von Strafgefangenen und Fürsorge für Entlassene, Mäßigkeitsvereine, der Berliner Hausfrauen-Verein usw.

Das ist ein ungefähres Bild von dem, was wir hinter der trockenen Zahl „1097“ zu suchen haben.

* * *

Ob es ausreicht, ob alle Not berücksichtigt wird?? Nichts ist vollkommen hier auf Erden. Und ich betonte schon, wie gerade auf dem Gebiete der Wohltätigkeit immer wieder Neues an uns herantritt, und wie schwer es ist, in richtiger Weise wohlzutun.

Digitized by Google

Zwei Beispiele: Zu den ältesten Obliegenheiten der allgemeinen Fürsorge gehört ohne Zweifel die Waisenverpflegung. Und doch hat sich hier in Berlin erst vor 6—7 Jahren ein (freiwilliger) „Erziehungsbeirat für schulentlassene Waisen" gebildet. Oder: wo und wie soll eine von ihrem arbeitsfähigen Gatten verlassene Frau Unterstützung und Verpflegung für ihre Kinder beanspruchen, rechtlich beanspruchen? Sie sind keine „Waisen", und irgend eine „amtliche" Armenpflege hat mit ihnen nichts zu tun.

Gemeinsame Arbeit, Austausch von Gedanken, Erfahrungen, Erlebnissen ist allein imstande, den Blick zu weiten und zu schärfen und so die Mittel zur Hilfe zu finden. Guter Wille und glühende Begeisterung der einzelnen reichen nicht aus. Daher ist es erfreulich, daß in jüngster Zeit eine organisierte „Vereinigung sämtlicher Wohlfahrtseinrichtungen" in Berlin zustande gekommen ist, die zum Zwecke hat, „alle an der Übung der Armenpflege und Wohltätigkeit beteiligten Kräfte, d. h. die Organe der städtischen, kirchlichen und privaten Armenpflege zu gemeinsamer Arbeit zusammenfassen", um eine nachhaltigere und vertieftere Fürsorge für wahrhaft Bedürftige unter Schonung ihres Ehrgefühls herbeizuführen, den Mißbrauch der Wohltätigkeit planmäßig zu bekämpfen, gesunde Grundsätze über Armenpflege und Wohltätigkeit zu verbreiten, ihre Ausübung zu verbessern und zu erweitern. Die Vereinigung will also im Sinne des Raterteilens und Ausbauens wirken, materielle Hilfe spendet sie selbst nicht. Durch Wort und Schrift sollen ihre Erfahrungen und die dabei gewonnenen und aufklärenden Anschauungen verbreitet werden. Vor zwei Jahren waren bereits 15 Bezirksvereinigungen zu diesem Zwecke zusammengetreten.*)

Freuen wir uns des Erreichten! Wer sich aber in die dunkelsten Teile der sozialen Frage vertieft, der weiß, daß trotz der so inhaltsschweren und so erfreulichen Ziffer „1097" noch vieles zu tun übrig bleibt. Möchte die herannahende Weihnachtszeit viele, viele zum Wohltun anregen: „Er ging umher, Wohltaten spendend!"

*) Interessant ist, daß Dr. Fr. G. Lisco in seinem Buche „Das wohltätige Berlin" bereits vor mehr als 50 Jahren auf die Notwendigkeit einer solchen Vereinigung hingewiesen hatte. Und doch dauerte es noch ein halbes Jahrhundert, bis sie ins Leben trat!

Digitized by Google

Villamediana.

Novelle

von Otto Helmut Hopfen.

[Fortsetzung.]

Hatte er sich verraten? Hatte sie ihn erraten —? Er hörte sie nur kurz und bestimmt die leisen Worte sagen: Graf, Ihr Eifer geht zu weit. Dann forderte sie laut die Nichte Olivares auf, ihre Rolle noch einmal zu versuchen. Diese gehorchte, ohne irgend etwas von dem zu befolgen, was Villamediana ihr vorgemacht hatte, froh, durch diese Verhöhnung des Dichters ihre Backfischpikiertheit recht augenfällig zu machen.

Villamediana war von der Bühne zurückgetreten und schaute zu, was ihm zum Spott und zur Bitternis geschah, sah zu, wie sich ein anderer Arm um die Hüften der Königin schlang, wie eines anderen Menschen Atem sich nahe dem ihren bewegte. Und war dieser andere auch ein Weib, ein Jungfräulein, ein halbes Kind noch, das, wie er wohl wußte, keinen sehnsüchtigeren Ehrgeiz hatte, als zum Wohlgefallen ihres mächtigen Oheims Gräfin Villamediana zu werden, so bemächtigte sich doch des so plötzlich aus dem höchsten Entzücken jäh zur Hoffnungslosigkeit Zurückgeschleuderten eine wilde Verzweiflung: er schwur sich, daß vor seinen Augen niemandem wieder gewährt sein solle, was ihm versagt worden war, keinem Weibe, selbst keinem Kinde; ja, als er die wiegende Erscheinung da vor sich — wie sie die Sinne verwirrte und Raserei ins kaum noch zu beherrschende Blut warf — verfolgte, so gelobte er sich hinter schmerzvoll zusammengebissenen Zähnen, daß er auch diesen Anblick keinem Sterblichen wieder verschaffen werde; die Rolle, das Stück, das ganze Spiel mußte geändert werden, so geändert, daß er allein und trotz alledem erreichte, was er erreichen wollte; daß er, ob sie einwilligte oder nicht, noch einmal sie wie beim Tanze am Hofe zu Paris . . .

Den unbeweglich in muskelgepreßter Ruhe Dastehenden wollte die Fülle der stürmenden Gedanken schwindlich machen; er griff über sich in die leere Luft. Die Musikanten nahmen das für das gewöhnliche Winken als Zeichen zum Aufhören. Das brachte ihn zu sich. Die Probe endete, die Königin stieg von der Bühne, der Oberhofmeister geleitete sie zum Wagen; der Rapphengst wurde vorgeführt.

Digitized by Google

Wie beleidigt stand die Nichte Olivares in der Nähe. Villamediana, schnell wieder Herr der Lage, suchte sein schroffes Schweigen als Folge ihrer Ungnade erscheinen zu lassen und sie mit freundlichem Worte zu versöhnen. Sie dagegen vermeinte ihn durch Sprödigkeit sicherer zu locken und erwiderte seinen Gruß vor aller Augen mit ausgesuchter Kälte.

Finster stieg er zu Pferde und ritt neben dem Wagen der Königin nach Madrid zurück.

* * *

Am Abend dieses Tages hatte der Herzog-Graf von Olivares eine recht lebhafte Auseinandersetzung mit seiner Gemahlin, wobei er heftig das Verhalten seiner Nichte mißbilligte. Die schnippische Methode koketter Ungezogenheit sei einem hochstehenden Manne wie Villamediana gegenüber selbst dann nicht am Platze, wenn er nicht ersichtlich seit seiner Heimkehr an einer schweren Melancholie litte, — was allerdings bei jemand, der ernst in die Elendigkeit dieses Jammertales schaute, nicht zu verwundern wäre. Ein solches Benehmen sei aber geradezu unverantwortlich, sobald der Gereifte und Umworbene eine Neigung andeute, die jedes mit Verstand begabte Mädchen zu bescheidenem und freundlichem Benehmen veranlassen würde.

Die Oberhofmeisterin nahm sich ihrer Nichte an, indem sie ausführte, daß ein Mädchen, das dereinst von ihrem Gatten geehrt bleiben wolle, sich auch einem Grafen Villamediana nicht an den Kopf werfen dürfe, sondern sich mit Ausdauer von ihm umwerben lassen müsse.

Da lachte der wilde Andalusier in lautem Grimme: Muß sie ihn deshalb vor den Kopf stoßen, daß er nur aus Rücksicht auf unsere Freundschaft (wie das sicherlich der Fall ist) nicht mit gleicher Münze erwidert? An den Kopf werfen! Nicht an den Kopf werfen! Sich umwerben lassen! Ja, hat denn der Graf nichts weiter zu tun, als wie ein zwanzigjähriges Bürschchen, das Laute spielt und vor den Fenstern schmachtet, um seine Nichtigkeit unfühlbar zu machen, dies Gänschen, unsere Nichte zu umschwirren! Ist es nicht genug, wenn er, die Zierde des Adels, der Held und Krösus, seine Hand ritterlich und deutlich ausstreckt, daß die Erwählte (und nicht bloß ihres eigenen Verdienstes halber Erwählte) nur zuzugreifen braucht?

Villamedianas ausgestreckte Hand, wiederholte die Gattin, wo ist sie?

Digitized by Google

Wo die ist? Ja, muß ich die Gräfin Olivares lehren, was es heißt, wenn ein sonst schweigsamer und zurückgezogener Mann beim ersten Überdenken eines von der Siegesbotschaft eingegebenen Festes sich bei dem Oheim sofort der Mitwirkung eines schönen Mädchens versichert, wenn er die Entschuldigung einer schon angesetzten Rückreise nicht gelten läßt, wenn er die Hauptrolle ihr zuerteilt und in der glühenden Schnelligkeit weniger Nachtstunden zu Papier bringt, wie nur die Leidenschaft werbender Liebe zu arbeiten versteht. Ich habe doch auch seiner Zeit Verse gemacht, und, ich glaube, nicht die schlechtesten. Lehre du mich die Menschen kennen. Erkläre mir sonst die Mißstimmung, mit der — wie mir hinterbracht worden ist — der Graf heute zum wahren Entsetzen der Anwesenden von der Probe fortritt. Nicht an den Kopf werfen ... diese Phrase. Ich säße noch als simpler Don Gaspar de Guzman und Hidalgo in Sevilla und suchte mühselig mit erborgten Reichtümern die Schlösser meiner Ahnen auszuflicken, wenn ich nicht die Menschen und den Grund ihrer Freude und Trübsal erkännte und zu brauchen wüßte. So aber bin ich der Herzog-Graf von Olivares, lenke die Welt und spare Fürstentümer gesicherten Privatbesitzes für meine Erben.

Ei! sieh doch, versetzte die Gereizte bissig, und schlug die Hände ein paarmal aneinander: als ob die Heirat mit einer gewissen Gräfin Monterey, deren Verbindungen nnd Ratschläge garnicht auf der Welt gewesen wären! Wozu besprichst du eigentlich alle wichtigen Angelegenheiten mit mir? und kommst jedesmal von deinen Phantastereien, die alles, was sie wünschen, für möglich und wohl gar schon für ausgeführt erachten, zu meinem Argwohn und zu meiner Skepsis zurück?

Was soll das hier? Du warst doch selbst Feuer und Flamme für die Verbindung!

Das würde ich dir sehr gerne beantworten, sagte die Dame mit überlegener Strenge, wenn ich genau verstünde, was die Marquise de Millefleurs in ihrer französischen Mundart überschnell für Frechheiten herausprudelt. Dann solltest du die zur Klarheit führende Gebahrung deiner sehr wohl beratenen Nichte besser würdigen. Da ich aber bisher nur weniges glaube verstanden zu ha ...

Ach Gott im Himmel! versetzte der ewig zum explodieren bereite Gatte, schon wieder diese eifersüchtige Hetzerei gegen dieses harmloseste reizendste Persönchen. Muß denn überall etwas gefunden werden! Dein verfluchter Argwohn und dessen blutige

Digitized by Google

Folgen haben mir in wenig Monaten die sichere Gunst des Volkes in bittersten Haß gekehrt. Das kann nicht so weitergehen; darunter leide ich fürchterlich.

Das macht mir garnichts, höhnte die Herrschsüchtige, wir sprechen noch über diesen Fall . . . Volksgunst! Laufe nur der Augenblickbeliebtheit nach, vielleicht erwischst du sie wieder, wenn auch dabei das dauernde Ansehen verloren geht; aber dann komme mir nur kein Calderon oder Lope mehr mit der Sentimentalität bei Frauen. Sie lachte boshaft kränkend. Er entfernte sich, zuckte die Achseln über die neue noch glücklicherweise im Verborgenen gehaltene Blüte der Eifersucht und meinte: Ich kann's abwarten.

Kurz darauf vernahm die unliebsam Zurückgelassene die Stimme ihres Eheherrn aus seinem Arbeitszimmer, das vier Gemächer entfernt lag, in tobendem Zornesbrüllen erschallen, und so konnte sie den leicht erschütterten Stolz auf die hervorragende Geistesgröße ihres Lebensgefährten wenigstens an seiner Unermüdlichkeit und seinem sicheren Auftreten im Berufe wieder herstellen.

* * *

Für die bei der ruhmreichen Belagerung von Breda Gefallenen, für die armen Seelen im Fegefeuer wurde eine Messe gelesen. Der ganze Hof war anwesend. An diesem Orte heiliger Sammlung hielt Villamediana stille Zwiesprache mit sich selbst: verscheucht war, er wollte es nicht leugnen, seit der Rückkehr aus Aranchuez die Harmlosigkeit, die bisher die Königin im Verkehr mit ihrem Oberstthofmeister wie ein sonniges Band geleitet hatte. Strenge Förmlichkeit drückte jede Regsamkeit der Laune nieder, verhütete unbedachtes Lächeln und träumendes Horchen, vertrieb jedes hoffnungfreudige Geplauder! Villamediana sagte sich — ach zum wievielten Male in diesen wenigen Tagen — voll Ingrimm und Betrübnis, daß er in ungeduldiger Knabenhaftigkeit die Schuld alleine trüge, daß wie ein alles weithin erhellender Blitz seine im Entzücken glühenden Augen der Königin auf der Probe zu Aranchuez vor der Zeit plötzliche Erkenntnis gegeben hatten. Nun mußte sie, aufgeschreckt aus der nächtlichen Dämmerung ihrer Seele, erkennen, daß sie an einen Abgrund von unermessener Tiefe dahinwandele, daß eines Fremden, eines Halbvertrauten schmeichlerische Gewohnheit sie tollkühn von dem einzig gangbaren Pfade ablenken wollte, um mit ihr einen Weg hinüber zu suchen über das Bodenlose, oder hinabzustürzen in die schrecklich enthüllte Zukunft auf dräuende Felsspitzen des Verderbens.

Digitized by Google

Mußte aber des Abscheus Schaudern in der großen Seele dieser Auserwählten, dieses einzigen, nirgends sonst gefundenen Weibes, das ihn zu erheben, in seinem Menschenwert zu steigern fähig wäre, von Dauer sein? Wer konnte wissen, ob sie wirklich deshalb stumm und steinern geworden war . . . auch gegen ihn, oder ob sie nicht in hoher Klugheit, überrascht von der eigenen, im gleichen Augenblick aufflammenden Leidenschaft nur still zu stehen wünschte, um die Verwirrung zu bemeistern. Gewiß aus Kraft nur schwieg sie, nicht aus Schwäche des Empfindens! Trieb denn nicht auch in ihr der ewige Druck die Jugendwärme zu siedendem Widerstande, daß sie täglich bedacht sein mußte, stärkere Eisenklammern um das Gefäß der also gesteigerten Leidenschaften zu legen? Armes Herz! von noch nicht zwanzig Lenzen.

So! sicherlich so! mußte sie fühlen. Kleinmut war der Tochter des großen Heinrich fremd, und Franceliſa durfte, selbst am Abgrund eine wahre Königin, nicht schaudern. Was hätte sie auch schrecken sollen? Was denn Schlimmeres erwartete sie als der Tod, dieser wunderbare Tod in zerstäubendem Falle aus jenen Höhen, die nur Dichtermacht im Sonnenflug erreicht.

Und er sah sie da vor sich in der Kirche ruhig beten, sah sie in bewußter Würde ihres Priesters Worten lauschen. Da überkam ihn die Gewißheit, daß diese königliche Frau der Furcht keine dauernde Stätte bereitet hatte, daß sie die indische Seelenperle nicht deshalb auf der freigewölbten Stirne trug, um Kleinlichkeit kreuzender Gedanken zu verdecken, daß der stolze Wuchs des Busens glühend noch ein unberührtes Feuer dem zum Lohne standhaft hütete, der, wie einst der große Wanderer die Winde, seine Macht in mitreißender Gewalt zu entfesseln wüßte.

Befreiung! — wie sehnte sich der Duldende nach ihr! wie mußte auch sie schmerzvoll danach schmachten . . .

Warum aber ewig dann die Rolle der Unerreichbaren spielen, die Maske niemals lüften? Warum die Gelegenheit meiden, wo ohne Zeugen ein Begegnen, ein Erreichen möglich war? Warum die Wachen und hindernden Menschen geflissentlich in begrenztem Raume halten — vermehren . .? Ach! wahnsinniges Verwirren, elende Qual, überall hin folgst du zweifacher Schatten, der du nicht nur im Lichte ihrer Nähe und Güte, der du im Dunkel auch ihrer Entrücktheit und Härte da bist. An des Königs Tafel stierst du mich an, zwischen dem Zaumzeug meines Pferdes sitzest du und höhnst du mir freche Lieder zu, neben mir hör' ich dich über die dicken Teppiche meiner Säle schreiten, und, nun da drüben, jetzt

Digitized by Google

hier in der Kirche, ekliges Gespenst meines erwachenden Grames! auch hier bist du; an den Kerzen des Altars verbrennst du eifrig meiner Jugend sorglose Freude, den Spott meiner Ohnmacht, meiner Rastlosigkeit Heil, meiner Heimat Reiz und der Menschenachtung letzten Rest in mir. Wovon anders singen die Knaben zur Orgel als von der Unnot meiner Pein, von der Not, sie zu enden, wovon anders predigt der Priester als von meinen Kümmernissen? Was redet er, was tritt er an mich, mit seiner riesigen Schale voller Goldstücke? Was, Bischof, soll ich!? Laut schallte seine Frage. Der König sah zu ihm hinüber, die Königin; erstaunt blickten Edle und Frauen auf ihn. Er aber, wie geistesabwesend, rief die Worte noch einmal.

Bescheiden und ernst klang die Antwort des Priesters: Wir sammeln, Graf, Ihr wißt es, fromme Spenden für die Erlösung der armen gepeinigten Seelen im Fegefeuer.

Für die!?! — Mir gebt das Geld! Ah, und ich ergreife es, denn mir gebührt es, die Qual der Seelen im Fegefeuer ist endlich und harrt der sicheren Erlösung, meiner Seele Qual aber ist unzertrennlich von mir, und die Erlösung hat sich abgewandt.

Der Bischof machte mit bekümmerter Miene das Kreuz gegen den vor ihm Stehenden, als er dessen sonst so freigebige Hand in die Opfergaben greifen sah: Der Herr schütze und verzeihe Euch, murmelte er, Graf Ihr wißt nicht, was Ihr tut. Damit schritt er weiter.

Villamediana lächelte bitter, und mit großen Augen starrte er vor sich. Dann öffnete er die Hand. — Zu seinen Füßen klirrten und rollten Goldstücke auf den steinernen Fliesen.

Der Herzog von Haro trat schnell zu seinem Freunde und führte den Verstörten aus der Kirche.

*

Nach der Andacht ward Verwunderung und Mißstimmung geäußert. Wenige nur wagten, den Grafen zu tadeln; viele rügten die verletzende Launenhaftigkeit der portugiesischen Nichte des Olivares, die solchen Schmerzes eines edlen Castilianers nicht wert erschien. Der Herzog-Graf selber, ihr Oheim, bestärkte das Gerede und versprach, Wandel zu schaffen. Er hatte es ja längst durchschaut, was jetzt erst den anderen offenbar wurde, und wenn er auch, soeben noch im Argwohn seines Weibes befangen, beim ersten lauten Worte des Grafen sein Auge auf die Königin heftete, so hatte er doch triumphierend beobachtet, daß sich an ihrem gleich-

Digitized by Google

gültigen Gesichtsausdruck keine Linie änderte, als sie erfuhr, um was es sich handelte. Er dankte Gott für diese Sicherheit. So ein junges Geschöpfchen würde bei gerechtem Argwohn ganz anders zusammengezuckt und erblaßt sein. Es war doch dringend notwendig, daß er mit der Nichte sprach. Ihn würde — wie er vergnüglich dem neben ihm stehenden Herrn von Oñate versicherte — der unausgeglichene Affront eines so heiß umworbenen Dingelchens auch seiner Zeit außer Rand und Band gebracht haben, wenngleich er in den Jahren, in denen sich seines Wissens Villamediana jetzt befand, doch schon seine ruhige Ergebenheit in alle Launen des Schicksals und der Menschen erworben hatte. Aber! Jetzt solle noch einer kommen und ihn die Menschen kennen lehren! Ihn! Haha, zum lachen.

* * *

Die innere Spannung zwischen Schein und Wunsch, zwischen Ohnmacht und Kraftbewußtsein verlangte nach Lösung in einer Tat. Drum schämte sich Villamediana der Schwäche seiner Klage, dankte dem Unverstand der Menschen, der seiner eigenen Phantasie verführten Torheit so trefflich sekundiert hatte und pries den Zufall, der der Angebeteten beweisen mußte, wie bis zum Wahnsinn und zum Äußersten bereit ein männlich Herz sich ihrem Reiz ergeben hatte.

Den Irrtum, mit dem auch Haro ihn entschuldigte und zu trösten suchte, wies er höhnisch ab. Was, rief er, Freund, du schiltst mich außer mir, sinnlos, unbegreiflich, und hältst mich — der ich die des Schnitters harrenden Felder von ganz Europa gesehen habe, ohne eine Ähre zu ergreifen, für närrisch genug, mein heiligstes Gefühl an ein Nichtchen Olivares zu vergeuden? Schweige, ich bitte! Ich ahne, was du sagen willst und möchte dich doch mit solcher Banalität in dieser Stunde nicht beschwert sehen. Gewiß, das Kindchen ist so übel nicht, und Liebe macht manche Leute blind. Tiefgründigkeit ist nicht jedermanns Sache. Lobe sie solchen, mich aber, wisse, hat die Liebe mit neuen, schärferen Augen begabt, daß mir das Schönste nur erstrebenswert erscheint, und mit Ohren, die nach innen hören, wo sie denn freilich solche neuen Lieder vernehmen, so neue gewaltige Sprachen, daß alle sonst vernommenen Stimmen schweigen müssen. — Du staunst. — Laß uns von etwas anderem reden. Mit scheinbarer Heiterkeit fuhr er fort: Willst du das Bild da zum Andenken an diese Stunde? Er wies auf ein Gemälde von Tizian, das zu Füßen einer ruhenden unbekleideten Venus einen am Klavier singenden Edelmann zeigte.

Digitized by Google

Ich bitte dich, erwiderte Haro mit mühsamer Fassung, beruhige dich. Wozu Andenken, so lange ich dich selber habe? Das ungewohnte Wort in deinem Mund bedeutet mehr, als die erzwungene Heiterkeit es gelten läßt. Sage mir: was quält dich?

Willst du nicht?

So verbiete dir wenigstens in dieser Stimmung jede schnelle, nie mehr zurückzurufende Handlung, jedes Wort gegen Dritte, verschließe dich in . . .

Villamediana unterbrach ihn mit verbindlicher Ruhe: Willst du das Bild? es ist das kostbarste Stück, das ich besitze; wenn nicht, so wandert es ins Feuer. Ohne auf die Antwort des Ängstlichen zu warten, rief er Diener und befahl ihnen, die Leinwand herabzuheben und in des Herzogs von Haro Palast zu bringen. Während sie noch beschäftigt waren, bezeichnete er ihnen auch verschiedene andere Gegenstände, die der Vertraute als die wertvollsten seiner Sammlungen erkannte. Eigenhändig nahm er aus einem Paradekästchen zwei fein bemalte Fächer, von der Wand einen kleinen wundervollen Teppich, und bestimmte sie für die Herzogin von Haro.

Schweige, Freund, sagte er liebenswürdig, als der Beschenkte von neuem Gegenvorstellungen erhob, schweige, ärgere dich nicht an mir und verstehe mich, wenn du kannst. Damit drängte er ihn sanft zur Tür.

*

Aus Beschämung und Irrtum war Klarheit erwachsen.

Die Klarheit neuen Weges hatte ihm die Selbstsicherheit zurückgegeben. So sollte denn der Gnadendienst fremden ungebilligten Willens enden, und nur der eigene Innenmensch noch befehlen.

Im Glanze der Gedanken ging er einsam durch seine hohen Säle und begleitete jeden Schritt mit künftigen Bildern.

Nicht Rache sollte ihm erwachsen auf diesen weichen Teppichen, nicht Bosheit und Vergeltung gedachte er hier vor den Bildern seiner Ahnen im Anblick der Reliquien reicher hingestorbener Leben seines Blutes in Szene zu setzen, nein, nein! Zu friedlich war seine Stimmung, sonnig und siegreich. Denn nur ein einziger Gedanke bewegte ihn, Vergessen bringend allem Groll und Leid: Der kalte Regen, der draußen über Madrids Hochebene dahinsauste, der unaufhörlich seit Stunden sein großes Veto gegen alle Feste in Aranjuez an die Fensterscheiben enttäuschter Jungfrauen und harrender Hofschranzen klatschte, diese Mißlaune eines

Digitized by Google

vor Tagen noch so lieblichen Lenzes hatte ihm den Segen der rettenden Idee wie auf heiligen Wassern zugetragen.

Werft noch ein Scheit in den Kamin!

Die Diener gehorchten.

Wo ist der Maestro?

Er wird sogleich erscheinen.

Habt ihr gesagt, daß ich ihn noch diese Nacht erwarte?

Wie Euer Exzellenz befohlen haben.

Und was sagt er?

Das wundere ihn nicht.

Und wo bleibt er? Habt ihr ihm keinen Wagen dagelassen?

Er meinte nach Eurer Exzellenz Briefe noch einiges zusammensuchen zu müssen.

Die Diener verschwanden wieder. Im großen roten, mit Sammetstoff bespannten Saale harrte unbeweglich, schwarz gekleidet, der letzte spanische Sprößling des Hauses Taxis und horchte, wie draußen der Sturm durch die Bäume seines Parkes und die Straßen Madrids pfiff. Im Kamin prasselten die Funken. Aus vergessenen unbemerkt durchlebten Augenblicken führte Erinnerung die Furcht des heim eilenden Kindes bei solchem Wehen herauf, das trotzige unbekümmerte Hinausschreiten des Jünglings und des Mannes im Verwandtschaftgefühl mit dem unverweilenden Brausen, das weiter begehrt über die spöttisch abgefegte Erde, hinaus über diese kindische Furcht, über das fruchtlose Kämpfen, das vergebliche Dulden, weiter, weiter, hinaus selbst über das Schweigen und das angstvoll hoffnungreiche Sich-Betrügen. Den Wind hielt nichts, er wehte seines Wesens Zielen nach, er lebte sich selbst, erhob sich über staubige Anfänge und alle seine Wege, webte ein ewiges Lied in tausend Tönen, wunderbares Beispiel für alle Menschen. Villamediana überdachte das vielfältige Atmen derer, die er kannte, und sein eigenes Schicksal. Jeder Stein und jeder Stoff dieses Hauses, jede Belastung aus Kriegsbeute und Einkäufen, jede nächtlich hin und her gewandte Zeile, zurückschauende Verse, hemmendes Formgewinnen, alles Reste ungroßen Hinderns eines Ruhe suchenden Geistes, unfolgsam dem Winde, ewiger Irrung untertan, selbst im Weltwandern beschwert mit gehäuftem Tand. Und wenn auch dieser Tizian verbrannt wäre und diese Pariser Fächer? Was wär's gewesen! Wozu die besitzende Eitelkeit steigern? Kleopatra bewirtete den Geliebten mit einem Königreich in einer Perle, sie ein Weib voll des Erlebens dichterischer Größe. — Füllen drum wollte er, Villamediana, nicht

Digitized by Google

die Wände armseligen Schmuckes berauben, mit Öl und duftenden Kerzen die unschätzbare Fackel seines Palastes; zum Feste seiner Liebe schmücken wollte er sich selbst mit allem Witze, leuchten sogar wieder vor Spott und Hohn, weit ab von der Kleinlichkeit rücksichtvollen Unvollendens, prächtig wollte er daher kommen und innerlich jubelnd zum einzig herrlichen Gedichte seines Lebens. — Hei, er wollte sich erheben wie der Wind über seine Anfänge und alle früheren Wege, unbekümmert wohin, sicher in gewaltigem Weiterstürmen, ungehemmt von jeglichem Gewichte; was sich nicht tragen ließ, mußte fallen; mit sich reißen aber würde er den nächtlich sich lockernden Blütenstaub erbrochener Herzenskelche. O Franceliſa! hier empfangen werden soll unvergleichlich dein erstarrtes Zittern, o Francelinda, deines Daseins Feuer, und wärs im Mittelpunkt des toten Mondes, in harten Diamantstein eingehämmert, entlodern soll's vom Winde sturmgesprengt zu ewigen Entzückens Sonnengluten.

Ein Diener trat ein und meldete den Maestro.

Villamediana ging zur Tür und begrüßte den alten Physiker, der ihm jetzt in Madrid, wie dereinst in Neapel — von wo er als Begleiter des Grafen hatte Abschied nehmen müssen — wie zu Paris und in Flandern die Feste durch zauberhaftes Feuerwerk, durch seltsame Verbindung von Lichtern und Dämpfen nach geheimer Wissenschaft verherrlichen half.

Der Umschlag der Witterung hatte diesen Mann schon tagsüber sinnen lassen, wie die im Park von Aranjuez geplante, nun durch Sturm, Kälte und Regen für längere Zeit unmöglich gemachte Vorführung seiner Kunst innerhalb eines Hauses würde von statten gehen können.

Da er die weiten und hohen Säle seines fürstlichen Gönners kannte und dessen verbissener Sorge gerade für das Gelingen dieses Festes wohl inne geworden war, so hatte er trotz der ersichtlichen Gefahr für wahrscheinlich angenommen, daß der Graf die gleiche Möglichkeit wie er erwägen und ihn zu sich entbieten würde. Die nächtliche Ruhestörung hatte er im Dienste des Ungestümen oft und gern ertragen, wußte er doch, nur von seiner freigebigen Genialität würdige und lohnende Aufgaben zu erhalten, um sein hervorragendes Können in Taten zu beweisen.

So unterbreitete er denn auch jetzt dem aufmerksam lauschenden und seine Zeichnungen betrachtenden Grafen seine Ansichten, wobei er mit kühnen Vorschlägen, wie der teilweisen Öffnung und der luftfreien Überwölbung des Daches, Durchschlagen von

Digitized by Google

Wänden und dergleichen nicht sparte. Da er diesen schüchtern vorgebrachten Plänen nicht widersprechen hörte, entwickelte er mit Begeisterung auf ihrer Voraussetzung die Möglichkeit, brennende Dörfer und Feuer speiende Schlachten vorzuführen, vor allem ganz nach des Herrn Wunsch die Erscheinung der Siegesgöttin aus des Krieges undurchdringlichem Qualm in nie dagewesener Strahlenfülle hervortreten zu lassen. Immer wärmer werdend versprach er leichtherzig und mit allen Eiden seiner neapolitanischen Heimat, Villamedianas einzige Bedingung zu erfüllen und die Stelle, wo des Königs Zuschauersitz gedacht war, selbst bei fliegenden Funken vor jeder Berührung zu schützen.

Erstaunt jedoch und mutlos schwieg er bei dem Ansinnen seines Gönners, alles so vorzubereiten, daß auf einen verabredeten Wink die ganze Bühne — wenn auch vorsichtig, daß jedermann gerettet werden könne — in Feuer aufginge. In anschaulichen Worten schilderte er die mit solchem Beginnen verbundene Gefahr für das Besitztum des Grafen; Villamediana aber, ob der kleine Maestro auch warnte, bat und beschwor, bestand auf seiner Absicht, ja er wußte den Neapolitaner durch scheinbare Mißachtung seiner Fähigkeit empfindlich zu machen, und so, zumal er einen unerwartet hohen Lohn nicht nur versprach, sondern sogleich anzunehmen bat, den Willen des Künstlers nach seinem Begehren zu entschiedenster Tätigkeit zu spornen.

Die mitgebrachten Pläne wurden drum nochmals durchgesehen und verändert, die Plätze der Zuschauer und der Handelnden eingezeichnet, genau angemerkt, wie weit der vom Feuer zu schützende Raum gehen müsse, und wiederholt überlegt, wo ein deutlich allgemein auffallender, wo ein zweiter, verborgener, alsbald durch nachfolgendes Feuer unwegsam zu machender Ausgang von der Bühne zu schaffen sei.

Immer lockender schien sich zur Zufriedenheit des Grafen die Fantasie des Künstlers in den überraschenden Wirkungen seiner Aufgabe zu gefallen, so daß Villamediana mehr als einmal den Eifrigen ermahnen mußte, in den gegebenen Grenzen sicherer Möglichkeit zu verbleiben.

Der dämmernde Tag endete die Überlegung und brachte mit folgenden Tagen in eilenden Stunden die Rührigkeit der Ausführung. Während dabei geheime Absicht von Dienern und Handwerkern manch unverstandene Hilfeleistung erheischte, mußten Villamedianas kundige Gärtner geschäftig sein, um mit ihren Burschen die Flucht der Säle und in Sonderheit den Hauptsaal,

Digitized by Google

der für die Aufführung bestimmt war, in eine blütenprangende Nachahmung der Gärten von Aranjuez zu verwandeln. Nachtigallen sollten nicht fehlen, nicht Mondbeleuchtung, nicht Äolsharfen.

Bei Hofe wuchs die Spannung um so mehr, als man anläßlich dieses durch des Grafen Freigebigkeit trotz notwendiger Verschiebung so glänzend geretteten Festes nicht nur eine Verherrlichung von Vaterland und König erhoffte, nicht nur froh war, sich selbst oder seine Kinder in Entfaltung natürlicher Gaben bewundern und preisen zu lassen, sondern auch weil man es kaum erwarten konnte, in des viel begehrten Junggesellen Herzensgeheimnis eine Erklärung und wohltätige Wendung eintreten zu sehen. Die gesteigerte Mühe, die sich der Graf bei den nun folgenden Proben in betonter Liebenswürdigkeit mit der Nichte Olivares gab, wurde schmunzelnd wahrgenommen und verbreitet, lobend erkannte man, wie das Mädchen ihre Härte, die zu so peinlicher Szene geführt hatte, mit geziemendem Entgegenkommen, ja mit gelegentlich glutsprühendem Augenspiele vertauschte. So war man sicher, daß als Bekrönung des Festes die Verlobung dieser beiden den Fortbestand des reichsten Grandengeschlechtes in frohe Aussicht stellen würde. Olivares nahm bereits voreilige Glückwünsche wie eine Selbstverständlichkeit entgegen, so daß sein Achselzucken, als wisse er von nichts, für niemand von Bedeutung war.

In all den Vorbereitungen tat Villamediana seinen Dienst als Oberstthofmeister der Königin mit einer glänzenden Selbstbeherrschung, so daß sein Lächeln der Vorsicht wie nahende Glückseligkeit, sein wortgewandtes höfisches Geplauder wie mitteilsame Annäherung des sonst so Stolzen, nach Art glücklicher Verliebter gedeutet wurde. Diejenigen, die an ihm irre geworden waren, machte er wieder sicher, die ihm gewogen geblieben, erfüllte er mit Genugtuung. Man lachte und scherzte mit ihm wie in den harmlosesten Tagen unbekümmerter Jugend —; man ließ ihn gewähren.

Nur ein Wesen, nur der Königin einzige Gefährtin, griff einen Augenblick in die Umhüllung seines Herzens, und bitter klangen zwischen ihren starken weißen Zähnen, über ihre lieblich schmalen Lippen die Worte, die das freventliche Spiel mit jungen Herzen tadelten. Die zitternde Hand auf ein marmornes Tischlein legend, trat die Marquise von Millefleurs, während sonst niemand anwesend war, zu Villamediana im Vorzimmer der Königin und

Digitized by Google

schnell in ihrer Heimat-Sprache flüsternd warf sie ihm die Unritterlichkeit vor, daß er in falschem Spiele und in Grausamkeit ein ungeliebtes Kind, die Nichte Olivares, betöre und narre, daß er eine weinende Frau, seine Königin, zwiefach um Ruhe und Frieden brächte.

Marquise von Millefleurs, gab er zurück, habt Geduld, ihr seid zu jung . . .

Zu jung, wozu? — Um zu erkennen, was mir das zerbrochene Lachen meiner Herzensfreundin klagt, was ihre Lippen verbergen und eure Augen, Graf, niemals hätten verraten dürfen!

So hat sie doch . . .! begann der Graf hastig, ohne zu wissen, ob er die Gespielin seiner Königin recht verstanden hatte.

Aber diese, die die Gräfin Olivares ins Gemach treten sah, unterbrach ihn mit schnippischer Gebärde schnell und leise, als handle es sich um den oberflächlichsten Unsinn: O wären wir in Paris geblieben! hier haben wir nur Feinde, und ihr entpuppt euch als der grausamste. Damit hüpfte sie an der strengen Oberst-hofmeisterin vorbei und zur Türe hinaus.

Villamediana bedeckte einen Augenblick das Antlitz mit beiden Händen und sprach zu sich: Geduld, Geduld! Bald wirst du alles wissen. — Geduld. [Fortsetzung.]

Kunstberichte.

Berliner Kunst-Ausstellungen.

Von Max Osborn.

Das Kunstinteresse des Berliner Publikums ist ohne Frage immer noch im Steigen begriffen. Bei jedem Besuche in einem unserer Museen ist man aufs neue erstaunt über den wachsenden Verkehr und die im allgemeinen offenbar verstärkte Aufmerksamkeit, mit der die Besucher die aufgestapelten Schätze betrachten. Die öffentliche Anteilnahme an den Schicksalen unserer staatlichen Sammlungen ist eine erheblich lebhaftere geworden, die Popularität der ausgezeichneten Museumsdirektoren, deren wir uns in Berlin erfreuen, ist merklich gestiegen, und jede tatsächliche oder mögliche Veränderung in diesen leitenden Stellen wird mit Interesse, ja mit Leidenschaftlichkeit erörtert. In welch friedlicher Stille gingen ehedem die Neuerwerbungen unserer Galerien vor sich! Höchstens ein paar Kenner und Fachleute nahmen Notiz davon. Heute werden sie zu regelrechten „Ausstellungen" vereinigt, und das Publikum strömt dorthin, um sie zu besichtigen. Die beiden Räume der Nationalgalerie

Digitized by Google

und des neuen Museums, die seit Jahren zur Beherbergung der jüngst erworbenen, noch nicht eingeordneten Schätze bestimmt sind: dort der zweite „Corneliussaal" (der diesen Namen kaum mehr zu Recht trägt), hier der Vorraum zur Gemäldegalerie, gehören zu den besuchtesten Punkten der weitläufigen Gebäude. Auch jetzt sind in diesen Sälen wieder, zwischen einigen Ankäufen früherer Jahre, die letzten Neuerwerbungen zusammengestellt, die ausnahmslos als höchst wertvolle und wichtige Bereicherungen der Bestände begrüßt werden dürfen. Die feinsinnige Auswahl der neuen Dinge für die Nationalgalerie erregt dabei doppeltes Interesse, weil die Stellung des Direktors von Tschudi, dem man eine so wohltätige Reform des Instituts zu danken hat, nicht ohne Grund als erschüttert gilt. Abermals hat jetzt vor allem die Abteilung der älteren deutschen Kunst des neunzehnten Jahrhunderts, die man in den wirklichen Hauptlinien ihrer Entwickelung erst jetzt langsam zu erkennen beginnt, einen bemerkenswerten Zuwachs erfahren. Die Böcklin-Sammlung ist um zwei schöne Stücke aus der früheren Epoche des Meisters vermehrt worden: um eine Waldszene „Zentaur und Nymphe", die in ihrem herrlich warmen Ton zu den malerisch feinsten Leistungen Böcklins gehört, und ein Porträt des kürzlich verstorbenen römisch-deutschen Bildhauers Joseph von Kopf. Dann wurde eine überaus anmutige Büste der Königin Luise von Schadow angekauft, die bisher kaum bekannt war. Ferner ein Bild von Karl Haider, dem trefflichen süddeutschen Meister, der in sich ein Stück Leibl (mit dem er einst in München zu den Schülern des vergessenen Arthur von Ramberg gehört hat), ein Stück Thoma und ein Stück altdeutsch-treuherziger Feinmalerei zu einer intimen Landschaftskunst von hohem eignen Reiz verschmolzen hat. Besondern Gewinn hat diesmal die Sammlung der Handzeichnungen und Aquarelle zu verzeichnen, der kostbare Blätter von Schadow, Menzel, Jos. Anton Koch, Overbeck, Cornelius, Feuerbach, Moritz von Schwind, Teutwart Schmitson, Pettenkofen und von zwei zu Unrecht in Vergessenheit geratenen Künstlern: Joh. Christoph Erhard und Joh. Christian Reinhart, zugeflossen sind. Wie anders stellt sich in diesen erlesenen Proben, in denen die Persönlichkeiten unmittelbar zu uns reden, die deutsche Kunst des neunzehnten Jahrhunderts dar als in den landläufigen Darstellungen, die bis vor kurzem in Geltung waren! Daneben stehen diesmal nur zwei neu erworbene ausländische Werke, freilich zwei von größter Bedeutung: Bilder von Francisco de Goya, dem großen Spanier, der am Beginn der ganzen modernen Linie steht, und dessen Einzug in die Nationalgalerie wir mit Genugtuung begrüßen.

Die Sammlungen unseres Museums haben ebenfalls in jüngster Zeit eine außerordentlich wertvolle Bereicherung erfahren, und zwar durch mehrere Kunstwerke, die sich bisher im Besitze der kaiserlichen Familie befanden. Der Kaiser selbst hat aus seinen Schätzen der Gemäldegalerie einen großen Rubens „Diana und Nymphen, von Satyrn belästigt" überlassen, der einst des vlämischen Meistes eignes Haus schmückte, durch den Großen Kurfürsten in hohenzollernschen Besitz kam und seit über hundert Jahren in Sanssouci hing. Ein zweites Bild von Rubens, ein wunderschönes Porträt seiner ersten Gattin, ist aus dem Nachlaß der Kaiserin Friedrich an die Galerie gelangt, aus dem auch noch eine Reihe kostbarer Renaissance-Plastiken, darunter eine Marmorbüste Tamagninis, eines der erstaunlichsten Werke des Quattrocento-Realismus, in den Besitz des Museums überging.

Auch das Kunstgewerbemuseum hatte in den letzten Wochen eine Aus-

Digitized by Google

stellung von Wichtigkeit veranstaltet: eine Vereinigung der schönsten und seltensten Stücke aus seiner Gewerbesammlung, die den Stolz des Museums und das eigenste Werk seines gerade auf diesem Gebiete zu Weltruf gelangten Direktors bildet. Von den orientalischen Stoffen, unter denen die ägyptischen Gräberfunde das Auge des Laien vor allem in Erstaunen setzten, wanderte man an sorgsam ausgewählten Proben durch die ganze Geschichte dieser feinen Kunst, durch die prächtigen kirchlichen Stickereien des Mittelalters und die kostbaren italienischen und flandrischen Webereien der Renaissance. Eine solche Ausstellung ist sicherlich besonders dazu geeignet, die Besucher der Abendstunden zu fesseln, die das Kunstgewerbemuseum seit dem vergangenen Jahre, nach Einführung der elektrischen Beleuchtung des Lichthofs, in dankenswerter Weise freigegeben hat. Der Farbensinn, um den es gerade bei uns in Deutschland nicht zum besten bestellt ist, kann nicht klüger gebildet werden als durch eine derartige Zusammenstellung künstlerischer Schöpfungen ersten Ranges, deren Ziel in erster Linie eben die koloristische Wirkung war. — Auf kurze Zeit sah man in dieser Umgebung noch eine besondere Ausstellung, der eine über das Künstlerische hinausgehende Bedeutung innewohnte: die Sammlung galvanoplastischer Nachbildungen von fünfundfünfzig ausgewählten Erzeugnissen deutscher Goldschmiedekunst aus der Zeit ihrer höchsten Blüte, die ein Kreis patriotischer Kunstfreunde dem soeben eröffneten Germanischen Museum des Harward-College in Amerika zum Geschenk gemacht hat, als ein bescheideneres Seitenstück zu der Kollektion von Gipsabgüssen alter deutscher Architekturstücke und Skulpturen, die Kaiser Wilhelm II. diesem Museum vor anderthalb Jahren durch den Prinzen Heinrich überreichen ließ. Die Sammlung wird jenseits des Ozeans in doppeltem Sinne den Ruhm deutscher Kunstfertigkeit künden, d. h. den Ruhm der produktiven Kraft unserer Vergangenheit und der reproduktiven Fähigkeit unserer Gegenwart. Die Originale, die hier vervielfältigt wurden, stellen einen Extrakt des Herrlichsten dar, was die Goldschmiede der deutschen Renaissance erdacht und geschaffen haben, Pokale, Prunkstücke, Ratssilberzeug, Zunftgerät, Kannen, Becher, Schüsseln, Schalen von höchstem Reichtum der Erfindung und einer unvergleichlichen Sicherheit des Geschmacks. Die Nachbildungen aber in der unheimlichen Echtheit des Eindrucks, den sie erwecken, versetzen den Beschauer in einen Zustand der Verblüffung und des Erstaunens, aus dem er sich kaum erholen kann. Die geschickten Meister, die hier ihre Kunst gezeigt haben, sind so tief in das Wesen der alten Arbeiten und in die Technik der ehrenfesten Goldschmiede des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts eingedrungen, daß wohl auch mancher gewiegte Kenner das Original von der Reproduktion auf den ersten Blick nicht unterscheiden kann. Man versteht nun eher als vorher die Pariser Komödie von der Tiara des Saitaphernes!

Mit diesen großartigen Ausstellungen unserer Museen können sich die jüngsten Veranstaltungen der Kunstsalons freilich nicht messen. Immerhin gab es auch hier der Genüsse und Anregungen genug. Eine Erquickung in dem nervösen Getriebe der modernen Kunsthast war die Ludwig Richter-Gedächtnis-Ausstellung, die Keller und Reiner veranstalteten. Ihre Bestände waren ein Teil der Dresdener Ausstellung dieses Sommers, über die in diesen Heften im Oktober berichtet worden ist. Neu aber war der originelle Rahmen, in dem die Berliner Kunsthandlung das Werk des lieben Meisters darbot. Sie hatte ihre hohen Oberlichtsäle in eine kleine Flucht von niedrigen

Digitized by Google

Biedermaier-Nischen zerteilt, die mit ihrer Wandbespannung aus lichtem geblümtem Stoff oder weißem Mull mit zierlichen Volants, mit ihren behaglichen Mahagonimöbeln und mit dem Schmuck entzückender alter Berliner und Wedgwood-Porzellane, darunter fein geformter weißer Schmuckstücke und zarter Biskuit-Köpfe, für die Gemälde, Aquarelle und Zeichnungen Richters eine ungemein liebliche und stilgerechte Folie bildeten.

Der Kunstsalon von Schulte hat auch in diesem Jahre seinen Charakter gewahrt. In fröhlicher Abwechslung hängen in seinen Räumen Kunstwerke von höchstem Wert und sanfte Mittelmäßigkeiten, kühne Äußerungen origineller Talente und entwaffnende Banalitäten harmlos nebeneinander. Hier kommt jeder Geschmack auf seine Rechnung, das ist die Signatur dieses ältesten Berliner Salons. Wir können uns hier damit begnügen, die paar hervorstechenden Einzelheiten, die man in der Überfülle seiner Darbietungen fast niemals vergebens sucht, herauszufischen. Die Eröffnungsausstellung bei Schulte vermittelte uns die wertvolle Bekanntschaft eines jungen Berliner Künstlers: Rudolf Kohtz', dessen Name bis dahin nicht vielen bekannt gewesen sein wird. Er führte eine Reihe von Studien vor, in denen eine ungewöhnliche und durchaus selbständige malerische Frische und Flottheit sich zeigte, und wenn er nicht überall die gleiche Sicherheit an den Tag legte, so berührte dieser Mangel an virtuoser Handgeschicklichkeit im Grunde nur sympathisch. Am schönsten aber zeigte sich Kohtz' Talent in dem großen dekorativen Gemälde, das man bei Schulte sah, einer prächtigen Märchenkomposition „Des Drachen Tod und Heimkehr der befreiten Prinzessin", die, wie es heißt, Gerhart Hauptmann für die Diele seines Hauses in Agnetendorf erworben hat — nebenbei ein interessantes Zeichen für die Märchensehnsucht des Dichters trotz „Rose Bernd". Es war eine Freude zu sehen, wie hier unter einem blühenden Apfelbaum mit großen schneeweißen Frühlingsblüten der wagemutige junge Prinz sein schnaubendes Schlachtroß bändigte, wie die Gassenbuben und -Mädels der glücklichen Residenz von Nirgendheim um das entseelte Ungeheuer sprangen, das hochgeborene Jungfräulein, so schlank und schön und bezaubernd, wie nur je volkstümliche Phantasie sich ein Prinzeßchen vorstellt, von der Mama Königin in Empfang genommen wurde, und wie deren tiefdunkelblauer Fürstenmantel, von blonden Pagen getragen, in dem hellen Jubel der strahlenden Farben dem Auge eine Ruhefläche bot. — Im Mittelpunkte der nächsten Schulteschen Ausstellung stand ein Hauptwerk Böcklins, das seit über fünfzehn Jahren nicht mehr an die Öffentlichkeit gekommen, jetzt aber aus Privatbesitz wieder in den Handel gelangt ist, das „Schloß, von Piraten erobert und in Brand gesteckt", die endgültige und gewaltigste Fassung eines der Motive, die den Meister Jahrzehnte hindurch immer wieder beschäftigt haben, ein Gemälde, dessen heroische Größe alle Züge Böcklinscher Kunst enthält. Das Bild war bei Schulte umgeben von Kollektionen zweier schwedischer Maler, die in Berlin keine Fremdlinge mehr sind: Gottfried Kallstenius' und Anshelm Schultzbergs. Sie sind, seit sie zuerst bei uns erschienen, in ihrer frischen, unbefangenen Naturanschauung und der guten malerischen Kultur, die sie mit fast allen ihren schwedischen Landsleuten teilen, ein tüchtig Stück weiter aufwärts gestiegen. Kallstenius liebt stille und schlichte landschaftliche Motive, weite Land- und Wasserflächen, über die das Auge träumerisch hinblickt bis zu der fernen, langgestreckten Linie des Horizonts, die oft eine ragende Senkrechte,

Digitized by Google

ein Kirchturm, eine stolze Tanne, scharf durchschneidet. Schultzberg ist ein Meister der Schneemalerei. Er gibt mit seltener Kunst das Weiß des bleichen Winterkleides seiner Heimat, in das tausend zarte Farben hineinspielen, der gelbe Widerschein des Abendhimmels, der rosige Hoffnungsschimmer des hellen Märzmorgens, die bläulichen huschenden Schatten, die grünlich schillernden Töne des harten Eises.

Als der eigentliche Stapelplatz für auswärtige Kunst aber bewährte sich nach wie vor der Salon Cassirer. Er führte uns zunächst in einer umfangreichen Sonderausstellung die Art und Kunst seines neuesten Spezialschützlings vor, des Russen Constantin Somoff, der eine so exquisite, hyperkultivierte Kunst treibt. Mit raffiniertem Geschmack und einer kaum überbietbaren Sauberkeit der Technik arbeitet er, als ein moderner „Kleinmeister" von eigentümlichstem Gepräge, seine feinen Sächelchen, kleine Kompositionen für Juwelierarbeiten, an denen Lalique seine Freude haben würde, entzückende Theaterzettel, Vignetten, Titelblätter, Ex-Libris, dann kleine arkadische Szenen voll graziöser Pikanterien, alte Schloßgärten, mit rauschenden Baumwipfeln, pedantisch verschnittenen Taxushecken und stillen Weihern, voll kokett stilisierter Sentimentalität, biedermaierische Stimmungen, in denen sich eine schalkhafte Naivetät birgt, Phantasiestückchen aus der Welt des Rokoko und der zierlichen Schäferzeit. Mit seiner penibeln Art, die oft an die Kunst alter Elfenbeinmaler erinnert, wechselt dabei ein ganz moderner Farbenvortrag, der feinste Übergänge, Nuancen und Kontraste zur Geltung bringt. In manchem ist Somoff unserm Th. Th. Heine verwandt, freilich ohne dessen ätzenden Witz; er ist auch mehr auf malerische oder, sagen wir, auf farbige Wirkungen bedacht als dieser deutsche Kenner der Biedermaierlinie. Seine ganze Kunst ist ein Produkt der raffinierten und überspitzten Kultur, die in seinem Vaterland neben der Barbarei gedeiht. Sie hat daher etwas Gekünsteltes, Bewußtes, Treibhausartiges; und doch ruht ein eigenartiger Zauber über ihren Äußerungen. — Dann aber brachte uns der Salon Cassirer eine Goya-Ausstellung und damit hat er sich besonderen Dank verdient. Denn immer klarer wird es (was auch oben schon angedeutet wurde), daß Goya der Vater der gesamten neuen Maleraufassung der vergangenen Epoche war. Er, dessen Wirken zur Hälfte noch dem achtzehnten Jahrhundert angehört, übersprang von den alten Renaissance-Traditionen her in keckem Satze die blutlose Kunst des Klassizismus von 1800 und ging, seinen Zeitgenossen weit voraus eilend, zu vordem nicht gekannten Anschauungen über; mit souveräner Rücksichtslosigkeit führte er damit die europäische Malerei auf neue Wege, indem sein Genie die große Linie von Velazquez zum Impressionismus zog. Goya war der erste, der die ungeheure Bewegtheit und das schimmerde Fluidum des Lichtes und der Luft in ihrem ganzen Reichtum mit den aus Nervosität und Schärfe seltsam gemischten Blicken des modernen Menschen sah. Er nahm bereits alles vorweg, was die nachfolgenden Generationen sich erst aufs neue mühsam erobern mußten, und ging gerade auf das Ziel los, das uns heute vorschwebt: die Menschen und Dinge der Wirklichkeit oder der mit der Phantasie erschauten Welt unter den Einflüssen der umgebenden Atmosphäre zu studieren, und den konzentrierten Eindruck ihrer Erscheinung als Einheit festzunageln. Zwei Porträts seiner Hand namentlich, das eines Geistlichen, des Don Juan Llorente, und eines Baumeisters, des Don Juan Antonio Cuervo, gaben im Verein mit einigen

Digitized by Google

andern Arbeiten auf der Cassirerschen Ausstellung eine imposante Bestätigung dieser kunstgeschichtlichen Stellung des Meisters, die uns Berlinern bisher nur aus vereinzelten Arbeiten, die zu uns drangen, wie den beiden Bildern der Nationalgalerie, aufgegangen war. Eine solche Verbindung von psychologischem Scharfblick und malerischer Kraft, wie sie in diesen Bildnissen lebt, haben nur die allergrößten Meister aller Zeiten besessen.

In einer hübschen Atelier-Ausstellung führte ein Berliner Porträtist, Rudolf Schulte im Hofe, neue Proben seiner sympathischen Kunst vor: Ölbildnisse, in denen mit diskretem Geschmack selbständige malerische Wirkungen angestrebt werden, feine Skizzen, die vor allem Kinderköpfe mit gutem Effekt zeichnerisch charakterisieren, und Steinradierungen, deren Technik Schulte im Hofe sich selbst zurechtgemacht, und in denen er jetzt durch eine reizvolle Verbindung von Flachdruck mit Tiefdruck eine neue Note angeschlagen hat. Flotte Landschaftsskizzen zeigten daneben den Künstler auf einem Gebiete heimisch, das er früher nur wenig bestellte.

Musik.

Von Gustav Dippe.

Die zweite ständige Oper in Berlin, die Max Hofpauer im Theater des Westens geschaffen, ist im September dieses Jahres in die Hände von Aloys Prasch übergegangen.

Allzuviel des Rühmenswerten ist der verflossenen Ära Hofpauer nicht nachzusagen. Ihr Beginn war freilich gut. Zwei sehr tüchtige Kapellmeister, Frau Geller-Wolter als Altistin und der Eugen Onegin von Tschaikowsky als Neuheit; an diesen Anfang ließen sich allerlei gute Hoffnungen knüpfen. Bald aber ging es bergab. Die Kapellmeister wechselten, Frau Geller-Wolter wurde nicht mehr gesehn, und der Wert der Neuheiten sank bis unter Null herab. Die Operette machte sich immer breiter, die sechs kanariengelben Pagenröckchen, die in der Eröffnungsvorstellung — Hugenotten — so vielversprechend von der Bühne herabgeglänzt hatten, und mit denen dann für lange Zeit der Begriff von Pracht untrennbar verbunden gewesen war, wurden immer vertragener, und wie ein Sinnbild des Niederganges flammte die glänzende Beleuchtung des Zuschauerraumes und der Umgänge in immer bescheideneren Bruchteilen auf. —

Nun, die Beleuchtung ist unter der neuen Direktion wieder in ihre alten Rechte eingesetzt, aber das übrige? —

Zur Eröffnung war „Dalibor" von Smetana gewählt, und damit hatte Aloys Prasch keine glückliche Hand gezeigt. Der Dalibor ist nämlich ein schwaches Werk und wird ein schwaches Werk bleiben, auch wenn Fräulein Destinn, die federmutige Landsmännin Smetanas, die gesamte Berliner Musikkritik zur Strecke gebracht haben sollte. Der Text ist Opernrummel verbrauchtester Sorte; dem Textdichter, Josef Wenzig, ist auch nicht die kleinste originelle Szene gelungen: alles und jedes ist schon in besserer Gestaltung in der Opernliteratur vorzufinden. Und die Musik ist nicht recht dramatisch; zudem zieht sie manche nicht allzu wichtigen Bühnenvorgänge übermäßig in die Breite, so z. B. das Auftreten Miladas und Dalibors im ersten Akt. Daß sich auch Partien frischer Erfindung und aufrichtiger Herzenswärme finden, bedarf beim Komponisten der „Verkauften Braut"

Digitized by Google

wohl nicht der Erwähnung; aber für den Gesamtwert einer Oper sind solch episodische Schönheiten ziemlich belanglos. Eine glänzende Aufführung hätte vielleicht über manche Schwächen des Werkes hinweggeführt, aber „ein gutes Werk muß auch eine schlechte Wiedergabe vertragen", wie mein verehrter Kompositionslehrer Heinrich Urban zu sagen pflegte, und der Dalibor hat die Aufführung im Theater des Westens jedenfalls nicht vertragen. —

Wenn die Verhältnisse es nicht gestatten, ein Opernensemble aus durchweg vorzüglichen Kräften zusammenzustellen, ist es auch nicht zu verlangen, daß das erste Zusammenwirken aller Faktoren zu einem einwandsfreien künstlerischen Ergebnis führt. Und so waren auch spätere Darbietungen der neuen Direktion wesentlich besser. Recht anerkennenswert war die Darstellung des unverwüstlichen Troubadour; freilich waren für die Titelrolle und die Akuzena Gäste herangezogen. Eine wirklich erfreuliche Darbietung mit den alleinigen Kräften des Theaters war „Zar und Zimmermann". Die Hauptgestalt des liebenswürdigen Werkes, der außerordentlich glücklich erfundene Bürgermeister von Saardam, fand in Stammer einen vollendeten Vertreter. Bei liebevollster Ausgestaltung aller Mätzchen, mit denen dieser geräuschvolle Alte sein Überidiotentum zu erweisen hat, blieb jede geschmacklose Übertreibung sorgfältig vermieden. Der gesangliche Teil ist bei Stammer ja immer auf das beste aufgehoben. Die Freischütz-Aufführung ließ dagegen, bis auf den unter Pfitzners Leitung sicher geführten Orchesterpart, nicht mehr und nicht weniger als alles zu wünschen übrig. Selbst Stammer als Kaspar wirkte wenig erfreulich; die freundlich-gerundete Bourgeois-Silhouette Stammers ist nun einmal fürs Dämonische unverwertbar. Neßlers „Trompeter von Säckingen", den die neue Direktion aus seinem wohlverdienten Schlummer aufgestört hat, konnte auch nur bescheidenen Ansprüchen genügen. Freilich an diese vollkommene Plattheit noch künstlerische Leistungen wenden zu wollen, hieße Perlen vor ein gewisses wohlschmeckendes Haustier werfen. —

Es hat den Anschein, als ob das Publikum der neuen Direktion ein lebhafteres Interesse entgegenbringt, als der früheren. Es wäre höchst erfreulich, wenn diese Annahme richtig wäre, denn dann würde Prasch sicherlich zu einem weiteren Ausbau seiner Unternehmung Mut und Ansporn finden. Daß er die Aufgabe, die der zweiten Berliner Oper neben der Königlichen Hofbühne naturgemäß zufällt, richtig erkannt hat, kann man aus dem Schriftchen „Meine Pläne" ersehen, das den Theaterzetteln regelmäßig beigegeben wird. Es ist durchaus richtig, daß Berlin einer zweiten Opernbühne bedarf, und ich möchte den Gründen, die Prasch hierfür heranzieht, noch einen – und den für mich wichtigsten — beifügen. Die Königliche Bühne kann nicht die Anzahl von Neuheiten herausbringen, die nötig ist, um mit den Neuerscheinungen der Opernliteratur in ausreichender Fühlung zu bleiben. Das leichtere Gepäck und die geringere Verantwortlichkeit geben einer Privatbühne die nötige Beweglichkeit für den mühseligen und gefährlichen Pfad, der eine erfolgreiche Neuheit auffinden läßt. Wenn Prasch hierbei einen feineren Instinkt als sein Vorgänger beweist, und wenn es ihm gelingt, aus seinem Personal die Spreu vom Weizen zu sondern, kann man ohne allzu große Prophetengabe dem Theater des Westens eine erfolgreiche Zukunft vorausagen.

Digitized by Google

Berliner Theaterkunst.

Von Theodor Kappstein.

Gerhart Hauptmann, dessen neues Stück „Rose Bernd“ im Deutschen Theater eine tiefe künstlerische Erregung auslöst, trägt alle Züge seines Schöpfers, des immer noch umstrittenen und doch ohne Zweifel bedeutendsten deutschen Dichters der Bühne der Gegenwart. Seine Biographen haben ihn sich in schön geschnittenen Perioden langsam entwickeln lassen vom ursprünglichen krassen Naturalisten zum sozialen und historischen Realisten und von da weiter hinauf den steilen Pfad zur Höhe des mystischen Symbolismus. Aber der Lebende, der Recht hat, wirft diese willkürliche Registrierung mit fröhlichem Unmut um und erscheint abwechselnd für ein Jahr als Symbolist und fürs nächste Jahr als Naturalist. Darin aber bleibt sich Hauptmann in all seinem Schaffen gleich, daß zwei Kräfte seine Dichtungen gestalten: ein weiches soziales Mitgefühl mit den unteren Volksschichten, in deren Nähe er lebt, zu deren Anwalt gegenüber den Besitzenden er sich berufen fühlt, für die er Gerechtigkeit fordert und jene verstehende Güte, die sich selbst aus dem gleichen Stoff geformt weiß wie den Bruder. Und daneben der harte Meißel des Bildhauers — Hauptmanns ursprüngliches Handwerk —, der den individuellen Menschen in einzelnen Momenten seines Lebens belauscht und ihn mit einer nicht zu bändigenden Lust am Gestalten künstlerisch festhält. So erhalten wir bei Hauptmann eine Reihe von Einzelszenen, jede mit geradezu unheimlicher Naturtreue gesehen und nachgebildet. Das ist seine Stärke und Schwäche in Einem. Denn diese „Bilder“ erschweren ihm den straffen dramatischen Aufbau des Ganzen, da er nichts einzelnes dem Gesamteindruck opfern mag. Diese bildhauerische Dramatik hat dem Dichter sein historisches Drama „Florian Geyer“ direkt gesprengt. Auch bei dem jüngsten Stück hapert es bedenklich mit der geschlossenen Entwicklung; nach der ersten Viertelstunde ist man völlig orientiert, und nur die Einzelheiten fesseln und bewegen noch. Das ist der Mangel an „Rose Bernd“. Die schwierige und leider ungemilderte Sprache des schlesischen Dialekts ist ein weiteres Erschwernis des künstlerischen Genusses.

„Rose Bernd“ ist eine schlesische Dorftragödie. Der äußere Rahmen der Geschichte ist simpel und roh: ein Mädel, das dreien Herren dient, endet als Meineidige und Kindesmörderin. Aber ein Dichter vom Range Hauptmanns hat auf dem groben Untergrund feine und herzbewegende Menschenbilder erstehen lassen, die sich uns tief in die Seele graben. Der Reserveleutnant Christoph Flamm, Erbscholtiseibesitzer und Standesbeamter, lebt unzufrieden in seiner Ehe. Seine Frau ist seit neun Jahren an das Bett und an den Rollstuhl gefesselt; Flamm vertreibt sich die Langeweile durch Vogelschießen und -ausbalgen, Botanisieren und Eier sammeln. Bis er eines Tages mit der schmucken Rose, die er seit ihrer Kindheit freundnachbarlich kennt, ein Liebesverhältnis anbindet. Rose hat den sympathischen Christel von Herzen gern; ihr frommer, sittenstrenger Vater indes hat sie dem kränklichen gottseligen Buchbindergesellen August Keil zugedacht, mit dem sie schon seit zwei Jahren verlobt ist, sie hatte bisher keine Neigung, ihn glücklich zu machen. In ihrem Liebesglück mit Flamm hat Rose einen Spürhund: den tückischen August Streckmann, seines Zeichens Lokomobilenmaschinist, der auf den Dörfern ringsum die Dreschmaschinen dirigiert. Was

Digitized by Google

hilft es dem Mädchen, daß sie Flamm soeben energisch erklärt hat, es müsse fortan aus sein zwischen ihnen, sie wolle die redliche, wenn auch nur pflichtmäßige Frau des ehrenwerten Keil werden, um das „Herzgespann" los zu werden — Streckmann hält sie in seinen Krallen. Er ist als böser Dämon hinter ihr her. Vater Bernd und Keil kommen zu Flamm, das Aufgebot bei ihm zu bestellen; Rose, die erst willig gewesen, wird durch Streckmanns Drohreden so verängstigt, daß sie ihre Zustimmung im letzten Augenblick trotzig weigert. Auf die mütterliche Zusprache der verständnisvollen Frau Flamm, die von ihres Mannes Vergehen nichts ahnt, gesteht sie dieser einen Fehltritt und ihre Mutterhoffnung. Hier in der Szene, die an eine Stelle von Ibsens „Brand" gemahnt — der Pfarrer seiner Frau Agnes strenge zuschauend, wie sie in den Sachen ihres gestorbenen Kindchens kramt — stehen die inhaltschweren, disputablen Worte der durch Leiden geprüften Frau: „Ane Mutter is nich zu verachten. Kinder und Gräber sein Weibersachen. Mir sein iberhaupt de Väter ganz gleichgiltig: ob's a Landrat oder a Landstreicher is; mir miss'n de Kinder doch selber zur Welt bring'n, da derbeine hilft uns doch keener nich. Mädel, s' is doch a Glick, was du hast; fer a Weib gibt's kee greßeres." An einem schwülen Augusttag kommt es zum heftigen Wortwechsel zwischen Streckmann und Rose nebst ihren Angehörigen. Keil hegt böse Gedanken über den Dreschmaschinisten, er ist für ihn wie der leibhaftige Teufel; aber er dankt Gott, daß das Aufgebot inzwischen ergangen ist, — Rose wünscht jetzt so schnell als möglich die Hochzeit. Der Buchbinder hat von einer mildtätigen Dame Geld vorgestreckt erhalten, davon wird er sich einen Laden einrichten mit Papier und frommen Schriften, und auf ihrem eigenen Stück Land wollen sie „schaffen", fern der bösen Welt. Bei den Spottreden, die die auf dem Felde arbeitenden Weiber und Knechte während der Vesper sich zurufen, macht Streckmann böse Andeutungen zu Keil und Bernd hinüber. Flamm wird in einer hübschen Szene von Rose nochmals in Ehren verabschiedet; da ist auch Streckmann schon wieder, um mit brutaler Gemeinheit sein gleiches Anrecht an Rose zu betonen. In der furchtbar erregten Auseinandersetzung zwischen ihnen kommt zur Sprache, daß Rose inzwischen bittend zu ihm gegangen ist, um durch das feierliche Versprechen seines Schweigens endlich Ruhe zu bekommen — daß sie aber dies Versprechen durch die Befriedigung seiner zügellosen Sinnlichkeit hat erkaufen müssen. Sie war nur im Irrtum, wenn sie gemeint hat, der Mädchenschänder werde nun großmütig gegen sie handeln. Ein Handgemenge entsteht, wobei Streckmann dem aufgebrachten Keil, der ihn bei der Gurgel packt, ein Auge ausschlägt und Rose öffentlich eine Straßendirne schimpft. Vierter Akt: im Hause Flamm. Frau Flamm erzählt ihrem Manne von Roses früherem Geständnis. August Keil berichtet der Ahnungslosen von der Vernehmung Flamms vor dem Untersuchungsrichter, nachdem der alte Bernd Streckmann wegen Beleidigung seiner Tochter verklagt hat. Sie hatte dem Mädel helfen wollen —; „ma verspricht manchmal leichte und halten is schwer". Die Aussprache zwischen ihr und ihrem Manne zeigt in einem Kabinettbilde weibliches und männliches Empfinden in ihrer Verschiedenheit: sie ist in ihrem Schamgefühl als Gattin und als Hausfrau getroffen, Flamm sucht den Vorfall mit klugen Worten psychologisch zu entwirren und zitiert den Phaidros Platos — „danach tut ihr dann immer im Rechte sein. A armes Weib mag dann sehen, wo se hinkommt! Womöglich hast du se bloß glicklich gemacht und hast dich

Digitized by Google

dabei selber noch uffgeopfert" . . . Rose selbst, jetzt Frau Rose Keil, tritt bei Flamms ein, sie kommt vom Termin auf dem Gericht, im Sonntagsstaat, aufgedonnert, von verfallenen Gesichtszügen, einen krankhaften Glanz in den Augen. Sie leugnet jetzt alles — sie hat vor Gericht „o ock das gleiche gesagt". Entsetzen bei Flamms; wie sie auf das Mädel eindringen, ob sie denn von Sinnen gewesen sei, unter ihrem Eide zu lügen, schreit sie heraus: „Ich hoa mich geschaamt". Sie stürzt fort; Flamm bricht in krampfhaftes Schluchzen aus.

Der letzte Akt spielt in der ärmlichen Wohnstube des Vater Bernd. Ein Bauer führt die halb ohnmächtige junge Frau ins Zimmer, er hat sie, in Schmerzen sich krümmend, auf der Landstraße gefunden. Nach wenig Minuten verläßt sie wieder das Haus. Der alte Bernd ist in Sorge, er denkt an das nahe Weltende und liest in seiner Bibel. Der Gensdarme fragt nach Rose, er hat eine Zustellung an sie. August Keil zertrümmert durch seine schonende, resignierte Mitteilung über Roses Vorleben, soweit er dadurch Frau Flamm selber schon Kenntnis hat, den Frieden des Alten, dem es ist, als hätte er „de Kretze am Leibe". Rose, die zurückkommt, reißt die letzten Hüllen herunter: in Worten halben Wahnsinns schreit sie es gellend, verzweifelt ihnen in die Ohren, daß sie draußen geboren, und daß sie ihr Kindchen erwürgt hat, „'s sullde ni laba! Ich wullte 's ni! 's sullde nie meine Martern derleide! 's sullde dort bleib'n, wo's hingehert." Lähmendes Grauen — der Gensdarme der noch einmal nach ihr fragen kommt, führt sie aufs Amt mit den Worten: „Wenn das ni blos Phantasien sind, da wird ihr das sehr zugute komm'."

„ . . 's half nischt, es ward immer schlimmer dahier! Hernach bin ich von Schlinge zu Schlinge getreten, daß ich gar ni bin mehr zur Besinnung gekomm'. Da is . . ich weeß ni . . all's von mir gewichen . . als wie Mauer um Mauer immer zu . . und da stand ich drauß'n im ganz'n Gewitter, und nischt mehr war unter und iber mir . . 's hat een ken Mensch ne genung lieb gehat" — in diesen abgerissenen Worten schildert uns Rose ihr ganzes Elend, und August Keil setzt wehmütig hinzu: „Das Mädel — was muß die gelitten han!" Ein erschütternder Einzelfall; psychologisch und psychopathisch von hohem Reiz und voll ernster sozialer Anregung. Aber da ihm das Typische, das Allgemeingültige fehlt, wozu die Kunst Gerhart Hauptmanns in ihrer Begrenzung ihn nicht erheben konnte, so bleibt „Rose Bernd" doch nur ein durchaus respektables Studienblatt aus des Dichters Werkstatt. Die höchste dramatische Palme darf ihm nicht gereicht werden. — Die Aufführung des Deutschen Theaters brachte eine in jedem Zuge echte elementare Rose von Else Lehmann, eine fein ausgeglichene Frau Flamm von Paula Conrad-Schlenther, die aus Wien herüber gekommen war, und drei gleichmäßig gute Leistungen der Herren Bassermann, Forest und Sauer als Streckmann, August Keil und Christel Flamm.

Ein frischer Erfolg ist Franz Adam Beyerleins vieraktiges Drama „Zapfenstreich" im Lessingtheater. Wer litterarisch geschult ist, weist dem Dichter mit Leichtigkeit seine Quellen nach: Clara Viebigs Roman „Die Wacht am Rhein", sowie die beiden Stücke „Rosenmontag" von O. E. Hartleben und „Der Gemeine" von Felix Salten. Aber wer diese in der Tat starken Anregungen so selbständig zu verwerten und mit so viel persönlicher Frische und Aktualität zu umgeben weiß, der hat das Spiel

Digitized by Google

unschwer gewonnen. Dazu kommt das nie ganz ruhende Interesse an der für sich abgeschlossenen Welt des Soldatenlebens, das diesem Stoff wie dem von Meyer-Förster aufgegriffenen des Studententreibens die Herzen von vornherein geneigt macht. Ist gar noch eine militärische Gerichts-Verhandlung in dem Stück, nun — so ist die Geschichte aus einer kleinen Garnison oder aus einer großen des lauten Erfolgs doppelt sicher. Auch der Zapfenstreich Beyerleins spielt in engen militärischen Verhältnissen nahe der französischen Grenze, und auch hier richtet zuviel Liebe Unheil über Unheil an. Vergeblich warnt der misogyne Vizewachtmeister Queiß den Verlobten der koketten Klärе: „Laß die Weiber laufen, komm' mit in den Stall" — er rückt dem Leutnant von Lauffen, der mit Klärchen zärtliche Begegnungen hat, auf die Bude und bedroht ihn, da er ihm das Ehrenwort seiner Ehrenhaftigkeit weigert, tätlich. In der gerichtlichen Verhandlung erleben wir ein fesselndes Spiel zwischen der Anklage-Vertretung und der Verteidigung, da von keiner Seite der Beteiligten die Mädelgeschichte erwähnt wird, die doch die Vorgänge allein deuten kann. Klärе Volkhardt selbst gibt das traurige Geheimnis preis, um den Geliebten vor Meineid zu bewahren und um dem durch ihre Schuld Schuldigen mildernde Umstände zu erwirken. Der alte Wachtmeister, das Paradestück der Garnison, will die Schande seiner Tochter an Lauffen blutig rächen, der als sein Vorgesetzter die Duellforderung natürlich zurückweist; als aber das weitherzige Töchterchen in einem zweiten Anfall von Edelsinn die ganze Schuld auf sich nimmt, schießt sie der seiner Sinne nicht mehr mächtige Alte nieder. Dieweil eine Pistole auf der Bühne, die nicht losgeht, völlig ihren Zweck verfehlen würde . . Dieser letzte Akt ist die Torheit des Stückes, er ist überflüssig, nein sogar sehr schädlich! (Nicht für die Kasse, aber für die Kunst. —) Die beste Leistung des Dichters ist die Prachtfigur des Rittmeisters Graf Lehdenburg, der Lebemann und Menschenkenner, neben der liebevoll gesehenen Gestalt des braven Regimentsfaktotums von anno 70. Auch für zweisprachigen Kasernenhumor ist bestens gesorgt. Der Verfasser des sensationellen militärkritischen Romans „Jena oder Sedan?" hat den Beweis seines wurzelechten poetischen Könnens mit diesem Zapfenstreich, der ein Schwabenstreich ist, noch nicht erbracht. Hoffen wir . . .

Ehre legte auch das Schillertheater ein mit der sorgsam vorbereiteten Uraufführung von Artur Fitgers, des Bremischen Dichters und Malers, romantischem Trauerspiel „San Marcos Tochter". Die Dichtung selbst hat manche Schönheit der Sprache, wenngleich sie nichts Bezwingendes hat; aber sie ist eine künstliche Klügelei statt einer künstlerischen Selbstbefreiung. Zwei Motive sind nicht ungeschickt ineinander verwoben: das der feindlichen Brüder — nur daß hier die Braut nicht von Messina heißt, sondern von Venedig — und das schon dem Altertum und Mittelalter geläufige Motiv vom heilenden Jungfrauenblut, das Hauptmann in seinem Armen Heinrich so reichlich verwendet hat. Der Aussatz dort sind hier die aus dem Kriege heimgebrachten schwarzen Blattern des jungen Kaisers, der mit dem gesunden Bruder Thron und Namen tauscht. Die Ottegebe heißt Lavinia, die sich als byzantinische Kaiserin in den Kranken verliebt, der indes das Opfer ihres Bluts zurückweist und sich selbstlos aus dem Wege räumt. Soll ein körperliches Gebrechen auf der Bühne wirksam werden, so bedarf es durchaus der seelischen Legitimation, um ästhetisch

Digitized by Google

ertragen zu werden. Dieser Verinnerlichung ist Fitger nicht Herr geworden. So bleibt es bei einem schön temperierten Feuer der Bühnenbilder, bei sanften Linien und — bei beängstigend viel edler Gesinnung.

Im Berliner Theater bereitete uns Otto Erich Hartleben eine rechte Enttäuschung durch das von ihm und O. Pilz mit Hingebung übersetzte italienische Drama „Luzifer" des Mailänders Enrico Annibale Butti. „Luzifer" ist das mittlere Stück einer Trilogie „Die Atheisten"; es stellt den Glauben der Kirche dem Unglauben der positivistischen Wissenschaft, in diesem Falle der monistischen Naturwissenschaft, gegenüber, und läßt die Gottlosen durch schwere Schicksalsschläge an Priesterhand in den Schoß der Kirche zurückführen. Daß diese Kirche die römische ist, ist lediglich durch die italienische Landschaft bedingt; die protestantische Orthodoxie, etwa vom Range der preußischen Generalsynode, könnte ohne weiteres dafür eingestellt werden. Luzifer ist der Vater der Aufklärung, den die Kirche, weil sie von je die Dunkelmänner mehr liebte denn das Licht, zum Rebellen gegen Gott, zum Teufel erniedrigt hat; Luzifer-Prometheus will die Vernunft nicht gefangen geben unter den Gehorsam des Glaubens. Die Handlung ist keine Überraschung, wir haben das in Kalendergeschichten oft gelesen, und der Dialog, um dessentwillen alles da ist, kann in seiner zeitunghaften Phrasenseligkeit und parteilichen Einseitigkeit der Personenführung nicht überzeugen. Viel besser gelang demselben Theater das Gastspiel von Frau Teresina Geßner, der Gattin Otto Sommerstorffs, als Hermione in Shakespeares „Wintermärchen". Traten auch neben einer Könnerin wie Frau Geßner die Mängel der schauspielerischen Kräfte des Berliner Theaters scharf hervor, so war sie selbst durch das Liebliche ihrer Erscheinung und durch den Wohllaut ihrer noch nach alter Schule mit aller Hingabe gepflegten Sprache und Aussprache — statt der verschluckten halben Sätze und der unartikulierten Naturlaute unserer Bühnenjüngsten — ein um so reinerer Genuß.

Streiflichter.

Von Mitte Oktober bis in den Anfang November hat in Berlin die Generalsynode der preußischen Landeskirche getagt, deren Beratungen sich über die meisten Gebiete des kirchlichen Lebens erstreckten und ein interessantes Bild entrollten von den darin herrschenden Zuständen und Bestrebungen, nach den erfreulichen wie unerfreulichen Seiten derselben. Wir wollen mit den letzteren beginnen. Die Debatte über die theologischen Professoren stand sowohl in der Stimmung der Synode selbst, wie in der Teilnahme des Publikums in der Mitte des Interesses. Seit Jahren war man von den Kreis- und Provinzialsynoden an die von einseitigen Parteiinteressen beherrschte Behandlung dieses Themas gewöhnt; mit Spannung sah man daher der Verhandlung in der Generalsynode entgegen. Leider wurde die von manchen gehegte Hoffnung, daß sie sich auf eine über dem Parteikampf erhabene höhere Warte stellen und mit einer

Digitized by Google

für die Schwierigkeiten der Zeitlage verständnisvollen Weisheit die Streitenden zur gegenseitigen Duldung und Verträglichkeit mahnen werde, durch das Ergebnis der Verhandlung bitter enttäuscht. Es war schon ein Fehler, daß man die vielbehandelte Frage, statt sie frischweg im Plenum zu besprechen und durch eine geschickt formulierte Resolution abzumachen, in eine Kommission verwies, deren langwierige Verhandlungen natürlich nur zu einer Verschärfung der Gegensätze und zum schließlichen Sieg der schärfsten (der Stöckerschen) Tonart führten. Der Kommissionsantrag erklärte es für unerträglich, daß der Grundsatz der Gleichberechtigung der Richtungen in der Kirche auf den Gegensatz der naturalistischen und christlichen Weltanschauung ausgedehnt werde, beklagte die vorgekommenen Ärgernisse, die die Kirche verwirren, ersuchte die Staatsregierung, nicht solche Theologen zu berufen, welche die Heilstaten Gottes und den Offenbarungscharakter der heiligen Schrift nicht anerkennen, wünschte, daß man zu akademischen Lehrern der Theologie nur solche Männer mache, die zuvor kirchlich gedient haben, und daß bei der Berufung der theologischen Dozenten der Generalsynodalvorstand begutachtend mitwirken solle. Die hiermit gegen die jetzigen theologischen Professoren in Bausch und Bogen erhobenen Anklagen, zu denen Herr Stöckers Rede vor dem Plenum den Kommentar und die weitere Ausführung gab, beruhen, wie jeder Kenner der tatsächlichen Verhältnisse weiß, auf groben Entstellungen und Mißdeutungen. Die Professoren, die in der Geschichte des Christentums eine „Entwickelung" finden — und wer tut das heutzutage nicht? — sind doch weit entfernt davon, die Offenbarung Gottes zu leugnen und der naturalistischen Weltanschauung zu huldigen; vielmehr erkennen sie gerade in der ganzen Entwickelung der Geschichte die fortgehende Offenbarung Gottes, denken also von dieser nicht kleiner, sondern größer als die, welche sie nur an vereinzelten Punkten finden wollen; wer solchen Ernst macht mit der Gegenwart Gottes, seiner Macht und Vorsehung, in der Natur und in der Geschichte, der sollte doch billigerweise nicht des Naturalismus bezichtigt werden. Solche Begriffe wie „Entwickelung" und „Offenbarung" als ausschließliche Gegensätze hinzustellen und zu sagen: Hier steht die Kirche und dort die ungläubige Wissenschaft, das ist nicht die Sache besonnenen Denkens und gesunden Glaubens, sondern eines leidenschaftlichen Temperaments, dem es Bedürfnis ist, das Zusammengehörige auseinander zu reißen und künstliche Gegensätze aufzurichten, um dann gegen fingierte Gegner desto wuchtiger losziehen zu können. Mit diesen Waffen der Entstellung und Mißdeutung hat die orthodoxe Presse seit Jahren schon gegen die theologische Wissenschaft agitiert und dadurch selbst erst die Ärgernisse angerichtet, die gegeben zu haben sie die Professoren fälschlich beschuldigt. Ein eklatantes Beispiel dieser unehrlichen Kampfweise hat eben Herr Stöcker in derselben Rede wieder gegeben, indem er aus dem trefflichen Buche Bousets über „das Wesen der Religion" eine Stelle über Goethes Weltanschauung aus dem Zusammenhang herausriß, um daran zu exemplifizieren, daß die moderne Theologie unfähig sei, zum Glauben zu führen! Ich zweifle, ob es je früher eine Zeit in der protestantischen Kirche gegeben habe, wo offizielle Vertreter der Kirche mit einer derartigen, durch keine Sachkenntnis gemäßigten Keckheit sich zu Zensoren über ernste wissenschaftliche Arbeiten der Theologen aufzuwerfen gewagt hätten. Daß daneben doch immer wieder versichert wird, man wolle die Freiheit der Wissenschaft

Digitized by Google

keineswegs beschränken, macht die Sache nur noch schlimmer, denn solche durch das wirkliche Tun fortwährend verleugnete Versicherungen zeugen entweder von großer Gedankenlosigkeit oder von noch schlimmerer Unwahrhaftigkeit. Der juristische Professor Kahl hat in seiner durch energischen Freimut ausgezeichneten Rede gegen den Kommissionsantrag dieses Verhalten verglichen mit einem Richter, der zum Delinquenten sagen würde, er sei jetzt zwar zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt, aber ganz unbeschadet seiner Freiheit! Neben Kahl haben auch andere Redner zur Besonnenheit zu mahnen versucht; Professor Kawerau wies treffend darauf hin, daß die beklagte Verwirrung der Gemeinde gerade durch die Verdächtigung der ernsten theologischen Arbeit in der kirchlichen Presse angerichtet werde, die durch ihren Eifer mit Unverstand die Gegensätze schüre; Professor Scholz forderte, daß man die Aufgabe der Universitätslehrer, die keinen Lehrauftrag an die Gemeinde haben, in ihrer Eigenart anerkennen und das suum cuique beachten solle; auch sollte man nicht vergessen, daß die so hart angegriffenen Lehrer doch tatsächlich Schüler erzogen haben, die sich als tüchtige Diener der Kirche bewährten; auch der Vertreter des Kirchenregiments, Probst von der Goltz, erinnerte an Schleiermacher, dessen wissenschaftliche Theologie, bei aller Freiheit gegenüber der Tradition, doch die Kirche heilsam beeinflußt habe. Auch wurden mehrere Versuche gemacht, durch vermittelnde Anträge die Schärfe des Kommissionsantrages zu beseitigen; aber das alles blieb fruchtlos. Die von Herrn Stöckers kampflustigem Temperament und rhetorischem Talent faszinierte Majorität der Synode nahm zuletzt den mit den anderen kombinierten Kommissionsantrag mit 127 gegen 57 Stimmen an. Das geschah am 31. Oktober, dem Gedenktag der Reformation Luthers! Von welchen praktischen Folgen dieser Beschluß sein werde, läßt sich nicht voraussehen; wird er durchgesetzt — was mit Hilfe der klerikal-konservativen Majorität des Abgeordnetenhauses leicht möglich ist — so ist das eine sicher, daß er die Stellung der theologischen Professoren an der Universität aufs schwerste gefährden und zuletzt unmöglich machen, also zur Aufhebung der theologischen Fakultäten und zur Ausbildung der Geistlichen an ausschließlich kirchlichen Predigerseminaren führen wird; ob dann solche aller Fühlung mit dem wissenschaftlichen Denken der Gegenwart entbehrenden Geistlichen noch imstande wären, die christliche Wahrheit ihren Zeitgenossen wirksam zu verkündigen, und die protestantische Kultur gegen den Ansturm des Ultramontanismus einen derartigen fatalen Ausgang nicht wünscht, glauben wir gerne; aber dann sollte sie nicht den Weg betreten, der zu diesem Ende führen muß.

So kampflustig die Generalsynode vorging gegen die theologische Wissenschaft, so matt war ihre Haltung bei einigen Gelegenheiten, wo es sich um den Kampf gegen Rom handelte. Den evangelischen Bund, der ob seiner tapferen Führung dieses Kampfes in oberen Regionen unbeliebt ist, ließ man durch eisige Kälte fühlen, daß man seine Freundschaft für inopportun halte. Der Antrag, gegen die Aufhebung des Jesuitengesetzes § 2 zu protestieren, wurde zwar mit großer Mehrheit gegen einige konservative Stimmen angenommen, aber das bei diesem Anlaß zu erwartende kräftige Wort des Appells an das protestantische Selbstbewußtsein und der Warnung vor der uns bedrohenden Umgarnung durch den Ultramontanismus wurde nicht gesprochen. Erfreulicher waren dagegen die energischen Erklärungen siegreich zu verteidigen, das ist eine sehr ernste Frage. Daß die Synode

Digitized by Google

gegen katholische Übergriffe in Sachen der Karfreitagsfeier, der Prozessionen und der Kindererziehung in gemischten Ehen.

Unter den erfreulichen Vorkommnissen in der Tagung der Generalsynode steht obenan das treffliche Referat des Synodalen Geh. Rat Kahl über den Zusammenschluß der deutschen evangelischen Landeskirchen. In warmer und überzeugender Rede führte er aus, daß das bis jetzt erreichte zwar noch nicht das Ideal der Einheit, aber doch ein gesunder und entwickelungsfähiger Keim sei: Wir brauchen ein Organ des deutschen Protestantismus auch zum Zweck der Abwehr konfessioneller Gegner. Gegen die von liberaler Seite ausgegangenen Bemängelungen des praktischen Einigungswerkes, das den hochfliegenden Idealen religiöser Neubildung nicht zu genügen scheine, bemerkte er mit Recht, es handle sich nicht um Herstellung einer freien protestantischen Weltanschauung, die überhaupt nicht durch Ausschüsse gemacht werden könne, sondern einfach um eine Verwaltungseinheit. Dazu sei hier wenigstens einmal eine Stufe der Entwickelung, wenn auch nicht der Abschluß gegeben; eine Erweiterung des kirchlichen Ausschusses durch Hinzufügung des synodalen Elements dürfe aber nicht ausbleiben. Eben diesen künftigen synodalen Ausbau des Organes der kirchlichen Einigung stellte dann auch der Vertreter des Kirchenregiments, Probst von der Goltz, in Aussicht; seine Erklärung, daß jetzt schon die über den Landeskirchen stehende deutsche evangelische Kirche eine positive Größe sei, wurde von der Versammlung mit lebhaftem Beifall aufgenommen. Daß in diesem Ausschuß der deutschen evangelischen Kirchen der Vertreter des Oberkirchenrats Preußens den dauernden Vorsitz zu führen habe, wurde als selbstverständlich vorausgesetzt, gewiß mit Recht. Die gegenteiligen Stimmen, die im deutschen Pfarrerverein hiergegen sich erhoben hatten, sind Nachklänge eines Partikularismus, der im Reich kein Recht mehr hat. Wie der diplomatische Schutz der Deutschen im Ausland nur durch die kaiserliche Reichsregierung wirksam geübt werden kann, so ist auch die kirchliche Vertretung der Interessen der protestantischen Deutschen im Ausland, der Schutz und die Förderung ihrer Schulen und Kirchen, die Organisation der Versorgung der Gemeinden draußen mit tüchtigen Lehrern und Geistlichen, nur möglich durch ein kirchliches Organ unter preußischer Spitze. Das Mißtrauen aber gegen den preußischen Oberkirchenrat, daß er im Kampf gegen Rom versagen könnte, ist nach den bisherigen Erfahrungen, insbesondere nach dem tadellosen Verhalten des Oberkirchenrats in der Jesuitenfrage, nicht begründet.

Auch mit verschiedenen Fragen des weltlichen und sozialen Lebens hat sich die Generalsynode in würdiger und verdienstlicher Weise beschäftigt. In der Duellfrage ging der Kommissionsantrag dahin, das Duell für Sünde zu erklären, aber der Referent dieses Antrags hat seltsamerweise in seinem Referat nicht dieses Urteil, sondern seine gegenteilige Privatmeinung, daß das Duell eine erlaubte Notwehr der verletzten Ehre sei, zu begründen gesucht. Gegen ihn (Graf von Winzingerode) verteidigten Kahl und Stöcker den Kommissionsantrag, letzterer mit der treffenden Bemerkung: „Wir werden so lange gegen den Umsturz mit zerbrochenem Schwert kämpfen, als wir sagen, daß Duell und Christentum sich vereinigen lassen.“ Die Synode hat denn auch, ohne sich in ihrer kirchlichen Verpflichtung durch politische Opportunitätsrücksichten beirren zu lassen, den Antrag der Kommission angenommen und damit die einer kirchlichen Vertretung in dieser Frage einzig mögliche Stellung gewahrt. Wenn ein derartiger Be-

Digitized by Google

schluß künftig einmal von der Vertretung des ganzen deutschen Protestantismus ausgehen wird, wird dann auch sein praktischer Einfluß auf Abstellung einer schlimmen Unsitte unseres gesellschaftlichen Lebens noch wirksamer sein, als er es leider zurzeit noch ist. — Auch der kräftige Appell, den die Synode zum Schutze der Sonntagsruhe an die Gewissen der Regierenden wie des Volkes, insbesondere auch der Arbeitgeber, gerichtet hat, verdient vollen Beifall.

Besonders interessant war die Verhandlung über die soziale Frage, von der man nur wünschen möchte, daß sie nicht an den Schluß gestellt und unter dem Drang der Schlußgeschäfte allzu kurz abgetan worden wäre. Der Kommissionsantrag ging auf Abwehr der von der Sozialdemokratie drohenden Gefahr durch geeignete Maßnahmen, nämlich Verstärkung der seelsorgerischen Kräfte in den Großstädten und Industriebezirken, Förderung der Stadtmissionen, Organisation von Wandervorträgen durch besonders befähigte und vorgebildete Männer geistlichen und weltlichen Standes, Schaffung von Einrichtungen, um studierende Theologen und praktische Geistliche durch Kurse in die notwendige Kenntnis der sozialen Probleme und Verhältnisse einzuführen, erweiterte evangelische Preßtätigkeit und Kolportage, Förderung der auf evangelisch-christlicher Grundlage stehenden sozialen Vereinstätigkeit, endlich Bereitstellung der landeskirchlichen Mittel hierfür. Bei der Debatte sprach der Vertreter des Kirchenregiments, Probst von der Goltz, seine Befriedigung darüber aus, daß der Antrag zum Handeln auffordere, statt, wie früher, nur Kritik zu üben und sich in Klagen und Anklagen gegen das Kirchenregiment zu ergehen, als ob dieses aus politischen Rücksichten keinen Mut zu kirchlich-sozialer Arbeit hätte. Der Oberkirchenrat stehe noch heute auf dem Boden seiner Denkschriften von 1879, 1890 und 1895. Der Kirche stehe es nicht zu, den Kampf gegen eine politische Partei zu organisieren oder die Lösung von wirtschaftlichen Problemen wie Lohnverhältnissen, Maximalarbeitstag u. dgl. zu versuchen; das mag der einzelne Geistliche, der besondere Begabung dafür hat, als Bürger zwar tun, aber nicht als Diener der Kirche. Deren Aufgabe ist die Verbindung von Seelsorge und Fürsorge zur Verhütung mehr als zur Heilung sozialer Schäden. Für ihre erziehende Tätigkeit, besonders an der heranwachsenden Jugend müssen alle Kräfte der Gemeinden, auch die Frauen, herangezogen und organisiert werden. Weitergehende Forderungen stellte Stöcker: Die Aufgabe der Geistlichen sei allerdings zunächst die religiös-sittliche, doch soll man ihnen auch nicht verwehren, sozialpolitisch zu wirken, nicht bloß Seelsorge und Fürsorge sollen sie treiben, sondern auch in Volksversammlungen gehen und gegen den Atheismus der Arbeiter um die christliche Weltanschauung kämpfen. Man müsse den Arbeitern zeigen, daß die Kirche keine Feindin ihres Aufstrebens sei, wenn dieses nur auch in religiös-sittlicher Hinsicht geschehe. Die Synode solle für die soziale Frage reiches Wort und Gabe haben und auch das Opfer neuer Steuer nicht scheuen. — Mir scheint, daß beide Redner von ihrem Standpunkt aus Recht haben; der Vertreter des Kirchenregiments hat den prinzipiellen Gesichtspunkt geltend gemacht, daß die Kirche als solche sich nicht in wirtschaftliche Streitfragen einzumischen, sondern sich auf die Pflege der religiös-sittlichen Gesinnung zu beschränken habe, ein Grundsatz, den die evangelische Kirche nie wird verleugnen können, solange sie ihrer eigenartigen Aufgabe im Unterschied vom Staat sich bewußt bleibt. Andererseits läßt sich nicht leugnen, daß das sittliche

Digitized by Google

Leben der Gemeindeglieder mit ihren Wirtschaftsverhältnissen (Wohnung, Frauen- und Kinderarbeit u. dgl.) so eng zusammenhängt, daß der Geistliche auch den hierin zutage tretenden Notständen seine Aufmerksamkeit zu widmen oft genötigt sein wird. Da ist dann die Grenze zwischen religiös-sittlicher und sozialpolitischer Tätigkeit meistens nicht leicht zu ziehen, wenigstens wird sie nicht durch bureaukratische Vorschriften geregelt werden können, sondern dem gesunden kirchlichen Takt des einzelnen anheimzustellen sein. Auch das Auftreten in Volksversammlungen zur Widerlegung und Bekehrung atheistischer Sozialdemokraten ist nicht jedermanns Geschmack und kann u. U. mehr Schaden als Nutzen stiften; dennoch, wenn etwa einzelne Geistliche Mut und Geschick dazu hätten, warum sollte man's ihnen verwehren? Auch in diesen Dingen wird die praktische Erfahrung am besten lehren, wie die Kirche ihr Verhalten im einzelnen den neuen Verhältnissen gegenüber richtig einzurichten habe; um aber solche Erfahrungen auszutauschen und daraus Regeln zu ziehen, wird eine regelmäßige und eingehendere Besprechung dieser sozialen Fragen in den Synoden sehr zweckmäßig sein.

Ein Anhang zur sozialen Frage war auch die Petition um Erweiterung der Frauenrechte in der Gemeinde, die von Stöcker warm befürwortet wurde. Er sprach dabei das bedeutsame Wort: „Die Kirche darf nicht versäumen, auf die neuen Gedankenströmungen einzugehen." Hierin ganz mit ihm einverstanden, möchte ich nur wünschen, daß er die Konsequenz dieses Grundsatzes auch auf anderen Gebieten ziehen und dann auch den neuen Gedankenströmungen im theologischen Denken mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen wollte. Eine fortschrittliche soziale Praxis und eine rückschrittliche kirchliche Theorie lassen sich niemals vereinigen; wer jene ernstlich will, darf auch den Fortschritt der Theologie nicht hartnäckig verwehren wollen. Hoffen wir, daß nicht bloß Herr Stöcker, sondern auch die anderen Freunde der kirchlich-sozialen Arbeit sich dieser Einsicht künftig weniger verschließen werden.

Otto Pfleiderer.

* * *

Die eben beendeten Landtagswahlen verändern das typische Bild des preußischen Abgeordnetenhauses nicht. Die konservativ-ultramontane Mehrheit bleibt gesichert. Ob als neue Erscheinung ein oder der andere Sozialdemokrat in das Haus in der Prinz Albrecht-Straße einzieht — zur Stunde, da die „Streiflichter" in die Druckerei müssen, steht es noch nicht fest —, das wäre ja pikant, interessant, ist aber — um bei den Fremdwörtern zu bleiben — für das Ergebnis irrelevant. Dem liberal empfindenden Menschen kommt es bitter an, die Wahrheit aussprechen zu müssen: der Liberalismus bildet im Lande keine Macht, die Werbekraft fehlt ihm fast gänzlich. Die Gründe dafür sollen hier nicht näher untersucht werden; mir fehlt der Raum dazu. Auf einen Weg möchte ich aber hinweisen, der vielleicht Wandel in die klägliche Lage des Liberalismus bringen würde. Die Führer des Liberalismus im Parlament, in der Presse, in der Literatur, in der Wissenschaft, in der Industrie, unter den Gewerbetreibenden, unter den Arbeitern, kurz die einflußreichen Liberalen von überallher und von jeder Parteischattierung müssen zusammentreten, in gemeinsamer Beratung muß, unter Zurückstellung aller Sonderinteressen und kleinlicher Eifersüchteleien, eine Organisation geschaffen werden, die das ganze Land

Digitized by Google

umfaßt, die einheitlich geschlossen, zielbewußt vorgeht. Unentwegte Zielbewußtheit, in ihr liegt das Heilmittel; Halbheiten, Schwanken, schwächliche Kompromisse müssen verschwinden.

Was wird bei solcher Mehrheit im Abgeordnetenhaus aus der Schule? Das ist die Frage, die im Vordergrund steht. Um so stärker drängt diese Frage sich auf, als wir eine Regierung haben, der jede Initiative und innere Stärke fehlt. Graf von Hoensbroech.

Bücherbesprechungen.

Meyers Konversationslexikon (Bibliographisches Institut Leipzig und Wien 1903), bislang vier Bände.

Das Bibliographische Institut in Leipzig und Wien ist weltbekannt insbesondere wegen seiner mustergültigen Veröffentlichungen, bei denen stets Form (Darstellung, Ausstattung) und Inhalt aufs beste zusammenstimmen. Bislang liegen vier Bände der neuen (6.) Auflage von Meyers Konversationslexikon vor, die selbst die weitgehendsten Anforderungen befriedigen. Wir greifen auf gut Glück drei ganz heterogene Artikel aus der reichen Fülle des Materials heraus: Bismarck, Bilderschrift, Darwinismus. Wir erhalten hier eine kurze, psychologisch-historisch angelegte Skizze unseres größten Staatsmannes und dabei eine liebevolle Würdigung seines rein menschlichen Charakters — selbstverständlich, wie immer unter den erforderlichen literarischen Hinweisen. Die Bilderschrift, besonders reich bei den nordamerikanischen Indianern entwickelt, unterrichtet uns über diese eigenartige Schrift, die für Mythologie und Religion, wie anderseits über Wanderungen, Fehden und Kriege der verschiedenen Stämme von außerordentlicher Bedeutung ist. Ursprünglich echte Zeichnungen, werden diese Bilder allmählich zu mehr oder minder symbolischen Darstellungen, die vielfach nur einem kleinern Kreis von Eingeweihten verständlich sind (hier kommt, beiläufig bemerkt, der Wert schöner Illustrationen, auch sonst ein wichtiges Mittel der Veranschaulichung des Textes, sehr zur Geltung). Und endlich im ‚Darwinismus' wird uns auf etwa zehn Spalten das für das moderne geistige Leben so eminent wichtige Problem der Entwickelungstheorie mit allen Verästelungen und folgereichen Konsequenzen vorgeführt, und zwar, was wir besonders betonen möchten, nicht dogmatisch, zelotisch, sondern streng wissenschaftlich, kritisch. Deshalb kommen auch die Gegner zu Worte, die Lücken des großen Stammbaumes werden rückhaltlos anerkannt usw. Daß dem Artikel eine eingehende biographische Würdigung des großen Begründers dieser allmählich trotz allen Widerstrebens seitens des kulturfeindlichen Ultramontanismus unser ganzes Denken, unsere gesamte Weltanschauung von Grund aus umgestaltenden Lehre vorangeht, versteht sich von selbst. Das mag genügen, um auch diese neue Ausgabe des großen Werkes als ein würdiges Zeugnis deutscher Wissenschaft allen auf das wärmste zu empfehlen.

Bremen. Th. Achelis.

Verantwortlicher Redakteur: Graf Paul von Hoensbroech, Groß-Lichterfelde.
Verantwortlich für die Anzeigen: Alexander Schmidt, Berlin.
Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn, Berlin W., Schöneberger Ufer 43.
Druck von A. W. Hayns Erben, Berlin und Potsdam.

Digitized by Google

Zur Psychologie der Dekadenz.*)

Von Theodor Lipps.

I.

Dekadenz, Dekadententum ist eine vielgestaltige Sache. Dieselbe begegnet uns auf allen möglichen Gebieten und in den verschiedenartigsten Formen. Und es hat Dekadententum gegeben zu allen Zeiten. Nicht zu allen Zeiten aber fanden sich die Symptome des Dekadententums so zusammen wie in unseren Tagen.

Das Thema des Dekadententums wurde mir zuerst nahe gelegt durch die Schaustellungen eines berufsmäßigen Suggestors. Nach einleitenden Worten, die bestimmt und geeignet waren, Vertrauen zu wecken, trat derselbe unerwartet jetzt an diese, jetzt an jene seiner Versuchspersonen heran, faßte ihren Kopf und bog ihn zurück. Dazu kommandierte er: Kopf zurück, Augen zu, Mund auf, recht weit auf; und erklärte: jetzt können Sie den Mund nicht mehr zumachen und auch den Kopf können Sie nicht mehr vorbiegen usw. Dadurch versetzte er die Versuchspersonen in einen Zustand der Hypnose. Und nun ließ er sie allerlei widersinnige Handlungen ausführen. Sie mußten etwa auf seinen Befehl die Personen des Publikums ihrer Uhren berauben, sich vor der Polizei, deren Herannahen der Suggestor verkündigte, platt auf die Erde legen, und wieder aufstehen und weiterrauben, wenn nach Aussage des Suggestors die Polizei wieder weg war usw.

Der Anblick der hypnotisierten Personen und des automatischen Vollzuges der ihnen befohlenen Handlungen war ein trauriger, ja grauenhafter. Im übrigen erinnerte mich das „Augen zu, Mund auf, recht weit auf" an so manches andere „Augen zu, Mund auf, recht weit auf", das wir jetzt zu erleben Gelegenheit haben.

Und das ganze Schauspiel erschien mir wie ein teilweises verkleinertes Bild des Dekadententums unserer Tage.

---

*) Für den weiteren psychologischen Zusammenhang, in welchen das hier Vorgebrachte sich einfügt, verweise ich auf meinen „Leitfaden der Psychologie". Hamburg und Leipzig. 1903.

Digitized by Google

Jener Suggestor hatte Recht, wenn er seine Suggestionen, oder das Gelingen derselben, für eine Sache erklärte, die mit durchaus natürlichen Dingen zugehe.

Für jeden, auch den Normalsten, ist der Befehl oder Wunsch, kurz die Willensäußerung eines anderen, vor allem dessen, der Autorität hat, oder sich solche zu verschaffen weiß, dem es gelingt, Vertrauen zu erwecken, sich einzuschmeicheln, in der Seele anderer sich festzusetzen, ein Antrieb, das Gewollte zu verwirklichen. Nicht minder ist für jeden, auch den Normalsten, die Behauptung eines anderen, wiederum nach Maßgabe der Autorität, die er für ihn besitzt, ein Antrieb, das Behauptete zu glauben. Es besteht kurz gesagt in uns allen eine Tendenz zu blindem Gehorsam und blindem Glauben, oder zur Willens- und Urteilsautomatie.

Und diese Tendenz besteht in uns *ursprünglich*. Sie ist nicht etwa in der Geschichte des Individuums oder der Menschheit irgend einmal entstanden. Sie ist eine letzte Tatsache, begründet in einem nicht weiter zurückführbaren Instinkt. Jede innere Verhaltungsweise eines anderen, insbesondere jedes Wollen und Urteilen, hat für mich, sofern ich davon weiß, vor allem, wenn dergleichen durch sinnliche Zeichen sich mir unmittelbar kund gibt, sozusagen ansteckende Kraft. Es liegt darin die Tendenz, *mein eigen* zu werden, mir sich *mitzuteilen*. Besser gesagt, es liegt in *mir* die Tendenz, das Verhalten des anderen, von dem ich weiß, innerlich mitzumachen, es nachzuerleben.

Wir können diesen Instinkt allgemein bezeichnen als Nachahmungsinstinkt. Doch ist dabei unter Nachahmung zunächst die innere Nachahmung verstanden; sie ist erst weiterhin, als Konsequenz derselben, zugleich äußere Nachahmung.

Noch eines will ich gleich hinzufügen. Jene Weise des Suggestors, zu den einzelnen Personen hinzutreten, ihren Kopf zurückzubiegen usw. hatte offenbar für die einzelnen Versuchspersonen jedesmal etwas Überraschendes. Sie wurden verblüfft. Und das, was sie verblüffte, gewann in ihnen eine besondere Gewalt. Auch dies geschah nach einer allgemeinen, für jedes, auch das normalste Individuum geltenden Regel.

Aber neben jenem Instinkt nun, oder ihm gegenüber und ebenso neben dieser besonderen Gewalt des Verblüffenden oder ihr gegenüber steht in uns jederzeit die eigene freie Persönlichkeit. Es steht der Suggestion oder der Wirkung derselben gegenüber der mehr oder minder reiche *Inhalt* dieser Persönlichkeit. Der

Digitized by Google

fremde Wunsch oder Befehl, die fremde Aussage weckt normalerweise die eigenen Zweifel und Bedenken; die Gründe für und wider; meine Erfahrungen bezw. Motive; kurz die eigenen Persönlichkeitsinhalte, die für die Bejahung oder Verneinung des fremden Urteiles oder Willens in Betracht kommen. Dieselben bemächtigen sich, oder meine eigene freie Persönlichkeit bemächtigt sich des empfangenen Eindrucks oder der mir aufgenötigten Vorstellung. Meine Persönlichkeit verarbeitet oder *assimiliert* sie, weist ihnen ihre Stelle an im Zusammenhang dieser Inhalte, bejaht oder verneint sie, stimmt ihnen zu oder weist sie ab. Und je unmittelbarer und lebhafter diese meine eigenen Persönlichkeitsinhalte sich regen, und je größer die assimilierende Kraft der Persönlichkeit, mit einem Worte je *gesünder* das Individuum ist, desto rascher und bestimmter vollzieht sich die Zustimmung oder Abweisung, desto sicherer weise ich dem Eindruck oder der Vorstellung die Stelle zu, die ihnen im Zusammenhang meiner Gesamtpersönlichkeit und ihrer Inhalte gebührt, desto souveräner erscheine ich den Suggestionen gegenüber.

Nehmen wir nun aber an, es werden in einem Individuum die auf den Inhalt der fremden Behauptung oder des fremden Wunsches oder Befehles bezüglichen eigenen Vorstellungen, seine Erfahrungen, die Gründe oder Motive, nicht oder schwach erregt, es werden insbesondere die *Gegenvorstellungen* nicht lebendig, die Gegengründe und Gegenmotive *schlafen*, das Gegenwissen und Gegenwollen *versagt*. Dann gibt es in einem solchen Individuum nichts mehr, was der Tendenz, der Behauptung zu glauben, den Befehl auszuführen, entgegenwirken könnte. Und dann verwirklicht sich diese Tendenz. Das Individuum verfällt mehr oder minder widerstandslos der Suggestion. Es wird zum Automaten in der Hand des Suggestors.

Diese Bedingungen nun liegen beim Hypnotisierten tatsächlich vor. Die Hypnose ist ein Schlafzustand mit einer wachen Insel. Die wache Insel ist bezeichnet durch dasjenige, was von dem Suggestor herkommt. Seine Worte ziehen die Aufmerksamkeit der Versuchsperson ganz und gar auf sich und entziehen dieselbe demnach den übrigen seelischen Vorgängen, wir können auch sagen: der übrigen *Seele*. Und indem sie dies tun, legen sie zugleich diese lahm. Und nun sind sie Alleinherrscher.

Hierin liegt nun aber ein scheinbar nicht allzu einfaches Problem. Ich sagte soeben: Normalerweise *wecken* die Vorstellungen, die ein anderer mir aufnötigt, die dazu gehörigen, oder

Digitized by Google

dazu in Beziehung stehenden eigenen Vorstellungen, insbesondere die korrigierenden und negierenden „Gegenvorstellungen". Wie ist es dann möglich, daß in einem Individuum das genaue Gegenteil davon geschieht, d. h. daß diese Gegenvorstellungen durch die ihm aufgenötigte Vorstellung nicht geweckt, sondern vielmehr eingeschläfert werden.

Hiermit kommen wir auf den Begriff der „Suggestibilität". Diese besagt, daß die Beziehungen, die Zusammenhänge, die Fäden, welche unsere Vorstellungen oder Gedanken, auch die Ziel- oder Zweckvorstellungen an einander binden, in einem Individuum gelockert sind. Suggestibilität ist eine psychologische „Dissoziation", oder zunächst eine Disposition zu einer solchen.

Und nun gilt eine doppelte Regel, die aber schließlich wiederum in eine einzige sich zusammenfassen läßt. Einmal: Jede Vorstellung, die in mir entsteht, zielt darauf hin, die zu ihr gehörigen anderweitigen Vorstellungen, insbesondere die korrigierenden oder negierenden Gegenvorstellungen lebendig zu machen, also zur Wirksamkeit zu bringen. Und zum anderen: Jede solche Vorstellung hat andererseits auch wiederum die Tendenz auf diese anderweitigen Vorstellungen, insbesondere auf die Gegenvorstellungen einschläfernd zu wirken oder sie zu lähmen.

Oder genauer gesagt: jeder seelische Vorgang, jede Wahrnehmung, jede Vorstellung und jeder Komplex von solchen hat die Tendenz, nach Maßgabe der Aufmerksamkeit, die er auf sich gezogen hat, andere geistige Inhalte, die mit ihm zusammenhängen, zu wecken und die Aufmerksamkeit auf sie hinzuleiten. Er hat insbesondere die Tendenz, die Aufmerksamkeit hinzulenken auf die korrigierenden oder negierenden Gegenvorstellungen, die Gegengründe bezw. Gegenmotive. Dieser Tendenz steht aber gegenüber die entgegengesetzte Tendenz: Jeder psychologische Vorgang hat entsprechend dem Grade seiner Eindrucksfähigkeit oder der in ihm liegenden Fähigkeit, auf mich oder in mir zu wirken, die Tendenz, die Aufmerksamkeit ausschließlich auf sich zu ziehen, dadurch sich von dem Zusammenhang und Gewebe der Vorstellungen, dem er angehört, loszulösen, und in der Folge zugleich die anderweitigen seelischen Vorgänge, von welchen er sich loslöst, außer Funktion zu setzen, oder kurz gesagt, die Seele rings um sich her einzuschläfern.

Dies klingt wie ein Widerspruch in sich selbst. Wie kann ein Eindruck oder eine Vorstellung gleichzeitig die eine und die andere Tendenz haben, gleichzeitig die Umgebung herbeirufen

Digitized by Google

und auch wiederum sich von ihr loslösen, gleichzeitig auf sie weckend und auch wiederum einschläfernd wirken.

Aber dieser scheinbare Widerspruch hindert zunächst nicht die Tatsache. Beide Tendenzen bestehen. Und sie stehen jederzeit nebeneinander. Nur gelangen sie nicht unter den gleichen Bedingungen zur Wirkung. Eine Vorstellung weckt die ihr zugehörigen Vorstellungen, insbesondere die Gegenvorstellungen, in dem Maße, als sie dieselben wecken kann, d. h. in dem Maße, als die Beziehungen, die Zusammenhänge, die Fäden, die von jener zu dieser hinführen, innig oder fest, und demgemäß unmittelbar funktionsfähig sind. Und eine Vorstellung löst sich los, dissoziiert sich, und wirkt demgemäß auf ihre Umgebung lähmend oder einschläfernd, in dem Maße als sie sich loslösen kann, d. h. als die Beziehungen, die Zusammenhänge, die Fäden, welche die Vorstellung mit anderen verbinden, locker sind, also nicht mit unmittelbarer Notwendigkeit funktionieren.

Oder mit Verwendung des oben eingeführten Ausdrucks: Die „Eindrucksfähigkeit" einer Vorstellung, oder der Grad, in welchem sie die Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, wirkt dissoziierend oder loslösend auf die Vorstellung und damit lähmend auf das übrige psychische Geschehen oder auf die sonstige Persönlichkeit, wenn eine „Disposition zur Dissoziation" in einem Individuum vorliegt. Sie wirkt weckend auf die mit ihr zusammenhängenden Inhalte des sonstigen psychischen Lebens und schafft damit die Bedingungen der Assimilation, der Vereinheitlichung jener Vorstellung mit diesen, die Möglichkeit der Messung an denselben, der Abwägung, der Ausgleichung, des Entscheides, in dem Maße, als keine solche Disposition besteht, sondern die seelischen Zusammenhänge oder Einheitsbeziehungen fest und unmittelbar funktionsfähig sind, oder als eine starke vereinheitlichende Kraft in dem Individuum besteht.

Und jetzt erscheint auch das Nebeneinander der beiden entgegengesetzten Tendenzen nicht mehr verwunderlich. Ein grober Vergleich mag den Sachverhalt schließlich noch veranschaulichen. Man denke sich ein Gewebe von einiger Schwere zunächst ruhig auf einer Unterlage aufliegend. Dann werde durch irgend eine von außen her, oder im Inneren des Gewebes wirkende Kraft ein Punkt dieses Gewebes mit gewisser Heftigkeit emporgezogen. Dann bestehen die zwei Möglichkeiten: Einmal, das Gewebe ist in sich fest oder „gesund". Dann zieht jener Punkt seine Umgebung mit empor. Oder aber die Fäden, welche die Teile ver-

Digitized by Google

binden, sind schwach oder locker, das Gewebe ist morsch oder „krank". Dann kann es geschehen, daß der emporgehobene Teil sich loslöst, und die anderen träge und schlaff in die Ruhelage herabsinken und in derselben verharren. —

Man setze an die Stelle des Gewebes die Gesamtpersönlichkeit, den Zusammenhang oder die Einheit derselben, an die Stelle des Punktes in dem Gewebe den einzelnen Eindruck, oder die einzelne zufällig „auftauchende" Vorstellung. —

Jene Doppelregel bezeichnet wiederum eine allgemeingültige psychologische Tatsache. Schon gewöhnliche Erfahrungen weisen auf dieselbe hin.

Irgend ein Erlebnis erschreckt mich. Dies heißt: Ein Eindruck oder eine eindrucksvolle Vorstellung tritt in mir mit plötzlicher Heftigkeit auf. Ein solches schreckhaftes Erlebnis hat in besonderem Maße die Fähigkeit, sich loszureißen oder sich zu dissoziieren. Es kann dies in gewissem Grade tun auch beim normalsten Individuum, d. h. auch bei demjenigen, bei dem keine Disposition zu einer Dissoziation vorliegt oder von einer Lockerung der seelischen Zusammenhänge nicht gesprochen werden kann. Und diese Dissoziation nun ist zugleich eine Lähmung des übrigen Vorstellungslebens. Jeder kennt die lähmende oder betäubende Wirkung des Schreckes. Dieselbe erstreckt sich auch auf die Impulse zu körperlichen Bewegungen, also auf den Körper. Freilich geht normalerweise die Lähmung vorüber. Das Individuum „faßt sich" wieder.

Ein solches schreckhaftes Erlebnis kann, wie gesagt, auch auf den Normalsten lähmend wirken. Denken wir uns nun aber jetzt die Heftigkeit und Plötzlichkeit des Auftretens eines Erlebnisses vermindert, so daß uns dasselbe nur noch überrascht. Eine wichtige Nachricht etwa werde mir unvermittelt zuteil. Dann ist zweierlei möglich. Entweder die Nachricht weckt sofort die zugehörigen Vorstellungen; etwa die Erinnerung an Tatsachen, welche dieselbe zweifelhaft erscheinen lassen können; oder Gedanken an das, was sich daraus ergibt, an die Konsequenzen; oder das Bewußtsein davon, was nun zu tun ist, die Vorstellung der Maßnahmen, welche die Nachricht erfordert. Oder aber es geschieht das Gegenteil: Ich bin starr, fassungslos, betäubt, „die Gedanken stehen mir still".

Diese „Betäubung" nun ist eine Art der Hypnotisierung, d. h. der Lähmung des übrigen seelischen Geschehens. Ich brauche

Digitized by Google

eine Zeit, um aus dieser Lähmung zu erwachen, mich wiederum zu fassen, wiederum zu mir zu kommen.

Der Unterschied dieser beiden Möglichkeiten ist aber ein tiefgreifender psychologischer Unterschied. Im zweiten Falle bin ich ein Individuum, in dem eine Disposition zur psychischen Dissoziation besteht. Im ersteren bin ich davon frei. In jenem Falle wird der Eindruck Herr über mich, in diesem Falle bleibe ich Herr über ihn. Dort ist die einheitliche Gesamtpersönlichkeit kraftlos gegenüber den Eindrücken; hier ist sie mächtig.

Dieser Gegensatz zeigte sich auch schon bei jenen Schaustellungen, von denen wir ausgingen. Nicht alle Versuchspersonen unterlagen der Suggestion des Suggestors. Einige blieben Herr über sich. Sagte ihnen der Suggestor, sie könnten die Augen nicht mehr öffnen, so öffneten sie dieselben. Sagte er ihnen, sie könnten von ihrem Stuhl nicht mehr aufstehen, so standen sie auf. Sie taten dies, weil oder wenn dies — nicht dem Suggestor, sondern ihnen so beliebte.

In diesem Zusammenhange haben wir es nun aber nicht mit der Suggestion zu tun, die irgend ein berufsmäßiger Suggestor vollbringt. Auch nicht mit der Wirkung von einzelnen Erlebnissen, die mich erschrecken oder überraschen. Sondern wir reden von etwas Allgemeinerem, einem Krankheitszustand, der mitunter die Gesellschaft erfaßt, und sie heute wiederum erfaßt zu haben scheint: der Dekadenz.

Aber in dieser ist eben die Suggestibilität, d. h. die Disposition zur psychischen Dissoziation, oder die mehr oder weniger weitgehende psychische Dissoziiertheit, ein wesentliches Charakteristikum, ja sie ist darin der Grundzug.

Suggestive Wirkungen geschehen auf uns jederzeit und von allen Seiten her. Alle Menschen und Dinge, die irgendwie auf mich wirken, „suggerieren". D. h. zunächst: Sie wecken Vorstellungen. Dabei aber fragt es sich jedesmal: Wie wirken die Vorstellungen in mir. Und dabei bestehen immer die beiden Möglichkeiten: Sie werden über mich Herr; oder aber ich bleibe der Herr. Und ob das eine oder das andere der Fall ist, dies hängt ab von dem Grade, in dem ich eine Gesamtpersönlichkeit, ein einheitliches Individuum bin, und diese Gesamtpersönlichkeit, diese Einheitlichkeit in mir Kraft besitzt, bezw. von dem Grade, in welchem die Gesamtpersönlichkeit schwach, kraftlos, schlaff, ihre vereinheitlichende Kraft gelähmt oder leicht lähmbar ist.

Digitized by Google

Die „einheitliche Persönlichkeit", von der ich hier rede, erscheint vielleicht als ein allzu allgemeiner Begriff. Aber wir können speziellere Begriffe an seine Stelle setzen. Diese Persönlichkeit trägt verschiedene Namen, je nach dem Gebiete, auf dem sie sich betätigt. Sie heißt auf dem Gebiete der Erkenntnis reicher und klarer „Verstand", auf dem des ästhetischen Gefühles reicher und sicherer, vor allem eigener „Geschmack", auf dem Gebiete des Wollens Reichtum der Zwecksetzung und Sicherheit und Bestimmtheit des praktischen und zuletzt sittlichen Urteilens und Handelns. Ein besonderer Name für letzteres ist „das Gewissen". Alles zusammen macht den Charakter. In solchem Charakter besteht die volle geistige Gesundheit.

Ich kann danach auch sagen, ich bin Herr über das Einzelne, das an mich herantritt oder in mir sich regt, in dem Maße als ich ein Charakter bin oder der geistigen Gesundheit mich erfreue.

Einen solchen „Charakter" oder eine solche einheitliche und der Herrschaft über die einzelnen Eindrücke fähige Persönlichkeit, ein solches souveränes Ich, gibt es nun in mir nicht von Hause aus. Die freie „Persönlichkeit" ist mir nicht auf dem Lebensweg mitgegeben, sondern sie ist, so weit sie besteht, im Laufe meines Lebens geworden.

Aber auch schon dies Werden der Persönlichkeit geschieht in beständigem Assimilieren und Verarbeiten. Damit ist doch zugleich schon gesagt, daß ich nicht zu einer einheitlichen Persönlichkeit werden könnte, wenn ich es nicht schon von Hause aus in gewissem Sinne wäre, d. h. wenn nicht in mir ursprünglich eine vereinheitlichende Kraft wirkte.

Eine solche aber ist in mir. Die Seele, das Individuum, ist nicht ein Haufe von Eindrücken, Vorstellungen, Wollungen; die Seele ist ebensowenig der passive Schauplatz, auf dem dieselben sich abspielen oder tummeln; sondern sie ist eine wirkende Einheit. Es ist in mir ein Prinzip der Vereinheitlichung, das darauf zielt, alles, was irgendwie innerlich mir zuteil wird, in Eines zu verweben. Die Kraft dieses vereinheitlichenden Prinzips kann aber in mir größer oder geringer sein.

Zugleich ist natürlich für das Werden dieser Persönlichkeit vorausgesetzt die innere Regsamkeit und Lebendigkeit, die sich zeigt in der Fähigkeit, aufzunehmen und immer Neues aufzunehmen, es zu erfassen, mich ihm hinzugeben, und es in mir volle Kraft gewinnen zu lassen. Ohne dies fehlte ja jener vereinheitlichenden

Digitized by Google

Kraft das Material. Auch diese Fähigkeit der Aufnahme und der Erfassung des Aufgenommenen kann größer oder geringer sein.

Und nach der Größe dieser Aufnahmefähigkeit und Fähigkeit der Erfassung nun, und der Kraft der vereinheitlichenden Persönlichkeit, bestimmt sich die Höhe der Ausgestaltung und die Gesundheit der Persönlichkeit.

Für den Zustand, den wir hier als Dekadenz bezeichnen, ist aber speziell der erste jener Faktoren von Bedeutung. Den zweiten brauchen wir nicht gesondert in Rechnung zu ziehen. Der Mangel oder die Herabsetzung der Auffassungsfähigkeit ist freilich auch Mangel der geistigen Gesundheit, aber sie ist nicht Dekadenz.

Dies hindert nicht, daß die verminderte Fähigkeit der Hineinnahme neuer Inhalte in den vorhandenen geistigen Besitz ein Merkmal der Dekadenz sein kann. Aber soweit sie dies ist, entspringt sie eben der Dissoziation oder Minderung der vereinheitlichenden Kraft der Persönlichkeit, oder ist sie ein Ergebnis der Lähmung, die mit solcher Dissoziation Hand in Hand geht.

Hierbei ist zunächst an folgendes gedacht: Ein Individuum habe in sich aufgenommen, das was ihm zunächst, und was ihm immer wieder sich aufdrängte. Was jedermann zunächst und in unmittelbarster Weise sich aufdrängt, ist das Sinnliche, das sinnlich Eindrucksvolle, zugleich die eigene Persönlichkeit unmittelbar Betreffende. Und was immer wieder sich darbietet, ist dasjenige, was dem engen Kreise angehört, in dem das Individuum lebt. Vor allem auch, was die Klasse von Menschen und die soziale Sphäre, in welche das Individuum hineingeboren ist, von vornherein ihm einprägt und immer wieder einprägt; insbesondere auch, was sie immer wiederum von ihm fordert.

Ein solches Individuum nun kann sich einer erheblichen geistigen Erregbarkeit oder Reizempfänglichkeit erfreuen. Es besitzt dann zunächst eine starke Erregbarkeit für dies Eingewurzelte. Es ist zugleich stark erregbar für dasjenige, was in diesem seinem geistigen Besitz unmittelbar Anknüpfungspunkte findet, was in denselben hineinpaßt, was die fest gewordenen Gedanken und Wollungen bestätigt. Und das Individuum ist andererseits in besonderem Maße erregbar für dasjenige, was in der Folge von der gleichen Seite oder aus dem gleichen „Milieu" an ihn herantritt, dessen Einfluß es immer wiederum unterlegen ist. Es hat sich zwischen ihm und diesem Milieu ein starker „Rapport" geknüpft.

Digitized by Google

Dagegen kann einem solchen Individuum die Fähigkeit fehlen, solches, das *nicht* in jene Sphäre des Festgewurzelten gehört, bezw. was von anderer Seite stammt oder ihm nahe gebracht wird, in sich zur Mitwirkung kommen zu lassen. Dies wird der Fall sein, wenn mit jener besonderen Erregbarkeit für das Festgewurzelte und das, was von der autoritativen Seite kommt, eine Disposition zur Dissoziation sich verbindet. Jenes Festgewurzelte besondert sich dann, wenn es mit der ihm eigenen Energie sich regt, zerreißt die Fäden, die von ihm zu dem Neuen oder zu dem, was von anderer Seite kommt, hinführen, setzt die natürlichen Zusammenhänge oder Beziehungen der Zusammengehörigkeit zwischen dem Festgewurzelten und dem Fremden außer Wirkung. Tritt das Fremde dem Individuum entgegen, drängt es sich ihm von außen her auf, so wird es freilich „erfahren", das Individuum „weiß" davon, aber es verspürt dasselbe nur als ein Fremdes, das durch seinen Gegensatz zum Eingewurzelten den *Widerspruch* dieses Eingewurzelten weckt. Es fehlt die Möglichkeit der Vereinheitlichung mit jenem Festgewurzelten, die Fähigkeit der Abwägung, des Ausgleichs, des Entscheides *zwischen* beiden.

Dies ist die Signatur des Fanatismus. Es entsteht so etwa der kirchliche Fanatismus. Ich sage geflissentlich nicht: der religiöse Fanatismus; denn einen solchen gibt es nicht, und kann es nicht geben. Religiöser Fanatismus ist ein Widerspruch in sich selbst. Wo der Fanatismus sein Haupt erhebt, liegt die Religion am Boden. Religion ist ihrer Natur nach weitsichtig und weitherzig.

Oder es entsteht die gleiche Abnormität in einer anderen Sphäre. Es entsteht etwa der fanatische Nationalismus, oder der Fanatismus eines angeblichen Patriotismus, oder der Fanatismus eines Standes, einer sogenannten Standesehre; schließlich der Fanatismus engster egoistischer Interessen. — Welche Namen solcher Fanatismus trägt, oder welcher Sphäre er angehört, immer ist er doch der gleiche Fanatismus, d. h. die gleiche geistige Abnormität.

Und immer sind in dieser Abnormität jene *zwei* Faktoren zu unterscheiden. Einmal der positive: Die besondere Erregbarkeit für oder durch das Eingewurzelte, und das, was dazu paßt, bezw. die besondere Erregbarkeit durch die Umgebung, mit welcher das Individuum in den festen Rapport getreten ist. Dann der negative: die Dissoziation. Diese bedingt die Unfähigkeit der Hineinnahme des Neuen oder des Mitbedenkens dessen, was von

Digitized by Google

fremder Seite kommt, die Unfähigkeit der wechselseitigen Assimilation, Vereinheitlichung, Ausgleichung.

Daraus resultiert das Steckenbleiben des Individuums in der geistigen Enge, in der es einmal sich befindet, das Sklaventum gegenüber dem einmal Eingewurzelten, und das Sklaventum gegenüber dem Milieu, in welches das Individuum zufällig hineingeboren oder hineinerzogen ist, und der Fanatismus dieses Sklaventums.

Jenes erstere positive Moment ist eben als positives nicht dekadent. Das zweite dagegen fällt zusammen mit dem Grundzug der Dekadenz.

Diese beiden Momente sind aber nicht von einander unabhängig. Fanatismus beruht einerseits auf der Disposition zur psychischen Dissoziation, andererseits wirkt er dissoziierend. Er setzt einerseits Blindheit oder Lähmung voraus, andererseits macht er blind oder wirkt er lähmend. Dasjenige was im Fanatiker herrscht, kann in ihm zur ausschließlichen Herrschaft kommen, der Fanatiker kann also zum Fanatiker werden, weil die vereinheitlichende Kraft, die auch das Fremde zu seiner Wirkung gelangen ließe, fehlt. Andererseits wirkt die Heftigkeit jener Erregungen, der Affekt des Fanatismus, auf das übrige psychische Leben lähmend. So steigert sich der Fanatismus durch sich selbst. Er wird schließlich zu einem Wahnsystem, durchaus vergleichbar den Wahnsystemen, mit welchen der Irrenarzt sich befaßt. Alles wird auf dieses Wahnsystem bezogen, alle vorhandene Kraft des Geistes aufgewendet, um es zu stützen und zu schützen. In immer tieferen Schlaf versinkt die Persönlichkeit außerhalb der einen wachen Insel; und immer abgegrenzter wird diese wache Insel. Immer mehr verkümmert die Persönlichkeit.

Wir wissen, zu welcher furchtbaren sozialen Macht solche Verkümmerung der menschlichen Persönlichkeit werden kann, und wir sehen die Gefahr, die von seiten derer droht, die diese Verkümmerung wollen und die Verkümmerten zu ihren Zwecken zu benutzen verstehen.

Gegen diese Gefahr kämpft vielleicht dieser oder jener, ohne zu wissen, daß er an derselben Krankheit leidet. Es liegt nur die wache Insel bei ihm an einer anderen Stelle. Und vielleicht ist es durchaus zufällig, daß sie da und nicht dort liegt. Er ist eben in eine andere Umgebung hineingeboren. Es läßt sich aber die

Digitized by Google

Krankheit nicht durch die Krankheit, sondern nur durch die gesunde Kraft des Organismus überwinden.

Andere wiederum sind „freie Geister", unabhängig von dem, was jene Fanatischen bannt, frei von „Vorurteilen", gebunden durch keine Autorität, d. h. sie meinen dies zu sein. Und sie glauben vielleicht ebendarum sich berufen, jenes Sklaventum und die Macht der Sklavenbeherrscher zu überwinden.

Aber auch unter diesen sind einige, die leiden an einer gleichartigen Krankheit. Die Symptome freilich sind bei ihnen andere. Aber die Wurzel ist dieselbe. Und schließlich gehen auch wohl die Symptome ineinander über, so daß diese „freien" Geister und jene Unfreien völlig sich gleichen.

Damit erst kommen wir auf die Dekadenz, von der ich hier hauptsächlich reden will.

Reden wir aber zunächst wiederum allgemeiner. Jene Suggestion, von der wir ausgingen, war Fremdsuggestion: Die fremde Behauptung und Willensäußerung gewann Macht über die suggestiblen Individuen.

Aber dieser Fremdsuggestion steht gegenüber die Autosuggestion. Wie die von außen her geweckten Vorstellungen, so können auch diejenigen, die in mir selbst auftauchen, in mir zu Herren werden.

Dabei ist eine Grundanschauung vorausgesetzt. Ich bin, so sagte ich, eine Einheit, ein Individuum. Aber dies hindert nicht, daß auch die einzelnen Erregungen, die einzelnen Vorstellungen und Komplexe von solchen, in mir eine Art selbständigen Daseins besitzen. Ja wir müssen sagen: Alles einzelne, was wir erleben, oder was in uns sich regt, schließt in sich die Tendenz, uns ganz und gar zu beherrschen. In jeder Vorstellung überhaupt liegt die Tendenz, von mir geglaubt zu werden; in jeder möglichen Zielvorstellung die Tendenz, mein Werten, Wollen, Handeln ausschließlich zu bestimmen. Wie weit dies im normalen Leben gelingt, dies hängt ab von der vereinheitlichenden Kraft der Seele. Unser ganzes Leben ist ein Kampf zwischen diesen beiden Faktoren, dem Anspruch des einzelnen in mir, und „mir selbst" oder dieser vereinheitlichenden Kraft. Denn diese vereinheitlichende Kraft ist das eigentliche „Ich".

Hier aber ist nun ein zweiter Punkt wohl zu beachten. Nicht alle Vorstellungen haben in gleicher Weise die Fähigkeit, in

Digitized by Google

mir zur Alleinherrschaft zu kommen. Sondern gewisse Vorstellungen sind in diesem Punkte bevorzugt.

Dafür haben wir soeben ein Beispiel kennen gelernt. Die eingewurzelten Vorstellungen sind solche bevorzugte Vorstellungen. Sie haben, wie ich mich wohl auszudrücken pflege, eine besondere „dispositionelle Energie", d. h. eben eine auf der Häufigkeit ihrer Erzeugung beruhende Fähigkeit, in mir wirksam zu werden. Andererseits haben eine solche Fähigkeit auch die Vorstellungen, die in mir geweckt werden durch autoritative Personen, durch Individuen, die mir nahe stehen, mir etwas bedeuten, oder mit denen ich nun einmal in festeren inneren „Rapport" gekommen bin. Wir könnten hier sprechen von einer „autoritativen Vorstellungsenergie."

Daneben aber bestehen noch mancherlei andere Möglichkeiten einer Vorstellungsenergie. Es vermögen einmal begreiflicherweise Vorstellungen in mir um so leichter zur Wirkung zu kommen, je mehr sie unmittelbar mich angehen. Und hier wiederum steht in erster Linie die Vorstellung von mir selbst. Gesetzt, es besteht in mir eine psychische Dissoziation oder die Disposition zu einer solchen, so ist es danach wohl begreiflich, wenn die Vorstellung von dem, was ich bin, oder was ich leiste, oder auch die bloße Phantasievorstellung von dem, was ich sein, leisten, bedeuten könnte, in mir selbstherrlich wird. Ich messe mich nicht mehr an dem, was andere sind und bedeuten, oder was ich selbst sein oder bedeuten sollte.

So entsteht der pathologische und außerpathologische Größenwahn. Es entstehen die „Individualitäten", von denen jetzt die Welt wimmelt, die „Übermenschen", die großen und starken Persönlichkeiten, die Messiase, die in Wahrheit nichts sind, als ein armes Nichts, kranke, verkümmerte, dekadente Individuen. Wie hier zugleich die Autosuggestibilität mit der Fremdsuggestibilität unmittelbar zusammenhängt, das wird uns deutlich, wenn wir sehen, wie diese Messiase und freien Geister blind und gedankenlos bald diesem, bald jenem Obermessias verfallen, wie bald dieser bald jener auf den Schild erhoben und als der Weltretter gepriesen wird. Dies sind starke Symptome des Dekadententums. Geistige Gesundheit ist niemals ohne Bescheidenheit. Der geistig Gesunde weiß nicht nur dem einzelnen Gedanken, sondern er weiß auch sich selbst die ihm gebührende Stellung zuzuweisen.

Im übrigen wirkt, wiederum begreiflicherweise, in besonderem Maße psychisch erregend und vermag darum in besonderem

Digitized by Google

Maße sich zu dissozieren und faszinierend, verblüffend, lähmend zu wirken, die Vorstellung des Großen. Dabei denke ich nicht an das innerlich Große, das ein Recht hat, in uns zur Herrschaft zu kommen. Sein Verständnis erfordert geistige Weite und die Fähigkeit geistiger Verarbeitung. Wohl aber denke ich an die erschreckende Macht, die in unseren Tagen das äußerlich Anspruchsvolle besitzt, das glänzend Auftretende, das pomphaft Theatralische, schließlich das Operettenhafte, die Parade, auch das dröhnend in die Welt geschleuderte Schlagwort, und jegliche Art der äußeren Macht und Ehrung. Ich denke an alle Arten des Byzantinismus unserer Tage.

Hiermit kann in Zusammenhang gebracht werden die faszinierende Gewalt, die der Aphorismus jetzt auf so viele übt. Es ist eine schöne Sache um das Wort, in dem zugleich eine Persönlichkeit liegt. Und der Aphorismus hat sein Recht, wenn er dasjenige unmittelbar einleuchtend und wirkungsvoll zum Ausdruck bringt, was aus der Erfahrung jedes einzelnen sich ergibt. Er hat auch sein Recht als die Zusammenfassung des sicher Erkannten. Anders der Aphorismus, der in wichtigen Fragen des Lebens *entscheiden* will, der das blendende Wort an die Stelle der Begründung setzt. Er ist eine Art des logischen Meuchelmords. Wahrheit will nicht blenden, sondern durch sich selbst wirken.

Es ist eine auffallende Erscheinung, daß die Symptome geistiger Störungen sich in Gegensätzen bewegen. Ein besonderes Beispiel ist der Zusammenhang zwischen dem manischen Tatendrang und der manischen Ideenflucht auf der einen Seite, und der manischen Depression andererseits. Dort fühlt sich ein Individuum getrieben zu allerlei sinnlosen Unternehmungen, die Gedanken scheinen sich zu drängen, zugleich fühlt das Individuum sich besonders frei. Und doch bezeichnet dieser Zustand ein Stadium in demselben Krankheitsprozeß, der andererseits in der tiefsten manischen Depression sich verrät.

In analoger Weise vereinigt auch die Suggestibilität in sich Gegensätze, die scheinbar sich ausschließen. Neben der besonderen Wirkung der mir von anderen aufgenötigten Vorstellungen steht die besondere Wirksamkeit der Vorstellungen, die zu diesen in ausschließendem Gegensatz stehen, oder sich dazu verhalten wie das Nein zum Ja.

Gewisse abnorme geistige Zustände, die den Psychopathologen oder den Irrenarzt beschäftigen, sind vor anderen durch Sug-

Digitized by Google

gestibilität ausgezeichnet. Vor allem zeigt sich bei ihnen eine ausgesprochene Willensautomatie. Neben dieser nun geht eine damit scheinbar unverträgliche Erscheinung her. Der Kranke gehorcht nicht blind, sondern widersetzt sich blind. Man bezeichnet dies wohl als „Negativismus". Es herrscht im Kranken ein blinder Drang des Widerspruches oder der Widersetzung. Außerhalb des bezeichneten Krankheitszustandes ist dieser Sachverhalt jedermann wohl bekannt als blinder Eigensinn, Reiz des Verbotenen, kindlicher oder kindischer Widerspruchsgeist.

Zum Verständnis solcher Tatsachen ist zunächst darauf hinzuweisen, daß die zu unseren Vorstellungen gehörigen Gegenvorstellungen mit jenen besonders innig verbunden sind. Mit der Vorstellung etwa, daß morgen schönes Wetter sei, hängt in uns aufs innigste zusammen die Vorstellung, daß morgen nicht schönes Wetter sei. Es ist darum eine natürliche Sache, daß eine Vorstellung, die uns aufgenötigt wird, sofort die zugehörige Gegenvorstellung wach ruft.

Dazu muß aber hinzugefügt werden: Solche negativen oder negierenden, d. h. zu irgend welchen gegebenen Vorstellungen in Gegensatz tretenden oder sie verneinenden Vorstellungen werden, nachdem sie einmal entstanden sind, vermöge eben dieses Gegensatzes besonders schwer assimiliert. Positiv gesagt: Sie dissoziieren sich besonders leicht, bleiben für sich, gelangen zur Herrschaft und wirken lähmend auf ihre Umgebung. Sie wirken insbesondere auch lähmend auf die positiven Vorstellungen, durch welche sie erregt wurden.

Auch dies zeigt schon das gewöhnliche Leben. Gesetzt, es liegt mir daran, daß morgen schönes Wetter sei, oder jemand behauptet mit besonderer Bestimmtheit, es werde so sein, dann erwarte ich vielleicht, daß „nun gerade", oder meinem Wunsch bezw. der Aussage „zum Trotz", schlechtes Wetter eintreten werde. Dies „nun gerade" oder „zum Trotz" ist bezeichnend. Es liegt darin jene Fähigkeit des Negativen oder des Negierenden, mein Urteil zu bestimmen. Schließlich entsteht hieraus vielleicht der allgemeine Glaube, man könne durch eine bestimmte Erwartung oder Behauptung „es" berufen, d. h. das Gegenteil provozieren. Dieser Widerspruch des Schicksals ist in der Tat des Menschen eigener Widerspruchsgeist oder Negativismus. Er ist das starke „Sichaufdrängen" negierender Vorstellungen. Diesen Negativismus objektivieren wir, d. h. wir schieben ihn dem Schicksal in die

Digitized by Google

Schuhe. Wo sich das Schicksal in Götter verwandelt, redet man von einem Neid der Götter.

Vom Negativismus rede ich hier aber im Zusammenhang der Dekadenz. Damit will ich nicht sagen, daß jede Art des Negierens und Dranges zu negieren, dekadent sei. Wohl aber ist ein Zeichen der Dekadenz die zum Charakterzug gewordene Sucht des Zweifels, die Lust am Zersetzen, das Behagen am Negieren, der Drang, alles Objektive und Gültige in ein Subjektives, Relatives, nur hier und dort Geltendes aufzulösen, schließlich das vermeintliche Umwerten aller, der ästhetischen, der sittlichen und der Wahrheitswerte überhaupt; und die faszinierende Gewalt, die solches Gebahren auf die Gemüter übt. Der leidenschaftliche Kampf gegen das Schlechte und Unwahre ist ein Zeichen höchster Gesundheit. Aber es ist nicht schwer zu unterscheiden, wo diese gesunde Leidenschaft aufhört, und der aus innerer Dissoziation entspringende, also kranke Negativismus beginnt. Freilich, daß diejenigen, die an solcher Krankheit leiden, die Führer und die von ihnen geführte und berauschte „Herde", dies wissen, ist nicht zu erwarten.

Jenem Gegensatz der beiden Möglichkeiten, der Willensautomatie und des Negativismus, stehen nun aber verwandte Gegensätze zur Seite. Dem Alteingewurzelten, Gewohnten, im Individuum Festgewordenen, steht gegenüber das Neue. Auch das Neue ist, im weiteren Sinne des Wortes, ein Negatives oder Negierendes. Es negiert die Gewohnheiten des Erlebens, setzt sich zum Gewohnten oder Bekannten in Gegensatz.

Eben dies aber ist der psychologische Grund, warum auch dem Neuen eine besondere Gewalt über den Menschen eignet, eine besondere Fähigkeit sich zu dissoziieren; der Assimilation, der Verarbeitung, der Ausgleichung sich zu widersetzen; im Individuum Herr zu werden.

Das Neue wird leicht geglaubt, leicht überschätzt, leicht erstrebt. Kinder lieben das Neue und suchen nach Neuem. Dies Suchen, und jedes Streben nach Ausweitung und Bereicherung durch das Neue ist eine wertvolle Sache und nichts weniger als dekadent. Aber auch hier wiederum müssen wir von Dekadenz reden, wenn wir vor allem bei den Gebildeten der Verherrlichung des Neuen begegnen, weil es eben neu ist; dem Kultus des „Modernen"; dem Glauben, das Moderne sei gut, nicht weil es gut, sondern weil es eben modern ist. Darin haben

Digitized by Google

wir es jetzt, wie man weiß, herrlich weit gebracht. Das bloße Wort „modern“ genügt bei vielen, um jeden Gedanken bei ihnen auszuschalten.

Und neben dem Neuen steht das Seltsame, Sensationelle; neben dem gedankenlosen Kultus des Modernen der Kultus des Sensationellen, der Originalität um jeden Preis, die man dann wohl auch grundsätzlich mit der Genialität verwechselt. Wie es dabei um die geistige Selbständigkeit bestellt ist, zeigt die gedankenlose Anbetung der angeblichen fremden Originalität, das schon erwähnte blinde „Herdentum“.

Es ist eben auch hier die Autosuggestion und die Fremdsuggestion, die Widerstandsunfähigkeit gegen den eigenen Einfall, und die Weichheit gegenüber der anspruchsvoll auftretenden Autorität im letzten Grunde eine und dieselbe Sache, nämlich eine und dieselbe Dissoziation oder Desorganisation des psychischen Organismus.

Und neben dem Kultus des Originalen wiederum steht der Kultus des Wunderbaren, des Mystischen, zu dem der Kultus eines mystischen Symbolismus in der Kunst gerechnet werden kann.

Im übrigen weiß man, wie der Spiritismus, Mediumismus, Okkultismus, Theosophismus, die „christian science“ usw. jetzt ihren Triumphzug durch die Welt halten. Gewiß mag es viele Dinge geben zwischen Himmel und Erde, von denen sich unsere Schulweisheit nichts träumen läßt, und die Mahnung, man dürfe nicht, was in die gewohnte Weltanschauung nicht passe, ungeprüft abweisen, hat alles Recht. Aber nicht um Prüfung handelt es sich bei denen, an die hier gedacht ist. Sie fragen nicht, ob das Wunderbare, Okkulte, Mystische Wahrheit sei. Sondern es *soll* oder muß Wahrheit sein. Und dies wiederum nicht, weil der *Schwärmer* es so will, sondern weil es das Geheimnisvolle selbst so will, d. h. weil dies über ihn Macht gewonnen und ihn der Möglichkeit beraubt hat, die Wahrheitsfrage ernsthaft zu stellen, zwischen wahrscheinlich und unwahrscheinlich, zwischen Tatsachen und Schwärmerei oder Betrug zu unterscheiden.

Es gibt aber endlich einen Negativismus im eminenten Sinne des Wortes.

Das absolut Negative oder Negierende ist das Häßliche, dies Wort im weitesten Sinne genommen. Das Häßliche ist ein uns Widerstrebendes uns Feindseliges, in unser eigentliches Wesen, unsere

Digitized by Google

gesunde Natur negierend Eingreifendes. Und das eigentlich Häßliche, d. h. das vor allem der gesunden Natur Widerstrebende, ist das Kranke, das Angefaulte, zuletzt das Perverse. Es ist recht, wenn wir dem allem ins Auge sehen, wenn wir darauf ausgehen, von ihm zu wissen und es zu verstehen. Wir sollen von ihm wissen vor allem auch, weil es ernste praktische, sittliche, soziale Aufgaben stellt.

Und auch dies dürfen wir nicht vergessen: In allen möglichen Arten des Häßlichen und Verkümmerten kann noch eine Kraft liegen, etwas positiv Menschliches, vielleicht eine Größe. Und es kann uns das Häßliche, vor allem in Gestalt des Leidens, der Qual, der inneren Not, aber auch in Gestalt der Verkümmerung und Krankheit, in besonderem Maße zum Bewußtsein bringen und uns miterleben lassen, was es um den Menschen für eine Sache sei. Dies sagt uns vor allem die tragische Kunst.

Aber ich rede hier von dem Kultus des Häßlichen, des Angefaulten, des Perversen. Ich denke an eine angebliche „Kunst", die in dergleichen sich gefällt, darin wühlt und sich wälzt, auch an eine Vorliebe der Wissenschaft für dergleichen, die nicht durchaus im wissenschaftlichen Wahrheitsdrange ihren Grund hat.

Was hier vorliegt, ist wiederum eine psychische Dissoziation. Es ist eine gewiß nicht erfreuliche, aber nichts desto weniger feststehende psychologische Tatsache, daß das Naturwidrige oder der gesunden Natur Widerstreitende eben um dieses Gegensatzes willen die höchste Fähigkeit besitzt, gegen die Assimilation, die Verarbeitung, die geistige Beherrschung sich zu sträuben. Es gibt einen Reiz, Häßliches zu sehen, zu sagen und zu tun; das Widerwärtige übt eine eigentümliche Anziehungskraft; das Grauenvolle und Entsetzliche hat eine magische Gewalt. Ein einfacher Beleg dafür ist die Gewalt, die auf denjenigen, der an einem Abgrunde steht, der Gedanke haben kann, sich da hinab zu stürzen. Ein weiterer das Geißlertum; oder die Sucht, ekelhafte Verrichtungen mit anzusehen oder zu vollbringen. Die Grausamkeitswollust, das Zwangsverbrechertum, Mord- und Selbstmordepidemien sind die letzten Ergebnisse dieser Macht des Naturwidrigen.

Mit diesen letzteren Erscheinungen auf demselben Grunde aber steht der Kultus des Häßlichen, Angefaulten, Perversen, der jetzt sich breit macht.

Freilich genügt hier zur Erklärung nicht die Dissoziation als solche. Sondern wir müssen etwas anderes hinzunehmen. Doch

Digitized by Google

hängt dies andere auch wiederum mit der Dissoziation unmittelbar zusammen.

So gewiß das Häßliche an sich eine besondere Fähigkeit besitzt, in uns und über uns Herr zu werden, so gewiß ist es zugleich dasjenige, das in uns normalerweise der stärksten Gegenwirkung begegnet. Vorausgesetzt ist aber eben, daß wir normal, d. h. daß wir reaktionsfähig sind. Das Zeichen der Reaktion der gesunden Natur gegen das ihr Widrige oder Feindselige ist das Gefühl der Unlust oder des Widerwillens. Dies Gefühl aber mindert sich, wenn die Reaktionsfähigkeit vermindert ist, d. h. wenn der psychische Organismus schlaff ist. Und jetzt kann es geschehen, daß das Häßliche nicht mehr als Häßliches verspürt wird, sondern eine andere Rolle spielt. Es wird zum Reiz, zur Würze, zum Mittel die schlaffen Nerven, d. h. psychologisch richtiger gesagt, das erschlaffte Ich oder psychische Individuum zu peitschen. Je weniger das Häßliche als Häßliches gefühlt wird, je mehr es demnach als bloßer Reiz wirken kann, um so deutlicher zeigt sich das Individuum als ein erschlafftes.

Solche Erschlaffung ist aber schließlich nichts anderes, als das letzte Ergebnis der Dissoziation oder jener Auflösung oder jenes Zerfalles des psychischen Gesamtorganismus. Aus der Einheit dieses Gesamtorganismus fließt schließlich die Kraft jedes seelischen Geschehens.

Zur Perversität, von welcher ich hier rede, gehört auch jener Kultus des Harten, Grausamen, des rücksichtslosen Hinwegschreitens über die Schwachen, den jetzt so manche demjenigen nachreden, in welchem dieser Zug des Dekadententums unserer Tage seinen typischen Ausdruck fand. So weit sie gegen schwächliches Mitleid kämpfen, ist ihr Kampf berechtigt. So weit der Kampf das Mitleid überhaupt bekämpft, ist er ein Zeichen der Schwäche und inneren Verarmung. Es ist oft genug gesagt, daß in jenem Kultus ein femininistischer Zug liegt. Er hat seinen letzten Grund in Weichheit und Weichlichkeit. Weibisches, weichliches, feiges Wesen berauscht sich an der Grausamkeit. Der kraftvoll Gesunde trägt auch in sich die Kraft des Mitfühlens. Die Tendenz der Lebensbejahung ist Tendenz der Bejahung des Lebens überall, wo es mir entgegentritt. In der Natur der großen und sich stark fühlenden Persönlichkeit liegt es, sich zu erbarmen, aufzurichten und aufzubauen. In diesem Sinne gilt das bekannte Wort: Der mitleidigste Mensch ist der beste.

Zum Perversen gehört endlich auch, und pervers im emi-

Digitized by Google

nenten Sinne ist, das sexuell Perverse, mit dem, wie man weiß, die Grausamkeitslüsternheit in engem Zusammenhange steht.

Dies führt aber auf eine allgemeinere Bemerkung. Das Sexuelle hat im Ganzen des psychischen Organismus seine durch die Natur ihm ein für allemal angewiesene festbestimmte Stelle. Wehe, wenn man versucht, es auszurotten. Aber dieser Sachverhalt hat seine Kehrseite. Je sicherer dem Sexuellen diese bestimmte Stelle angewiesen ist, um so mehr ist seine Herausnahme aus dieser Stelle, seine Verrückung oder Verselbständigung, kurz seine Dissoziation, Mittel oder Grund der psychischen Desorganisation überhaupt. Das kraftvolle Hervorbrechen des sexuellen Instinktes ist, an sich betrachtet, Kraft. Und die ungebändigte brutale Kraft desselben mag tierisch sein. Sie ist darum doch nicht dekadent. Aber dekadent ist die Schwäche, das lüsterne Spiel, das, was man jetzt wohl als „feinere Erotik" bezeichnet und preist. Dies Spiel ist Krankheit, Schlaffheit, Greisenhaftigkeit. Werden wir wieder einmal Menschen von gesunder Lebenskraft, dann müssen sich die Stätten einer angeblichen Kunst, die diesem Spiele dienen, in jene Stätten verwandeln, in welchen an die Stelle des Spieles der brutale Ernst tritt, oder aber — sie müssen verschwinden.

Jene „feinere Erotik" hat vor allem mit der Kunst schlechterdings nichts zu tun. Kunst soll freilich alles Menschliche darstellen. Aber dies heißt, sie soll es darbieten zum Zweck des ästhetischen Genusses. Und der ästhetische Genuß ist ein Versenktsein in das Kunstwerk, ein völliges Darin-Aufgehen. Negativ gesagt, er ist ein Losgelöstsein von dem eigenen Ich, außer sofern es im Kunstwerke lebt; ein Losgelöstsein insbesondere von den sinnlichen Bedürfnissen und Trieben, ein Sichvergessen in diesem Sinne. Umgekehrt ist jede Erregung sinnlicher Triebe eine Negation des Kunstwerkes. Wer angesichts des Kunstwerkes sinnlich erregt wird, verhält sich nicht anders zum Kunstwerke als der Wilde sich verhalten würde, der einen plastisch dargestellten nackten Körper darnach beurteilte, ob er zum Essen gut wäre, falls er nämlich nicht nur dargestellt wäre, sondern Wirklichkeit besäße; oder nicht anders als der Bauer, der die dargestellte Landschaft darauf sich ansähe, wie viele Kartoffeln aus dem Boden sich ziehen ließen. Es ist Zeit, daß die Künstler es sich verbitten, daß das auf geschlechtliche Erregung abzielende „Kunstwerk", und dahin gehört jedes lüsterne „Kunstwerk", mit diesem erhabenen Namen bezeichnet werde. Damit ist nicht über bestimmte Kunstwerke ge-

Digitized by Google

urteilt. Aber jeder Ehrliche kann leicht selbst beurteilen, ob dies oder jenes „Kunstwerk" ganz allein auf jenen ästhetischen Genuß abzielt, oder ob es zugleich auf den Kitzel der Sinne des Genießenden spekuliert.

Es ist aber kein Zweifel, und ich scheue mich nicht, es auszusprechen, daß auch die reine Kunst, ein so mächtiges Mittel der geistigen Gesundheit der Menschheit sie an sich ist, doch durch die Menschen zu einem Mittel der Dekadenz werden kann. Freilich kann schließlich alles überhaupt dazu werden, außer demjenigen, in welchem alle menschliche Lebensbetätigung zur natürlichen Einheit sich zusammenfaßt. — Davon sogleich. — Es liegt aber in der Kunst ein Moment, das in besonderer Weise diese Möglichkeit in sich schließt.

Die Kunst hebt mich über mich hinaus. Sie stellt mir eine ideelle Welt vor Augen und läßt mich darin ganz und gar leben. Sie reißt mich los von der Welt, nicht nur von meinen sinnlichen Bedürfnissen und meinen persönlichen Interessen, sondern auch von der Welt der praktischen und praktisch sittlichen Zwecke. Sie nimmt mich aus dem Wirklichkeitszusammenhange, dem ich angehöre, und dem anzuhören ich bestimmt bin, in welchem ich erst die Persönlichkeit bin, die ich sein soll. Daraus ergibt sich eine Dissoziation, wenn nicht ein Korrektiv oder Gegengewicht da ist. Dies Korrektiv bietet die Wirklichkeitserkenntnis und vor allem das praktische Leben, der klare Blick in die Wirklichkeit und den Wirklichkeitszusammenhang, und vor allem in den Zusammenhang der in der Welt zu verwirklichenden Zwecke; das Hineintreten in den Zusammenhang meiner Pflichten und Aufgaben.

Und der Gesunde fordert dies Korrektiv. Er will auch wiederum er selbst, d. h. dies reale Ich, und er will ganz er selbst sein. Er fordert die Ergänzung der Kunst durch die Wirklichkeit und die Ergänzung des Genusses durch die Arbeit. Darum ist einseitiger Kultus der Kunst, Hypertrophie des Kunstgenusses und der Kunstproduktion eines der Symptome der Dekadenz.

Und hier wiederum steht voran der einseitige Kultus der Musik, die der Wirklichkeit am fernsten steht, und am meisten das Individuum völlig von der Wirklichkeit löst.

Es könnte hinzugefügt werden, daß natürlich auch innerhalb der Musik, wie schließlich innerhalb der Kunst überhaupt, ein Unterschied besteht zwischen der gesunden und der krankhaften, berauschenden, raffinierten, verweichlichenden, mystisch weltent-

Digitized by Google

rückenden; und daß die letztere es ist, die der Dekadenz vor allem dienen kann, so wie anderseits ihr Kultus eine Art der Dekadenz voraussetzt.

Fähigkeit des künstlerischen Genießens ist eine Seite am Menschen. Kunst ist eine Weise menschlicher Lebensbetätigung. Der Zweck des Menschen aber ist der ganze Mensch. Die Kunst hat ihr eigentliches Daseinsrecht, sofern sie ein Teil ist in der Gesamtkultur der Menschheit, die letzten Endes gleichbedeutend ist mit der sittlichen Kultur.

Zur Herrschaft der Persönlichkeit über das, was ihr zuteil wird, zur Assimilation, gehört auch die Fähigkeit der Analyse und der klaren Scheidung und Grenzscheidung. Damit will ich sagen, daß auch das Ineinanderfließenlassen der Grenzen, das Ineinanderfließenlassen etwa von Kunst und abstraktem Gedanken, die gemeißelte oder gemalte, oder auch die in Töne gesetzte „Philosophie" oder „Weltanschauung", im einzelnen das Ineinanderfließenlassen der charakteristisch verschiedenen Künste, ein Symptom der Dekadenz ist. Jede Kunst hat ihren eigenen Charakter, „ihren eigenen Geist und ihre eigene Poesie". Sie gewinnt ihn durch ihre eigentümlichen Darstellungsmittel, Material und Technik. Von diesem Gesichtspunkte aus erscheint vor allem die Baukunst in unseren Tagen vielfach dekadent. Sie ist es immer, wenn man nicht mehr weiß, daß Stein Stein ist, also ein Ding von einem ganz eigenartigen Leben, und weder Teig, den man knetet, noch Blech, das man mit der Scheere schneidet.

Und es gehört zu jener Herrschaft der Persönlichkeit auch die Unterordnung des Unwesentlicheren unter das Wesentliche, des seiner Natur nach Dienenden unter das zur Herrschaft Berufene. Das Wesentliche der Dichtung etwa ist der Sinn. Alle sonstigen Elemente haben ein Recht, sofern sie der Wirkung des Sinnes dienen, also keinerlei eigenen Anspruch erheben. Es ist eine Zerstörung des Kunstwerkes, wenn die untergeordneten Elemente, die Klangwirkungen etwa, sich hervordrängen und für sich etwas sein wollen. Dergleichen ist Dekadenz, und das Suchen darnach und das Sichgefallen darin Dekadententum.

Oder: — Es ist eine schöne Sache, wenn ein Buch, das der Wahrheitserkenntnis oder dem ästhetischen Genusse dienen soll, auch durch seine äußere Erscheinung, jede Art des Schmuckes, zur Ungestörtheit dieser Wirkung beiträgt. Aber es ist widersinnig und ein Zeichen, daß es nicht mehr auf die Wahrheit oder den ästhetischen Genuß ankommt, wenn das Kapriziöse, Seltsame

Digitized by Google

oder Archaistische solcher Zutat sich vordrängt und schließlich als die Hauptsache oder zum mindesten als etwas für sich Bedeutsames sich aufdrängt.

Als das Wesen der Dekadenz erschien im vorstehenden das Mißverhältnis zwischen der Erregbarkeit oder der Eindrucksfähigkeit für das einzelne einerseits, und der vereinheitlichenden, assimilierenden, ausgleichenden Kraft der Persönlichkeit andererseits. Hierzu nun kann man bemerken: Ein solches Mißverhältnis könne auf einem doppelten Wege entstehen, nämlich einerseits durch die Minderung dieser vereinheitlichenden Kraft, zum andern aber auch durch die erhöhte Erregbarkeit für das einzelne. Und man könnte hinzufügen, was unser „dekadentes" Zeitalter auszeichne, sei eben dieses Positive, diese erhöhte Erregbarkeit für dies einzelne; es sei die gesteigerte Feinfühligkeit, die größere Reizempfindlichkeit, oder wie man auch gesagt hat, die größere „Reizsamkeit", vor allem die Empfindlichkeit für differenziertere und feiner abgestufte „Reize". Und dies sei ein Gewinn, eine Steigerung unseres Wesens, eine „Höherentwickelung der Menschheit".

Mit allem dem nun hätte es seine volle Richtigkeit, wenn nicht solche höhere Reizempfänglichkeit mit dem Mangel der vereinheitlichenden Kraft des psychischen Gesamtorganismus in Abhängigkeitsbeziehung stände:

Dies heißt einmal: Nicht jede erhöhte und feinere Reizbarkeit, nicht jede gesteigerte Differenziertheit des Erlebens ist ein Zeichen erhöhter Kraft, oder gesteigerter Fähigkeit zu seelischer Arbeitsleistung. Daß mein Herz lauter und rascher schlägt, ist nicht notwendig Zeichen der größeren Kraft der Herztätigkeit. Es kann ebensowohl Zeichen der Schwäche sein, nämlich der Schwäche derjenigen Organe und Funktionen, die bestimmt sind, die Herztätigkeit zu regeln. Und am raschesten geht die Uhr, in der die Hemmung zerbrochen ist.

Dies gilt auch auf dem psychischen Gebiete. Ein Bild gesteigerter psychischer Erregbarkeit kann einmal sich ergeben aus höherer psychischer Lebenskraft. Es kann aber auch dem Ausfall normaler Hemmungen sein Dasein verdanken. Ich verweise hier noch einmal auf den manischen Tatendrang und die manische Ideenflucht. Diese sind nicht ein Zeichen erhöhter Aktivität oder erhöhter Kraft des Vorstellens, Erfassens, des Fort-

Digitized by Google

gehens von einem zum andern, sondern sie sind Zeichen, daß gewisse hemmende und regelnde Faktoren ausgefallen sind.

Und erhöhte Empfindlichkeit für einzelne und feiner abgestufte Reize, erhöhte Feinfühligkeit und Gefühlsdifferenziertheit kann ihren Grund darin haben, daß die verarbeitende, assimilierende, ausgleichende Kraft des psychischen Gesamtorganismus vermindert ist. Sie kann Krankheitszeichen sein, sogut wie die physiologische Hyperästhesie.

Zugleich gilt aber auch das Umgekehrte: Wie die gesteigerte Reizempfindlichkeit die „Dissoziation" zur Bedingung haben kann, so schließt umgekehrt fortschreitende psychische Differenzierung, die immer eine relative Vereinzelung ist, die Gefahr der „Dissoziation", also der Lähmung des psychischen Gesamtorganismus in sich.

Hierauf wurde schon im allgemeinen hingewiesen. Ich erinnere hier noch einmal an die Wirkung der Affekte des Schreckes oder der Überraschung. Was mich erschreckt, ist ein ohne psychische Anknüpfungspunkte, also ein isoliert in mir Auftretendes. Es sondert sich aus dem psychischen Lebenszusammenhange heraus. Damit verbindet sich die lähmende Wirkung. Die Tatsache der Schreckpsychose zeigt, daß dieselbe eine dauernde und schließlich den psychischen Organismus völlig zerstörende sein kann.

Was wir aber daraus lernen, müssen wir verallgemeinern: Jede Selbständigkeit von einzelnen Eindrücken oder Vorstellungen, jedes sich Besondern, also auch jede Differenzierung, hat in gewissem Grade die Tendenz, mich zu dissoziieren oder die vereinheitlichende Kraft der Seele zu vermindern. Das einzelne vereinzelt sich auf Kosten des Ganzen und seiner Kraft.

Es liegt aber in der Natur der Entwickelung der Menschheit die fortschreitende Differenzierung auf allen Gebieten. Am deutlichsten sehen wir jetzt das soziale und insonderheit das wirtschaftliche Leben mehr und mehr sich differenzieren. Zugleich sehen wir überall die schädigenden Wirkungen. Wir werden verhindert an ruhiger Konzentration oder Zentralisierung unseres Wesens. Daraus ergibt sich eine Minderung der Fähigkeit zur Konzentration oder Zentralisierung, kurz eine Dissoziation; eine Dissoziation im einzelnen und eine Dissoziation im Volkskörper. Es ergeben sich die Erscheinungen der individuellen und der gesellschaftlichen Nervosität und Zersetzung.

Und es drängt ebenso die Entwickelung etwa der Kunst auf weiter und weiter gehende Differenzierung. Auch diese Differenzierung schließt jene Gefahr in sich.

Digitized by Google

Wie nun ist hier Abhilfe möglich? Gewiß nicht durch Zurückschraubung. Eine solche würde vergebens versucht; und sie wäre ein Verlust, eine Verarmung; es wäre also Unrecht, sie zu wollen.

Sondern nur Eines kann hier helfen und uns wiederum gesund machen. Nur derjenige kann ungestraft psychisch weiter und weiter sich differenzieren, bei dem zugleich die vereinheitlichende Kraft der Persönlichkeit in entsprechendem Maße wächst. Was dies heißen will, dafür kann die Wissenschaft als Beispiel dienen. Auch sie differenziert oder vereinzelt sich. Aber indem sie dies tut, gewinnt sie zugleich mehr und mehr die allgemeinen Gesichtspunkte. Das wissenschaftliche Weltbild vereinfacht sich, indem die wissenschaftliche Arbeit weiter und weiter ins einzelne geht. Darin liegt freilich zugleich eine Mahnung für den Betrieb der Wissenschaft. Nämlich die, daß sie in aller Vereinzelung jederzeit das Ganze, und die Einheit des Ganzen im Auge habe.

Diese Mahnung aber muß nun zu einer solchen werden, die über das Gebiet der Wissenschaft hinausreicht und unser ganzes Leben betrifft. Unsere Erziehung in der Schule und in der Gesellschaft muß sich zentralisieren, und so gegen den einzelnen Stoff und die einzelnen Aufgaben und ihre dissozierende und schließlich allgemein lähmende Kraft ein Gegengewicht schaffen. Solche Zentralisierung kann aber nur in der Unterordnung aller Erziehung unter den höchsten Zweck der Erziehung, nämlich die sittliche Erziehung, bestehen.

So muß auch die Kunst sich zentralisieren. Und dies geschieht, indem sie sich bewußt wird, daß ihr Gegenstand überall der eine und selbe „Mensch“ ist, nämlich das Positive am Menschen, das, was in ihm eine Kraft ist, ein Element seiner Gesundheit.

Dann fügt die Kunst von selbst sich ein in die sittliche Kultur, die eben auf die reale Ausgestaltung der gesunden Persönlichkeit hinwirkt.

Sie hört auf, alles, oder auch nur das Höchste oder das zur Herrschaft Berufene sein zu wollen, und weiß, daß sie ein Teil ist, und ein Dienendes, eine Blüte des Lebens, nicht ihre Frucht.

Dann schwindet auch die törichte Rede und Predigt von der ästhetischen Weltanschauung. Weltanschauung ist wissenschaftliche oder sittliche Weltanschauung. Auf der letzteren baut sich die höchste, die religiöse Weltanschauung, auf. Jene ästhetische Weltanschauung ist ein Widerspruch. Ästhetische Anschauung

Digitized by Google

geht ihrer Natur nach nicht auf die Welt, d. h. die Wirklichkeit. Die ideelle Welt der Kunst liegt jenseits dieser Welt.

Und unser soziales Leben muß sich zusammenfassen im sozialethischen Gedanken, d. h. in dem Gedanken, daß alle soziale Entwickelung den Menschen, d. h. die sittliche Persönlichkeit zum Ziele hat; die „sittliche Persönlichkeit", die nichts ist, als die gesunde, d. h. die starke, zugleich vollkommen reiche, alles Erlebens, Fühlens und Mitfühlens in vollkommener Weise fähige und in sich einheitliche, und durch alles dies freie Persönlichkeit.

Das sittliche Bewußtsein und Wollen ist seiner Natur nach, und ist einzig dasjenige, in welchem alles schlechthin sich vereinheitlicht. Es ist dies, da es alles übrige, jede Kraft des Menschen, in sich schließt.

Eine sittliche Wiedergeburt, und sonst nichts, ist danach die mögliche Rettung aus der Dekadenz, eine solche, wie sie einstmals Fichte predigte. „Sittliche Wiedergeburt", das besagt eben gar nichts anderes als: Gesundung des psychischen Gesamtorganismus. Sie besteht in der Befreiung und Vereinheitlichung aller Kräfte im Menschen, im einzelnen und im sozialen Ganzen, und in der Herrschaft derjenigen Kräfte, die darauf zielen, im einzelnen und in den sozialen Organismen den ganzen Menschen zu schaffen, den reichen, alles Menschliche umspannenden, und starken und freien und auf Grund von dem allem stolzen Menschen. „Deutsch sein heißt frei sein"; denn: Ein Mensch sein heißt frei sein.

Solche Wiedergeburt oder Gesundung vermag auch allein uns zu befreien von jener grundsätzlich widersittlichen Macht, die jetzt mit so ungeheurer Macht sich erhebt, die Geister und Gewissen zu knechten.

Wann diese Gesundung kommen, und wie sie sich vollziehen wird, ob auf dem Weg einer stetigen Entwickelung oder durch ein Krise, eine Revolution hindurch, ob vielleicht über das deutsche Volk erst wiederum ein großes nationales Unglück kommen muß, so wie in den Tagen, als Fichte die Gewissen der Deutschen aufrüttelte — wer vermag dies zu sagen?

Digitized by Google

Die bürgerlichen Frauenvereine im Jahre 1903.

Von Anna Sussmann-Ludwig.

Ein klares Bild ihrer Tätigkeit bieten die Generalversammlungen der einzelnen Vereine. Wie verwandt die Forderungen und Ziele aller bürgerlichen Frauengruppen sind, zeigt sich am deutlichsten in den teilweise ganz gleichlautenden Punkten der Tagesordnungen und den dazu vorliegenden Anträgen.

Diese Einheitlichkeit sollte übrigens jedem nur einigermaßen in die Frauenbewegung Eingeweihten verständlich oder richtiger selbstverständlich sein. Denn, mit Ausnahme des deutsch-evangelischen Frauenbundes, der vom 23. — 25. September in Bonn tagte, gehören alle übrigen Vereinsgruppen den Mitgliedsvereinen des Bundes deutscher Frauenvereine an, der diese verschiedenen Bestrebungen zusammenfaßt, auf ihnen seine eigene Tätigkeit aufbaut und in sich selbst die Einheitlichkeit aller modernen Frauenbestrebungen zum lebendigen Ausdruck bringt.

Diese Übereinstimmung ist es auch, was die Frauenbewegung, das Ringen und Streben der heutigen Frauen, zu einem so mächtigen Kulturfaktor macht und ihr immer mehr Anhänger und Förderer zuführt.

Aus den eigenen Reihen, aus denen, wie gerade die diesjährigen Kongresse und Tagungen aufs evidenteste bewiesen, nicht nur einzelne Führerinnen als Persönlichkeiten hervorragen, sondern aus denen eine immer größere Anzahl tüchtiger, logisch und praktisch geschulter Frauen hervorgehen, die Gemüt und Verstand, Herz und tatkräftige Energie für die Mitarbeit an den Sozialproblemen unserer Zeit mitbringen.

Aus der Schar der Männer, die sowohl aus Gerechtigkeitssinn, wie angesichts des Wagnisses, immer nur den numerisch bedeutend geringeren Teil der Bevölkerung für alle Entwickelung, für jeden Fortschritt verantwortlich und haftbar zu machen, die Hilfe des weiblichen Geschlechtes herbeiruft, überall da, wo der männliche Geist, die stärkere Körperkraft und die Jahrtausende hindurch erzwungene größere Leistungsfähigkeit doch nicht mehr ausreicht, um volle Erfolge zu erzielen.

Und diese Männer, die ihren Teil an der Last der überbürdeten, geistig und wirtschaftlich gedrückten Klassen auf sich

Digitized by Google

nehmen, und die nun auch Schulter an Schulter mit den Frauen arbeiten und schaffen wollen zum Heile der Nation und zum Wohle der Gemeinsamkeit, sie sind die wahren Freunde der Frauenbewegung.

Ihrer finden sich in allen Berufsklassen.

Hierfür brachten die jüngsten Verhandlungen vollgültige Beweise. Nicht nur, daß einzelne Referenten Vorträge übernommen hatten, eine Tatsache, die noch vor ganz wenig Jahren zu den lachhaftesten Utopien der ganzen Bestrebungen geworfen wäre, es fanden sich auch in den Diskussionen Redner, die durch sach- und fachgemäße Auseinandersetzungen und Erörterungen ihr lebhaftes Interesse bekundeten.

Ein weiteres, mehr äußerlich sich zeigendes Moment des Fortschrittes sollte auch in seiner symptomatischen Bedeutung beachtet werden.

Die offizielle Anerkennung und Bewillkommnung der Frauenzusammenkünfte durch die Vertreter der Regierungen und Behörden.

Freilich gab es auch in dieser Hinsicht starke Klangverschiedenheiten.

Die reinste, vollste Harmonie waltete in Köln, wo der Regierungspräsident von Balan die Frauen begrüßte, und der Bürgermeister sich sogar bis zu einem Dank verstieg, daß sie Köln als Ort der Tagung gewählt hätten. Habe doch zu dem großen kulturellen Fortschritt der alten Stadt auch die Tätigkeit der Frauen, speziell die des Allgemeinen deutschen Frauenvereins, ein gutes Teil mit beigetragen. Denn die maßvolle, unentwegte Arbeit dieses Vereins habe nicht nur die Interessen der Frauen gefördert, sondern ein großer Teil seiner Bestrebungen sei allmählich Gemeingut und Überzeugung des deutschen Volkes geworden.

Hier ist gleich noch die Tatsache einzuschalten, daß Köln zu den Städten gehört, die den Männern völlig gleichgestellte und gleichberechtigte Frauen zur städtischen Armenpflege herangezogen haben, und die auch ein gut besuchtes Mädchengymnasium besitzen.

Für die Stimmung, die man der Frauentagung in der rheinischen Metropole entgegenbrachte, mag auch noch eine an und für sich belanglose, aber immerhin recht charakteristische Kleinigkeit bei dem Arrangement des im höchsten Grade glanzvollen Festes im Volksgarten Zeugnis ablegen. Dort trugen die Weinflaschen die Aufschrift:

Digitized by Google

Festtrunk der Stadt Köln zu Ehren des 31. deutschen Ärztetages und des Verbandtages des Allgemeinen deutschen Frauenvereins.

Auch in Bonn war die Temperatur eine ähnliche. Auch hier nahm der Bürgermeister bei der Bewillkommnung des deutsch-evangelischen Frauenbundes die Gelegenheit wahr zur Anerkennung der Frauenarbeit auf sozialem Gebiete. In der Armen- und Waisenpflege, in der Kinderfürsorge wie in manchen anderen kommunalen Betätigungen sei sie gar nicht mehr zu entbehren.

Und genau dasselbe, was hier im Westen ausgesprochen wurde, das fand auch im Osten eine klare und deutliche Wiedergabe in den Worten des Bromberger Oberbürgermeisters Knobloch, der dem Gedanken Ausdruck verlieh, daß die energisch eingeleitete Frauenbewegung unstreitig von Wichtigkeit sei für einen erheblichen Teil des heutigen öffentlichen und privaten Lebens. Sie müsse ihr Ideal nicht nur in der Abwehr erblicken gegen den physischen oder moralischen Ruin Angehöriger des eigenen Geschlechtes, wie es in der modernen Entfesselung der Arbeit, der Bewegung überhaupt und des Genusses seitens des anderen Geschlechtes droht, sondern auch in der erweiterten Betätigung der eigentlichen und besonderen weiblichen Veranlagung.

Solche Worte, an einen Frauenkongreß gerichtet, dessen Einberuferinnen teils auf der älteren gemäßigten oder modern konservativen Basis arbeiten, teils mit dem rascheren Tempo der radikalen Frauen vorangehen möchten, sind um so bedeutungsvoller, wenn sie, wie es hier der Fall ist, von positiven Ergebnissen illustriert werden.

Als solches ist auch die Mitteilung des ostdeutschen Herrn Stadtgewaltigen zu bezeichnen, die sozusagen eine sofortige Beantwortung einer am Tage gefaßten Resolution bringt: zwecks Förderung von kaufmännischen Fortbildungsschulen mit obligatorischem Tagesunterricht für weibliche Handlungsangestellte.

Jene Mitteilung enthielt nämlich die Zusicherung, daß an die demnächst in Bromberg zu eröffnende „Handwerker- Fach- und -Kunstgewerbeschule“ eine Handelsschule für Mädchen angegliedert werden soll.

Wenn so in Ost- und Westdeutschland die Sympathie der Behörden für das, was die Frauen anstreben, nicht nur in der freilich oft genug auch recht bedeutungsvollen Politik der Trinksprüche,

Digitized by Google

sondern auch in direkten Resultaten zur Geltung kommt, so lag für diesmal die Sache im Norden Deutschlands beträchtlich anders.

Und zwar aus zwei, das Gesamtbild der Stellungnahme der offiziösen zur bürgerlichen Frauenbewegung nicht verändernden Gründen.

Einmal in Bremen, bei der Tagung des Verbandes norddeutscher Frauenvereine, war von vornherein kein Anlaß zu behördlicher öffentlicher Begrüßung oder Bewillkommnung vorhanden. Die Verhandlungen des erst vor zwei Jahren konstituierten, jetzt freilich bereits über 30 Mitgliedervereine und eine größere Anzahl Einzelmitglieder zählenden Verbandes waren nämlich fast ausschließlich ganz internen Organisationsfragen gewidmet, die ja mit der breiteren Öffentlichkeit überhaupt nichts zu tun haben.

Zum anderen Mal in Hamburg sprachen sozusagen rein persönliche Motive mit.

Hier entsprang die vollständige Ignorierung der Konferenz, die so ganz und gar nicht mit der altberühmten und oft bewährten bereiten Gastfreundschaft der schönen Hansestadt im Einklang steht, einzig und allein den Differenzen und Reibungen, die zwischen dem Verband fortschrittlicher Frauenvereine und den Behörden entstanden sind und — — — erst recht entstehen werden. Oder sollte der zum Schluß der Tagung bekannt gegebene Beschluß der Errichtung einer Zentralstelle für die Sittlichkeitsfrage mit dem Sitz in Hamburg etwa als Beruhigungs- und Besänftigungsmittel zwischen den in heftiger, offener Fehde liegenden Parteien wirken?! Übrigens ging die Abweisung der Regierung und Behörden noch einen Schritt über die einfache Ignorierung hinaus. Man untersagte ganz schlankweg auf Grund des § 2 des Vereinsgesetzes die Verhandlung solcher Themen wie: „Kampf gegen die Prostitution" 2c. und verwies hierdurch die Versammlung für einen Teil ihrer Debatten auf preußisches Gebiet (Altona) und ließ ferner sämtliche anderen Besprechungen, selbst die internen Delegiertensitzungen durch 2 Polizeibeamte in Uniform assistieren.

Mit einem Wort, man beantwortete in Hamburg behördlicherseits das Vorgehen der Vertreterinnen der radikalen Frauengruppe, vor allem das der Internationalen Föderation und des deutschen Vereins für Frauenstimmrecht (Sitz in Hamburg) ganz konsequent.

Man liebt eben in jenen Kreisen die radikalen Frauen und

Digitized by Google

ihre Arbeitsart durchaus nicht. Ob freilich nicht ein ruhiges laisser aller, laisser faire hierbei ebenso richtig wäre, mag dahingestellt bleiben.

Jedenfalls muß konstatiert werden, daß der Erfolg jener Altonaer Tagung nach keiner Richtung hin staats- oder gar welterschütternd gewesen. Nicht einmal viel Neues oder Unbekanntes bringend, weder im allgemeinen, noch im speziellen. Denn daß in diesem Punkte vieles, sehr vieles faul ist und nach Änderungen, nach Reformen schreit, das leugnet kein Mensch. Am allerwenigsten die Hamburger Polizeibehörde. — —

Um jedoch für Fernerstehende die sonstige Haltung der Behörden Hamburgs zu den arbeitenden bürgerlichen Frauen zu präzisieren, muß gesagt werden, daß diese den anderen Gruppen gegenüber, also denen, die zum Allgemeinen deutschen Frauenverein oder dem Deutsch-evangelischen Frauenbund gehören, oder aus einer dieser Vereinigungen hervorgegangen sind, eine ganz andere ist. Hier bewährt und bekundet man auch in der Praxis den Standpunkt, den seinerzeit im Jahre 1898, als in der Hamburger Tagung des Bundes deutscher Frauenvereine überhaupt zum ersten Male eine Frauenversammlung von einer Regierung offiziell begrüßt wurde, der Senator Dr. Hachman bei dieser Gelegenheit festlegte, und den man als durchaus wohlwollend und die Bestrebungen fördernd bezeichnen kann.

Zu jenen, auch für das große Publikum bemerkbaren Anzeichen der öffentlichen Anteilnahme maßgebender Kreise gehört vor allem auch die Interessenkundgebung durch die Presse. Diese hat bei allen fünf Frauenkongressen ihr möglichstes geleistet. Spaltenlange, ausführliche Referate in den Lokalblättern, größere Auszüge aus diesen wie auch Originalberichte in fast allen Tageszeitungen, gleichviel ob sie für oder gegen die Frauenbewegung im allgemeinen oder im speziellen sind. Daß freilich auch hierbei ab und zu noch die Wahrung kleiner Sonderinteressen, die mit der Frauenbewegung ganz und gar nichts zu tun haben oder irgendwelche sonstige Beeinflussungen und Zufälligkeiten mitspielten, wer wollte es leugnen? Es wird eben auch in der Presse, wie man zu sagen pflegt: mit Wasser gekocht.

Nun von der äußeren zur inneren Charakteristik übergehend, möchte ich, um Wiederholungen zu vermeiden, von den einzelnen Tagungen nur vergleichsweise sprechen oder einzelne besonders charakteristische Momente hervorheben.

Digitized by Google

Da ist zuerst die Sittlichkeitsfrage, die auf allen fünf Tagesordnungen stand.

In Bremen, bei einer Reihe von Anteilnehmern, die zum Teil von ganz jungen Vereinen, denen das schwierigste und folgenreichste aller sozialpolitischen Themen noch fast gänzlich Neuland, delegiert waren, verhandelte man in geschlossener Sitzung.

In Bromberg, auf ebenfalls ziemlich unvorbereitetem Boden, aber unter der Doppelägide der mehr rechts oder mehr links stehenden Führerinnen zieht man bereits die Öffentlichkeit, d. h. nicht nur die Delegierten sondern das Publikum zu. Klug und taktisch sehr richtig wählt man hierbei ein Thema: „Die sittliche Gefährdung der Kinder und die Fürsorgeerziehung", das wohl überall und immer von Eingeweihten und Neulingen mit dankbarem Interesse und Sympathie aufgenommen werden wird. Denn daß vor allem den „Kindern", deren Erziehung eine der Hauptaufgaben des Staates, dessen Zukunft sie sind, mit Liebe begegnet und ihnen weitestgehender Schutz, nicht nur theoretisch sondern auch in der Praxis gewährleistet werden muß, das leuchtet wohl heut jedem ein. Ebenso wie die Schlußfolgerung der Bromberger Referentin, Fräulein Pappritz-Berlin, die nach einer historischen Darlegung der Entwickelung der heutigen Kinderschutzgesetze und der Fürsorgeeinrichtungen zu der Forderung nach Neueinstellung oder Vermehrung der weiblichen Fabrikaufsichtsbeamten gelangt, bezugsweise zu vermehrter systematischer Heranbildung der für solche Posten geeigneten Persönlichkeiten, weil sonst auch das am 1. Januar 1904 in Kraft tretende Gesetz betreffs der Beschränkung der Kinderarbeit in der Praxis gänzlich unwirksam bleiben würde.

In Köln finden wir die Sittlichkeitsfrage zweimal vertreten.

Einmal in einer geschlossenen Versammlung, in der sowohl der Standpunkt der Abolitionisten, wie der der Reglementaristen vertreten wird, und deren Ergebnis der Beschluß ist, daß der Allgemeine deutsche Frauenverein in eine Agitation gegen den § 361,6 des Reichsstrafgesetzbuches eintreten solle. Bezeichnend ist das Faktum, daß fast die gesamte Majorität (mit Ausnahme von zwei Stimmen) für diesen Beschluß stimmten. Bei der zweiten, vor der breiten Öffentlichkeit, d. h. vor einem Auditorium von ungefähr 1500 Personen, stattfindenden Besprechung der Sittlichkeitsfrage schlug die Sache einfach durch, wenn man diesen im Journalistenjargon nicht ungebräuchlichen Ausdruck der bezeichnenden Kürze halber passieren lassen will.

Digitized by Google

Das Thema: „Moderne Sittlichkeitsprobleme“ erregte in seiner Behandlung durch Fräulein Ika Freudenberg, München, einen so innigen Kontakt zwischen Rednerin und der bis zum letzten Moment, bis zum letzten Argument gefesselten und — überzeugten Zuhörerschaft, daß nicht nur ein momentaner Effekt sondern auch eine tiefe, nachhaltige Wirkung mit unbedingter Sicherheit zu erwarten ist.

Wie hoch die Wogen der Erregung während des Vortrages gingen, der sowohl durch die Gedankenführung wie durch die Ausdrucksweise zeigte, daß die Rednerin, die wohl ein Abweichen von den sittlichen Normen zu begreifen versteht, ihr Ziel nicht in der schrankenlosen Freiheit der Frau, sondern in neuer, höherer Sittlichkeit und innerer Gebundenheit von Mann und Frau sieht, das bewies auch ein viel besprochener Zwischenfall während der Diskussion.

In dieser wies nämlich der Oberlandesgerichtspräsident Hamm unter völliger Würdigung und Anerkennung der Art, mit der Fräulein Freudenberg ihre schwierige Aufgabe gelöst habe, daraufhin, daß die Frauen ihre Hände besser ganz und gar von der Frage der Prostitution ließen, da diese Sache viel zu heikel für sie sei.

Diesem seltsamen Ansinnen, gerade dort völlig untätig zu bleiben, wo eine der brennendsten sozialen Fragen, eine die das Wohl und Wehe der Frauenwelt so unmittelbar und so stark berührt, zur Behandlung kommt, wurde zuerst von Fräulein Helene Lange, der Nachfolgerin der verstorbenen Auguste Schmidt in der Leitung des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins, sehr energisch entgegengetreten. Und zwar erfolgte diese Erklärung unter so lautem, lebhaftem Beifall der Versammlung, daß man mit Fug und Recht von einer Demonstration für die Frauenbewegung sprechen kann. Auch Fräulein Paula Müller, die Vorsitzende des Deutsch-evangelischen Frauenbundes, für welche die Worte des Oberlandesgerichtspräsidenten eine besondere persönliche Note enthielten, verwahrte sich lebhaft gegen die abfällige Kritik jenes Herrn, dem sie erwiderte, daß maßvoll niemals mit feige identifiziert werden dürfe, und daß nur Feigheit der Frauen imstande sein würde, auch fernerhin gegenüber dem sittlichen Teil des öffentlichen Lebens die Angen zu schließen.

Diese kleine Szene und der Stolz, mit dem Fräulein Müller auf den Beschluß hinwies, der kurz vorher auf der Generalversammlung des Deutsch-evangelischen Frauenbundes in Bonn

Digitized by Google

gefaßt wurde, nämlich um Abschaffung der Reglementierung zu petitionieren, sagen dem, der Augen und Ohren hat, mehr als manche lange, wohlüberlegte, formvollendete Agitationsrede.

Das mutige, öffentliche Eintreten für die äußersten Konsequenzen der Bewegung von seiten der auf religiöser Basis arbeitenden Frauen zeigt, daß auch sie von der gleichen Energie und den gleichen zeitgemäß fortschrittlichen Gesinnungen durchdrungen sind, wie die nicht konfessionellen Schattierungen ihrer Kampfgenossinnen.

Es ist ein Beweis mehr für die Tatsache, daß auf sozialem Gebiet ein Sichtreffen, ein Zusammengehen trotz verschiedenartiger scharf abgegrenzter Motivierung sich als möglich erwiesen hat, und daß die konfessionellen und interkonfessionellen Frauenbunde Absperrungstaktiken nicht kennen, wenngleich sie sich nach innen ihre volle Selbständigkeit wahren.

In die gleiche Kerbe schlägt auch die Gleichzeitigkeit der Forderung des Kirchenwahlrechts bei dem Evangelischen Frauenbund und den radikalsten aller Frauenrechtlerinnen, den Angehörigen des Deutschen Vereins für Frauenstimmrecht. Und wenn nun in nächster Zeit von diesen beiden Seiten bezügliche Anträge an die Synoden herantreten werden, so wird es wohl oder übel, gern oder ungern auch in jenen Kreisen Farbe bekennen heißen zu der modernen Frauenströmung. Dann dürfte es vorbei sein mit der passiven Gleichgültigkeit oder der gönnerhaften Art der Geistlichkeit, sofern es sich nicht um charitative von jeher von den Kirchen warm unterstützte Frauentätigkeit handelt. Daß übrigens auch schon in diesen Kreisen, besonders bei den jüngeren Mitgliedern der Kirchenbehörden Sympathieen für derartige Neuerungen oder Änderungen vorhanden sind, ging aus den Verhandlungen hervor, bei denen mehrere Geistliche für und kein einziger prinzipiell gegen diese Forderungen eintrat.

Als Nachklang jener Debatten ist auch die Zulassung einer Rednerin im Hamburger Protestantenverein zu Ausführungen über das Kirchenwahlrecht und die Frauen zu registrieren.

Daß übrigens das Kirchenwahlrecht, das ja ebensogut wie das allgemeine aktive und passive Stimmrecht der Frau nicht nur gegen entgegenstehende Ansichten, sondern auch gegen gewichtige formale Schwierigkeiten zu kämpfen hat, nur als Zwischenstufe zu jenen angesehen wird, das geben all seine Vertreterinnen mit schöner Offenheit zu.

Für dies direkt zu propagandieren, blieb dem Hamburger

Digitized by Google

Frauentag vorbehalten, der auch bei der Behandlung des Sittlichkeitsproblems am allergründlichsten vorging. Die dortigen Ausführungen des Frankfurter Professors Dr. Fleisch bewiesen, daß die Zeit der bloßen Diskussionen vorbei sind, und daß auch hier Taten anstatt der Worte sprechen. Seine Exemplifizierung der Frankfurter Versuche zur Besserung der Wohnungsverhältnisse — auf deren unmittelbaren Zusammenhang mit der Prostitution auch der Bonner evangelische Frauenkongreß kräftig und unverschleiert hinwies — ist von ganz allgemeiner sozialer Bedeutung.

Während also hier ganz Positives, Allgemeinverständliches vorgebracht wurde, verirrte sich eine der Hamburger Führerinnen auf einen kleinen Ritt ins Wolkenlose. Und doch wäre gerade hier, bei Behandlung des von anderer Seite klar und verständig aufgefaßten Themas der Mutterschaftsrente wohl mehr als irgendwo ein richtiges, wenn auch vielleicht nicht ganz leichtes, Rechenexempel das einzig Einleuchtende, weil eventuell Erreichbare gewesen.

Doch vielleicht wird auch diese kleine Entgleisung gute Früchte zeitigen. Wenn auch in anderer als der von der Rednerin beabsichtigten Art und Weise. Möglicherweise wird solch kleines Tableau nach dem Muster des Zukunftsstaates versöhnend auf die im sozialistischen Lager stehenden Gegnerinnen der bürgerlichen Frauen wirken. Vielleicht werden sie finden, daß eine anderthalbjährige staatliche Mutterschaftsrente die Krönung aller kommunistischen Hoffnungen wäre. Wie dem jedoch auch sei, auch andere Verhandlungen, und zwar bei allen Kongressen, über Arbeiterinnenfürsorge, Mutterschaftsrenten, Bildungsfragen ꝛc. ꝛc. und vor allem der in Hamburg energisch befürwortete Plan der „Einheitsschule" müßten allen objektiven vorurteilslosen Beurteilern zur Genüge zeigen, daß die Betonung des Klassenkampfes, des Klassenunterschiedes niemals Sache der bürgerlichen Frauen ist, und daß sie neben dem interkonfessionellen Standpunkt streng den parteilosen Charakter wahren wollen, der einzig und allein das Allgemeinwohl im Auge hat.

Digitized by Google

Die Sittlichkeit der Männer.

Von Konrat Weymann.

3.

Dies alles sage ich nicht im Sinne einer ethischen Stellungnahme zum sexuellen Problem, einer Entschuldigung oder Verurteilung der Männerwelt, sondern im rein tatsächlichen Sinne, um die physiologischen und psychologischen Voraussetzungen zu bestimmen, mit denen jede ethische Behandlung des Problems rechnen und sich auseinander setzen muß, wenn sie sich nicht rein auf dogmatischem Boden bewegen will. Es muß m. E. an die Spitze jeder derartigen Erörterung das offene Anerkenntnis gestellt werden, daß der Mann physisch und psychisch in gewissem Sinne polygamisch veranlagt ist; daß ein gewaltiger körperlicher Drang ihn zum Weibe treibt zu einer Zeit, da er weder die sittliche Reife noch die wirtschaftliche Möglichkeit hat noch auch nur das Bedürfnis empfindet, eine Ehe fürs Leben einzugehen; daß seine Beziehungen zum Weibe in dieser Zeit seiner natürlichen Anlage nach oberflächlicher Natur und damit dem Wandel unterworfen sind; daß nur ein unausgesetzter, aufreibender, oft qualvoller Kampf diesen Naturdrang überwinden kann, und daß die Enthaltsamkeit für den normal empfindenden Jüngling in gewissem Sinne direkt wider die Natur geht. Vielleicht wird mancher geneigt sein, dies Anerkenntnis als ein Zugeständnis an sittliche Laxheit zu brandmarken. Ich will diesem möglichen Vorwurf das Zeugnis eines Mannes entgegenhalten, der wie kaum ein anderer für uns Deutsche das Ideal sittlicher Reinheit ist, dessen Persönlichkeit ein von so vielem edlen Streben erfüllter Mann wie Goethe kennzeichnet durch das einzige Wort:

„Hinter ihm in wesenlosem Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine."

Derselbe Schiller, von dem so gesprochen werden konnte und so noch heute sein Volk spricht,

„der in die deutsche Leier
Mit Engelstimmen sang,
Ein überirdisch Feuer
In alle Seelen schwang,"

der hat in seinem großartigen, aber wenig bekannten Gedichte „Der Kampf" ein erschütterndes Bild von diesem Streiten wider die Natur entrollt:

Digitized by Google

„Nein länger werd' ich diesen Kampf nicht kämpfen,
Den Riesenkampf der Pflicht.
Kannst Du des Herzens Flammentrieb nicht dämpfen,
So ford're, Tugend, dieses Opfer nicht.

Geschworen hab' ich's, ja, ich hab's geschworen,
Mich selbst zu bändigen.
Hier ist Dein Kranz, er sei auf ewig mir verloren!
Nimm ihn zurück und laß mich sündigen."

Es ist in der Tat so: einen Riesenkampf unternimmt der, der diesen Naturdrang zu überwinden trachtet; siegen in diesem Kampf ist überhaupt nur möglich für den, in dessen Herz die stärksten sittlichen Antriebe gesenkt worden sind; und auch der wird nicht vermeiden können, daß zuweilen die heiße Sehnsucht in ihm emporkocht, frei zu werden von dem fast unerträglichen Zwange des ehernen Gesetzes; auszubrechen in die Welt, in der erlaubt ist, was gefällt; niederzuschlagen das „verdammte protestantische Gewissen", dessen Gebot gerade in dieser Beziehung wie eine Sklavenkette empfunden wird, die die Seele wund reibt, und wie ein Unrecht und ein Raub an der Jugend.

Wenn man sich diese, mit den natürlichen körperlichen Verhältnissen des Mannes unmittelbar gegebene Stärke des Zuges zum Weibe vergegenwärtigt und die immer wiederkehrende körperliche und seelische Pein, die durch die Überwindung dieses Naturdranges verursacht wird, dann stellt sich das Problem so dar: Gibt es wirklich sittliche Rücksichten, und welche sind es, die da den Mann zur unbedingten Pflicht machen, gegen die Natur seines Körpers anzugehen und den geschlechtlichen Verkehr zu vermeiden, solange er unverheiratet ist? Wobei wir uns natürlich vergegenwärtigen müssen, daß in den höheren gesellschaftlichen Schichten unseres Volkes die wirtschaftliche Möglichkeit, eine Ehe einzugehen, verhältnismäßig spät eintritt; daß sie für die Angehörigen der akademischen Berufe in der Regel erst gegen das Ende der zwanziger, nicht selten erst in der ersten Hälfte der dreißiger Jahre eintritt; daß, je höher und individueller eine Persönlichkeit organisiert ist, desto kleiner der Kreis der Personen ist, die bei der Wahl einer Lebensgefährtin in Betracht kommen, ein Umstand, der naturgemäß auch seinerseits häufig eine Verzögerung der Wahl zur Folge hat; daß also die Forderung der Keuschheit für die unverheiratete Männerwelt erheben heißt: von einer großen Zahl von Männern die Enthaltsamkeit während eines Zeitraumes von 10 und mehr Jahren verlangen.

Digitized by Google

4.

Das Problem so stellen ist für die ungeheuere Mehrzahl der Männer ohne weiteres gleichbedeutend mit runder Ablehnung der Forderung völliger oder auch nur teilweiser Enthaltsamkeit. Es scheint ihnen jeder Diskussion entzogen, daß die Sittlichkeit nicht gebieten *kann*, den gewaltigsten, elementarsten, im Haushalte der Natur notwendigsten Naturtrieb viele Jahre hindurch zu unterdrücken unter fortgesetzten peinvollen Opfern an Glück und Ruhe; sie meinen, daß die rein monogamische Lebensweise vielleicht angemessen sei für die einfachsten Lebensverhältnisse, in denen ein Bogen und ein paar Pfeile als wirtschaftliche Grundlage der Ehe ausreichen und die Ehe ermöglichen in dem Augenblick, da das Verlangen danach erwacht, aber nicht für die komplizierten Lebensbedingungen eines Kulturvolkes, welche die Eingehung der Ehe in der Regel erst viele Jahre nach der Erreichung der körperlichen Reife ermöglichen.

Es fragt sich, was hierauf zu antworten ist vom Standpunkt einer Ethik, die sich nicht von vornherein auf den außerweltlichen Standpunkt des Christentums stellt.

Zunächst ist zu bemerken, daß es doch tatsächlich *möglich* ist, völlige Enthaltsamkeit viele Jahre hindurch zu üben, ohne körperlich oder seelisch Schaden zu leiden oder wirklich unglücklich zu werden. Seved Ribbing, ein schwedischer Arzt, Professor an der Universität Lund, der sich eingehend mit dem sexuellen Problem beschäftigt hat, und der zwar ein ernster Mann, aber durchaus kein Asket oder Fanatiker ist, sagt in seinem vortrefflichen Werk über die sexuelle Hygiene (Übersetzung von Dr. med. Oskar Reyher, Verlag von Peter Hobbing, Leipzig): „Während einer 20jährigen ärztlichen Tätigkeit habe ich Gelegenheit gehabt, viele Personen, und vorzüglich viele Jünglinge aus den verschiedensten Gesellschaftsklassen, in geschlechtlichen Fragen zu beraten und zu behandeln; es sind mir Vertreter der verschiedensten Ansichten bezüglich der Moral und der Religion vorgekommen, Männer mit und ohne schuldfreie Vergangenheit hinter sich; ich bin aber niemals auch nur einem einzigen begegnet, der die gänzliche Selbstbeherrschung — den guten Willen dazu vorausgesetzt — für unmöglich erklärt hätte.“ Das ist gewiß ein höchst beachtenswertes Zeugnis, dessen Wert kaum um ein Minimum verringert wird, wenn man annimmt, daß Ribbing die Schwierigkeiten der völligen Enthaltsamkeit für den Durchschnitt der Männer unterschätzt, wie er es m. E. wirklich tut; denn die Bedeutung der *Tatsache*,

Digitized by Google

daß sich diesem Manne mit seiner ausgeprägten, weithin bekannten Stellung zur sexuellen Frage während seiner langjährigen Praxis auch nicht ein Verfechter der Unmöglichkeit, enthaltsam zu leben, vorgestellt hat, ist ja offenbar von Ribbings Anschauungen und ihrem Werte ganz unabhängig. Übrigens teilt derselbe Gelehrte mit, er habe in der gesamten medizinischen Literatur bei genauer Durchsicht eine einzige Stelle gefunden, in der der geschlechtliche Verkehr als eine durch die körperlichen Verhältnisse des Mannes geforderte und daher gerechtfertigte Notwendigkeit dargestellt werde, dagegen mehr als ein kräftiges Zeugnis für das Gegenteil; er kommt zu der Ansicht, daß diese gegenteilige Ansicht Gemeingut auch der in der Praxis stehenden Ärzteschaft sei.

Sodann aber muß bedacht werden, daß wir zwar Naturwesen, aber weder unserem Ursprung noch unserem Entwickelungsziel nach reine Naturgebilde sind. Unserem Ursprung nach nicht. Je weiter die Zivilisation fortschreitet — und sie schreitet täglich schneller fort — desto mehr werden die natürlichen Lebensbedingungen abgewandelt. Die Hast und Unruhe der neuen Zeit, die Notwendigkeit des Kampfes ums Dasein, die daraus folgende Nervosität ergreift immer weitere Kreise; auf allen Ecken und Enden wachsen Gegensätze, Forderungen und Gegenforderungen, Begehrlichkeiten und Bedürfnisse aus der Erde. Die Nervosität fordert Nervenreize. Von alters her ist unserem Volke das Bedürfnis nach Alkohol eingeimpft; andere Reizmittel, Tabak, Kaffee, Thee sind dazugetreten und haben Bedürfnisse und Empfindungsleben mehr oder weniger aus den einfachen Bahnen der natürlichen Lebensweise herausgedrängt. Namentlich der Alkohol spielt in dieser Beziehnng eine Rolle, die bei weitem nicht genug gewürdigt wird. Es ist eine auch für die Beobachtung des Laien leicht erkennbare Erfahrungstatsache, daß jede auch nur einigermaßen starke Durchtränkung mit Alkohol eine deutlich nachweisbare Steigerung des Geschlechtstriebs zur Folge hat. Vergegenwärtigt man sich diesen Zusammenhang, den Umstand, daß die große Mehrzahl der Männer in unserem Volke täglich erheblich mehr als ein Glas Bier oder andere Formen von Alkohol zu sich nimmt, das ist eine Menge, die nach dem auf sorgfältige Beobachtungen und Versuche gegründeten Urteil der Wissenschaft einen entschiedenen Einfluß auf das seelische Leben ausübt; bemißt man danach die Bedeutung, die der Alkohol in unserem Volksleben spielt, und vergegenwärtigt man sich endlich die übrigen obengenannten Einflüsse der fortschreitenden Zivilisation, so wird der

Digitized by Google

Zweifel berechtigt sein, ob wir in der Tat die Anforderungen unseres Körpers schlechthin und entscheidend als Forderungen der Natur ansehen und honorieren dürfen, oder ob nicht vielleicht darin ein Stück Entartung und Unnatur steckt, das bei sittlich ernsten Persönlichkeiten den Kampf anstatt der Bereitwilligkeit hervorrufen sollte. Und der Zweifel wird sich verstärken, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß beim anderen Geschlecht, das bisher noch zum Glück all' diesen naturwidrigen Einflüssen in viel geringerem Grade ausgesetzt gewesen ist, eine entschieden andere, maßvollere und geistigere Entwickelung des Geschlechtslebens sich zeigt. Dazu kommt noch eine allgemeinere Beobachtung. Wir haben die Neigung — die, soviel ich sehe, auch durch die rein naturwissenschaftlich-kausale Betrachtung keine Einschränkung, wo nicht gar in gewissen Beziehungen eine Steigerung erfahren hat —, uns die Organismen der Natur zu denken als ausgestattet mit einer Zielstrebigkeit, die einen sicheren Leitstern für die Auffindung förderlicher Lebensbedingungen bietet. Aber so viele Beobachtungen in der Tat die Stärke und Zuverlässigkeit gewisser Instinkte beweisen, so viele Beobachtungen lehren doch auch andererseits, daß jene quasi-teleologische Anschauungsweise nur eine beschränkte Berechtigung hat und in vielen Fällen der Einsicht weichen muß, daß die Natur blind ist und in gewissen Lagen durch ihre eigenen Triebe direkt ins Verderben leitet. Wenn das schon für die niederen Organismen wahr ist, die unmittelbar aus der Hand der Natur hervorgehen und in engster Fühlung mit ihr bleiben, wieviel mehr muß es gelten für einen so hoch entwickelten, verwickelten, durch Tausende einander kreuzender Einflüsse bestimmten und von der Natur durch eine alte Zivilisation geschiedenen Organismus wie der Mensch! Und noch dazu auf einem Gebiete, auf dem die Geschichte großer verhängnisvoller Verirrungen des einzelnen und ganzer Völker eine so beredte Sprache spricht! Verirrungen, die bloß auf eine überschraubte christliche Moral zurückzuführen nur möglich ist, wenn man elementare geschichtliche Tatsachen übersieht. Oder haben die Griechen, haben die Römer auf die Ausbildung der christlichen Askese gewartet, bevor ihr Geschlechtsleben einem Sumpfe von Schmutz glich?

Es geht in der Tat nicht an, den Geschlechtstrieb des Mannes unbesehen und vorbehaltlos als reinen Naturtrieb anzusehen. Wir sind nicht nur Naturerzeugnis. Aber selbst wenn wir es wären, so würde doch auch damit die freie Betätigung des Triebes außer-

Digitized by Google

halb der Ehe nicht ohne weiteres gerechtfertigt werden. Denn wie unsere Ursprünge und Existenzbedingungen so werden auch unsere Entwickelungsziele nicht einfach durch die Natur bestimmt. Auch wenn man sich mit beiden Füßen entschlossen auf den Boden der modernen Naturwissenschaft stellt und auch das geistige Leben der Menschen als Entwickelungsprodukt und Funktion natürlicher Kräfte auffaßt, auch dann ist man wissenschaftlich weder in die Notwendigkeit noch auch nur in die Möglichkeit versetzt zu leugnen, daß der Organismus Mensch im Geistesleben eine Welt eigener Zwecke, eine Geschichte aus sich herausgetrieben, eine Fülle von Naturkräften sich dienstbar gemacht, seine Daseinsbedingungen bewußt schöpferisch gestaltet, mehr oder minder von der Natur unabhängig gestellt, mehr oder minder in Gegensatz zu den natürlichen Lebensbedingungen im engeren Sinne entfaltet, kurz ein Reich des Geistes begründet hat, in dem die blinden Naturtriebe ihrer absoluten Stellung enthoben und zu Untertanen des selbstbewußten Geistes und Willens umgeschaffen worden sind oder umgeschaffen werden. Wir haben erst kürzlich, im vierten Hefte dieser Zeitschrift, die schönen Darlegungen gelesen, in denen Bölsche mit philosophischem Weitblick die Aufgabe der Wissenschaft ausgeführt hat, auch diese Geisteswelt, wenn man sie denn einmal als einen Teil der Natur begreifen will, nun auch ernsthaft in die Naturbetrachtung einzugliedern und den Begriff „Natur" danach auszubauen. Macht man sich diese Stellung des Menschen in der Natur klar, dann ist die Frage, wieweit der Geschlechtstrieb sich ausleben dürfe, nicht mehr erledigt durch die Feststellung, daß er ein Naturtrieb ist, sondern sie gewinnt diese Gestalt: **Wieweit hat der Geschlechtstrieb im Rahmen der durch menschliche Geistesarbeit geschaffenen persönlichen, sittlichen, religiösen, rechtlichen, wirtschaftlichen Kulturverhältnisse ein Recht auf freie Betätigung?**

5.

Wollen wir diese Frage nicht nur obenhin, sondern so betrachten, daß wir in die Tiefen unserer Daseinsbedingungen eintreten und die höchsten Ziele, die der Mensch sich zu setzen wagt, nicht aus den Augen lassen, so dürfen wir vor allem nicht vergessen, daß unsere Kultur, eben weil sie nicht das Ergebnis einiger weniger elementarer, aus einer Wurzel stammender und einheitlich wirkender Naturkräfte ist, sondern von Millionen von in den verschiedensten Richtungen laufenden Strebungen, der Natur der

Digitized by Google

Sache nach, wenigstens für die menschlich-zeitliche Betrachtungsweise, kein streng einheitlicher Organismus sein kann, sondern tiefgehende, zuweilen unüberbrückbare Gegensätze und schneidende Konflikte in sich bergen muß, daß sie Konflikte einschließen muß, die unter Umständen nur durch die schwersten Kämpfe, durch ungeheure Opfer an Menschenglück, durch Aufopferung von vielleicht an sich wohlbegründeten und tief eingewurzelten Neigungen gelöst werden können. Das gilt auch, und zwar in eminentem Maße, von unserem Problem. Der Geschlechtstrieb, der, wenn er ein Produkt einer einheitlichen Naturentwickelung wäre, bei jedem der beiden Geschlechter ein mit dem Triebe des anderen Geschlechts einheitlich zusammenklingender Naturdrang sein müßte, hat sich tatsächlich bei beiden Geschlechtern in verschiedenem Sinne entwickelt. Bei beiden Geschlechtern ist er eine Verbindung mit einer seelischen Macht, mit der Liebe eingegangen; bei beiden hat er unter dem Einflusse dieser Macht die Richtung auf ein monogamisches Ziel genommen; aber beim weiblichen Geschlecht hat sich, wohl hauptsächlich unter dem Einfluß des Mutterberufs, diese Entwicklung in unverhältnismäßig viel schnellerem Zeitmaß vollzogen, als beim Manne. So ist der Stand der gegenwärtigen Kulturphase der, daß dem ganz überwiegend, in den höher gesitteten Schichten fast ausnahmslos monogamisch organisierten weiblichen Geschlecht eine Männerwelt gegenübersteht, die zwar dem äußeren Scheine nach und in gewissen Beziehungen auch innerlich, von monogamischen Gedanken beherrscht, aber in der ungeheuren Mehrzahl ihrer Glieder noch von weitgreifenden polygamischen Strebungen durchsetzt ist; woraus sich denn ergibt, daß die Verbindung, die im natürlichen Sinne die höchste und vollkommene Lebens-Auswirkung des Individuums ist, auf geistigem Gebiete einen unheilbaren Riß in das persönliche Leben bringen, ja der Anfang vom Ende sein kann.

So ist der Konflikt gestaltet. Er existirt natürlich nicht für den, dessen Lebensgrundsatz schlechthin lautet: Erlaubt ist, was gefällt. Der Mann aber, der seine Ziele höher steckt, gewohnt ist, sich als Mitarbeiter an der großen Kulturaufgabe der Menschheit zu betrachten, gewohnt ist, in den bisherigen Ergebnissen solcher Arbeit den besten Teil seines Lebensinhaltes und in solcher Mitarbeit die Quelle des reinsten Glückes zu sehen, der kommt nicht um die Tatsache herum, daß dieser Stand der sexuellen Entwicklung die Quelle eines sittlichen Konfliktes im eigentlichsten Sinne ist, eines nicht nur scheinbaren, durch überlegenere

Digitized by Google

Einsicht auf dialektischem Wege zu beseitigenden, sondern eines ganz realen, echten Konfliktes, durch den jeder ernsthafte Mann hindurch muß, und zu dessen Lösung nur ein Weg führt, das ist die Tat, die Macht eines geadelten Wollens; daß also damit jedem kulturelle und soziale Pflichten anerkennenden Manne eine persönliche Lebensaufgabe gestellt ist, nämlich die Aufgabe, für seine Person auf dem Wege sittlicher Entschließung, nötigenfalls auf dem Wege der Überwindung von an sich vielleicht berechtigten Trieben den Konflikt zu lösen, und so mittelbar zur Erreichung des als Ziel für diese Entwicklung ins Auge zu fassenden Kulturzustandes mitzuwirken; also den Geschlechtstrieb in sich soweit zu überwinden, wie es durch Pflichten der Rücksicht auf sich selbst oder andere geboten wird.

Danach stellt sich denn die Frage so: Welche Pflichten stellen sich der ungehinderten Auslebung des natürlichen Triebes seitens des unverheirateten Mannes entgegen, auch wenn sie an sich berechtigt sein sollte?

6.

Die erste und wichtigste Pflicht ist die, nicht ein Mädchen durch Verführung unglücklich zu machen. Es ist nicht überflüssig, auf diese Pflicht mit Nachdruck hinzuweisen. Eine große, ernsthafte Kunstzeitschrift brachte vor einigen Jahren als Probe guter Laune aus Münchener Künstlerkreisen unter der Darstellung eines auf dem Bettrand sitzenden weinenden Mädchens die Worte:

„Grundsätze brachtest Du zu mir—
Wo sind sie nun geblieben?
Ich sagte frei und offen Dir:
Mein Grundsatz ist, zu lieben.
Wenn Liebe gegen Tugend ficht,
Wird Liebe immer siegen,
Drum tröste Dich und weine nicht:
Du mußtest unterliegen."

Die Verse haben sich mir durch ihren ruchlosen Zynismus eingeprägt. So etwas zu schreiben, dazu gehört, wenn es nicht eine Auswirkung der frechsten, nakten, um jedes fremde Glück unbekümmerten Selbstsucht ist, eine ungeheure Unkenntnis des Edlen im Weibe; eine ebenso große Blindheit für die wahre Natur dessen, was sich da mit dem Namen der Liebe schmückt; und eine völlige Unkenntnis oder souveräne Geringschätzung dessen, was an sittlichen Anschauungen in weiten Kreisen unseres

Digitized by Google

Volkes vorhanden ist und tatsächlich *lebt* mit einer die Gemüter beherrschenden Macht. Es ist für Künstler, denen das „Erlaubt ist, was gefällt" zumeist im Blute liegt — auch ihrem Berufe nach näher liegt als anderen, wie zugegeben werden muß —, sehr leicht, übrigens auch *sehr* bequem, das weibliche Geschlecht und den Verkehr mit ihm lediglich unter ästhetischen Gesichtspunkten zu betrachten, und die eigene ästhetisch orientierte Moral zur Richtschnur zu nehmen auch im Verkehr mit Menschenklassen, deren Ursprünge, Anschauungen und Lebensverhältnisse von gänzlich anderen Gesichtspunkten beherrscht werden und seit Jahrhunderten beherrscht worden sind; aber es ist ungeschichtlich und unsittlich. Denn auch wenn diese Moral tatsächlich die einzig richtige wäre, für alle Menschen aller sittlichen und aller Bildungsstufen *an sich* gleichmäßig passend, so ist sie doch *tatsächlich* weiten Schichten absolut fremd und unannehmbar. Wir sind heutzutage glücklicherweise soweit gekommen in unserer Einsicht in geschichtliche Entwicklungen, besonders in die Entwicklungsvorgänge des geistigen und sittlichen Lebens, daß wir wissen: Weltanschauungen lassen sich nicht von heute auf morgen umgestalten; man kann nicht im Handumdrehen sich oder andern eine neue Weltanschauung anlernen wie ein paar Vokabeln oder ein paar Anstandsregeln. Selbst Anstandsregeln äußerlicher Art — welche unglaubliche Schwierigkeit bereitet ihre Aneignung häufig dem, dem sie nicht angeboren oder anerzogen sind! Und wieviel mehr die grundlegenden sittlichen Anschauungen. Wer überhaupt jemals eine ernsthafte Revision seiner sittlichen Welt vorgenommen, und sittliche Probleme wirklich durchgearbeitet hat, der weiß, daß das eben Arbeit kostet, stille, unbeirrte, nachhaltige, die ganze Seele in Anspruch nehmende Arbeit, und zwar eigene Arbeit, die einem kein anderer abnehmen kann, und deren Ergebnis nur gesund ist, wenn es organisch gewachsen und gereift ist wie die Frucht am Baume. Nur die flachen, leichtfertigen Naturen bekommen es fertig, ihre Anschauungsweise auszuziehen wie ein Kleid und gleich in eine neue fertig bereitliegende hineinzuschlüpfen; sie tun es aber nie ohne sittlichen Schaden; und der Schaden ist um so größer, je radikaler der Umschwung war. Das ist gerade die ungeheure Schwierigkeit, die bei jeder Umgestaltung einer Weltanschauung sich erhebt und die Kämpfe um die Weltanschauung so leidenschaftlich und erbittert, oft auch so peinvoll und widerwärtig macht, daß das, was edlere, tiefgrabende Naturen im mühsamen Ringen um Wahrheit und Freiheit erobern und was

Digitized by Google

ihr Adelsbrief ist, dann von den kleinen Geistern mit schmutzigen Händen ergriffen wird und in ihren Seelen nur so wirken kann, wie ein Fremdkörper in einem Organismus wirken muß, zersetzend und zerstörend. Und selbst da, wo Ansätze zu organischer Verarbeitung vorhanden sind, bringt die Aneignung des radikal Neuen nur zu oft einen unheilvollen Bruch in die Persönlichkeit; es sind nur die ganz starken und großen Naturen, die einen radikalen Umschwung vollziehen können, ohne etwas von dem Besten in ihnen zu verlieren. Und das nun, auf unsere Frage angewendet, ergibt: selbst wenn die rein ästhetische Anschauungsweise im allgemeinen und in der Anwendung auf das Verhältnis der Geschlechter zu einander an sich den Wert des Allgemeingültigen hätte — was nicht der Fall ist, weil der Mensch nicht nur vom Genießen, sondern auch und vor allem von der Tat lebt —, selbst dann würde es ungeschichtlich und unsittlich sein, diese Anschauungsweise zu übertragen auf Kreise, die dafür nicht reif sind. Oder ist Goethes Faust nichts weiter als ein liebenswürdig prickelndes Divertissement für verfeinerte Köpfe, die mit Behagen aus ihrer Welt auf das Spiel veralteter Anschauungen in der engen Welt der kleinen Geister hinabsehen? Ich denke, der Faust ist Wahrheit, sittliche Wahrheit, auch für die, die da meinen, schon weit in das zwanzigste Jahrhundert hineingeschritten zu sein; und er sagt uns, daß jedenfalls da, und da unbedingt, wo ein Mädchen sich der freien Liebe nicht ergeben kann, ohne einen Bruch mit seinen und der Seinigen Verhältnissen und Anschauungen zu vollziehen, es durch keine Weite und Größe ästhetischer Anschauungen zu rechtfertigen, sondern schlechthin unsittlich für den Mann ist, das Mädchen zum Bruch zu drängen und selbst den Genuß davon sich anzueignen. Und man soll sich in solchen Fällen nicht etwa sagen, daß, wenn nur erst ein kraftvoller Entschluß gefaßt, ein entscheidender Schritt getan ist, hinterher der Geist des Mädchens sich leicht von veralteten Vorurteilen losringen wird. Ein Bruch mit dem, was man im Innersten des Gewissens für Pflicht hält, ist keine gute Grundlage für den Aufbau einer neuen Weltanschauung. Und dann: Ce n'est que le premier pas qui coûte, gewiß, aber ich weise wiederholt darauf hin, was dieser erste Schritt kostet, und daß er gerade für die, denen er wirklich kostet, häufig der erste Schritt ist auf dem kurzen Wege zur völligen Verkommenheit, wie ihn Tolstois „Auferstehung" ergreifend schildert. Und ich möchte wohl sehen, ob der Mann, der zu diesem ersten Schritte dem Mädchen die Hand geboten

Digitized by Google

hat, auch am Ende des Wegs noch den Mut hat zu sagen: „Drum tröste dich und weine nicht; du mußtest unterliegen.“ Oder ob er seinen guten Mut behält, wenn mit solchem Trost im Herzen das Mädchen hingeht, den Weg abkürzt und seinem Leben mitsamt seiner nach veralteten Anschauungen befleckten Ehre ein Ende macht. Oder wenn es von denen, die es lieb hat, verstoßen, oder seinen alten Eltern ein Nagel zu ihrem Sarge wird. Und so sind die Verhältnisse noch tatsächlich in weiten Kreisen auch der einfacheren Schichten unseres Volkes; Es ist durchaus keine Anschauung, die man das Recht hätte als der Vergangenheit angehörig zu betrachten, daß die Ehre eines Mädchens untrennbar verknüpft ist mit seiner Jungfräulichkeit. Oder sind das rein künstlerische Bearbeitungen von Zeiten, die vergangen sind, die Bilder von der „verlorenen“ Tochter, die Jacobi und andere ernste Künstler nicht müde werden uns zu zeigen? Es gibt auch andere Schichten mit einem anderen, — wie ich sage, tieferen — sittlichen Niveau; es soll sogar eine Menge Mädchen geben, die sich für die Zeit, da sie einen Mann glücklich zu machen gedenken, die Ausstattung erwerben dadurch, daß sie einstweilen einem oder mehreren anderen ihre Gunst schenken; welches Verhalten solchen Mädchen gegenüber die Pflicht gebietet, lasse ich zunächst dahingestellt. In diesem Augenblick kommt es mir darauf an, nachdrücklich zu betonen, daß es unbedingt unsittlich ist, ein Mädchen zu verführen, in dem noch jungfräuliches Ehrgefühl in dem alten Sinne lebt; und daß ganz das gleiche gilt auch solchen Mädchen gegenüber, deren eigener Bestand an sittlichen Kräften vielleicht gering ist, die aber ihren äußeren und inneren Beziehungen nach wurzeln in Verhältnissen, in denen der außereheliche Verkehr eines Mädchens als Schande für die Angehörigen empfunden wird. Wenn der freie Verkehr zwischen Mann und Weib überhaupt unter irgend welchen Voraussetzungen gerechtfertigt ist — was ich im Rahmen dieser Untersuchung dahingestellt lasse — so ist er es doch in den hier besprochenen Fällen unbedingt nicht. Es kann dem Mann auch nicht etwa das Recht zugestanden werden, dergleichen Erwägungen den Mädchen zu überlassen, mit denen er in Beziehungen tritt; sondern es muß nachdrücklich betont werden, daß der Mann selbst mit verantwortlich ist, wenn er über ein Mädchen oder dessen Angehörige Unglück bringt. Und wenn vollends ein Mann die Liebe eines Mädchens und die Übermacht seiner stürmischen skrupellosen Sinnlichkeit planmäßig mißbraucht, um ernsthaften sittlichen Widerstand in einer unbewachten Stunde

Digitized by Google

über den Haufen zu rennen, so steht er sittlich nicht höher als der, der zu dem gleichen Zweck physische Gewalt anwendet, und den wir als einen Schädling der Menschheit ins Zuchthaus sperren. Wobei ich auch darauf nochmals hinweisen will, daß es, auch nach rein naturwissenschaftlichen Begriffen, schlechthin unzulässig ist, das Geschlechtsleben des Weibes unter dieselben Gesichtspunkte zu stellen, wie dasjenige des Mannes, weil es beim Weibe auch in den geringeren Schichten unseres Volkes eine ungleich innigere Verbindung mit den höheren, seelischen, auf das Individuum sich richtenden Lebens- und Liebeskräften eingegangen ist als beim Manne.

Das alles wird vielleicht für viele Leser so selbstverständlich sein, daß es ihnen insipide erscheint, es auszusprechen; ich glaube, daß diese alten Wahrheiten für große Kreise der Männerwelt nicht nur neu, sondern sogar sehr diskutabel — wo nicht gar indiskutabel sind.

7.

Damit wären die wichtigsten Einschränkungen skizziert, die die Rücksicht auf die Frauen dem Manne auferlegt. Das ist aber nur eine Seite der Sache. Eine andere sehr wichtige Frage, mit der es oft genug recht leicht genommen wird, ist die: *Ist es sittlich erlaubt, einem Kinde das Leben zu geben, welches sein Leben lang den Makel der unehelichen Geburt mit sich schleppt*, niemals kennen lernt was Familienleben, was Vaterliebe heißt, vielleicht auch von der Mutterliebe nur den Namen kennen wird; vielleicht unter den elendesten äußeren Lebensbedingungen zu leiden hat, womöglich mit einem Vatererbe von verfeinerten Anschauungen und seelischen Bedürfnissen hineingestellt wird in eine Umgebung, die ihm ewig fremd bleiben muß? Man begegnet in diesen Beziehungen zuweilen selbst bei Leuten von einer gewissen Höhe der sittlichen Begriffe merkwürdigen Anschauungen. Der uneheliche Verkehr schaffe uns Soldaten und Arbeitskräfte, also sei er eine Quelle nationaler Kraft, so heißt es. Oder gar, er rufe einen allmählichen Ausgleich der gesellschaftlichen Klassen hervor, indem die unehelichen Kinder in der Regel eine Art Mittelstufe zwischen den Niveaus von Vater und Mutter sein würden. Beides sind oberflächliche Anschauungen. Wenn man den Wert der Menschheit pondere, numero, mensura feststellen könnte, dann wäre allerdings jedes uneheliche Kind eine Bereicherung des Menschengeschlechtes und unseres Volkes.

Digitized by Google

Aber wer sagt uns, ob nicht gerade die unehelich Geborenen eine so große Menge von negativen Werten stellen, daß das Gesamtergebnis weniger als nichts ist? Verwunderlich wäre es doch gewiß nicht, wenn sie unverhältnismäßig viel verwilderte Existenzen oder gar Verbrechernaturen hervorbrächten, sie die, Sprößlinge zuchtloser Triebe, der edelsten Güter entbehrt haben, die es für die Kinderseele gibt, Vaterliebe, väterliche Zucht, Obhut und Wärme der Familie; die vielleicht selbst der Mutter ein lästiges Anhängsel und ein Hindernis für Erwerbstätigkeit und freie persönliche Bewegung gewesen sind. Ich weiß nicht, was die Kriminalstatistik über diese Verhältnisse ermittelt hat*); aber daß die unehelichen Kinder zum mindesten ein Zuwachs von zweifelhaftem Werte auch vom rein volkswirtschaftlich-politischen Standpunkt sind, scheint mir unzweifelhaft. Und dasselbe gilt von der angeblichen Ausgleichung der Gegensätze. Es kann so kommen in einzelnen Fällen, gewiß; aber es erscheint mir mehr als kühn, die Frucht der leichten Liaisons, an die wir hier doch in allererster Linie zu denken haben, die Menschen, die in gewisser Weise die Parias unserer Zeit sind und, wenn sie auch nur eine gewisse Feinfühligkeit besitzen, hundert bittere Kränkungen ihres Feingefühls wehrlos hinnehmen müssen, die als die berufenen Ausgleicher der gesellschaftlichen Gegensätze anzusehen. Wenn sie nicht zu gleichgültig oder zu dumm sind, werden sie gerade die Träger der Auflehnung gegen die Selbstsucht der höheren Stände sein.

Aber selbst wenn diese volkswirtschaftlich-politische Auffassung der Dinge zu Recht bestände, so müßte doch daran erinnert werden, daß man den unehelichen Kindern nicht nur den Beruf als Kanonenfutter oder Kulturdünger zuweisen kann, daß sie auch eine Seele und eine Individualität, Sehnsucht nach Glück und Anrecht auf Glück haben. Wenn man daran denkt, wird man mit der Verantwortung für die Erzeugung eines Kindes, das keinen Vater hat, nicht ganz so leicht fertig werden. Ich möchte nicht an der Stelle des Mannes stehen, dem sein Kind, das Kind ein flüchtigen Liebschaft ins Gesicht sagen kann: „Du bist schuld, daß ich das Elend eines verpfuschten Lebens mit mir herumschleppe.“ Denn dies Schicksal wird in der Regel den Kindern der freien Liebe beschieden sein, dank der fast unbegreiflichen Gewissenlosigkeit, die in dieser Beziehung herrscht und weit ver-

*) Man vergleiche hierzu: „Leuß, Im Zuchthause“ (Berlin, Verlag von Räde), S. 104 ff.

Digitized by Google

breitet ist. Es wird kaum je, jedenfalls nur in verschwindend wenigen Fällen vorkommen, daß ein Mann die vollen Vaterpflichten übernimmt dem Kinde gegenüber, das er in vorübergehender, wenn auch vielleicht einige Jahre andauernder Liebschaft mit einem gesellschaftlich und geistig ihm nicht ebenbürtigen Mädchen erzeugt hat.

Franz Breda hat vor einigen Jahren einen solchen Ausnahmefall in der Unterhaltungsbeilage der Täglichen Rundschau ergreifend geschildert: nach dem Leben, so konnte man der Wärme und Eigenart der Darstellung anmerken. Aber wo findet denn ein Mann, der sich späterhin verheiraten will, das Mädchen, das hochherzig genug wäre, um solchem Kinde eine Mutter werden zu wollen? Ich kenne Frauen, denen ich so großartigen Edelsinn zutrauen würde; aber ihre Zahl ist sehr klein, und selbst für diese würde ein solcher Schritt natürlich nur unter ganz bestimmten, in der Person des Mannes gegebenen Voraussetzungen möglich sein. Oder gar, wo findet man den Mann, der vornehm genug dächte, um mit Rücksicht auf das Kind seiner flüchtigen Liebschaft auf die Verheiratung zu verzichten, wenn er entweder auf sie oder auf die Erfüllung seiner Vaterpflichten verzichten muß? Den Mann gibt es vielleicht überhaupt nicht. Ich glaube, daß nicht einmal die Zahl derjenigen Männer groß ist, die ihren unehelichen Kindern gegenüber auch nur mit Gelde tun, was sie schuldig sind, wenn sie nicht dazu gezwungen werden können. Es herrschen ja in dieser Beziehung selbst in Kreisen, denen das Ehrgefühl die Blüte der Mannestugenden ist, zuweilen schauderhafte Begriffe. Man hat mir zuverlässig von einem Manne erzählt, der sich, unter der Herrschaft des damaligen elenden Preußischen Rechts, schriftlich quittieren ließ über die Beträge, mit denen er sich Liebe kaufte, um sich damit gegen die Möglichkeit von Alimentationsansprüchen zu sichern. Der Mann gehörte einem vornehmen Berufsstande an, war der Träger eines alten Namens, gab vor, ein vornehmer Mann zu sein, und ahnte nicht einmal, wie niederträchtig er handelte. Und es soll Männer geben, die gemeinsam ihre Abenteuer durchleben, um sich gegenseitig die exceptio plurium zu sichern. Mir scheint, daß es klipp und klar ehrlos ist, sich der Hingabe eines Mädchens zu freuen, sie in den Schmerzen und Nöten der Mutterschaft allein zu lassen, und dann auch noch die Sorge um den Unterhalt des Kindes auf ihre armen Schultern zu packen. Ich begreife nicht, wie man so handeln kann, ohne sich selbst in tiefster Seele zu verachten. Ja

Digitized by Google

selbst wenn man unzweifelhaft auf die exceptio plurium sich berufen kann, aber mit der Möglichkeit rechnen muß, Vater eines Kindes zu sein, selbst dann gibt es meinem Empfinden nach für einen sittlich vornehmen Mann gar keine andere Möglichkeit, als wenigstens die Sorge für die äußeren Existenzbedingungen des Kindes zu übernehmen. Ich halte es für beklagenswert, daß man die exceptio plurium ins deutsche Bürgerliche Gesetzbuch übernommen hat, anstatt dem sächsischen Bürgerlichen Gesetzbuch zu folgen, welches schon längst mit dieser die Selbstsucht der Männer liebreich schonenden Ausflucht aufgeräumt hatte.

Liegt nach alledem die Sache so, daß ein Mann von starkem Ehr- und Pflichtgefühl die Erzeugung eines Kindes nur verantworten kann, wenn er zur Erfüllung der Vaterpflichten ihm gegenüber bereit ist, so ist ein außerehelicher Verkehr unter allen Umständen unzulässig, wenn nicht entweder der Mann diese Verpflichtung anerkennt oder die Möglichkeit ausgeschlossen ist, daß Kinder aus der Verbindung hervorgehen. Wobei zu bedenken ist, daß nach dem schon genannten schwedischen Gelehrten Seved Ribbing kein unbedingt zuverlässiges Mittel bekannt ist, um die Empfängnis zu verhindern.

8.

Gegen diese Auffassung hört man nicht selten einwenden, daß nach einem bekannten Erfahrungssatz Dirnen zumeist nicht empfangen. Das führt auf den dritten der drei großen Gesichtspunkte, die ich erörtern wollte. Allerdings, Dirnen empfangen nicht — obwohl dieser Satz keine ausnahmslose Regel ist. Aber der Verkehr mit Dirnen, auch nur in flüchtiger Berührung, sollte selbst nach den anspruchslosesten Anstandsbegriffen schlechthin und in jedem Kreise als unehrenhaft gelten, und den, der sich diesem Satze nicht fügt, in jedem anständigen Kreise unmöglich machen, was, soviel ich sehe, keineswegs überall der Fall ist.

Wie sehr in der Dirne alles Edle vom Weibe abgestreift und in den Schmutz getreten ist, das braucht niemand gesagt zu werden, und deshalb sollte für jeden anständigen Mann die vertrauliche Berührung mit solchen verkommenen Wesen etwas schlechterdings Unmögliches sein, um seiner selbst und dieser Personen willen. Nicht als ob ich der pharisäischen Überhebung den Dirnen gegenüber das Wort reden wollte; wer meinen obigen Ausführungen aufmerksam gefolgt ist, wird kaum glauben können, daß ich den Männern irgend welches Recht dazu einzuräumen

Digitized by Google

geneigt sei. Aber eine vertrauliche Berührung beschmutzt beide Teile; ein Mann, der über den tiefen Abscheu vor der Selbsterniedrigung der Dirne hinwegzukommen, sie sich zu nutze zu machen und dadurch noch zu steigern imstande ist, der ist bereits bis zu einem gewissen Grade innerlich verkommen und wird es auch seinerseits noch mehr. Auch das auszusprechen, ist nicht so unnötig, wie es vielleicht vielen Lesern erscheinen wird, denn die alten und anerkannten Wahrheiten sind nicht immer auch diejenigen, welche Seelen und Leben der Menschen beherrschen. Und noch weniger ist es überflüssig auszusprechen, daß es von frevelhaftem, entwürdigendem Leichtsinn zeugt, wenn ein Mann die niedrigen Freuden, die eine Dirne zu bieten vermag, auskostet auf die Gefahr hin, in wenigen Minuten sein körperliches und seelisches Dasein zu vergiften, zu entwerten, ihm dem Stempel der Unfähigkeit zur Entfaltung edler Blüten und zur Vertiefung in große Aufgaben aufzuprägen. Nicht immer sind ja die Folgen so verhängnisvoll, aber die Gefahr, daß sie sich so gestalten, ist nie ausgeschlossen; und man weiß ja, wie heimtückisch das Gift oft noch Jahrzehnte nach der scheinbaren Heilung seine verhängnisvolle Kraft entfaltet. Und man weiß — und darin liegt die ernsteste Mahnung — daß die Gefahr nicht nur den Schuldigen selbst bedroht, daß manches Mal die Natur ihre furchtbaren Strafen verhängt bis ins dritte und vierte Glied; daß ganze Familien den Fluch zu tragen haben, den eine leichtfertige Stunde heraufbeschwört. Darum, wer sein Leben lebt, um es mit edlem Inhalte zu erfüllen; wer da ahnt, daß er sich nicht nur fort-, sondern hinaufpflanzen soll; daß in ihm ein edler Sklave lebt, dem er die Freiheit schuldig ist, und daß er zum Segen werden soll für die, mit denen sich sein Dasein verkettet — für den kann der Verkehr mit Dirnen nichts anderes als ein Verbrechen sein.

9.

Ich mache hier Halt. Daß das Problem mit den gegebenen Ausführungen nicht erschöpft ist, versteht sich von selbst. Nur die wichtigsten und nächstliegenden Gebote sind bezeichnet worden, die sich von dem eingangs eingenommenen Standpunkt aus bei einer ernsthaften Betrachtung des sexuellen Problems für die Männerwelt ergeben; wichtige Fragen genug bleiben darüber hinaus zu erledigen. Aber diese feineren Verzweigungen des Problems lassen sich nicht im Rahmen eines Aufsatzes, weil nicht ohne eingehende Betrachtung unserer gesamten Kulturverhältnisse

Digitized by Google

verfolgen; und je weiter wir darin vordringen, desto stärker wird die Beteiligung des subjektiven ethischen Moments an der Lösung; das letzte Wort hat da jeder mit sich selbst zu sprechen. Ich möchte hier nur noch kurz die Richtung andeuten, in der sich die weitere, tiefere Betrachtung bewegen muß.

Wer Gottfried Kellers „Grünen Heinrich" gelesen hat, der wird schwerlich zwei Frauengestalten vergessen können, die beide auf des Dichters Entwickelung einen tiefen Einfluß ausgeübt haben: Anna, die Tochter des Lehrers, und Judith. Er wird sich erinnern, wie Judith in einer Aufwallung ihrer vollsäftigen Sinnlichkeit den Jüngling umschlingt, dessen starke tiefgründige Mannhaftigkeit zum erstenmal ihrem sehnsüchtigen Herzen den Wert der echten Liebe gezeigt hat, und wie Heinrich Lee sich ihren Armen entreißt, weil Annas reines Bild wie ein stiller Stern vor seine Seele tritt. In Gottfried Keller eine ungesund-unsinnliche oder asketisch irregeleitete Natur zu sehen, ist platterdings unmöglich für jeden, der die absolute Echtheit und unerbittliche Sachlichkeit, die kernige Schlichtheit und Bodenständigkeit dieser groß angelegten, aber in jedem Zuge rein menschlichen Natur kennen gelernt hat. Um so bedeutungsvoller ist die Entscheidung, die der reifende Mann in jener schwülen Sommernacht getroffen hat. Nicht aus religiösen Beweggründen, denn der Religion hat er von jeher sehr nüchtern gegenüber gestanden, und er war damals schon dem Endpunkt der Entwickelung nahe, als deren Ergebnis er einen dicken Strich durch seinen gesamten Kinderglauben einschließlich des Gottesglaubens zog; sondern weil sein reines Auge sah, was das wirklich Ewige im Weibe ist, und daß auch der Mann ernsthaft Sorge tragen muß, Herz und Auge für diesen Ewigkeitswert empfänglich zu erhalten. Und daß das dem Dichter nicht etwa nur übertriebener Jugend-Idealismus, sondern ein ethisches Glaubensbekenntnis des Mannes ist, zeigt sich in der Lebensfreundschaft, die sich zwischen Heinrich Lee und der Judith knüpft, nachdem sie, an großen Aufgaben erstarkt und geläutert, aus Amerika zurückgekehrt ist. Es ist eben ein wahres Wort, das merkwürdige Wort, das Keller der Märchengestalt der blumenhaft nach Liebe dürstenden Hulda in den Mund legt: „Die Lieb' ist eine ernstliche Sache, selbst im Scherz." Eine ernstliche Sache freilich nur für den, dem Leben, Pflicht, Gewissen, Ehre überhaupt ernstliche Sachen sind; aber für den auch wirklich, denn es ist nun einmal so, daß selbst der Scherz der Liebe nicht spurlos am Innern des Menschen vorbeigeht, sondern

Digitized by Google

ein Teil der Geschichte des einzelnen wird, aus der sich zuletzt das Ziel seines Weges bestimmt. Unsere Zeit bietet ganz eigenartige Beispiele dafür, wie der Kultus der vom seelischen Boden losgelösten Sinnlichkeit selbst das wissenschaftliche Denken mit sinnlicher Schwüle zu erfüllen vermag. In der Sammlung Göschen ist eine Geschichte der Malerei von Richard Muther erschienen, in der die Entfaltung der Kunst sich überwiegend darstellt als Entfaltung der künstlerischen Darstellung des Sinnlichen; ein förmliches Spüren nach der „odeur de femme“ — diesen widerwärtigen Ausdruck sollten wir billig den Franzosen überlassen — geht durch große Partien des Werkes mit einer solchen Aufdringlichkeit, daß man geradezu nachweisen kann, wie durch den Einfluß dieses Interesses die unbefangene Forschung an die Wand gedrückt wird. Selbst bei einem Manne, dem nicht das stille unbestechliche Auge der Wahrheit angeboren wäre, würde es ohne dieses erklärende Moment einfach unmöglich sein zu begreifen, daß ein Künstler wie Crivelli unter der Signatur „archaische Herbheit und fauliger haut goût in perverser Mischung“ gegeben, daß ein Fürst unter den Malern wie Rubens in abgründlich verständnisloser Weise geschildert werden kann als ein Mann, der „nur die beiden Pole von überquellender Sinnlichkeit und wütendem Kampfe kennt“, daß seine ganze Kunst als eine Apotheose von Fleisch und Fett, als ein großer Fleischerladen erscheint, wie Muther sich übermäßig geschmackvoll ausdrückt. Man muß sich in die Madonna im Blumenkranz, in die gehaltenen, vornehmen, psychologisch tiefsinnigen — nach Muther freilich „mehr animalischen als spirituellen“ — Bildnisse der van Thulden, Spinola, Brueghel, der Familie Gerbier, der Stifter des Ildefonso-Altars, das Braunschweiger Bildnis u. a. m. vertiefen, um dieses Urteil ganz zu würdigen. Und Muther ist nicht das einzige Beispiel für die Beobachtung, daß eine nicht durch ethische Einflüsse gebändigte Hingabe an das Sinnliche im Menschen, eine Hingabe die bei ästhetisch hervorragend veranlagten Menschen zum Kultus des Sinnlichen wird, das wissenschaftliche Denken beeinflussen, irreleiten, von anderen wesentlichen Gesichtspunkten ablenken kann. Und wenn man näher zusieht, so wird man finden, daß diese bei den Franzosen häufige, dem deutschen Wesen glücklicherweise im allgemeinen noch fremde Entwickelung in der Natur der Sache liegt. Alle Betätigungen des sinnlichen Lebens, vom Essen und Trinken angefangen, müssen durch das geistige Wesen in engen Schranken gehalten werden, wenn sie es nicht

Digitized by Google

überwuchern und schädigen sollen. Das Sich-vordrängen der leiblichen Bedürfnisse widerstrebt dem gesunden Sinn so sehr, daß die Sprache eigene geringschätzige Ausdrücke für das Zuviel im Essen und Trinken geschaffen hat. Wenn das schon für die leiblichen Bedürfnisse im engeren Sinne gilt, die doch nur in einem mittelbaren Zusammenhang mit dem seelisch-geistigen Leben stehen, wie viel mehr muß es der Natur der Sache nach gelten vom Geschlechtstrieb, der so sehr in beiden Gebieten des persönlichen Lebens wurzelt. Wer sich ein wenig an sorgfältige Beobachtung seiner selbst gewöhnt hat, wird sehr bald inne werden, daß nachweisbar geistige und ethische Aktivität und Frische im umgekehrten Verhältnis stehen zu dem Spielraum, der dem sinnlichen Triebe gewährt wird.

Dies Verhältnis hervorzuheben, ist in unserer Zeit doppelt nötig, weil in ihr mit der Beseitigung überkommener Autoritäten, der Umwertung aller Werte Hand in Hand geht eine Richtung aufs Ästhetische, die ich unbedenklich als Überschätzung des Ästhetischen bezeichnen würde; eine Entwickelungsrichtung, die vorwiegend durch nicht dem deutschen Wesen verwandte Einflüsse bedingt wird. Der jüdische Geist mit seiner kritisch-zersetzenden Veranlagung, seiner Vorherrschaft des Verstandes gegenüber dem Ideevermögen, seiner ausgeprägten Schätzung der materiellen Güter, und auf geistigem Gebiete dessen, was berechnet, bewiesen, mit Händen gegriffen werden kann, der ist — das kann wohl kein Unbefangener leugnen — eine Großmacht geworden wie nie zuvor, und er ist jener Richtung auf das „Erlaubt ist, was gefällt" nur zu günstig. Kunst, Wissenschaft, Literatur, Kritik werden von ihm bis in ihre Tiefen beeinflußt. Man kann zwar schon an verschiedenen Punkten eine Gegenströmung wahrnehmen, die Richtung auf das Positive, auf die Schätzung der unwägbaren und doch gewichtigsten Lebensmächte; aber jene ästhetisierende Richtung hat noch eine bedeutende Stärke. Mit Berufung auf sie und unter ihrem Einfluß wird, unter der Spitzmarke „Recht der Persönlichkeit", die gewiß allerdings mit das „höchste Glück der Erdenkinder" bezeichnet, mancher Orten das Recht einer Zuchtlosigkeit vertreten, die von den höchsten Zielen der Persönlichkeit, vom noblesse oblige, nichts weiß, und nichts gemein hat mit der Goethe vorschwebenden, auf Willen, Selbstzucht, und Pflichtbewußtsein gegründeten Persönlichkeit. Diese Richtung ist natürlich gerade auf sexuellem Gebiete eines ungeheuren Anhangs sicher und hat es leicht, in den Augen ihrer Anhänger jede ethisch

Digitized by Google

begründete Auffassung als Prüderie, finstere Askese usw., wenn nicht gar als Heuchelei abzutun.

Ob solche Denkweise weite Kreise beeinflußt, ist aber keineswegs gleichgültig; nicht nur für den einzelnen, der sich damit abzufinden hat, sondern auch für die Volksgemeinschaft. Wohin der Kultus der Sinnlichkeit führt, läßt sich an unseren Nachbarn jenseits der Vogesen nur zu gut studieren mit allen ethischen, literarischen, ästhetischen, politischen Konsequenzen, die mit solchem Kultus unausweichlich gegeben sind. Aber geben nur die Franzosen ein Objekt für solche Studien ab? Oder sollten wir vielleicht gut tun, uns in unserer eigenen Gegenwart und Vergangenheit umzusehen? Wer die Zeit vor 1806 — und vielleicht auch vor 1648 — daraufhin durchforschen wollte, würde, fürchte ich, recht verwandte Zusammenhänge finden. Ein Volk aber, welches so wie das unsrige auf allen Seiten von Feinden umringt ist, deshalb soviel Veranlassung wie wir hat, alle für das nationale Leben wertvollen Kräfte zusammenzuhalten und zu stärken, das muß auf solche Lehren der Geschichte mit verdoppelter Aufmerksamkeit achten. Beweisen lassen sie sich allerdings nicht, oder doch nur dem, dessen Auge gewohnt ist, durch die Oberfläche der Dinge hindurch zu sehen. Wer das tut, der wird finden, wie wahr und wie beherzigenswert das Dichterwort ist: „Die Lieb' ist eine ernstliche Sache, selbst im Scherz."

Ein neuer Lichtpunkt im Osten von London.

Von Felix Wally.

Schon lange sind die Londoner Wohltätigkeitseinrichtungen wegen ihrer einzigen Vollkommenheit berühmt und vorbildlich geworden. Ihre ungeheure Zahl, ihre verschiedensten Zwecke zeigt uns vielleicht am besten der „Royal Guide to the London Charities" von Herbert Fry, erschienen bei Chatto und Windus, 111 St. Martin's Lane, London. Wir sehen, daß

Digitized by Google

von öffentlicher wie privater Seite mit allen Mitteln und größter Opferwilligkeit daran gearbeitet wird, den 900 000 Einwohnern des Londoner Eastend, die größtenteils in entsetzlich erbärmlichen Zuständen leben, zu helfen. Ein neues Haus zur Hilfeleistung für die arbeitenden Klassen wurde am 11. August v. J. dem Verkehr übergeben. Seine überaus gute und zweckmäßige Einrichtung läßt es uns angezeigt erscheinen, es in weiteren Kreisen bekannt zu machen. Es ist dies ein sogenanntes „Rowton House", Fieldgate Street, Whitechapel London E., das fünfte dieser Art in London. Sie sind errichtet durch die von Lord Rowton 1894 gegründete Gesellschaft „Rowton Houses Ltd.", mit Ausnahme des ersten, von ihm selbst erbauten, 1893 eröffneten „Poor Men's Hotel" in Vauxhall. Das Kapital der Gesellschaft beträgt 6 000 000 Mark, ihr Vorsitzender ist Lord Rowton. Sie sind alle im besten Sinn des Wortes Poor Men's Hotels, indem sie für wenig Geld dem Armen Wohnung bieten und zwar gelegen in Arbeitervierteln nächst den Arbeitsstätten, und indem sie durchaus nicht den Charakter von Armenhäusern u. dgl. tragen und so die Bewohner zu Almosenempfängern stempeln, was sie auch tatsächlich nicht sind, da die Gesellschaft eine Dividende von 5 % bezahlt. Möglich ist dies durch den außerordentlichen Zuspruch, dessen sich die 5 Hotels erfreuen, deren erstes 475 Schlafabteile für je einen Mann hat, das zweite 677, das dritte 805, das vierte 800, das fünfte, kürzlich eröffnete 816.

Die folgenden Zeilen werden zeigen, welche Annehmlichkeiten dieses neueste Hotel bietet.

Das bebaute Terrain setzt sich zusammen aus zwei aneinandergelehnten Parallelogrammen, von denen das größere die Front gegen die Fieldgate Street bildet. Seine Front ist 192 Fuß lang, es ist 129 Fuß tief. Das kleinere Parallelogramm hat eine Hinterfront von 75 Fuß Länge und eine Tiefe von 67 Fuß, alles in allem eine Fläche von 29 500 Quadratfuß.

Weite Luftschächte bewirken, daß wahre Ströme frischer Luft und Licht das Heim von allen Seiten durchfluten, so daß das Tageslicht alle Räume aufs trefflichste erhellt und nirgends künstliche Beleuchtung nötig ist. Erst Abends bei Dämmerung wird solche angewendet, elektrisches Licht natürlich überall, dessen Verbrauch in letzter Hand durch den Vorsteher kontrolliert wird. Treffliche Wasserleitungen sind durch das ganze Gebäude gelegt und Apparate angebracht, um schnelles Löschen beim Ausbrechen von Feuer zu ermöglichen. Viel kann zwar ein etwaiger Brand

Digitized by Google

nicht schaden, da alle Böden und Treppenaufgänge aus Stahlbalken und einer Cementart gebaut sind.

Zur Erleichterung der Verwaltung ist das Hotel sehr praktisch in 5 Abteilungen geteilt.

Die erste umfaßt die Wohnung des Vorstehers, bestehend aus 2 Wohn- und 2 Schlafzimmern, Badezimmer und Zubehör, das Zimmer des Clerks und das Bureau mit entsprechender Einrichtung, wo ein Hotelbewohner auch Wertgegenstände hinterlegen kann.

Die zweite Abteilung ist die der „bedmakers" d. h. Frauen, die die Schlafräume der Bewohner zu besorgen haben. Sie schlafen außer dem Haus, haben einen besondern Eingang in ihre Zimmer und besonderen Treppenaufgang zu den Schlafsälen, so daß sie nicht durch die Wohnräume der Bewohner gehen müssen, wo diese sich aufhalten, nachdem zu bestimmter Zeit morgens die Schlafabteile geschlossen sind. Zur eigenen Benutzung haben sie einen Speisesaal, Waschraum 2c. Daran anschließend ist die Wäschekammer, wohin durch Lifts von allen Stockwerken die gebrauchte Bettwäsche gebracht wird, die außer dem Hause gewaschen und dann in einem besonderen im ersten Stock der Schlafsäle gelegenen Raume aufbewahrt wird, wo ein Trockenapparat dafür sorgt, daß jede etwaige Feuchtigkeit aus der Bettwäsche verschwindet.

Die dritte Abteilung ist „Latering Department" genannt. Hier befinden sich die Schlafräume des weiblichen Küchenpersonals und dessen Speisesaal. Eine Speiseausgabestelle versorgt die Hotelbewohner je nach Wunsch mit zubereiteten oder noch nicht zubereiteten Speisen. Die Speisen selbst werden durch Beamte der Gesellschaft gekauft. An die Küche, die vorzüglich mit Gasherden usw. ausgestattet ist, stoßen die Speisekammern, Vorratsräume für Geschirr u. dgl.

Die 4. Abteilung umfaßt die Wohnräume der Bewohner. Ein sauber getäfeltes mit guten Bildern geschmücktes Rauchzimmer bietet 140 Mann Raum. Ein großes, helles, ähnlich wie das Rauchzimmer ausgestattetes Lesezimmer gibt Gelegenheit, sich in den dort ausliegenden Zeitungen über die Tagesneuigkeiten zu unterrichten. Zwei große Bücherschränke enthalten vorzügliche englische Literatur. Die Bücher werden den Arbeitern auf Anfrage beim Vorsteher kostenlos geliehen.

Besonders schön ist dieser Saal geschmückt durch vier große dem Haus geschenkte Gemälde, „Die Jahreszeiten" darstellend.

Digitized by Google

Für Schach und ähnliche Spiele sind die erforderlichen Bretter und Figuren vorhanden, dagegen Kartenspielen ist verboten.

In dem riesig großen Speisesaal, wo zu gleicher Zeit 456 Mann an Tischen essen können, ist alles wahrhaft raffiniert praktisch eingerichtet. Große Herde, durch Gas oder Dampf geheizt, stehen kostenlos denen zur Verfügung, die die in oder außer dem Hotel gekauften Speisen selbst zubereiten wollen. Eine Masse Töpfe, Pfannen, Teller u. dgl. können benutzt werden, die alsdann von Dienern gesammelt und in einem besonderen Raum gereinigt werden. Apparate mit fortwährend kochendem Wasser versorgen die Leute, die Thee trinken wollen, da Alkoholika verboten sind.

Die, die selbst kochen, besorgen das Putzen der Gemüse und dergleichen Verrichtungen in einem Raum neben dem Speisesaal unter Benutzung von Trögen, von denen jeder Zufluß von kaltem und warmem Wasser hat; zu jedem derselben gehört ein kleiner Tisch und ein Behälter für die Abfälle. Man sieht, wie weitgehend gesorgt ist nicht nur für die, die an der in den Speisesaal gehenden Speiseausgabestelle die fertigen, kalten oder warmen Speisen kaufen, sondern auch für die, die aus irgend einem Grund sich selbst versorgen. Die überaus große Sauberkeit, die auch hier herrscht, läßt den reich ausgestatteten Raum wirklich anheimelnd erscheinen, der reichlich viel frische Luft und Licht erhält.

Die meisten Bewohner des Hotels sind längere Zeit, oft Jahre hindurch, ständige Gäste. Für diese stehen, sobald sie sich im voraus für eine bestimmte Anzahl Nächte eingeschrieben haben, Spinde bereit, 800, deren jeder besonders ventiliert ist. Bei der Empfangnahme der Nummer und des Schlüssels eines Spindes hat der Betreffende einen Schilling zu hinterlegen. Verläßt er das Hotel, einerlei nach wieviel Zeit, erhält er, wenn der Spind in Ordnung befunden wird, 10 Pence wieder zurück. Außerdem ist noch ein Raum vorhanden, wo größere Gepäckstücke aufbewahrt werden. Um den Arbeitern zu ermöglichen, den Abend in freier Luft zuzubringen, ist auf einem flachen Dach ein kleiner Garten hergerichtet, wo sie bei günstigem Wetter rauchend auf den Bänken zusammensitzen.

Zwischen den beiden östlichen Treppenhäusern befinden sich die geradezu musterhaft eingerichteten Waschräume, mit 80 Waschbecken, jedes mit Warm- und Kaltwasserzufluß und Abfluß. Bei jedem Seife, Handtuch und Kleiderhaken. Ein kleiner Verschlag neben diesem Saal ist einem Friseur vermietet.

Digitized by Google

Für die Arbeiter, die vielleicht nach langer heißer Arbeit und weitem Weg durch die staubigen Straßen Erholung suchen, ist ein Raum, ähnlich ausgestattet wie die Waschräume, zum Reinigen der Füße vorhanden. 7 Badezimmer sind für die bereit, die sich den Luxus eines Bades, eingerichtet wie die Bäder „1. Klasse" in öffentlichen Badeanstalten, für den Preis von 1 d., d. h. 8 Pfennigen mit Handtuch gestatten können. Für die Zeit, wo die Schlafzimmer den Bewohnern verschlossen sind, stehen ihnen zum Umkleiden zwei Ankleidezimmer zur Verfügung. In einem Waschhaus mit allem Notwendigen, Trockenofen ꝛc., versehen, wird den Leuten Gelegenheit geboten, ihre Kleider zu waschen und sie nach verhältnismäßig kurzer Zeit ($^1/_4$—$^1/_2$ Stunde) wieder zu benutzen. Für wenig Geld wird ihnen alle Arbeit besorgt. Schuster und Schneider sorgen auf Verlangen für die entsprechenden Kleidungsstücke.

Mit derselben Sorgfalt, mit der überall allen hygienischen Anforderungen entsprochen ist, sind die Aborte und der außerhalb des Hauses erbaute Desinfizierraum eingerichtet.

Die fünfte Abteilung umfaßt die Schlafräume der Gäste des Hotels.

Man erreicht sie durch 3 verschiedene feuersicher erbaute Treppenaufgänge. Außerdem, um Feuersgefahr unmöglich zu machen, ist jedes Stockwerk in 10 Abteilungen, durch Mauern getrennt, geteilt. Im Fall einer ansteckenden Krankheit können auch so die Kranken isoliert werden. Zur Aufnahme der Bewohner stehen 816 Betten bereit, deren jedes in einem getrennten Abteil untergebracht ist, dessen Wände etwas über mannshoch sind. In diesem Abteil sind alle üblichen Schlafzimmereinrichtungen vorhanden. Wesentlich ist, daß jedes Abteil für sich ein besonderes Fenster hat. Die Betten sind ausgezeichnet, wie man sie oft genug in einem teuren Hotel vergeblich sucht. Auf der modernen englischen Stahlfedermatratze liegt eine Roßhaarmatratze, Leintücher, wollene Decken, Polster und Kissen. Zur Aufsicht schlafen Angestellte des Hotels in jedem Stockwerk, die zugleich die Kontrolle über die Feuerlöschapparate haben. Für all diese Annehmlichkeiten, einschließlich der Benutzung der Wohnräume, Waschräume usw. sind für eine Nacht 50 Pfennige zu bezahlen.

In einem solchen Hotel verkehren nicht die Arbeiter der niedersten Stufe, sondern die Gäste machen in Benehmen, Aussehen und Kleidung den Eindruck einer höheren Klasse Arbeiter, Handwerker, Ladenbediensteter usw. Wie zufrieden die Leute in

Digitized by Google

diesen Hotels sind, beweist nicht nur die Tatsache, daß die Hotels ständig besetzt sind, sondern auch, wie der „Daily Telegraph“ ausführte, die Abnahme der Eheschließungen in den dem Hotel nächstgelegenen Bezirken. Durch diese Hotels werden die darin wohnenden Arbeiter, die nach Hunderten zählen, vor der Notwendigkeit, Unterkunft in den unbeschreiblich überfüllten Häusern des Eastend zu suchen, bewahrt und damit von allen damit verbundenen Schäden.

Ein Grund, warum bei uns in den großen Städten derartige Einrichtungen in der Ausdehnung nicht bestehen, ist die Tatsache, daß bei uns die sozialen Verhältnisse der arbeitenden Klasse nicht so schlecht sind, wie in den Industriezentren Englands. Dort ist viel Schatten und viel Licht; bei uns aber könnten auch mehr lichte Stellen geschaffen werden, um zu verhindern, daß es bei uns je so dunkel wird, wie im Eastend Londons.

Ein vergessenes Kleinod der Weltdichtung.

Von Theodor Kappstein.

Wer von uns kennt den Ibsen seiner älteren dichterischen Periode? Den Ibsen, der die weiten Gebiete der Weltgeschichte und die luftigen Regionen der Sagen und Mären seiner Nordländer durchstreifte, um Antwort zu finden auf die ernsten Fragen, die seine Gedankenwelt bestürmten?! Im November 1867 hat der nordische Dramatiker seine Dichtung „Peer Gynt“ herausgegeben: bald wird das Märchendrama 40 Jahre alt sein, ohne daß unseren Bühnen die Schwabenweisheit gekommen ist, es für unser Volk zu köstlichem Besitz zu erobern! Es klingt verwunderlich und ist doch wahr, daß derselbe Ibsen, der das historische Ideendrama gepflegt und das Gesellschaftsdrama bis zu den naturalistischen Ausläufern geschaffen hat, zugleich der Pfleger des satirischen Märchendramas und allenthalben der große, unerreichte Symbolist unter den europäischen Dichtern

Digitized by Google

ist, dem alles Vergängliche unmittelbar sich wandelt zum Gleichnisbilde eines Ewigen, Geistigen. „Peer Gynt" wie sein Vorgänger „Brand" sind Polemiken, die sich gegen Ibsens Heimat Norwegen richten. „Während aber", urteilt Georg Brandes (im Vorwort zu der autorisierten Gesamtausgabe der Werke Henrik Ibsens*), die nach Inhalt und Ausstattung nicht genug gerühmt werden kann) „in ‚Brand' norwegische Schlaffheit wenigstens von einer norwegischen Idealgestalt abgeurteilt wird, ist hier der Held als der typische Vertreter norwegischer Willensschwäche und Phantasterei angelegt und gestaltet. Die ganze Dichtung gibt sich als ein Angriff auf die norwegische Selbstzufriedenheit und auf die Beschönigung fragwürdiger norwegischer Nationaleigenschaften, als seien sie bewundernswerte Tugenden. Die Norweger erscheinen in dem karikierenden Spiegel dieser höchst genialen Dichtung als ein Volk, das in rotwangiger Zufriedenheit sich selbst genug ist und darum alles lobt, was ihm eigen ist, so unbedeutend es auch sei, Entscheidungen aus dem Wege geht und mit Phantasterei und Aufschneiderei als Nationallastern behaftet ist." Nur die Norweger?

Peer ist ein Phantast, ein lustiger Selbstvergötterer. Er träumt davon, Gold und Purpur werde ihn einst schmücken, denn er sei ein Liebling des Himmels. Der Vater war ein Verschwender, die brave Mutter Aase verzärtelt und verschüchtert abwechselnd den Jungen. Aber diese etwas wunderliche Frau, die Witwe des hochtrabenden Schlemmers, hat ihrem Kinde die schönsten Heimatgeschichten zu erzählen gewußt — Peers heimlicher Schatz: er selbst ist der Held, er wird diese Märchen, die seine Phantasie hütet, einst realisieren. Er sieht sich in jenem, der den Teufel in einer Nußschale fing und der auf eines Gemsbocks Rücken über steile Klippen in den Abgrund reitet; mit Kobolden und Elfen möchte er umgehen, ja Kaiser der Welt will er werden. Aber nie entspricht dem bunten Wollen ein energisches Können; das große Genie der Träume ist ein skrupelloser Egoist des Tages. Er will seine Seele nicht verlieren, um sie zu gewinnen. So bleibt er immer auf sich beschränkt, er ist ein Mensch ohne ein Ziel. Die Ausgeburten seiner Phantasie setzt er keck ins Leben um, ohne eine gesellschaftliche Pflicht anzuerkennen. Ihm fehlt der intellektuelle und der ethische Halt. Er steht außerhalb der menschlichen Gemeinsamkeit. Zwar liebt er die Tochter des

*) Verlag S. Fischer, Berlin, Neun Bände.

Digitized by Google

reichen Hägstadtbauern; aber wie es zur Heirat kommen soll, ist er verschwunden. Ein anderer Bewerber läßt sich die Hochzeit rüsten, der Schwächling Matz Moen; mitten aus dem festlichen Treiben heraus schleppt Peer die Braut ins Gebirge hinauf, um sie nach durchschwärmter Nacht — dem nefas primae noctis — nach Hause zurückzuschicken. Denn eigentlich liegt ihm eine andere im Sinn: die unschuldige Solveig. Sie ist der gute Engel seines Lebens.

Peer, der Zügellose, treibt es mit den wilden Sennerinnen, die zur Samstagnacht den Riegel an ihrer Kammertür vorzuschieben vergessen; er erwacht im einsamen Rondegebirg. Einen wilden Traum hat er ausgeträumt: die Tochter des Trollkönigs hatte er verführt; der Dovrealte, vor den sie ihn schleppen, läßt ihm die Wahl, die Grüngekleidete zu heiraten, oder zu sterben. Peer will ein Troll werden, so widerwärtig die ungebärdigen Kobolde mit ihren Waldschrattmanieren ihm auch sind. Auf einer Sau als Brautrößlein war er zu den Erdgeistern eingeritten, selbst ihre Kost quält er sich ein und läßt den Schweif sich anbinden; aber als sie ihm sein Augenlicht zum einäugigen Schielen verstümmeln wollen, da empört er sich. König der Kobolde will er wohl werden; nicht aber sich ihnen für immer verpflichten, das Opferbringen ist nicht seine Sache. Der wüste Traum zerrinnt, und Peer balgt sich mit dem „Krummen" herum, einem in verschiedenen Gestalten ihm entgegen tretenden Symbol seines eigenen zwiespältigen Wesens — „der Krumme, der tot ist und niedergebrochen; der Krumme, der tot ist und der Krumme, der lebt." In einem Nadelwalde treffen wir den Phantasten wieder. Er baut sich ganz ehrbar ein Hüttchen. Aber wie er mit der Axt auf die alte Bergkiefer losschlägt, erscheint sie ihm als gepanzerter Ritter, und wie er sich's auch vornimmt, die Dinge in ihrer Wirklichkeit zu sehen, flugs geht die Phantasie wieder mit ihm durch:

Fein soll der Bau werden. Turm und Hahn
Soll weithin sichtbar den First überblitzen,
Und an den Giebel, aus Kiefernspan,
Will ich ein fischgeschwänzt Meerweib schnitzen.
Messing soll der Hahn sein und Messing die Klinken,
Glas will ich auch wohl zu kriegen sehn;
Hei, soll fremdes Volk mauloffen stehn,
Sieht's vom Gebirg her das Funkeln und Blinken!

Es ist Gaukelspiel. Peer kommt aus dem Bannkreis des Krummen nicht heraus; selbst den dummen Kerl, der sich im

Digitized by Google

Schutz des Waldes mit der Sichel den Finger abhackt, um nicht Soldat werden zu müssen, bewundert er noch mit halbem Neid: „Es denken, es wünschen, ja selber es wollen — aber es tun, nein das faß' ich nicht." Da naht ihm das Glück; auf Schneeschuhen tastet sich die treue Seele, das liebliche Kind Solveig zu Peer. Bei dem Mann ihrer verehrenden Liebe, dem sie mit allen Fasern ihres Wesens anhängt, sucht sie Heimat und Frieden. Alles, was ihr teuer ist auf dieser Welt, hat sie drangegeben, um das Schicksal des Geächteten und Enterbten in seiner Einöde zu teilen. Es ist die reine, selbstlose Liebe, die ihm nahe tritt. Wird der Ruheloſe hier den Frieden finden? Gynt hofft es sehnend: „Willst Du des Schützen in Lust und Leid sein, so weiß ich so wird meine Hütte geweiht sein!" Das Königskind ist sein, der Schloßbau kann beginnen — — wenn sein „Es war" nicht die tiefen Schatten ihm auf den Weg würfe; den Nickelmann, das böse Gewissen in Gerhart Hauptmanns Versunkener Glocke, repräsentiert hier die Alte mit ihrem und Peer Leichtfuß's frechem Sprößling. Die bösen Bilder der Vergangenheit-Ingrid, die drei Sennerinnen vergällen ihm sein Glück. Zur Reue ist er nicht ehrlich und tapfer genug, nur ein verdrossenes Unbehagen bringt er auf. „Ich muß drum herumkommen in meinem Sinn, so daß es wird weder Verlust noch Gewinn; man muß so was abschütteln, bis man's vergißt." Solveig geht in der Liebe, die alles glaubt, hofft und duldet, in's Tal zurück, des unsteten Wanderers harrend in Geduld.

Die Szene am Sterbebett der guten alten Mutter Aase ist ein wunderbares Wertstück aus der Schatzkammer des nordischen Poeten. Das Leid des Lebens löst in dem Phantasten den Humor aus; das an seiner verwundbarsten Stelle getroffene Gemüt entzündet die Phantasie, und die Leuchtkugeln des Humors steigen auf. Da sitzt er auf Mutters Bettkante — „was schwer ist, das woll'n wir uns sparen auf später, das hastet ja nicht", und scherzt mit ihr von den schönen Tagen seiner Kindheit; er wirft eine Schnur um den Stuhl, auf dem die alte Katze liegt, nimmt einen Stecken und inszeniert vom Fußende des Bettes aus eine lustige Schlittenfahrt. Er plaudert ihr vor, die Fahrt gehe übers Fjordeis zum Himmelsschlosse; Sankt Peters Bedenken gegen das seltsame Paar, das dem Pförtner nicht einwandfrei erscheint, erledigt der Herrgott selbst. „Hier wird keine bessere vorkehren von irgendwo heutigen Tags", ruft Peer, und Gott-Vater entscheidet: „Alt Aase hat freien Paß". Er hat sich hinweggelächelt über

Digitized by Google

das bittere Sterben; ein Poet, drückt er ihr die Augen zu: „So, das war der Dank für die Fahrt.“

. . Der reife Fünfziger lebt an der Küste von Marokko. Er ist ein reicher Kaufherr geworden; in würdigen Vertretern bewirtet er die europäischen Handelsvölker an seinem gastfreien Tische. Er hat sich in der rauhen Schule des Lebens gewandelt; er ist weltkundig geworden, in Amerika hat er arbeiten gelernt. Der Reeder, der mit Sklaven und Fetischen handelte, ist zum Krösus emporgestiegen, der heute der Türkei ein Darlehen anbieten kann, also eine Macht in der Welt darstellt. Besser aber hat ihn die neue Welt nicht gemacht; sein Humor ist zum cynischen Spott versäuert. Er lacht über alles höhere Streben, das sich nicht in Geldwert ausdrücken läßt, er verachtet Gott und die Welt; aber er fürchtet sich vor dem Sterben — und er will Kaiser werden, Kaiser der ganzen Welt; „das Gyntsche Ich“ soll der Gott der Welt sein. Die guten Freunde liefern ihm die anschauliche Praxis auf seine Theorie, indem sie ihm seine ganze befrachtete Yacht entführen. Peer wird vor Verzweiflung beinah fromm; doch er arbeitet sich wieder herauf; hoch zu Roß erscheint er in orientalischer Tracht bei einem Araberhäuptling, mit dessen schöner Tochter Anitra er selbstverständlich sofort anbandelt. Er fühlt sich dort wohl als Prophet — „die Stellung ist sonder Tadel, da weiß man doch gleich, was man gilt in der Welt, da ist man doch selber der Huldigung Held“; aber das Kätzchen spielt mit dem eingebildeten Narren und blamiert ihn, nachdem sie ihn gehörig ausgebeutelt hat. Ernüchtert, wenn auch noch nicht definitiv, lacht er sich selbst aus: „Man stelle sich vor! Die Zeit will er stoppen durch Trippeln und Tänzeln, Schwimmen wider'n Strom, mit Schweifeln und Schwänzeln! Lustgirrend hüpft er, die Laute zupft er, und endet zuletzt als Hahn, als gerupfter!“ Als Prophet hat er die Zügel verloren; da er aber noch etwas Kapital gerettet hat, beschließt er Gelehrter zu werden, „um zu finden der Wahrheit Mysterium, das ist des echten Forschers Kriterium.“ Das Unglück, das ihn verfolgt, hat seinen Stachel verloren; „hoch nun darf ich mein Haupt wieder tragen in meines Manneswerts Wohlgefühl, ein Kaiser des Lebens sozusagen!“ Köstlich ist die Laune, mit der sich der Herr Professor vor der Sphinx seine Notizen macht: „Echo spricht deutsch, Berliner Dialekt“; voll prickelnden Esprits die ganze Reiseschilderung. Der Direktor der Irrenanstalt Dr. Begriffenfeldt bringt „den Kaiser der Interpreten auf des Selbst

Digitized by Google

Fundament" zu seinen Verrückten und erklärt resigniert: „Die absolute Vernunft ging ab gestern Abend Schlag elf mit Tode"; jetzt sind diejenigen gesund, die man bisher für verrückt hielt, weil die bis dahin Gesunden zu rasen angefangen. Ein blutiger Spott auf die brutale Selbstsucht:

Hier ist man selbst, ohne Gnade zu geben,
Man selbst, und nicht das Geringste daneben.
Man geht als man selbst, hier vor vollem Wind.
Im Faß seines Ich birgt ein Jeder hier sich,
Taucht in seines Ich Gährung bis auf den Grund,
Schließt zu sich hermetisch mit seines Ich Spund
Und dichtet das Holz im Brunnen seines Ich.
Keiner hat Tränen für der anderen Wehen,
Keiner hat Sinn für der anderen Ideen.
Wir selbst, das sind wir in Geist und Gebärden,
Bis zur Spitze des Sprungbretts wir und nur wir!

Der Besuch im Irrenhaus endet mit schrecklichen Bildern aus der Nacht des Wahnsinns, der Methode hat; der Selbstsucht Kaiser bricht zusammen. Seine Heiterkeit ist dahin, melancholische Selbstironie löst den schäumenden Humor ab. Sie quält ihn auf der Rückfahrt in die Heimat in der Gestalt eines den anderen unsichtbaren Mitpassagiers des Schiffes, der es auf Peers Leiche abgesehen hat, wenn vielleicht das Schiff untergeht — „ich öffne sie kunstvoll und leg Sie der Welt vor; ich gehe besonders dem Sitz der Träume nach und prüfe Ihnen außerdem kritisch die Säume nach." Notdürftig aus dem wirklich eintretenden Schiffbruch gerettet, kommt er in seiner Heimat an, als der Pfarrer jenem Fahnenflüchtigen, der sich einstens selbst verstümmelt, soeben die Leichenrede hält. Der Mann hat seine Vergehung gesühnt durch ein tüchtiges Leben, dem es nicht an heroischen Momenten fehlt. „Ein schlechter Bürger; doch am Berg da droben, wo er im engsten Kreis sein Glück gewoben, dort war er groß, weil er er selber war." Von Gynt jedoch weiß niemand etwas Sicheres und etwas Gutes zu sagen, während sie seine Raritäten verauktionieren — seine Träumereien kommen unter den Hammer und sind ein Thema zum Lachen. Er zieht die Bilanz, denn er ist am Ende seiner Laufbahn. Neue Bilder voll ernster Schönheit weiß der Dichter, der Zauberer des Nordens, vor uns auszubreiten: sein ganzes Leben löst sich von ihm ab, wie die Blätter der Zwiebel, die er in der Hand hält, ohne daß sie inwendig einen Kern bergen. Die Gedankenknäuel, die er nicht gedacht, die Ideen gleich welken Blättern, die er nicht verwirklicht, die Sphärenklänge,

Digitized by Google

die er nicht zum Lied gestaltet, die Tautropfen und die gebrochenen Halme, deren stille Sprache er nicht beachtet — sie führen nun Klage wider ihn. Er ist dem Leben nicht geraten, er ist als Mensch vorbeigelungen; so kommt als Bote der himmlischen Justiz der Knopfgießer mit den Gerätkasten und einem großen Schmelzlöffel; Peer Gynt muß umgegossen werden, um an der Weste der Welt, die ihre Ordnung haben soll, zu taugen als ein blinkender Knopf mit tadelloser Öse. Er hat seiner ewigen Bestimmung getrotzt, indem er nichts Rechtes wurde im Guten, nicht einmal im Bösen; so wird dies „Negativ" seiner Seele kassiert, denn bei solchen halbverwischten Platten helfen auch Schwefel und Kalilauge nichts, durch die man sonst negativ aufgenommene Photogramme in positive zu verwandeln weiß. Der Knopfgießer fordert den Mißratenen für seinen Schmelzlöffel — da deckt ihn, den am Pfingstmorgen reuig Heimkehrenden, die hohe Liebe seiner gütigen Solveig. Das Haar ist ihr gebleicht über dem Warten; dennoch: „durch dich ward mein Leben ein selig Lied", so spricht aus ihr die Liebe, die die Königin ist in der Welt. Diese reine Liebe, „die sich rühmt wider das Gericht und die der Sünden Menge deckt," erlöst den armen Wanderer, sie birgt ihn mit dem güldenen Schild: „Ich wiege dich und ich wache, schlaf und träum, lieber Junge mein!" . . . .

Unsägliche Schönheiten liegen über dieser Märchendichtung ausgebreitet, deren blitzende Sprache ebenso fesselt wie die Fülle tiefsinniger Symbole des Lebens; eine Perle sich an die andere reihend. Man hat sie mit Goethes Faust verglichen, wie man die Parallele gezogen hat zu Cervantes Don Quichote. Wichtiger aber als diese literargeschichtlichen Vergleiche, die gemeinhin nur für die geistige Beweglichkeit ihrer Väter Zeugnis ablegen, ist die Antwort auf die Frage, von welcher wir bei unserer Betrachtung ausgingen:

Wann wird eine große Berliner Bühne — am liebsten unser Königliches Schauspielhaus — sich entschließen, „Peer Gynt", diesen Juwel der Weltdichtung, dauernd in ihren Spielplan aufzunehmen, unverkürzt und mit verschwenderischer Ausstattung? Der Tag, an dem das geschieht, wird nicht nur ein Ehrentag für das bisher verstümmelte Dichterporträt Ibsens sein; er wird auch einen hohen Festtag bedeuten für die Geschichte des Theaters in Berlin.

Digitized by Google

Der Mystiker.

Von Leopold Ziegler.

„In ihrem natürlichen Zustande sehnt sich also die Seele nach Gott, um liebend mit ihm eins zu werden."
Plotin.

Man kann zwei Wege einschlagen, um das Wesen des Mystikers zu bestimmen: einen historischen und einen begrifflich analytischen. Auf dem ersten macht man alle gegebenen Formen der Mystik zum Gegenstand einer Untersuchung, um aus ihnen das Wesentliche und allen Gemeinsame zu erkennen. Das wäre aber nichts anderes als eine „Geschichte der Mystik" oder eine Phänomenologie des mystischen Bewußtseins — ein Werk, welches meines Wissens heute noch nicht vorliegt. Aber auch eine solche Phänomenologie würde von dem Begriffe der Mystik ausgehen, um überhaupt zu wissen, was unter mystisch zu begreifen und dem Werke einzuordnen sei. So führt diese historisch-empirische Methode zuletzt auch auf die Analyse des Begriffes des Mystischen zurück, auf die Untersuchung, was den Inhalt der psychisch-mystischen Funktion der Menschen ausmachen könnte.

Erst wenn der Mensch durchdrungen wird von der Beschränktheit seiner seelischen Vermögen, erst wenn er erkennt, daß sie nur für den Verkehr mit der Welt und mit der Sinnlichkeit ausreichend sind, erst wenn er die Notwendigkeit eines religiösen Verhältnisses anerkennt, erwacht das mystische Bewußtsein.

Während das Wesen aller Vorstellung darauf beruht, daß sich Subjekt und Objekt gegenüberstehen, beruht die Einzigkeit der mystischen Anschauung gerade darin, daß der produzierende Träger der Vorstellung (Subjekt) mit dem produzierten Ergebnis seiner Tätigkeit (Objekt) identifiziert wird.

Der Mystiker weiß, daß die immanente Funktion Gottes über sein Bewußtsein erhaben ist. So wird die behauptete Identität von Funktion und Vorstellung, von Sein und Bewußtsein, von Gott und Ich zur Einheit von Unbewußt-Sein und Bewußt-Sein. Die immanente Funktion Gott ist überichlich, überbewußt, und der Mystiker antizipiert die metaphysische Erkenntnis von dem irrealen vorstellungsmäßigen Charakter des Ich-Seins.

Der Mystiker hebt sich über seine Ichlichkeit und individuelle Beschränktheit hinaus, indem er die mystische Kontemplation des

Digitized by Google

inneren Anſchauens vollzieht. Die intellektuelle Anſchauung wird zu einem Aufgeben der bewußten Perſönlichkeit, zu einer Verleugnung und Hingebung, die höchſte myſtiſche Luſt iſt das Erlöſchen und Aufheben des individuellen Bewußtſeins in dem Strom des göttlichen, vergeſſenden Unbewußten. „Es gibt einen gewiſſen Tiefſinn, deſſen man ſich nicht bewußt iſt, den man vergebens ſich zu entwickeln ſtrebt", oder: „So wäre dir am beſten, ſchweigend und gleichſam nicht wiſſend Gott zu wiſſen", und: „Nur in der höchſten Wiſſenſchaft ſchließt ſich das ſterbliche Auge, wo nicht mehr der Menſch ſieht, ſondern das ewige Leben ſelber in ihm ſehend geworden iſt."

So ſpricht Schelling das letzte Geheimnis der intellektuellen Anſchauung aus. Die intellektuelle Anſchauung iſt letzten Endes die Entſtehung des göttlichen Selbſtbewußtſeins. Der wahre Grundgedanke, daß ſich wohl Gott ſeiner bewußt wird, aber doch nur in der Einſchränkung als Menſch, wird durch die Myſtik verſchleiert, indem der Myſtiker die Schranken der Endlichkeit und Vielheit, die ihn von Gott trennen, einfach niederreißt. Das Bewußtſein des Menſchen von Gott iſt das Wiſſen Gottes von ſich ſelbſt.

„Und dies iſt das weiſeloſe Weſen, von allen innerlichſten Geiſtern über alles erkoren,
Die dunkle Stille, in der alle Sinnenden ſich verloren.
Wollen wir aber dazu durch Tugend uns bereiten,
Wir müſſen uns ſchier des Leibes entkleiden,
In Gottes Meer in den wilden Wogen ſchwimmen,
Nichts Kreatürliches dürft' mehr zu uns dringen."

(Ruysbroeck.)

Kein Wunder, wenn der Menſch von dem in ihm ſich vollziehenden göttlichen Akt ſich keine Rechenſchaft geben kann, iſt er doch nicht mehr als ein paſſiver Zuſchauer, der höchſtens einige Reflexe von den leuchtenden Einſtrahlungen der Gottheit empfängt, ohne zu wiſſen, wie ihm geſchah.

Aber auch jetzt noch, wo das myſtiſche Vermögen als durchaus göttliches, übermenſchliches gedeutet wird, bleibt die Schwierigkeit beſtehen, wie das Bewußt-Sein Gottes von Gott identiſch ſein ſoll mit der göttlichen Funktion des Bewußt-Werdens. Mit andern Worten: auch für ein etwaiges Bewußtſein Gottes muß dasſelbe Geſetz beſtehen bleiben wie für das Bewußtſein des Menſchen; daß es nämlich paſſives Produkt iſt und nie-

Digitized by Google

mals mit dem es unbewußt erzeugenden Produzenten identisch sein kann. So vergißt der Mystiker auch hier wieder, daß das Eintauchen in das funktionell Unbewußte nur mit dem endgültigen Erlöschen des Bewußtseins zu vollführen ist, daß die wirkliche Identifikation mit der unbewußten absoluten Tätigkeit gleichzeitig das Abstreifen der Bewußtseinsform überhaupt bedeutet, daß wir uns „schier des Leibes entkleiden müssen".*) Die intellektuelle Anschauung ist möglich, aber weder als ein bewußter Akt des Menschen, noch als ein solcher Gottes, sondern nur als die aller Bewußtheit ewig vorausfolgende Identität von Denken und Sein, vom Vorstellen der Dinge und vom Setzen und Produzieren derselben. Die intellektuelle Anschauung ist, wie der Name angibt, Tätigkeit, Funktion, Wirken, Produzieren oder Setzen, und als solche eo ipso unbewußt. So ist das vorgebliche Vermögen des Mystikers in der Tat ein Wunder, und zwar das metaphysische Wunder schlechthin: das Erfassen des göttlichen Willens in dem Spiegel der menschlichen oder göttlichen Vorstellung. Wir begreifen nun, wie auch die so unschuldig sich geberdende mystische Erkenntnis im Grunde mystische Magie ist, die in Wahrheit nichts anderes fordert, als ein Wunder.

Aber das Wunder, das der Mystiker verlangt, ist menschlich gerechtfertigt, denn dieses Postulat ist doch nur der Ausdruck seiner aufs höchste gesteigerten Sehnsucht nach Gott. Man hat die Ruhe der mystischen Kontemplation vielfach als schwache Flucht vor der Wirklichkeit gedeutet und sie oft mit dem Leben der Mönche verglichen. Aber mich dünkt, daß die eigentliche Natur der Mystik kein Quietismus ist, sondern sich im Gegenteil mit der energischen Tatkraft sehr wohl vereinigen läßt. Der mittelalterliche Mönch führte das dumpfe Traumleben des Christen, der die Ruhe und den Frieden schon hier für sich in Anspruch nimmt. Aber der Mystiker sucht im Grunde diesen Frieden nur bei Gott. Ob der Mystiker quietistischer Asket ist, hängt durchaus nicht von der mystischen Weltanschauung ab, sondern von dem jeweiligen Charakter desselben. Im Gegenteil wäre gerade die Mystik geeignet, den Gegensatz des Gottesfriedens und des Weltkampfes als den sich immer entweichenden Korrelaten des religiösen Bewußtseins deutlich zu machen. Die Mystik lehrt die Ruhe nur bei Gott suchen und finden, aber sie läßt der Welt ihre großen Kämpfe. Sie schöpft aus sich keine Veranlassung,

*) „Wer Gott sieht, der stirbt" sagt ein tiefsinniges Sprichwort.

Digitized by Google

dem Welttumult zu entfliehen und auf die Rolle des Streiters zu verzichten, sondern sucht nur, die kurze Rast, die dem Menschen gegeben wird, zu benutzen durch die einsame Versenkung in das absolute Über-Sein Gottes, wo die Gegensätze und Konflikte der Welt ihre stille Ruhe gefunden haben.

Ich kann mir nicht versagen, die Schilderung der intellektuellen Anschauung hier wieder zu geben, wie sie der Mystiker selbst erlebt zu haben glaubt. Sie findet sich bei Plotin, vielleicht dem tiefsinnigsten und reichsten aller Mystiker, dem Manne, von dem unsere Zeit nichts weiß und den Houston Stewart Chamberlain einen Gedankenjongleur genannt hat:

„Was das Geschaute anbetrifft, wenn anders man hier von zweien reden darf: dem Schauenden und dem Geschauten, und nicht vielmehr beides als eins bezeichnen muß — freilich eine kühne Redeweise — so schaut nicht, noch unterscheidet, noch stellt es der Schauende als zweierlei vor, sondern gleichsam ein anderer geworden und nicht mehr er selbst noch sich selbst angehörend, gelangt er zugleich dort an, und jenem angehörig ist er eins mit ihm, wie ein Zentrum aus Zentrum an ihn geknüpft .... Da also nicht zwei da waren, sondern der Schauende selbst und das Geschaute eins waren, gleich als wäre es kein Geschautes, sondern ein Geeintes, so dürfte, wer durch Vereinigung mit jenem eins geworden, wenn er sich erinnert, ein Bild von jenem haben. Er war aber auch an sich eins, ohne irgend eine Differenz mit sich noch mit andern in sich zu haben; denn nichts bewegte sich in ihm; kein Zorn, keine Begierde nach was anderem war nach seinem Auffsteigen bei ihm vorhanden, ja, auch kein Begriff, kein Gedanke, überhaupt er selbst nicht, wenn man auch dies sagen darf; sondern wie entzückt und gottbegeistert steht er gelassen in einsamer Ruhe und ohne Wandel da, mit seinem Wesen nirgends abweichend, und sich nicht einmal um sich selbst herumdrehend, überall feststehend und gleichsam Stillstand geworden; auch um das Schöne bekümmert er sich nicht, sondern auch über das Schöne ist er hinaus, hinaus auch über den Reigen der Tugenden, einem Manne vergleichbar, der in das innerste Heiligtum eingedrungen ist und die Götterbilder im Tempel hinter sich gelassen hat, welche ihm beim Herausgehen aus dem Adyton wieder zuerst begegnen nach der Schau drinnen und dem Umgang mit dem, was nicht Gestalt und Bild, sondern das göttliche Wesen selbst ist; .... Dies aber ist vielleicht nicht eine Schau, sondern eine andere Art des Sehens, eine Ekstase, eine Vereinfachung und Hingabe seiner

Digitized by Google

selbst, ein Streben nach Berührung, eine Ruhe und ein Sinnen nach Vereinigung, wenn überhaupt einer das Wesen im Adyton schauen wird .... und so ist die Seele, weil nicht in einem andern, in nichts, sondern in sich selbst; in sich allein sein und nicht in dem Seienden, heißt in jenem sein .... Wenn nun jemand sieht, daß er dies geworden, so hat er in sich selbst ein Ebenbild jenes, und wenn es von sich selbst aus hinübergeht, wie das Abbild zum Urbild, so hat es das Ziel der Reise erreicht. Ist er aber aus dem Schauen gefallen, wird er die Tugend in sich erwecken, sich selbst als allseitig geschmückt wahrnehmen und so sich wieder aufschwingen, durch die Tugend zum Intellekt (νους), durch die Weisheit zu Gott. Und so ist das Leben der Götter, der göttlichen und glückseligen Menschen eine Befreiung von den Erdenfesseln, ein Leben ohne irdisches Lustgefühl, eine Flucht des einzig Einen zum einzig Einen — —"

Wie sehr die Beziehung alles Daseienden auf den absoluten Grund alles mystische Denken gefangen nimmt, gewahren wir am deutlichsten in dem Verhältnis des Mystikers zur Zeit. Die Mystik ist davon durchdrungen, daß das Wesen des Menschen in der göttlichen, überzeitlichen Ewigkeit wurzelt. Und wie er in der intellektualen Anschauung Gott selbst vor die Schranken seines bewußten Daseins fordert, um mit ihm verschmelzen zu können, sucht er die Ewigkeit in die Sphäre der Zeitlichkeit zu zwingen, um schon hier zu jener zu gelangen. Der Gedanke in dem immanenten Fünklein einen unzerstörbaren, über alle Zeitlichkeit erhabenen Wesenskern in sich zu bergen, genügt dem mystischen Bewußtsein nicht mehr, es fordert eine unmittelbare Einheit und Gottfried Keller hat nicht so Unrecht, wenn er im „grünen Heinrich", dem Angelus Silesius einen umgekehrten Feuerbachianismus vorwirft. Denn wenn dem Atheisten Feuerbach Gott zum Menschen geworden war, wird dem Mystiker der Mensch in seiner mystischen Kontemplation zum Gott und die Zeit zur Ewigkeit:

Ich selbst bin Ewigkeit, wenn ich die Zeit verlasse
Und mich in Gott, und Gott in mich zusammenfasse,

oder:

Wer Zeit nimmt ohne Zeit, und Sorgen ohne Sorgen,
Wem gestern war wie heut, und heute gilt wie morgen,
Wer alles gleiche schätzt: der tritt schon in der Zeit
In den gewünschten Stand der lieben Ewigkeit.

„Vaterland und Vater", sagt Plotin, „sind für uns dort, von dannen wir gekommen sind". Dieses Vaterland ist die Ewigkeit.

Digitized by Google

Es ist bekannt, daß die Mystik des Mittelalters in keinem ihrer großen Vertreter eine Ästhetik aufzustellen und zu begründen suchte. Aber es ist unwidersprechlich, daß der *νους* Plotins, der bei jedem der großen Mystiker unter irgend einem Namen vorkommt, sei es als göttliche Natur oder göttliches Licht oder Liebeswille oder Gottes eingeborener Sohn, daß er dem Sinne und seiner Bedeutung nach die Welt der mystischen Schönheit bedeutet. Dieser Gedanke gewinnt sofort an überzeugender Kraft, wenn man sich erinnert, daß die moderne Mystik Schellings und Schopenhauers sofort den Plotinschen *νους* zur Grundlage ihrer Ästhetik benutzt hat, als das Problem des Schönen in der Philosophie überhaupt wieder auftauchte. Die Mystik, welche ihr Wesen in der Beziehung zum absoluten Geist hat, mußte ja in den Irrtum verfallen, als sei auch die Schönheit geistig, als sei die intelligible Schönheit so unendlich mal schöner wie die sinnliche, als Gott erhabener ist als die Welt. Aber dann liegt keine Verneinung, sondern die allerhöchste Bejahung zugrunde, welche der Schönheit zuteil geworden ist.

Vielleicht wird es selten deutlicher, wie sehr unsere germanische Mystik von Plotin beeinflußt ist, als bei Betrachtung des mystischen Verhaltens zur Schönheit. Bis Schelling und Schopenhauer sind diese Vorstellungen lebendig. Je mehr ein Philosoph Künstler ist, desto mehr nähert er sich den tiefen Gedankenkreisen Plotins.

Der mystische Monismus der Hellenen und der Germanen konnte auch in seiner herbsten Form nicht bei der absoluten Einheit verbleiben, er mußte nach der konkreten Vielheit suchen, einfach weil sein Verlangen nach der Schönheit ein viel zu gesteigertes war. Und wir, die wir heute der echten Mystik mehr denn je bedürfen, wollen nicht das Fehlerhafte bemängeln, sondern lieber die künstlerische Energie bewundern, welche die Schönheit von ihrer sinnlichen Scheinhaftigkeit loslöste und mit dem lebendigen Urquell des absoluten Geistes vereinigte, um auch die überweltliche Gelassenheit der göttlichen Einheit mit der mannigfachen Fülle der schönen Vielheit zu beleben. Wir können dies um so mehr, als wir auch hier nur denselben Grundfehler der Mystik von vorhin entdecken: sie weiß die abstrakte Einheit und die konkrete Vielheit und Sinnlichkeit auf keine widerspruchslose Formel zu bringen. —

So sehen wir den Mystiker bemüht, alle empirischen Daseinsformen umzudeuten und sie als bloß abbildliche Erscheinungen des

Digitized by Google

ewigen, wesenhaften Urbildes zu begreifen. Aber während die folgerichtige Durchführung der mystischen Grundanschauung: alle Dinge auf ihren absoluten Wesensgrund zu beziehen, notwendig zur Verleugnung der Welt überhaupt führen muß, sehen wir überall in der Mystik eine wunderbare Liebe zur Natur, so daß man nicht mit Unrecht die Ursprünge der modernen Naturwissenschaft in der alten Mystik gesucht hat. Die teils naturwissenschaftlichen, teils naturphilosophischen Leistungen der Roger, Bako, Agrippa von Nettesheim, Paracelsus, Cardanus, Telesius und Giordano Bruno haben unmittelbar ihren Ausgang von der Mystik genommen.

Wenn aber das Wesen der Mystik darin besteht, alle Beziehungen zu der Welt dem einen zentralen Verhältnis zu Gott unterzuordnen, wenn wir die Mystik die Realität verneinen sahen und die größten Mystiker die Welt in einen Traum verflüchtigten, der vor der ewigen Realität des göttlichen Seins keinen Bestand habe — so wird man nicht gut so ohne weiteres das Verhalten der Mystik zur Natur als dem Verhalten zu Gott koordiniert denken, wie es z. B. Houston Stewart Chamberlain zu tun scheint. Im Gegenteil scheint es mir geboten, die eigentliche Mystik von der aus ihr keimenden Naturwissenschaft strenge zu sondern, indem hier der menschliche Erkenntnistrieb zwei verschiedene Wege einschlägt, die sich nur in Anfang und Ende einigen, aber deren jeder seine eigene Richtung einschlagen muß — das Verhältnis ist, wie man sehen wird, fast dasselbe wie zwischen Musik und Poesie.

Sofern jede Mystik monistisch ist, muß sie notwendig die Liebe des Menschen zur Natur erregen, sie muß ihn auffordern, sich in sie zu versenken als die lebendige Objektivation des göttlichen Willens. Der Monismus ist hier im schroffsten Gegensatz zum jüdischen Theismus, der an sich der Feind der Naturforschung sein muß.

„Das Höchste, wozu der Mensch gelangen kann, ist das Erstaunen" lautet Goethes vielleicht tiefster Ausspruch. Dieses Erstaunen an der Natur, den Beginn aller Wissenschaft, lehrt nur die Mystik. Denn ihr Monismus gibt der Natur jenen ersten Schein des Lebens, der sie uns verständlich macht, er gibt ihr das göttliche Wesen als Seele und als ihr Gesetz und erfüllt sie dadurch mit dem Mysterium der Wesensverwandtschaft, welches der psychologische Grund unserer Naturforschung ist. Erst wo

Digitized by Google

die Natur lebt, erst wo ihr Leben immanentes Gesetz ist, kann sie zum Objekt des wissenschaftlichen Verhaltens werden, dessen Grundzug die subjektiv begriffliche Reproduktion ihrer objektiven Gesetze ist. Dieses lebendige Wesen hat aber die Natur erst erhalten durch die monistische Immanenzlehre der Mystik. So ist die ganze Naturbetrachtung, sofern sie mystisch oder von der Mystik ausgegangen ist, bestimmt durch das Verhalten zu Gott. Weit entfernt, daß Gott und Natur gleichgeordnete Erscheinungen für den Sinn des Mystikers bilden, ist die Natur für ihn eine der Formen der göttlichen Wirksamkeit, eine der vielen Wohnstätten, die Gott gehören.

Nachdem die Mystik den spekulativen Grund gelegt hatte, auf welchem sich eine neue, eigenkräftige Naturforschung erheben konnte, wurde dieses Erbe von der Naturforschung allein gepflegt. Das Verhältnis eines Naturphilosophen wie Bruno und Leibniz zur Natur ist total verschieden von demjenigen eines Mystikers. Es hat hier gleichsam eine Schwerpunktsverschiebung stattgefunden. Wenn der Mystiker zum zentralen Objekt seiner Betrachtung und Erkenntnis den Grund des Daseins machte, wird im Naturphilosophen und im Naturforscher dieses Dasein selbst zum zentralen Objekt. Während der Mystiker in der Natur nur einen schwachen Abglanz eines idealen Urbildes derselben in Gott ahnte, ging der naturforschende Philosoph unter in der Betrachtung des sinnlich gegebenen Lebendigen. Wenn der Mystiker das ens realissimum und den substanziellen Wesenskern in der überweltlichen Sphäre des Intelligiblen gefunden zu haben glaubte, war dem Naturforscher die Natur in ihrer konkreten Dinglichkeit die Realität:

> Und deines Geistes höchster Feuerflug
> Hat schon am Gleichnis, hat am Bild genug.

Wie das eigentlich mystische Bewußtsein immer mehr unterdrückt wurde, beweist vielleicht am besten die Tatsache, daß die Aufklärungsphilosophie nach Giordano Bruno und Spinoza den monistischen Gedanken fast ganz verlassen hat und immer mehr in den Theismus geriet. Seit Descartes ist die intellektuelle Anschauung auf das „Ich" gerichtet, aber nicht mehr in mystischer Weise als einer Funktion und Repräsentation des Absoluten, sondern als einer selbst zur Absolutheit erhöhten Individualsubstanz.

Das ist sehr charakteristisch, denn es zeigt vielleicht am deutlichsten, wie sehr die Erscheinungen das Wesen verdrängen konnten,

Digitized by Google

wie sehr das mystische Gottesbewußtsein einem aufgeklärten Weltbewußtsein seine Stelle einräumen mußte. Das war derselbe Geist, der sich nun fast ausschließlich der Naturforschung bemächtigt hatte — eine Folge der Mystik, aber die Spuren der Herkunft immer mehr verleugnend. Die Naturphilosophie und die Naturforschung hatten damals die Mystik ersetzt, sie war nicht mehr mit Mystik vereint, oder ein sekundäres Moment der Mystik, wie zu deren Blütezeit.

In unzweideutiger Weise hat Schelling das Verhältnis der Naturphilosophie zur monistischen Mystik bestimmt: „Gottes Dasein ist eine empirische Wahrheit, ja, der Grund aller Erfahrung. Wer dies gefaßt hat und innig erkannt, dem ist der Sinn aufgegangen für Naturphilosophie.“ Man kann gar nicht klarer und unmißverständlicher das Verhältnis der Mystik zur Naturphilosophie ausdrücken. Selbst Schopenhauer, der gewiß von allen am innigsten mit den Resultaten einer großen Forschungsepoche vertraut und dessen naturwissenschaftliches Bewußtsein am meisten entwickelt war, selbst er ordnet den Beziehungen des Menschen zum Absoluten die Beziehungen zur Natur vollständig unter.

So scheint es, daß da, wo echte Mystik lebt, die Naturwissenschaft immer die Berücksichtigung und das Verständnis für ihre Bedeutung erwarten kann, was aber umgekehrt von der Naturwissenschaft nicht behauptet werden darf.

So gewinnt die Natur vor dem Sinne des Mystikers das eigentümliche Doppelleben einer zu liebenden Manifestation des göttlichen Geistes und einer Beschaffenheit, die ihn zur Überwindung auffordert. Er wird sich angesichts der Natur bewußt, daß sie ein Nicht-Sein-Sollendes ist, und in diesem Gedanken spricht sein alles überwältigendes Gottesbewußtsein am vernehmlichsten zu uns. Wenn auch der Naturphilosoph und der Künstler dazu gelangen mögen, die Natur zu lieben, so drängt sich in dieses Gefühl beim Mystiker die gleichzeitige Ahnung von einem unergründlichen Übel, das ihm mit der Natur verhaftet erscheint. Die einseitige Beziehung des Menschen zur Natur, die eine solche der Wesensgemeinschaft und infolgedessen eine solche der Liebe ist, wird beim Mystiker ergänzt durch die Beziehung der Natur auf Gott, womit die Natur plötzlich eine ganz andere Bedeutung erlangt. In Gott erscheint sie nun als eine Trübung. Für Gott mußte die göttliche Existenz, die schlechthinnige Einzigkeit der angemessene Zustand sein. Warum bedurfte Gott der

Digitized by Google

Natur? Wir haben die Natur als eine Kundgebung, eine Fulguration oder Sichtbarwerdung seines Wesens zu lieben, aber wie kann er selbst die Natur lieben, die zu seiner Göttlichkeit die irdischen Schlacken der Natürlichkeit fügt? Die Betrachtung der Natur führt den Mystiker auf die Betrachtung des Übels, des Bösen. Das immanente Gottesbewußtsein, d. h. das Bewußtsein der menschlichen Geistigkeit, läßt in der menschlichen Natur die dunkeln Instinkte und Begehrungen der Seele als sittliche Vergehen empfinden. Das im Menschen wachende Gefühl der Scham, nicht eigentlich der mystische Gott in seiner Beziehung zur Sittlichkeit, erhebt das Bewußtsein der Natürlichkeit zum Bewußtsein des Bösen. Wenn wir der Natur folgen, so ist sie nicht ein sicherer Lehrmeister, sondern ein flackerndes Irrlicht, das uns zu Handlungen treibt, die wir später aus dem Grunde unseres heimlichen Gottesbewußtseins verwerfen müssen. So führt die Betrachtung der Natur den Mystiker zu der Forschung nach dem Ursprung des Bösen. Die Natur zeigt ein Janusantlitz: wenn wir uns zu ihr verhalten wie der Forscher oder der Künstler, ohne unseren Willen zu ihr in Beziehung zu setzen, so ist sie der Spiegel der ewigen Gesetzmäßigkeit und der harmonischen Logizität, so wie sie in uns selbst zum natürlichen Willen wird, ist der ebene Spiegel zerschlagen, und an seiner Stelle gähnt das Chaos des menschlichen Lasters und des göttlichen Übels. Wenn aber die Natur an sich die Objektivation Gottes ist, so muß sie es auch bleiben, wenn ihr Wesen als ein nicht-seinsollendes erkannt wird. Mit anderen Worten: der konsequente Mystiker sieht sich dazu gedrängt, den Ursprung des Weltübels, sofern dieses mit der Natürlichkeit identisch ist, in Gott selbst zu suchen. Wenn Valentin Weigel noch vor dieser Folge zurückschreckte, so hat sie Jakob Böhme zum ersten Male offen ausgesprochen. Gerade weil der Mystiker die Natur zur Objektivation Gottes verherrlicht hatte, gerade weil er angesichts der Natur metaphysischer Pessimist wurde, mußte er die Schuld an dem Weltleid und an dem Übel in Gott selbst suchen. Indem Gott die Natur erschuf, legte er den möglichen Grund zu allen einstigen Konflikten, indem er seiner in sich beschlossenen vorweltlichen Einsamkeit entsagte, schuf er auch mit der Welt das Weltübel. „Das Nichts hat eine Sehnsucht nach dem Etwas" sagt Böhme, und es „qualieret", d. h. es objektiviert sich. Aber indem es sich qualieret, erzeugt es zugleich all die Qualen seines Daseins, die weltimmanente, die ganze Kreatürlichkeit beherrschende

Digitized by Google

Sehnsucht nach Erlösung. Man darf diesen pessimistischen Zug der Mystik nie vergessen, ohne sie ihrer allertiefsten, erschütternden Erkenntnis zu berauben. Der „moderne" Pessimismus, über den so viele lächeln, ist die letzte und reifste Frucht der Mystik gewesen.

Die Frage nach dem Ursprung des Weltübels, das sich dem religiösen Bewußtsein zugleich als die Weltschuld aufdrängte, mußte die Mystik auf das Problem der Freiheit führen. Wenn in der göttlichen Initiative wirklich der Grund für das Dasein des Weltleids zu suchen war, so mußte die Frage entstehen, ob Gott selbst frei oder unfrei gehandelt habe, wenn er die Welt mit dem Übel erschuf. Die inhaltlich verschiedenen Antworten, welche die Mystik auf diese Frage gibt, können nicht Gegenstand dieser Untersuchungen sein, dagegen ist wieder wichtig und bezeichnend, daß selbst das Freiheitsproblem von dem mystischen Sinne auf das Absolute angewandt wird. Das menschliche Freiheitsproblem, das heute noch seiner Lösung harrt, fiel dem Mystiker in eins mit dem göttlichen, denn der Mystiker hatte begriffen, daß die menschliche Wirksamkeit nie die Aktualität Gottes ist. —

Nach alledem läßt sich eine spezifisch mystische Denkart von allen nur möglichen anderen sehr scharf und bestimmt unterscheiden. Von der intellektuellen Anschauung der Mystiker, die im Objekt der inneren Anschauung das wirkende Absolute selbst zu erfassen glaubt, bis zu der intelligiblen Schönheit, der absoluten Freiheit, dem metaphysischen Pessimismus und dem Monismus bemerken wir eine einzige Wesenseigentümlichkeit durchlaufend und die mystische Fassung dieser Probleme bedingend: das allgemeine Bezogensein auf Gott. Wo dieses fehlt, ist auch das menschliche Denken nicht mystisch, und sei es noch so tiefsinnig, oder beriefe es sich noch so oft auf die Erfahrungen der inneren Anschauung. Der Blick des Mystikers ist blind für alles, was nicht seine Dependenz von Gott in seinem Wesen offenbart. In diesem Sinne ist der Mystiker der religiöse Mensch schlechthin, sofern in der Tat jede seiner Lebensäußerungen und jeder seiner Gedanken bestimmt ist durch sein Verhältnis zum Absoluten. Wo die Dinge für den Mystiker ein Interesse haben, ist es nur deshalb, weil er entweder ihre in Gott ruhende Gemeinschaftlichkeit mit sich begreift oder sie als Mittel erkennt, den seelischen Reinigungsprozeß, der ihn endlich mit Gott vereinigen soll, zu beschleunigen. Wenn man in gewissem Sinne behaupten darf, daß alles menschliche

Digitized by Google

Handeln durch eine immanente unbewußte Sucht nach Erlöst-Sein bedingt ist, so ist sich der Mystiker bewußt geworden, daß jede mögliche Erlösung nur ihre Quelle in Gott hat. „Alles Seiende ist durch das Eine seiend", sagt Plotin — und wir können hinzufügen: Alles Seiende wird nur durch das Eine erlöst, um hierin dem mystischen Wesen in seine Ursprünge und Ziele zu folgen.

Es ist einleuchtend, daß die fortschreitende Entwickelung der Philosophie auf diese mystischen Gedankenkreise unmöglich verzichten darf, ohne sich selbst zu verstümmeln. Daher ist es auch vergeblich, einen prinzipiellen Unterschied zwischen Mystik und Metaphysik anzugeben. Namentlich in Deutschland, wo beide ihre weitaus großartigsten Vertreter gefunden haben, ist es unmöglich, die Mystik von der Geschichte unserer Metaphysik zu trennen.

Die Aufgabe der Metaphysik kann es mithin nur sein, die Mystik in sich aufzunehmen, ihre Elemente weiter zu bilden und sie von den ihr anhaftenden formalen Mängeln und Irrtümern zu befreien.

Abschied von der Scholle.

Von H. v. Hasten.

„Oh Heimat, süße Heimat,
Wie machst das Herz du schwer!"

Schwer, wenn man sich aus der Ferne nach dir sehnt, schwer, wenn es Abschied nehmen heißt.

Ich muß nun gehen. Du liebes altes Haus, jetzt gilt's, dich zu verlassen.

So manches Jahr hat schützend dein hohes Dach sich über mich gebreitet, haben deine hellen, weinumrankten Mauern alles Leid, alle Freuden, die mich betroffen, liebevoll und fest umschlossen.

Herbst ist's, die Blätter fallen leise, durch den Garten wandere ich, im raschelnden Laub. Winterstürme ziehen nun bald durchs Land und mir ist es, als ob sie jede Spur meines Wesens,

Digitized by Google

die ich dir, meinem Heim, aufgedrückt habe, verwehen werden, ins Wesenlose, ins Nichts.

Neunzehn Jahre habe ich in dir schaffend vom Leben geträumt, Leid, Tränen und Glück genossen, gehofft, gefürchtet, Sommer und Winter im Herzen kommen und gehen, leise, unmerklich, die Jugend verrinnen sehen. Zu jeder Zeit dich geliebt, du großes, altes, graues Haus. Im bunten Getriebe der Hauptstadt, da wartet eine große Wohnung auf mich, eine „Mietswohnung" mit Licht, Zentralheizung und allem Komfort des modernen Lebens. Da spreche ich mit Tapezierer, Maler und Dekorateur. Nur mein Herz ist nicht dabei, das grabe ich unter deinen großen Linden ein, liebe Heimat. Da liegt es und lauscht auf das Blätterrauschen im Sommerwinde, da hört es die Bienen summen im Sonnenschein und atmet den süßen Blütenduft. Kalte Herbstnebel ziehen weiß, gespenstisch drüber hin, rieselnder Regen, fallendes Laub decken es zu.

Leise wirbeln die weichen, weißen Flocken hernieder, die Glocken läuten die Christnacht ein.

In der kleinen Dorfkirche brennen die Tannenbäume, fröhliche Kinder drängen sich, leuchtende Lichtchen in der Hand, neben ihre Mütter auf den altersbraunen Kirchenbänken, und von erwartungsvollen Kinderlippen steigt das uralte, jubelnde Friedenslied, zum funkelnden Sternenhimmel empor. Dann geht es in Hast nach Hause und bei Arm und Reich, wo Kinderfüßchen trippeln, schimmern die Lichter am Weihnachtsbaum, und der würzige Tannenduft zieht mit dem Geruch der frisch gebackenen Kuchen durch jedes Haus.

Wo eine Kammer dunkel bleiben würde, da hat ein Korb aus der Herrschaftsküche den Weg hingefunden, und in manchem erloschenen Augenpaar leuchtet es dankbar auf, und das sind dann die schönsten Weihnachtslichter, die man auf Erden entzünden kann.

Ja, ihr Damen der Großstadt, ihr tut, in bare Münze umgesetzt, sicher viel mehr für die Armut, als wir auf dem Lande, aber ihr gebt, wir helfen, weil wir die kennen, denen wir geben. Wir stehen der Natur soviel näher wir ihr. Sie diktiert uns die Arbeit, sie spendet uns die Freuden, und sie verbindet uns unlösbar mit den Kindern der eigenen Scholle — Herr Gott, ich könnte dem Fabrikarbeiter auch nur geben, der Tagelöhnersfrau aber, die von der Feldarbeit heimkehrt, schnell die Schweine noch füttert und dann ihrem Sechsten das Leben gibt, kann ich helfen,

Digitized by Google

denn ich weiß, daß sie nötiger wie Geld die tägliche Suppe und eine meiner drallen Mägde braucht, damit sie nicht am zweiten Tage schon ihre Windeln selber wäscht. Und dieses Kleine, ich kenne es vom ersten Lebenstage an, ich sehe es dick und gesund, ungewartet und schmutzig im Staube der Dorfstraße kriechen. Sowie es laufen kann, hält es mir seine dreckige, kleine Tatze hin, und begrüßt jauchzend mein Töchterchen, wenn es sie von fern erblickt. Später kommt dann vielleicht die Diphtheritis, schaut in die Ziehbrunnen und hält ihren schauerlichen Rundgang durchs Dorf, packt es mit gierigen Geierkrallen und wirft es zu den vielen, vielen Kinderleichen ins Grab. Die Mutter hat getan, was sie konnte.

Sie hat ihm saure Gurken gegeben, zuletzt braune Butter gemacht, sie hat die weise Frau geholt, nicht mal die hat geholfen. Wohl habe ich ihr den Arzt gesandt, doch heimlich hat sie seine Medizinen fortgeschüttet. — Nun wird es begraben, und ich schicke ihr einen schönen Kranz für den kleinen Sarg und einen großen Kuchen zum Leichenschmaus. Beides tut ihr wohl, denn wenn sie auch traurig ist, zu langem Weinen hat sie keine Zeit. Aber das Grab pflegt sie, abends todmüde von der Arbeit, wandert sie noch hinaus, pflanzt, gießt und schmückt, es, so gut sie kann.

Kleiner Wendenkirchhof, weltabgeschieden, zwischen Sand und Wiesen liegst du, ein Ort des Friedens!

Blumen überschüttet sind deine Gräber, Königskerzen stehen ragend, gelb leuchtend, allenthalben auf deinen Wegen. Uralte Eisenkreuze, halb verfallene Grabsteine predigen die Vergänglichkeit alles Lebens. In deiner blühenden Fliederwildnis singt schluchzend die Nachtigall ihr Sehnsuchtslied von der ewigen Liebe. — In deiner Erde muß sich's sanft schlafen! Da ruht so mancher Alter von Schlimmerem als harter Arbeit aus. Denn wenn der Wende auch seine Gräber hegt, die alten, arbeitsmüden Eltern hat er selten gepflegt. Man findet hier nicht nur Urnen als Überreste einer längst vergangenen Zeit, nein Anschauungen, Gebräuche, Aberglauben lassen die alten Heidenzeiten oft auferstehen. Scharf scheidet sich noch heute der Wende von dem Deutschen nicht nur in Sprache und Tracht, auch in Charakter und Wesensart. Wie geschickt, wie anstellig sind die wendischen Mädchen. So dienstbeflissen, so willig, nur glauben darf man ihren Worten nie, denn nicht einmal die Heiligkeit des Eides versteht der

Digitized by Google

Wende. Ein Meineid kostet 75 Pfennige! Wie sie die Alten mißhandeln, so lieben sie ihre Kinder, zärtliche Eltern sind sie alle. Gestohlen wird selten, verraten nie und nichts, aber die Rache geht um, sie greift nicht zum Messer, sie wählt eine kleine viel furchtbarere Waffe.

Streichhölzer sind billig.

Petroleum hat jeder. —

Eine Märznacht.

Sausend fährt der Wind ums Haus und schüttelt die kahlen Bäume im Garten.

Frühlingssturm, Verkünder von Sommers Herrlichkeit.

Ich liege und lese und lausche dem Winde. Da tönt ein langgezogener Ruf durch die Nacht. Hundegekläff, ein ängstlicher Glockenton, — es stürmt, Feuer im Dorf. Ich stürze ans Fenster, da schlägt die helle Flamme zum Himmel auf, und eilig wecke ich meinen Mann. In rasender Schnelle wächst der Brand. Strohdächer, Feuer und Sturm, die sind einander recht. Die erste Spritze fährt ratternd übers Pflaster. Die Hoftore werden geöffnet, damit sie freien Durchgang haben zum Feuerherd. Wo ist der? An allen Ecken und Enden flammt es auf, allmächtiger Gott, das ganze Dorf brennt. Alles rennt und schreit durcheinander, die Glocken wimmern und der Sturm singt sein schauerlich Lied. Taghell ist es mitten in der Nacht. Auf allen unsern Dächern sitzen Leute, gießen und schlagen die Funken aus, und der alte Aberglaube, daß unser Hof gefeit ist gegen Feuer, weil im Hause die Brandpuppe, das alte Alräunchen liegt, bewährt sich. Wagen mit Korn, Betten, Hausrat, Vieh, in wüstem Durcheinander wird es auf unsern Hof getrieben. Ich laufe dazwischen umher und sammle die weinenden Kinder, bringe sie in meine Küche, wo die Mägde stehen, Kaffee kochen und die Verlassenen trösten, den Frierenden, kaum Bekleideten, in Decken hüllen. Schauerlich klingt das Brüllen des geängstigten Viehs, und der ekle Duft des Verbrennenden füllt die Luft. Das Brod der Armen steigt in glühenden Garben, anklagend zum Himmel auf. Da fällt mir ein schwählendes Blatt aufs Kleid. Ein Bibelblatt. Ich hebe es auf und lese: „Also hat Gott die Welt geliebt“ — und es brennt und brennt bis zum nächsten Mittag. Ein kleines Kind, viel Vieh, Haus und Hof von Hunderten, wurden ein Raub der Flammen. — „Also hat Gott die Welt geliebt.“

Digitized by Google

In solchen Zeiten, da lebt der Väter Brauch auf dem Lande auf. Da spürt man es noch, das alte Band zwischen Herrschaft und Leuten. Die Scholle, die mir gehört, die du bebaust, sie verbrüdert.

So manche eigenartige Gestalt unter den Bewohnern des Dorfes ist so, schlicht, groß, oft verkommen in mein Leben getreten.

Da ist der Tischler Borak, das Faktotum des Hauses, er hat nichts gelernt, aber er kann alles und macht alles. Erklären darf man ihm nichts, das kann er nicht leiden. „Ja doch, ja doch, ich weiß schon", und er hat immer verstanden, hat er's mal nicht: „Borak Ihr seid ein Esel!" „Ja doch, ja doch gnädige Frau!" Ein solider, nüchterner Mann, nur an den hohen Kirchenfesten gleich nach dem Gottesdienst, den er pünktlich besucht, wird sich gründlich besoffen. Wenn er dann heimkommt, ist die Stunde der Abrechnung für alle Unbill des letzten Vierteljahres für sie, die Boraken gekommen! Nun ist er wehrlos, und während er seinen Rausch ausschläft, hagelt's Hiebe. Als Waffe dient der Holzpantoffel. Sonst leben sie sehr gut miteinander und lieben abgöttisch ihr Enkelkind, dessen Mutter sich als Amme ihre Ausstattung verdient.

Amme sein ist ein beliebter Beruf unter den wendischen Mädchen. — War man's einigemal, hat man sich das Geld zum Heiraten leicht verdient. — Die Kinder bleiben bei ihren, öfter noch bei seinen Eltern, denn — man ist sich treu. Eine Schande ist es nicht für das Mädchen, wenigstens bei den Protestanten nicht. Die Irvingianer nehmen die Sache strenger, sie halten stramme Zucht, nicht mal der Tanzboden darf besucht werden. In der großen Kapelle am Ort ist wöchentlich zweimal, zu besonderen Zeiten täglich Gottesdienst. Einen Geistlichen haben sie nicht, es predigt, über wen der Geist kommt. — Meist befällt er jetzt den Schweineschlächter Troppe, nachdem der alte Kollopp, der einen Kramladen hatte, Schiller und Goethe las, tot ist. — Seine Tochter Christiane beweinte ihn aufrichtig, aber gleich nach dem Begräbnis des Vaters erfüllte sie sich den einen heißen, bis dahin verwährten Wunsch und ließ sich in prachtvollem Porzellan den Mund neu möblieren. Uns widmet sie ein lebhaftes Interesse, alle Jahre paarmal fragt sie mich, wie alt ich sei, und kann sie sich einer der mich besuchenden Damen bemächtigen, wird dieselbe Frage an diese getan. — Meine Kinder liebt sie zärtlich, passiert

Digitized by Google

eines ihre Ladentür, springt sie heraus und begrüßt es liebevoll. Ja, manchmal schreibt sie auch an mein Töchterchen, und „Gnädiges Edithchen" lautet die Anrede.

Heute noch schmeckt meinem großen Buben keine Schokolade der Welt annähernd so gut wie das gräßliche Zeug aus Christianens Laden. — Wie mancher Sonntagsgroschen ist dahin gewandert! Leider wurde er nicht nur in Schokolade umgesetzt. Christiane führt auch Tabak. Es wurde eine Pfeife gekauft und mit den drei Spielkameraden bei ihr, gemeinsam am verschwiegendsten Ort, geraucht. — Oh, diese drei dörflichen Spielkameraden, wir hatten sie so vornehm benannt! Graf Stink, Baron Stank und Freiherr von Stunk, waren unsere täglichen Gäste. — Weit wurden Tür und Fenster des Spielzimmers aufgerissen, wenn sie das Lokal verlassen hatten und das war dringend nötig. Treue Freunde aber waren sie. — Bei den verbotenen Spielen auf der Dorfstraße stand einer immer Wache, und wenn die kleine, liebe, gestrenge Erzieherin erschien, erscholl der Warnungsruf: „Willem, sie kommt, sie kommt", und alles stob auseinander. Die Spiele auf der Dorfstraße, leider waren sie verboten. Da verging die Zeit wie im Fluge, so daß kein Mensch an die Mahlzeiten denken konnte. — Nachdem einmal das ganze Haus den Jungen stundenlang gesucht hatte und der reuige Sünder später bekannte, versteckeu gespielt zu haben unter Langens Bett, war die Freude aus. Langens Familienbett, ein allzubelebter Ort. Haare scheren, schwarze Seife, Schauder und Graus! Stink, Stank und Stunk erschienen wenigstens immer sauber gewaschen, die Haare mit viel Wasser glatt gekämmt, ja Stunk und Stank bemühten sich sogar, Manieren anzunehmen. Bei einer Landpartie, wo sie mitgenommen wurden, schnitt nur Stunk seinen Fisch mit dem Messer! Und doch, wie tief einschneidend hat gerade ihn das Zusammensein mit meinen Buben beeinflußt! Dessen Liebe zur See hat dieses Kind märkischen Sandes aufs Meer geführt und heute schwimmt er, als braver Schiffsjunge seiner Majestät Marine, auf allen Wassern. Dankbar bewiesen sich die drei Jungens in ihrer Weise häufig. In einer Winternacht hatten sie uns allen unsere Ebenbilder als Schneemänner vor die Fenster gestellt. Ich hatte einen alten Hut von mir auf, einen abgelegten Sonnenschirm in der Hand, und bis dahin keine Ahnung, wie schön ich eigentlich sein muß.

Digitized by Google

Die Undankbarkeit des Volkes, wieviel hört und lieſt man von ihr. Ich bin ihr in meiner kleinen Welt ſehr ſelten begegnet. Ein freundliches Wort aus mitfühlendem Herzen, ſogar ein ſtrenger, aber gerechter Tadel, reichen weit beim geringen Mann, wenn nur der Menſch zum Menſchen ſpricht. Wieviel Zartgefühl, wieviel natürlicher Takt birgt ſich häufig unter unbeholfener Außenſeite, und mit welchem Mut wird klaglos ein ſchweres Schickſal getragen. — In Schloß oder Hütte, das Leid ſieht ſich verzweifelt gleich.

Heute habe ich die alte Metken zum letztenmal beſucht. Sie iſt 90 Jahre und ſo müde vom Leben, in das ſie viele, viele hundert Leben eingeführt hat. — Sie möchte gerne ſterben, aber Gott hat ſie wohl zu rufen vergeſſen. Nun ſitzt ſie im Sonnenſchein vor ihrer Hüttentür, harrt auf den Tod, und erzählt von ihrer Jugend. Ihr Mann iſt ſeit 40 Jahren tot. „Er war ein guter Mann, aber er hatte eine andere lieb“. Viele Abende, Nächte lang, ſaß ſie auf ihres Hauſes Schwelle und wartete auf ihn, der bei der anderen war, und mit leiſer Stimme erzählt die Greiſin noch heute vom Leid ihres Lebens.

Ich aber wandere weiter, hinein in die Heide. Endlos dehnt ſich die Ferne, nur Sand und Kiefern, ſoweit das Auge reicht. Eine Windmühle hebt ſich ſchwarz umriſſen vom Horizonte ab. Kein lebend Weſen, kein Laut, nicht ein Grashalm zittert, nur Schweigen und tiefſte Einſamkeit. So ſitze ich lange und nehme Abſchied von dir, mein Land, und was du mir da ſchweigend geſagt haſt, ich werde es nie vergeſſen. — Dunkel und ſtill liegt das Dorf, von fern tönt ſchwermütig Harmonikaklang, ein Hund ſchlägt an.

Mondlichtumfloſſen in tiefem Frieden ſchläft mein Haus, und aufſchluchzend trete ich über ſeine Schwelle — und warte auch.

Mit der Morgenſonne durch den glitzernden Tau fahr' ich zu dir, um Abſchied zu nehmen. Spreewald, du kleine Oaſe im märkiſchen Sand, wie wenige kennen deinen Zauber!

Undurchdringlicher Wald, den keines Menſchen Fuß betritt, ſonnige Wieſen, mit manneshoch wucherndem Gras, Blumen beſäet, Libellen umſchwirrt. Stille Waſſerſtraßen, auf denen leiſe die weißen Waſſerroſen ſchaukeln. Im Frühling muß man dich beſuchen. Da ſchauen die kleinen ſtrohgedeckten Hütten unter blühenden Bäumen traumhaft hervor. Die wilden Pfirſiche

Digitized by Google

hüllen sie in einen rosig schimmernden Mantel ein, und malerisch ragen einzelne Kiefern unter flüsternden Erlen empor.

Geheimnisvoll, lautlos gleitet das Boot, kein Ruderschlag, nur der eintönige Ruf des Fährmanns und zwitschernder Vogelgesang. Ein Heukahn, hoch bepackt, gleitet vorüber, ein Kind hockt auf ihm, es fährt zur Schule.

Auf schmalen Fußwegen, an den Fliesen entlang, unter Bäumen versteckt, hab' ich auf meinem Rade dich oft durchstreift und wie ich dich kenne, so liebe ich dich, du zeitvergessenes Eiland im Weltgetriebe. Wo der letzte Fußweg endet, in die schwarze Ecke, da fuhr ich oft, saß unter mächtigen Bäumen und der alte weise Mann, der in die Zukunft schaut, alles weiß und mit seinen Zaubersprüchen alles heilt, erzählte mir dann geheimnisvolle Geschichten vom Wendenkönig, dessen Reich einst wiederkehrt, von den Geistern, die im Nebel über die Wiesen ziehen, den alten Göttern, die nächtlich auferstehen, und wie die Leute dort, lange, lange nachdem der Friede mit Frankreich geschlossen, von Krieg und Blutvergießen das erste gehört. Einsamkeit, für dich steht die Zeit still, nur die Jahreszeiten wechseln, möchte dein Frieden noch lange über dir liegen, du sonniges, blühendes märkisches Eiland, du ultima tule.

Heute wirst du geschlachtet, zerstückelt, zerrissen, geliebte Scholle. Gierige Bauernfäuste greifen nach dir und reißen dich an sich, Mutter Erde. — Ich weine bitterlich und irre rastlos vom Garten ins Haus, von Zimmer zu Zimmer. Erinnerungen stürmen auf mich ein, durch diese Haustür schritt ich zum erstenmal als junge Gattin, von diesen Wänden hallte der erste Schrei meines Kindes. Hier offenbarten sich mir die Wunder der Mutterliebe.

Flinke Kinderfüßchen eilten dort Trepp auf Trepp ab, und ewig gefangen, klingt silberhelles Kinderlachen durch diese Räume. An diesem Bette saß ich in Todesnot und rang mit Gott um meines Sohnes Leben, hier zwang der alte Kinderglaube die Zweiflerin nieder auf die Knie.

Und ich wandere weiter. Dort waltete klug und gütig meines Mannes Mutter. Hier stand ihr Sarg! Das flackernde Kaminfeuer huscht über die alten Ahnenbilder hin, ernst, mißbilligend sehen mich die vielen Augenpaare an. „Was tatet ihr, ihr pflichtvergessenen Feiglinge?“ Ich stehe und ringe die Hände, hinaus, hinaus! Ich wandere über die Wiesen. Wie ein Feuer-

Digitized by Google

ball verſinkt glühend die Sonne. Die Nebel ſteigen, flüſternd fährt der Wind durchs Schilf, und geiſterhaft recken die knorrigen Weiden ihre Äſte gen Himmel. Eine einzige bange ſtumme Klage geht übers Land! Mich treibt's zum Kirchhof, und auf der letzten eigenen Scholle, die mir blieb, da wo meine Lieben ſchlummern und ausruhen von des Lebens Leid und Luſt, knie ich nieder und küſſe andachtsvoll dich, Allmutter Erde. In dir, da finde auch ich einſtens die Heimat wieder.

Wer weiß wann?
Wer weiß wo?

Aus Karl Gutzkows Briefwechſel.

Mitgeteilt von Dr. Heinr. Hub. Houben.

[Teil II.]

VIII. An Levin Schücking.

Mein lieber Freund, Sie haben mit Ihrer Zurückgezogenheit ein gutes Teil gewählt. Ich folgte dem Beiſpiele gern, wenn mich nicht meine jetzt 16- und 14-jährigen Knaben beſtimmten, in einer größeren Stadt bleiben zu müſſen.

Die Ihnen fehlende Nr. der „Unterhaltungen" werden Sie inzwiſchen auf meine Veranlaſſung von Brockhaus erhalten haben. Könnten Sie irgendwo darüber ein Wort ſagen, wäre mirs gewiß förderlich. Wir haben allerdings zirka 4500 Abnehmer, aber es müßten doppelt ſo viel ſein, um mir die Vorteile zu bringen, die ich gehofft hatte. Die Finanzfrage iſt das Elend meines Lebens. Und keine Ausſicht auf Beſſerung. Ewig arbeiten, arbeiten um Geld und nicht einmal das erſchwingen, was man braucht, das iſt ein Fluch, dem ich früher oder ſpäter doch erliege. Die Art, wie z. B. Brockhaus den Erfolg meiner Ritter rein für ſich ausbeutet, iſt elend. Ich mußte ihm zwei Auflagen auf einmal verkaufen, lieferte 100 Bogen mehr als ich brauchte und habe eigentlich ſeitdem einen Überdruß an kleiner Produktion. Dieſe moraliſchen Folgen werden mir durch nichts vergütet. Unſere

Digitized by Google

Bühnenzustände sind jammervoll. Benedix und seine bodenlose Trivialität hat alle Repertoire ruiniert. Weil er harmlos scheint, (man weiß nicht, wie anspruchsvoll er ist) läßt ihn die Kritik gehen, lobt ihn, und Publikum und Darsteller wollen nichts anderes mehr, als Nähkätchen, Mathilde, Lügen, Gefängnis. Große Schuld trägt die elende Wirtschaft in Berlin am Hoftheater, die in Hamburg aufgehörte Konkurrenz zwischen zwei Bühnen, der miserable, „lätschige" Musikgeist Leipzigs, Emil Devrients Gastspielvagabondage, die ihn der Dresdner Bühne entzieht, Laubes Servilität gegen die österreichische Zensur und die versteckte Mißgunst gegen Rivalen oder solche, die mehr leisten, als er. Er quält sich, um Hebbel, mich und andre zu ärgern, Neulinge emporzubringen und fällt dann wieder am liebsten auf Benedix, Birch-Pfeiffer usw., neben denen sein Ruhm bestehen kann. Das sind die Hauptgebrechen. Ich habe ein großes historisches Trauerspiel soeben vollendet: „Philipp und Perez"; ich bin begierig, welche Erfahrungen ich damit machen werde.

Das kleine Stück Ihrer Frau Gemahlin*) würde ich als Dirigent entweder so streichen, daß das Ganze als einaktig kürzer würde oder durch Einführung eines komischen Momentes in zwei Akte teilen. Die Verwicklung in der Rendezvous-Szene ist allerliebst. Zuweilen muß der Ton gemildert werden. Ausdrücke wie „Kuppler", Verhältnisse wie die zwischen Graf und Gräfin dürfen nicht so grell auftreten. Leider fehlt mir jeder Einfluß, dem netten Werkchen nützlich zu sein. In unserer ganzen Journalistik ist der einzige [Feodor] Wehl derjenige, der noch zuweilen daran denkt, daß ich ein brachliegender Dramaturg bin, dem eine bessere Stellung zu wünschen wäre, als ich sie bei einem tyrannischen Intendanten in Dresden haben konnte.

Eine Novelle und wenn sie auch lang, wäre mir schon erwünscht; doch gesteh' ich aufrichtig, daß ich 1. sehr streng in der Prüfung bin und 2. daß, wenn mir manches nicht nach Wunsch wäre, müßte geändert werden dürfen. Die bisher in den „Unterhaltungen" mitgeteilten Novellen, die einzige von Auerbach**) jetzt ausgenommen, sind eigentlich alle erst von mir in Schick gebracht, gekürzt, mit neuen Motiven versehen usw. Ihre liebe Frau wird mich natürlich durch ihr bewährtes Talent solchen Zumutungen an sie überheben, aber daß ich streng bin, sag' ich doch. Es ist mit

*) Luise, geb. v. Gall.
**) „Viereckig."

Digitized by Google

dem „häuslichen Herd“ eine ganz eigne Sache. Das Honorar ist 16 Tlr. p. Bogen und muß von mir gezahlt werden, was das Gute hat, daß es rasch und ohne Mahnen geschieht.

Herzlich grüßend und voll Teilnahme wie immer Ihr

Gutzkow.

Dresden, 8. April 1853.

IX. An Moritz Carrière.

Mein verehrter, lieber Freund, nehmen Sie meinen herzlichsten Glückwunsch zu Ihrem neuen, doppelt angeregten Leben Teils der neue Schauplatz Ihres Wirkens in der Welt, teils das Band des häuslichen Glückes*), daß Sie umschlungen hält; das sind zwei neue Zustände, die Sie wahrhaft glücklich machen müssen. Auch der Kampf der Gegnerschaft ist schön. Er gibt Ihnen Kraft, Bewußtsein, Sammlung. Erst durch Angriff lernt man seine Kraft kennen. Sie behaupten einen wichtigen Posten. Geben Sie nicht nach auf ihm!

„Abälard“ in zweiter Auflage zu sehen, hat mich überrascht. So hat die warme und liebevolle Arbeit die Anerkennung gefunden, die sie verdiente. Gern möcht' ich selbst einmal im Zusammenhang auf dies und manches andere Zeichen Ihrer vielseitigen Wirksamkeit zurückkommen. Leider zwingt mich die elendeste Bedingung des Lebens, die materielle, täglich wachsende Sorge, fortwährend von dem, was mir das Liebste wäre, abzulassen. Es ist traurig, daß man mich für einen der glücklichst gestellten Schriftsteller hält, während ich so ganz und allein auf mich angewiesen bin, nichts besitze, ewig arbeiten und eine gesellschaftliche Stellung, die ich um der Literatur willen nicht gering und ärmlich erscheinen lassen möchte, mit Sorge und Mühe und Einsetzung meines bessern Könnens behaupten muß.

Ich habe heute eine Bitte an Sie. Möchten Sie nicht Ihrem Schwiegervater die Anlage überreichen und ihm ans Herz legen, daß er durch einen Artikel, wenn auch nur von einigen Seiten, zur Förderung meiner Existenz beitragen kann. Die „Unterhaltungen am häuslichen Herd“ gehen allerdings in einer Auflage von 5000 Exemplaren, aber es fehlt mir der Beistand wahrhaft bedeutender Kräfte und in der Mühe, den Wert zu steigern, verzweifl' ich oft, da so wenig Bedeutendes

*) Carrière hatte eben die Tochter von Justus Liebig geheiratet und war nach München berufen worden.

Digitized by Google

zu haben ist. Unabhängig von dieser Bitte, daß mir Liebig irgend ein Denkblatt aufsetzen möchte (aber in kürzester Frist vor Ablauf des Quartals), hab' ich noch die, daß Sie seine Umgebungen, jüngere Naturforscher, ermuntern möchten, populäre Belehrungen für mein Blatt zu schreiben. Machen Sie, ich bitte, diese Angelegenheit zu einer Freundschaftssache für mich und zu einer Familiensache für Sie. Sie können mir einen Artikel von Liebig durchsetzen, irgend ein zeitgemäßes Apropos, ein Stans pede in uno diktiertes Votum.

Neuerdings beschäftigt Sie die Bühne wieder wie weiland in Berlin zu Seidelmanns und Eduard Devrients Zeiten. Emil [Devrient] ist sehr unglücklich über Ihre Opposition. Über seinen und Dawisons Hamlet finden Sie meine Ansicht in einer Note zu einem Aufsatz von Hettner, der nächstens bei mir erscheinen wird.

Wohl möcht' ich wissen, was Sie entre nous! von Dingelstedts Wirken*) denken? Er scheint mir viel hin- und her zu irrelichtelieren. Ich bin begierig, was er mir über meine Mahnung an sein Versprechen: „Philipp und Perez" aufzuführen, schreiben wird. Ich habe das Stück nach der Stuttgarter Darstellung einer Revision unterworfen und es nun durch den Schmelztiegel der strengsten Selbstkritik gehen lassen. Es wird am 1. Oktober hier gegeben. Kolb ist sehr freundlich für diese Arbeit eingenommen. Wollen Sie sie lesen, so schick' ich Ihnen ein Exemplar der Umarbeitung.

Daß ich sehr glücklich wäre, auch von Ihnen für mein Blatt etwas zu haben, erwähn' ich nicht. Es versteht sich von selbst. Schreiben Sie mir, da meine obige Bitte dringend ist, umgehend und seien sie meines dauernden Dankes, wie meiner wahren Freundschaft versichert!

Herzlich Ihr

Dresden, 20. August 1853. Gutzkow.

X. An L. A. Frankl, Schriftsteller, Wien.

Verehrter Freund, durch Ihre Güte und Liebenswürdigkeit haben Sie mich verwöhnt! Nicht nur, daß Sie mir die letzten Wiener Tage zu den genußreichsten meines Lebens machten, nun setz' ich Ihnen auch noch die Pistole auf die Brust und bitte Sie,

*) Als Intendant des Münchener Hof- und Nationaltheaters.

Digitized by Google

da mir an einer schnellen literarischen Stellung meines neuen Buches*) außerordentlich gelegen ist:

Lesen Sie es in 3 Tagen und geben Sie am 4ten davon eine Anzeige in die Österreichische Zeitung!

Über die folgenden Bände kann man in Österreich nichts mehr sagen: jetzt ist noch der Zeitpunkt möglich, lassen Sie ihn nicht vorübergehen unbenutzt: ich bitte darum.

Wie der Inhalt dieses Bandes zur römischen Magie paßt, wird die gewöhnlichen Leser ungeduldig machen. Die Klügeren werden vertrauen, hoff' ich, und die Webearbeit, die ich da liefere, anerkennen. Ich wage mich dessen zu rühmen: Dieser erste Band ist wahr und deutsch. Klingsohr wird man vielleicht dann erst verstehen, wenn ihn die folgenden Bände wieder aufnehmen. Lucinde wird die indische Maja, die große Arachne der ultramontanen Intrigue, eine — Spinnerin am Kreuz — davon freilich jetzt noch keine Andeutung.

Den Glückwunsch zu Ihrem Sproffen und die herzlichsten Grüße an Ihre vielliebe, treffliche Frau brachte hoffentlich Dr. Wolff.

Waren Sie mit unserer Anzeige Ihrer Reise**) leidlich zufrieden? Ich selbst konnte leider nur blättern bis jetzt, fand aber viele davon ganz entzückt.

Herzlichen Gruß und treu ergeben wie immer Ihr

Gutzkow.

Dresden, den 21. September 1858.

XI. An den Kabinettsrat von Meyern zu Coburg.

Hochwohlgeborner, geehrtester Herr Kabinettsrat!

Indem ich mir die Ehre gebe, die anliegende, soeben die Presse verlassende neueste Ansprache des Vorstandes der Schillerstiftung Ihnen zu übersenden, ergreif' ich die Gelegenheit, Ihnen meinen Dank auszusprechen für die wohlwollenden Gesinnungen gegen mich, die Sie in Ihrer bereits offiziell von uns beantworteten Zuschrift persönlich für mich aussprachen. Von Sr. Königl. Hoheit, dem Prinz-Gemahl von England, erhielten wir durch Ihre gütige Vermittelung und die Fürsprache Ihres edlen

*) „Zauberer von Rom", Roman in 9 Büchern, 1858—61.
**) „Nach Jerusalem" (Reiseberichte), 1858.

Digitized by Google

trefflichen Herzogs 200 Thaler und sehen der angekündigten Auszahlung durch Herrn Rat Fischer in Coburg entgegen.

Ich kann zugleich nicht umhin, Ihnen von Herzen Glück zu wünschen zu dem glänzenden Erfolge Ihres schönen „Heinrich von Schwerin." Die warme vaterländische Gesinnung dieser Dichtung hat mich ebenso wie das für eine erste dramatische Arbeit außerordentlich klare Gefüge des Ganzen sehr angesprochen, und ohne Zweifel waren Sie auch von der hiesigen Darstellung, deren Zeuge Sie kürzlich waren, vollkommen befriedigt. Mich störte ein wenig das allzugrelle Kolorit des Vortrags, in das selbst Dawison verfiel. Bei alledem ist es eine gerundete Vorstellung und ein Kassenmagnet geworden. Geben Sie bald eine zweite, ebenso frische, zur Gesinnung und zum Herzen sprechende Schöpfung!

Die freundlichen Worte, die Sie mich betreffend Ihrer gütigen Zuschrift an unser Komitee einfließen ließen, mußten mir umsomehr wohltun, als Sie aus der Nähe eines Fürsten*) kamen, dessen poetischen und wahrhaft liebenswürdig unbefangenen Sinn ich vor etwa acht bis neun Jahren kennen lernte, als ich mich ihm vorstellen durfte. Er lud mich damals ein, ihn in Reinhardtsbrunn zu besuchen; aber ich habe nicht gewagt zu folgen, seitdem in seiner nächsten Umgebung ein Schriftsteller**) lebt, der, ich weiß nicht aus welchem Grunde, einen unversöhnlichen Haß auf mich geworfen hat und es duldet, daß z. B. wieder die neuesten Nummern seiner von ihm herausgegebenen Zeitschrift mich in so unflätiger Weise behandeln, daß, wenn ich nicht eine zahlreiche Familie zu ernähren hätte, ich für immer die Feder für die Öffentlichkeit niederlegen würde. Denn selbst die Polemik dagegen würde mir und, ich glaube, dem Publikum zum Ekel werden. Um so freudiger überrascht war ich, aus der Umgebung des jenem Schriftsteller so wohlgeneigten Fürsten auch ein Wort der Anerkennung zu vernehmen.

Genehmigen Sie den Ausdruck der vorzüglichsten Hochachtung, mit der ich mich nenne Euer Hochwohlgeboren ganz gehorsamster

Dr. K. Gutzkow.

Dresden, den 7. November 1858.

---

*) Herzog Ernst II. von Coburg-Gotha.

**) Gustav Freytag und die „Grenzboten", in denen besonders Julian Schmidt prinzipiell gegen Gutzkow polemisierte.

Digitized by Google

XII. An Gust. Kolb, Redakteur der Augsburger (Münchener) Allgem. Zeitung.

Verehrter Freund, da man mir von allen Seiten schreibt und sagt, daß der zweite Band meines Romans gut ist, so überwind' ich die tiefen Kränkungen, die Sie mir antaten, und schick' Ihnen denselben. Vielleicht gibt er Ihnen doch Anlaß, die Härte Ihrer Behandlung zurückzunehmen.

Sie haben, ohne mein Zutun, 2 Jahre lang über die „Ritter vom Geiste" anerkennend Dingelstedt, Riehl, Schücking, Engelhardt, Fallmerayer sprechen lassen, haben mir selbst geschrieben, daß um Sie her alles davon erfüllt sei, und nun bekomm' ich vor der ganzen gebildeten Welt das Wort „Läppischheit" als das Stigma derselben.

Wie ich das las, verzweifelte ich an meiner Fähigkeit, je Ihnen wieder ein Wort des Vertrauens und der Erinnerung an alte Zeiten zu schreiben.

Sehen Sie in No. 44 der „Grenzboten", wohin diese Nichtachtung an solcher Stelle, wie bei Ihnen, führt. Wenn es eine Solidarität in der Literatur gäbe, müßte gegen solche Frechheit, wie Schmidt und Freytag gegen mich zeigen, nur Ein Wort der Ablehnung in der ganzen Presse gesprochen worden.

Einsendungen, die man Ihnen machen wollte, hielt ich zurück: ich schicke Ihnen die Fortsetzung nur, um Sie durch Nichtachtung nicht so zu verletzen, wie Sie es mit jenem beschimpfenden Worte mir getan haben.

Mit wahrer Betrübnis über so schmerzliche Erfahrung

Ihr Gutzkow.

Dresden, den 16. November 1858.

XIII. An Titus Ullrich.

Geehrter Herr und Gönner, ich „unterbreite" Ihnen, wie man in der jetzt, wie es scheint, geschlossenen, diplomatischen Periode sagt, 4 Bände meines Romans „Zauberer von Rom" mit der Bitte, wenn die Schlachtberichte aus Italien nicht zu lang werden, ihn zu lesen und in der Nationalzeitung zu vertreten.

Freund Friedr. Zabel scheint mir abwendig gemacht worden zu sein von Verhältnissen, die ich nicht übersehen kann. Spricht eine Mißdeutung meines Buches gegen mich, hindern Personen seinen mir sonst immer so freundlich gewesenen Sinn, ich weiß

Digitized by Google

es nicht. Das Stahrsche Ehepaar ist mir verfeindet und wühlt überall gegen mich, Herr Freese, der, glaub' ich, in der Nationalzeitung beschäftigt ist, hat in der Ästhetik und Literaturgeschichte immer nur die Anschauungen des Blattes vertreten, dessen Mitarbeiter er früher war, der „Grenzboten", es ist niemand da, der Zabels gute Meinung ermuntert und die Diskussion über mein Buch, die ich gerade in ihrem Feuilleton wünschen muß, fördert.

In der Kammer paralysieren die Mallinckrodt, die Reichensperger alle Maßnahmen der Aufklärung, ich charakterisiere diese Persönlichkeiten, ihre Richtungen, nichts bestimmt meine Partei, mein Werk in die Debatte zu bringen; ja die Volkszeitung gibt sich dazu her, mich in der Virchowschen Angelegenheit auf Betrieb der Stahrs zu verunglimpfen!

Trotz der plötzlich ganz von der katholisch-hierarchischen Frage abspringenden Ereignisse (und doch sind sie in der italienisch-österreichischen Position und wie beteiligt!) ist der Erfolg des Buches im Publikum und Buchhandel ein bedeutender. Aber ich entbehre im Interesse der Sache, den Anteil der Presse. Von Augsburg und Köln her muß ich schon zufrieden sein, wenn ich nur ignoriert, nicht angegriffen werde. In Berlin hat mich bis jetzt nur die Vossische Zeitung eingehender besprochen.

Reizt Zabeln die Tendenz nicht, so bleibt nur noch die Ästhetik übrig, und deren Vertreter sind Sie! Zwar sind Sie der Literatur ganz untreu geworden, leben nur unter den Malern, den alten und neuen, warum entziehen Sie uns Ihr Urteil! Sie, der Sie das Beste schrieben, was je gegen die Leipziger Diktatur gesagt wurde! Ihrem Anteil an irgend einer ästhetischen Frage kann sich in den Spalten der Nationalzeitung keine äußere Hemmung entgegenstellen. Deshalb bitt' ich Sie, nehmen Sie meine große Aufgabe und die Art, wie ich die römische Magie zu schildern suche, in nähere Kenntnis und, wie ich wohl wünschen möchte, unter Ihren Schutz!

Mit freundlichem Gruß und aufrichtiger Ergebenheit

Ihr Gutzkow.

Dresden, den 25. April 1859.

XIV. An Friedrich Zabel.

Verehrter Freund, da sie mir von der Möglichkeit einer Personalveränderung in ihrem Komitee schreiben, so komm' ich vor Ihrem Wahltag noch einmal auf die Sachlage zurück . . . .

Digitized by Google

Ich war heute von der Nachricht überrascht, T. Ullrich träte an Teichmanns*) Stelle an Hülsens Seite. Das wäre ja ein großer Fortschritt. Wer würde denn da sein Nachfolger bei Ihnen werden? Ich gönne es zweien, entweder Gottschall oder Frenzel. Die Berliner Verhältnisse kennt letzterer am gründlichsten, ist stolz und unabhängig. Gottschall ist bei aller Vortrefflichkeit flexibel und durch seinen Orden ganz um seine Kraft, den Großen gegenüber, gekommen. Von Frenzel würde Auerbach sagen: Eine Gutzkowsche Kreatur! Und doch ist Frenzel der bedeutendste und unabhängigste aller derer, die da so jetzt in Berlin laufen, Ring, Fontane usw.

Es erhebt und erwärmt mich recht, wenn Sie mir die Versicherung geben, daß ich mich auf Ihre wohlmeinenden Absichten über mich verlassen könnte. Aber dennoch muß ich meine Klage wiederholen, daß ich auf die ungünstigste Art zu einem Organ gestellt bin, das mich namentlich in Berlin durch öfteres Zurückkommen auf meine Tätigkeit aufrecht erhalten sollte. Seit neun Jahren hat mich Hülsen von seinem Repertoir verbannt; noch neulich sagte [Regisseur] Düringer zu jemand, der ihm darüber seine Verwunderung aussprach: G[utzkow] hat sich durch seine Polemik „gegen das Königliche Haus" unmöglich gemacht! Also deshalb, weil ich mit unbestochenem Freimut über jede Frage meine Meinung sage, weil ich nicht scherwenzle und die Gunst der Großen suche, darum muß diese methodische Verfolgung einer Partei, die sonst durch die Umgebungen des Königs, jetzt durch Borck-Hülsen repräsentiert scheint, mich um Kredit- und Existenzmittel bringen! Und dem gegenüber konnte es möglich sein, daß ich eine Riesenarbeit, die ihres gleichen in allen Literaturen sucht, wie meinen „Zauberer von Rom" nicht anders berücksichtigt finde, als wenn ich selbst einen Artikel vermittle. Ich gebe zu, daß ein Endurteil nur möglich ist, wenn der Schlußband vorliegt, aber 8 Bände des engsten Drucks von einer fortreißenden, nie stillstehenden Handlung, poetische Schilderungen aus der nächst der nationalen wichtigsten Frage Deutschlands, können erscheinen, ohne daß ich anders sekundiert werde, als im Anfang, wo einige kurze Fingerzeige auf das Werk gegeben wurden! Augsburg, Köln, Wien, Breslau — alle müssen mich ja des Katholizismus wegen mindestens ignorieren, wenn nicht angreifen

*) J. V. Teichmann, früherer Sekretär der Berliner Intendanz der Kgl. Schauspiele.

Digitized by Google

— in Berlin nicht die geringste Diskussion über ein Werk, das sich lediglich nur durch sich selbst, die Buchhändler und die Leser behaupten muß! Der 7. Band gibt eine Schilderung Österreichs und Wiens, der 8. Band Roms, die, wenn Stahr, die Lewald, Freytag, Auerbach u. a. dergleichen geschrieben hätten, — die betreffenden Autoren hätten schon für Berücksichtigung gesorgt — die längsten Artikel zu Folge gehabt hätten. Ich bin zum Ignoriertwerden verurteilt. Auf der einen Seite die Verfehmung durch den Hof und seine Angehörigen, wie Hülsen, auf der andern die in die Schulen und Gymnasien eingeführten Maßstäbe Julian Schmidts und der Münchener Glacéehandschuhpoeten — daß ich dadurch, ohne die Hülfe von Organen wie die Nationalzeitung (in der Volkszeitung läßt mich die Dunckersche Klique Herrn Stahr und tutti quanti anheim!) in meiner ganzen Stellung zurückgehe, ist ersichtlich. Ich schreibe mit äußerster Anstrengung ein Werk, das die ganze Literatur beschäftigen sollte — ich überzeuge mich doch, daß die geistvollsten Menschen jeden Band mit einem fieberhaften Anteil verschlingen und ein Organ, wie das Ihrige, fühlt keinen Drang, auch nur ein Zeichen der Lektüre zu geben. Da sind freilich die besser daran, die mit jeder Kalendererzählung sich in massenhaften, leicht hingeworfenen Kritiken immer und immer im Vordergrunde erhalten können!

Es ist, Sie kennen mich zu gut, verehrter Freund, nicht Eitelkeit, die aus mir spricht, sondern die Erwägung einer notwendigen Erhaltungspflicht. Ich erliege meinen materiellen Sorgen und ich kann die Gründe, warum ich von ihnen so gebeugt bin, nur in der geringen Unterstützung meines Schaffens durch diejenigen finden, die mich dem größten Publikum vermitteln sollten. Statt dessen ist nichts als Rivalität, absichtliches Niederdrücken in der Literaturgemeinde zu finden, und die wenigen unbefangenen Redakteure, die über dem Literaturgetriebe stehen, sind zu zählen. Unter diesen stehen gerade Sie am unbefangensten da. Es ist schade, daß Ihnen bei den enormen Aufgaben, die Sie alle lösen sollen, nach dieser Seite hin ein Beistand fehlt.

Lassen Sie meine Klage in Ihrem Innern verhallen und nur Ihnen allein ausgesprochen sein. Möglich, daß ich gerade deshalb, weil ich Berliner bin, darunter so leide, dort aller Einwurzelung zu entbehren. Mein Journal ist z. B. überall verbreitet, geht nach Amerika und ans Kap, aber in Berlin so gut wie gar nicht gelesen, die Literatenschaft ausgenommen, und von deren Teilnahme kann man nicht bestehen.

Digitized by Google

Es ist Zeit, daß ich schließe. Ich tu' es mit dem herzlichsten Gruße und bitte, nehmen Sie alles Vorhergehende entgegen — im rechten Sinne!

Aufrichtig Ihr Gutzkow.

Dresden, den 3. Dezember 1860.

XV. An Edmund Judeich, Advokat in Dresden.

Verehrter, lieber Freund, Sie sind verstimmt über die Wendung, die bei Ihnen die Stellvertreterschaft bekommen hat. Ist diese Wahl in einer Sitzung vorgenommen und von Carus vorgeschlagen worden? Wir haben hieher bis jetzt keine Mitteilung, als die Ihrige. An Hammer*) hab' ich jetzt das Sachverhältnis geschrieben und fürchte seinen Unmut. Ich kann aber wohl sagen, die beiden hiesigen Vertreter der Verwaltung, Dingelstedt und Voigt, waren ganz enragiert gegen Hammers Idee, er könnte Dresden auch von Nürnberg vertreten, ich verhielt mich dabei ganz passiv. Lassen Sie sich nicht verstimmen, lieber Freund, sondern harren Sie aus; wer weiß, welche Gestaltungen schon im nächsten Jahre kommen.

Mein Amt raubt mir soviel Zeit, daß es mit der Ablehnung des kleinen Gehaltes wohl nicht wird gehen können. Bis jetzt hab' ich schon 42 größere Ausfertigungen, Briefe, Vota liefern müssen; das kann in einem Jahre 3—400 geben! Mit Dingelstedt halt' ich infolge großer Selbstbeherrschung Friede; Anlaß zur Verstimmung wäre schon genug da. Den Großherzog sprach ich einmal und erst vor einigen Tagen; es war eine lange Konferenz; ich staunte über seine gründliche Bekanntschaft mit dem „Zauberer", über seine mannigfachen Kenntnisse — Serre und die Schillerstiftung gehen ihm sehr im Kopf herum. Im allgemeinen ist immer respektabel, mit welcher Scheu ein solcher Mann sich hütet, irgend etwas zu vernachlässigen, was zum Kennzeichen der Bildung gehört, während um ihn her und tiefer abwärts diese Gewissenhaftigkeit immer mehr abnimmt. Weimar ist ein völlig unliterarischer Ort; einige Unbedeutendheiten sind hier, die um deswillen glauben, die größten Ansprüche machen zu können, z. B. Biedermann, Wilh. Genast, die großen politischen Tribunen Fries und Jäde usw. Alles natürlich unter uns.

*) Julius Hammer, einer der Gründer der „Schillerstiftung", siedelte 1859 nach Nürnberg über; vertrat vorher den Dresdener Zweigverein der Schillerstiftung.

Digitized by Google

Zum Schillertag gaben wir auf meinen Antrag 300 Thaler an den seit 15 Jahren körperlich und geistig gelähmten Julius Mosen, gewiß ein Beweis, daß ich Dresden und was ihm teuer ist, nicht vergessen habe. Mit Otto Ludwig will es nicht so vorwärts, zumal, da inkl. Ludw. Storch, von Serres Gelde nun schon 600 Thaler verausgabt sind. Warum hat Serre auch nicht für O. Ludwig votiert? Sie kennen die Stimmung gegen einen Mann, der nur nimmt, Quittungen schreibt und dem Verwaltungsrat, der doch eine Verantwortlichkeit hat, auch noch nicht ein Wort des Dankes, ein Wort der Schilderung seiner Lage gönnt. Seit 5 Jahren ist nichts von ihm erschienen. Sollte ein so viel gepriesener Autor sich für zu gut halten, arbeiten zu müssen, wie unsereiner, auch einmal einen Journalartikel zu machen, kurz zu zeigen, daß er ein Schriftsteller ist? Man hat hier berichtet, daß der Mann behaglich in seiner Weise fortlebt und die Mittel dazu von der Schiller- und Tiedgestiftung verlangt. Jedenfalls hat ihm letztere größere Summen gegeben, sonst würde Serre für ihn gesprochen haben. Ich habe vorgeschlagen, 1. es sollen ihm ganz bestimmt 250 bis 300 Thaler reserviert bleiben und 2. es soll der Versuch gemacht werden, ob nicht diese Summe als Anerkennung für irgend eine Leistung von ihm gezahlt werde, damit die Schillerstiftung nicht dazu dient, einen Mann, der mehr versprochen, als geleistet hat, ganz brach zu legen. So krank ist er nicht, daß seit 5 Jahren auch nicht eine Regung von Tätigkeit bei ihm möglich gewesen wäre, und arbeitet er, feilt er, warum erfährt davon nichts die Schillerstiftung? So, lieber Freund, ist die Stimmung im Verwaltungsrat und hier noch die günstigste.

Wir sind heute noch beim Russischen Gesandten zum Thee — es ist gegen 7, ich muß schließen. Verharren Sie im alten Glauben und Vertrauen auf Ihren treueignen

Gutzkow.

Weimar, den 18. November 1861.

Noch eine Frage: Lesen Sie denn in der Leipziger wissenschaftlichen Beilage die wunderbaren Aufsätze*) über meinen Roman? Ich suche den Verfasser, der mich oft zu Tränen ge-

*) Diese Aufsätze stammten von E. Judeich selbst und erschienen im folgenden Jahre als Brochüre.

Digitized by Google

rührt hat; denn wo bin ich so liebevolles Eingehen, eine so feine, von allem gewöhnlichen Rezensentenjargon entfernte Analyse gewohnt! Ich arbeite nun an der Ausgabe meiner Dramen und an meinem Blatt. Zu anderm fehlt die Sammlung und in der Tat auch Zeit. Wie ich Dresden entbehren kann — begreife ich oft selbst nicht. Ich sagte mir: dies Weimar muß dir eine neue Phase auch für deinen inneren Menschen werden. Es ist aber ein Martyrium, so auch — alles zu entbehren! Ist es das Alter oder die — diva necessitas des Pflichtenlebens! Wer mich so recht gründlich beobachtet (etwa in der Art, wie wir uns Gott als stillen Prüfer denken), der müßte, wenn er mich so im Park allein lustwandeln sieht, eigentlich sagen: G. verdiente, sich für Geld sehen zu lassen!

XVI. An Moritz Carrière.

Verehrter Freund, ich danke Ihnen von Herzen für die übersandte, in jeder Beziehung überraschende Notiz. Welchen Wert ich auf eine aus solcher Sphäre kommende Anerkennung legen muß, ersehen Sie daraus, daß ich die Notiz an Zabel in Berlin sandte, der sie auch heute abgedruckt hat.

Sie wissen, wie schmerzlich mir schon lange gewesen ist, daß Sie sich ganz der Teilnahme für meine Bestrebungen entzogen haben. Ich weiß, daß Ihre Stellung schwierig ist und daß Sie das stete Verweilen bei den großen Mustern als einen Rückzug betrachten mußten in Gebiete, wohin die Anfeindung und Verdächtigung nicht folgen durfte. Dennoch sah ich Sie oft an der Förderung jener Interessen teilnehmen, welche nur noch allein im deutschen Süden vertreten werden, dank der unermüdlichen Agitation Ihres Herrn Geibel, der im Bunde mit Cotta und der Allgemeinen Zeitung nur noch diejenige Literaturrichtung in München, Augsburg, Stuttgart zur Anerkennung gebracht hat, welcher gegenüber mein Wesen und Streben nur als Tendenzkram und Prosa erscheint. Ein Betonen der Form ist seither so im Süden Mode geworden, daß die unbedeutendsten Versmacher dort mitreden wollen, wodurch ich zu meinem Artikel gegen die Münchner „Dichter" bewogen wurde. Das Interesse der schwäbischen Epigonen verband sich damit, wie gefunden, und Herr von Cotta, der den schwachen Kolb beherrscht, machte mit seinen Lyrikern seine Rechnung dabei. Sind diese gegenseitigen Abwägungen der Verdienste Hebbels und Geibels um der Nibelungen nicht wahre Alexandrinerei?

Digitized by Google

Mein von der Allgemeinen Zeitung anfangs ignorierter, dann lächerlich gemachter „Zauberer von Rom" hat sich mit seinen 9 Bänden in einer Auflage von 2500 Exemplaren so verkauft, daß wir jetzt unausgesetzt an einer neuen drucken, die im Januar ans Licht tritt. Ich habe sie gänzlich revidiert und mit der gewissenhaftesten Strenge auch im Stil gebessert, der mir leider unter der Fülle des höchst schwierig zu bewältigenden Materials gelitten hat. Ich werde Auftrag geben, daß Sie sukzessive die 18 Bändchen erhalten. Vielleicht finden Sie einmal einige Sommerwochen, das Ganze in sich aufzunehmen.

Erzählen Sie mir einiges von Ihrem Befinden, Ihren Plänen, Ihrer Familie! Ich lebe seit einem Jahr hier unter unerfreulichen Eindrücken: Engherzigkeit und anspruchsvolle Indolenz ist der Charakter einer solchen von ihren Erinnerungen zehrenden Stadt. Ich kann nichts sehnlicher wünschen, als daß ich mit dem wechselnden Vorort in eine andere Stadt komme. Dingelstedt legt es zwar darauf an, coute que coute Weimar als permanenten Vorort durchzusetzen und die Schillerstiftung dem Großherzog gebunden zu Füßen zu legen, ich hoffe aber, die Zweigstiftungen bleiben bei den Satzungen und retten die Stiftung vor der Gefahr, für immer durch eine und dieselbe Verwaltung beherrscht zu werden. Auch mein Amt als ein lebenslängliches könnte gefährlich werden, wenn ich etwas zu entscheiden hätte . . . Der neue Vorort sollte auf 5 Jahre nur Berlin oder München sein.

Mein Amt ist so mühevoll und zwingt mir soviel Rücksichten auf die schreibende Welt auf, daß ich das Opfer bringe und vom 1. Januar die Redaktion meines Blattes aufgebe. Da mein Nachfolger Frenzel sein wird, so hab ich darum immer noch Gelegenheit, den Bestrebungen meiner Freunde mich auch öffentlich teilnehmend zu zeigen und wiederhol' ich daher meine obige Frage nach Ihren gegenwärtigen Studien und Plänen. Ich bekenne, daß ich für den Abfall Ihrer Teilnahme von meinem Streben empfindlich war bis zur tiefsten Verstimmung. Doch seh' ich wohl ein, daß die Hauptschuld an der Allgem. Ztg. und an der Cottaschen Buchhandlung liegt, mit ihnen an der ganzen Neu-Münchner Richtung.

Empfehlen Sie mich Ihrer lieben Frau und lassen Sie bald etwas hören Ihren herzlich grüßenden und aufrichtig ergebenen

Gutzkow.

Weimar, den 5. Dezember 1862.

Digitized by Google

Zeichnende Künste.

Zur Winterausstellung der Berliner Sezession.

Von Max Osborn.

Überblickt man den Verlauf der Kämpfe, von denen die Kunstgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts erfüllt war, so tauchen aus dem Schlachtgewühl immer wieder zwei feindselige Prinzipien, welche die Bataillen kommandieren, in deutlichen Umrissen hervor. Es sind, historisch ausgedrückt, das Prinzip der romanischen Renaissancekunst auf der einen und das der niederländischen Kunst des siebzehnten Jahrhunderts auf der andern Seite. Oder, nach ihrem Wesen bezeichnet, das Prinzip einer Kunst, deren Ziel Darstellung, und das einer anderen Kunst, deren Ziel persönliche Mitteilung des Künstlers ist. Der auf den Lehren der Renaissance sich aufbauenden Kunst gilt die künstlerische Arbeit als ein Mittel; der auf der großen holländischen Malerei sich aufbauenden Kunst, die wir uns gewöhnt haben, die „moderne" zu nennen, gilt sie als Selbstzweck. Jene, ihrem Ursprung und ihrer Art nach romanisch, südlich, strebt zum Objektiven; diese, germanisch, nördlich, zum Subjektiven. Jene will schildern, erzählen, ihr ist das Stoffliche, Gegenständliche so wichtig, daß sie es keinen Moment aus dem Auge verliert; diese hat sich immer mehr dahin entwickelt, den ganzen Schwerpunkt auf den Prozeß der Produktion, auf die Sichtbarmachung der Konzeption und der innerlichen Verarbeitung der Probleme zu legen. Jene war von Natur episch, diese — was cum grano salis zu verstehen ist — wesentlich lyrisch. Je weiter die moderne Kunst siegreich vordrang, um so reiner offenbarte sie, im schroffen Gegensatz zu ihrer Feindin, ihre letzten Ziele. Es kam ihr von vornherein in erster Linie weniger darauf an, Erscheinungen der realen Natur oder der mit den Augen der Phantasie erschauten Welt als solche zum Ausdruck zu bringen, als vielmehr den Eindruck festzuhalten, den diese Erscheinungen auf die Sinne ausüben; das Wort „Impressionismus" ist nicht zufällig entstanden. Durchaus bewußt geht die moderne Kunst auf dasjenige Stadium der älteren Technik zurück, das vor der letzten „Ausführung" lag; denn diese interessiert sie weniger als das künstlerische Ringen, das ihr vorangeht. Die Epoche der Naturwissenschaften, die dem Werden und Entstehen der Dinge und Geschöpfe bis in die letzten Geheimnisse

Digitized by Google

nachspürt, hat eine vordem unbekannte Freude an der Erkenntnis und Betrachtung der künstlerischen Tätigkeit an sich geweckt. Die Intimitäten des Ateliers, dessen Veröffentlichung man früher als nutzlose Indiskretion oder anspruchsvolle Eitelkeit angesehen hätte, werden hervorgezogen. Der Betrieb der Malerei, der an dieser Stelle in unsern Erörterungen nur als Beispiel herangezogen werden kann, hat sich unter solchen Anschauungen völlig umgestaltet. Die Studie, die Farbenskizze, die dem Maler früherer Zeiten nur als Vorarbeit zu seinem Bilde galt und nach Fertigstellung des letzteren höchstens noch für studierende Schüler oder Kollegen Bedeutung zu haben schien, gilt heute als ein selbständiges Kunstwerk, das man gar nicht weiter ausgeführt haben will, weil man befürchtet, daß durch eine solche Fortführung der Arbeit vom rein Subjektiven zum Objektiven der Reiz des persönlichen Bekenntnisses eine Einbuße erleiden könnte. Man will einen Einblick in die Arbeit selbst genießen, um daraus eine unmittelbare Vorstellung von der inneren Erregung des Künstlers bei seiner schöpferischen Tätigkeit zu gewinnen.

In gleicher Weise hat sich die Stellung der Zeichenkunst gewandelt. Was man früher darunter verstand, hatte streng genommen ebenso wie die Malerei letzten Endes eine fertige Darstellung im Auge. Auch hier spielte die schöne Ausführung eine Rolle. Die Meister der Renaissance legten selbst auf ihre ersten zeichnerischen Studien, Entwürfe, Notizen keinen besonderen Wert, und ihre Zeitgenossen folgten ihnen darin; nicht sie, sondern erst die Kunstfreunde späterer Jahrhunderte haben diese Blätter gesammelt. In den Niederlanden bereitete sich der Umschwung vor; Rembrandts Radierungen, die doch nicht Vorstudien zu späteren Werken sein wollten, sondern dazu bestimmt waren, vervielfältigt und auf den Markt gebracht zu werden, sind bereits völlig aus der Freude am Arbeitsprozeß und aus der Absicht, diese Freude den Beschauer mitfühlen zu lassen, entstanden. Und heute stehen wir am Ende des Weges, den Rembrandt betrat: Der Zeichner unserer Tage bleibt am liebsten beim ersten Stadium seiner Arbeit stehen, und der Kunstfreund versenkt sich mit unendlicher Liebe in die Betrachtung dieser Äußerungen.

„Kunst ist Wahl" — mit dieser knappen Formel hat James Whistler die Tätigkeit des bildenden Künstlers geistreich gekennzeichnet. Der Maler entnimmt der Wirklichkeit die Züge, die er nach Maßgabe seiner individuellen Neigung braucht, und baut auf dieser Grundlage sein Werk nun in eigener Weise aus. Der

Digitized by Google

Zeichner folgt dem Maler in dem ersten Abschnitt dieser Arbeit, aber er verzichtet gewissermaßen auf den zweiten; er bleibt bei der Abstraktion stehen und sieht seine Aufgabe darin, eben diese mit künstlerischen Mitteln auszudrücken. Er wählt sich aus der Fülle der natürlichen Erscheinungen diejenigen aus, die sein Auge für die wichtigsten hält, und beschränkt sich darauf, diese festzuhalten. — „Zeichnen ist Fortlassen", so hat Max Liebermann einmal gesagt und damit das Wesen der Zeichenkunst überhaupt und der modernen insbesondere schlagend charakterisiert. Das „Fortlassen" der Natur gegenüber, das ja auch Whistler in dem oben zitierten Worte als ein wichtiges Amt der Kunst überhaupt bezeichnete, wird hier nach schärfer betont. Was der Zeichner wählt, nach welchen Gesichtspunkten er bei diesem Prozeß vorgeht, das hängt von seiner persönlichen Auffassung ab, und bei der unendlichen Fülle von Einzelzügen, welche die Natur zur Auswahl darbietet, gibt es darum so viele Zeichnungsmöglichkeiten, wie es künstlerische Individualitäten gibt, weil jeder der letzteren eine andere Zusammenstellung von linearen, luministischen und formalen Elementen als die entscheidende, maßgebende erscheinen wird.

Mit unumschränkter Freiheit schwelgt der moderne Zeichner nun in der unbegrenzten Fülle des Seienden und Erdichteten. Keine Kunstprovinz bietet ihren Bewohnern ein solches Feld, sich zu tummeln. Ihn stört nicht die technische Störrigkeit der widerspenstigen Farbe, die des Malers Absichten nur in seltenen Fällen zu erfüllen imstande ist. Ihn hemmen keine realistischen Forderungen. Die Natur seines Materials weist ihn von Anfang an darauf, lediglich mit der Abstraktion zu arbeiten. Er reduziert Körper auf Linien, Farbenwerte auf ihre Licht- und Schattenqualitäten. Er übersetzt fortwährend, weit mehr noch als der Maler; seine Persönlichkeit kann sich weit unvermittelter und unbehinderter aussprechen. Indem er auf die Durchführung verzichtete, befreite er sich von der konventionellen Schablone, die ihr diente, von dem Zwang der sauberen Konturen, der akademischen Schraffierungen und Schattierungen. Seine Lust ist es, mit sparsamen Mitteln anzudeuten; nicht nur die Natur, auch die durchgeführte Zeichnung anzudeuten. Er prunkt geradezu mit der Einfachheit, die heute, als Reaktion gegen die hinter uns liegende Epoche des überladenen Allzuviel, sich allenthalben bemerkbar macht. Es ist dieselbe raffinierte Einfachheit, mit der sich der Vornehme und Reiche von Geschmack heute zu umgeben liebt,

Digitized by Google

die in van de Veldes dekorativen Prinzipien und in der Rückkehr zum Biedermaierstil ihren reinsten Ausdruck gefunden hat. Der moderne Zeichner ist ein heimlicher Krösus, der nicht mit seinem Reichtum protzt, sondern mit vollendeter Distinktion sich gibt. Von den Japanern hat er gelernt, diskret zu sein, im Nichtallessagen eine besondere Wirkung zu suchen, und die nervöse Sensibilität der Gegenwart befähigt ihn dabei, über den japanischen Stilismus weit hinauszugehen. Darum sprach Liebermann im Vorwort des Katalogs einer früheren winterlichen Sezessionsausstellung von der „Hieroglyphenschrift der Zeichnung". Und mit Recht fügte er hinzu, daß sie „größere Ansprüche an die mitwirkende Phantasietätigkeit des Beschauers stellt". Der Zeichner überhaupt und der moderne mehr als jeder frühere verlangt vom Publikum eine unabläßige Mitarbeit; es muß sich alles das, was er ihm versagt, bei der stillen Betrachtung ergänzen. Das ist für manchen schwierig und unbequem; aber für den, der dieser Aufforderung nachkommt, ruht darin ein ganz besonderer Reiz, der schwer mit Worten zu umschreiben ist. Der Beschauer weiß gewiß von allen Bildern, die er in der jetzigen Winterausstellung der Berliner Sezession (es ist die dritte ihrer Art) vorfindet, allerdings nicht sofort, „was er zu denken hat", doch gerade in diesem Zwang, sich in die Absichten des Künstlers zu vertiefen, liegt eine Anregung von unvergleichlichem Wert. Und nicht allein der Genuß des einzelnen Blattes wird auf diesem Wege erhöht, sondern der Beschauer wird dabei zugleich unendlich viel für das Verständnis künstlerischer Werke überhaupt gewinnen. Er dringt hier am tiefsten in das Schaffen des Künstlers und seine Geheimnisse ein. Denn der moderne Zeichner zeigt mit der größten Offenherzigkeit, was ihn bei der Betrachtung eines Naturausschnitts oder bei einer künstlerischen Vision angeregt hat. Der Stift, der seiner Hand mit unbedingterem Gehorsam folgt als der Pinsel, notiert sofort, was sein äußeres oder inneres Auge geschaut, was ihn gereizt hat. In unveränderter Frische wird das künstlerische, nicht das gegenständliche Motiv — denn nur auf jenes kommt es an — festgehalten, sei es nun ein Luftproblem, wie bei den Landschaftszeichnungen Liebermanns, sei es das Problem einer Stellung, wie bei den in Massen vorgeführten Studien des französischen Bildhauers Rodin, oder einer Form, wie bei den Entwürfen des Hans von Marées, oder einer Bewegung, wie bei den impressionistischen Märchenillustrationen oder den Tierstudien von Slevogt, oder eines Beleuchtungsspiels wie bei den Ra-

Digitized by Google

dierungen des Schweden Anders Zorn, oder der Abspiegelung eines seelischen Vorgangs, wie in den kostbaren Arbeiten der Berlinerin Käte Kollwitz, deren Kunst auf dieser Ausstellung so glorreich vor uns emporsteigt, oder sei es eine interessante Verbindung mehrerer solcher Vorwürfe, die ein Zufall herbeigeführt hat.

Nirgends kann man so den Künstler an der Arbeit sehen, wie bei diesen Blättern, nirgends kann man mehr über die Art lernen, wie er instruktiv schafft. Und kein Lernen ist mit größerer Freude verknüpft als dieses, keins erschließt für die Zukunft eine reichere Quelle edelsten Genusses.

Auch wo der Künstler heute sich an die alten reproduktiven Techniken hält, ist er ein anderer geworden. Die Radierung zumal wird ganz in den Dienst moderner zeichnerischer Prinzipien gestellt, indem ihre malerischen Eigenschaften mit raffiniertestem Geschick ausgenutzt werden. Anders Zorn wurde eben schon genannt als ein Großmeister impressionistischer Nadelkunst. Der Führer aber auf diesem Wege ist Whistler, der Amerikaner, der im Juli des abgelaufenen Jahres gestorben ist. Wie in Whistlers Bildern, ist auch in seinen Radierungen ein ewiges Wogen und Flimmern, ein Gleiten und Schwanken der malerischen Werte, in dem das Gegenständliche kaum mehr einen Halt hat. Die höchste und feinste Differenzierung des malerischen Gefühls war in diesem Manne lebendig geworden. Mit einfachen Kontrasten von Licht und Schatten gab er sich nicht ab. Er suchte delikate, sorgsam abgetönte Zusammenstellungen und verfolgte mit unbeschreiblich fein ausgebildetem Sinne diese Lichtwerte durch die zartesten Nuancen, durch die leisesten Modulationen und dynamischen Abstufungen. Dem Unbestimmten, Nebelhaften, Verschwimmenden galt seine Liebe, dem Übergang und der Dämmerung, in der sich tausend malerische Geheimnisse schimmernd bergen, das Auge anziehend, in die Irre führend und berauschend. Sein sensibles Auge war für die unmerklichsten Unterschiede im Spiel der Lichter empfänglich, wie der begabte Musiker die geringsten Abweichungen des Tones bemerkt, die dem Ohr des Laien entgehen. Whistlers erste Radierungen reichen weit zurück, bis in die Anfänge seiner Künstlerlaufbahn. Schon 1858 gab er den ersten Zyklus heraus, der bereits den werdenden Meister verriet, aber immer diskreter, aparter und kultivierter ward seine Technik, bis sie in seinen Schilderungen von der Themse mit ihren Brücken und Schiffen, ihren Ufern und Kais und schließlich in der zweiten seiner venezianischen Serien den Höhepunkt ihrer Ausdruckskraft erlangte.

Digitized by Google

Neben der Radierung steht der Holzschnitt. Aber der moderne Künstler benutzt ihn weder zu den Strichwirkungen der alten Zeit noch zu den Effekten des „Tonschnitts", der Jahrzehnte hindurch unser Illustrationswesen beherrschte. Er führt ihn vielmehr, auch hier natürlich von japanischen Anregungen ausgehend, zu der Sprache einfacher, bestimmter Linien oder zu lebhaften Kontrasten zwischen hellen und dunklen Partien oder zum Farbenholzschnitt. Der Prager Emil Orlik, der die japanische Kunst auf einer ostasiatischen Reise an der Quelle studiert hat, ist hier ein Meister, der mit delikatem Geschmack Bildchen aus Nippon in der alten Technik entwirft, als sei er ein Schüler von Hokusai oder Hiroshige, oder europäische Motive so behandelt, als sei er nicht in Böhmen, sondern bei Yokohama geboren und erblicke nun unser Leben aus dem fremdartig-reizvollen Gesichtswinkel eines schlitzäugigen Mongolen. Die äußersten Konsequenzen aber aus dieser Auffassung des Holzschnitts zieht der exzentrische Norweger Eduard Munch, der die Holzplatte zum Ausdruck mit heranzieht und gelegentlich gar aus dem Abdruck ihrer natürlichen Maserung seine visionär gesehenen Gestalten in verschwimmenden Umrissen auftauchen läßt.

Noch freier machte den Künstler die Lithographie, die heute nach jahrzehntelangem Stillstand eine neue Blüte erlebt und durch die Entwickelung der farbigen Reproduktion früher ungeahnte dekorative Möglichkeiten erschließt, wie es uns besonders die Karlsruher, und unter ihnen an erster Stelle wieder Hans von Volkmann, gelehrt haben. Aber wirklich souverän ist der Zeichner, der als solcher nun vor die Öffentlichkeit tritt, erst durch die moderne Vervielfältigungstechnik geworden, die ihn nicht nur vom Holzstock und von der Kupferplatte, sondern auch vom lithographischen Steine unabhängig gemacht hat und seine Entwürfe vom Papier direkt und unverändert, mit allen Reizen der persönlichen Arbeit, in beliebiger Anzahl reproduziert. Durch die photomechanischen Hilfsmittel, durch den Lichtdruck, die Heliogravüre und vor allem durch die populärste, weil am wenigsten kostspielige Methode: die Zinkätzung, ist die Möglichkeit gegeben, auch hier den Hauptnachdruck auf die interessante künstlerische Mache zu verlegen, ganz im Sinne der modernen Kunst überhaupt. Die improvisierte Zeichnung mit all den Anregungen, die sie für den Betrachter mit sich bringt, wird für Tausende von Wiederholungsexemplaren in ihrer völligen Unmittelbarkeit gerettet. Selbst bei der Illustration eines Buches, eines Gedichtes, eines Witzes

Digitized by Google

ist das Gegenständliche nicht als Hauptsache behandelt, sondern nur als Anlaß, immer neue Motive nach der Seite des linearen Rhythmus, im harmonischen oder im grotesken Sinne, oder nach der Seite der Licht- und Schattenkontraste zu finden. Selbst hier, wo bestimmte Aufgaben gestellt werden, ist nicht das Gegenständliche selbst, sondern das Spiel mit ihm das wichtigste geworden. Der moderne Illustrator begibt sich nicht mehr in die sklavische Abhängigkeit, vom gegebenen Stoffe, sondern überläßt sich den Assoziationen die dieser in seinem Kopfe heraufbeschwört. Die Münchener Zeichner des Simplizissimus und der Jugend bedeuten auf diesem Gebiete den bisher erreichten Höhepunkt. Ein kurzer scherzhafter oder satirischer Dialog, ein rasch entworfenes lyrisches Stimmungsbild genügt ihnen, um in ihrer künstlerischen Phantasie sofort eine Szene hervorzuzaubern, die ihrer Hand selbständige und dankbare Aufgaben stellt. Diese Illustrationen aber schaffen nun noch eine neue Wirkung hinzu, indem sie dem Buntdruckverfahren die Farben entlehnen. Doch sie verzichten wohlweislich auf eine zum Realismus hinstrebende oder an die Bildmalerei erinnernde Kolorierung, weil diese zu den andeutenden Strichen und Schattenflächen der Zeichnung nicht stimmen würde, sondern sie entwickeln die farbige Belebung der letzteren aus den Bedingungen des Druckes. Und da der Farbenwalze so wie so ihrer Natur nach einfache Effekte am nächsten liegen, begegnet sich hier die beschränkte Fähigkeit der Maschine mit der künstlerischen Absicht. Hier ist in Wahrheit aus der Not eine Tugend gemacht. Der Zeichner nimmt nur ein paar Farben, und es ist ihm ein besonderes Vergnügen, diese entweder zu mischen oder in breiten Flächen mit einander kontrastieren zu lassen. Er deutet die mannigfaltige Farbigkeit der Natur durch einige wenige Töne an, die dann ähnlich wie die Linien und Striche seiner Schwarz-Weiß-Zeichnung gewissermaßen „Hieroglyphen" sind. Und so schafft er nicht bunte Blätter, die Surrogate für Gemälde darstellen, sondern farbige Drucke, deren selbständiger Wert und eigener Reiz gerade darin liegt, wie die begrenzten Mittel ausgenutzt sind.

So bringen die Errungenschaften der neuen Druckmethoden in die „zeichnenden Künste" der Gegenwart das Element der Farbe hinein, das man ehedem auf diesem Gebiete kaum gesucht hat. Und es ist darum nichts Unorganisches, wenn die Berliner Sezession in ihren Winterausstellungen, die diesem Zweige künstlerischer Tätigkeit gewidmet sind, noch einen Schritt weiter

Digitized by Google

geht und auch der Farbenskizze, dem Aquarell und Pastell, darin Aufnahme gewährt. Dieser undogmatischen Weitherzigkeit haben wir es diesmal zu danken, daß wir zum ersten Male eine kleine Kollektion von Aquarellen William Turners in Berlin zu sehen bekommen. Es sind neun Bildchen, die uns in der Tat eine Vorstellung von der Tat des merkwürdigen Engländers vermitteln, ohne den die moderne Entwickelung nicht zu denken ist. Turners Jugend lag noch im achtzehnten Jahrhundert, schon 1851 ist er, hochbetagt, gestorben, aber er war bereits ganz und gar erfüllt von malerischen Problemen, die noch heute im Mittelpunkte des europäischen Kunststrebens stehen. Er sah Helligkeiten, sah lichtdurchflutete Luft, sah von der Atmosphäre getragene Farbenspiele, die uns jetzt geläufig sind, wenn sie auch kaum einer besser wiederzugeben vermag, als er es konnte, die aber damals niemand außer ihm sah. Es war eine ganz neue Farbensprache, die er, gestützt auf die Mittel der im Gegensatz zum Öl leichteren und beweglicheren Wasserfarbentechnik, redete, eine Sprache, die seine Zeitgenossen nicht verstanden. Ihnen erschienen Turners Bilder unerträglich und unwahr hell und leuchtend, sie behaupteten, daß ihre Augen vor ihnen Schmerzen litten; wir heute haben das Gefühl, daß sie durchaus der Natur entsprechen. So ändern sich die physiologischen Vorbedingungen des Kunsturteils! Turner arbeitete bereits unmittelbar darauf hin, die wogenden Lichtfluten, die durch den Raum schweben, mit dem Pinsel zu bannen, zu studieren, wie sich unter ihrem Einfluß die einzelnen Stücke der Wirklichkeit ausnehmen, und ihre Abbilder auf Grund dieser Studien miteinander zu harmonischen Wirkungen zu vereinen. Er war dabei nicht im entferntesten das, was man etwa einen Naturalisten nennt. Er war vielmehr ein Dichter, ein Licht- und Farbenpoet, ein malerischer Feuerwerkkünstler, der das Material, das ihm die Natur bot, aus eigener Kraft verarbeitete und in seinem Sinne steigerte, selbstherrlich, wie eben ein Dichter das tut, aber stets dennoch mit tausend Fäden an die Natur gefesselt, wie eben nur ein großer Dichter es vermag. So entstanden die Aquarelle, die wir jetzt sehen. Aus einem Blick auf die Lagunen von Venedig ward ihm ein Zauberspiel von unzähligen flimmernden Lichtströmen, aus einer Ansicht der schweizerischen Stadt Freiburg eine zarte Phantasie in bräunlichen und rötlichen Werten, aus einer Alpenlandschaft voll tiefer Schatten oder einer Unwetterstimmung ein Chaos braunschwarzer Nuancen, aus der Ansicht eines englischen Hafens ein zartes Schweben gebrochener Farben, in denen ein

Digitized by Google

paar lichtblaue Flecke triumphierend aufleuchten, aus dem Erlebnis eines Sonnenunterganges am Meere ein schillerndes Traumbild verklingender Töne. Die Konturen lösen sich, und Berge und Täler werden Teile einer großen Einheit, in deren geheimnisvolles Wesen die Seele des Künstlers sich versenkt.

Doch mit der subjektiven Auffassung der Wirklichkeit, wie sie in Turners Aquarellen imponierend auftritt, gelangt der moderne Zeichner nun auch wieder in das Gebiet des reinsten und königlichsten Subjektivismus: zu einer neuen Phantastik. Auch davon gibt die Sezessionsausstellung interessante Proben. Der junge Münchener A. Kubin zumal bringt eine Kollektion von phantastischen Blättern, die den Beschauer noch Tage lang, nachdem er ihre Bekanntschaft gemacht hat, beschäftigen. Wilde und erregte Vorstellungen drängen sich hier hervor. Wie Fixierungen unruhiger Träume erscheinen Kubins Kompositionen, in denen grausige Tier- und Geistergestalten ihr spukhaftes Wesen treiben, alle Ängste und Schrecken der Finsternis, alle Qualen der Selbstzergrübelung, alle Gemeinheit menschlicher Schlechtigkeit, alle Erbarmungslosigkeit des Schicksals in sich verkörpernd. In balladenhaften Phantasiestücken hält Martin Brandenburg ähnliche Seelenzustände in größeren Zeichnungen fest. In zierlich-sauberen Linien zeichnet sie der englische Ästhet Aubrey Beardsley, von literarischen Vorbildern angeregt, auf das Papier. Am großartigsten aber weiß Max Klinger das Phantastische zu fassen, indem er es unmittelbar aus dem Realen emporwachsen läßt. Die eine der beiden neuen Radierungen, die Klinger auf die Sezessionsausstellung gesandt hat, liefert dafür ein merkwürdiges und packendes Beispiel. Es ist ein Blatt für die zweite Folge des Zyklus „Vom Tode", dessen Entstehung der Hauptsache nach in Klingers römische Zeit fällt, dessen einzelne Glieder den Künstler aber seitdem immer wieder beschäftigt haben. Dies Blatt gehört zu den merkwürdigsten, erschütterndsten und gewaltigsten Erzeugnissen der modernen deutschen Graphik, zugleich zu den wildesten Ausgeburten einer alle Tiefen des Menschentums aufwühlenden Phantastik. Der Tod ist hier in einer seiner gräßlichsten Gestalten gezeichnet. Wir blicken in den langen, öden Saal eines Krankenhauses oder Lazaretts, auf dessen eisernen Bettstellen zwischen zerwühlten Kissen Pestkranke in Todeszuckungen sich winden. Ein Grausen befällt uns, wenn wir diese abgezehrten Gestalten sehen, die in stiller Ergebenheit oder in ohnmächtigem Trotz, betäubt oder aufstöhnend in wahnsinnigen Schmerzen,

Digitized by Google

winselnd und sich krümmend, den vergeblichen Kampf mit dem unsichtbaren Feinde kämpfen, der durch ihre Reihen schreitet. Aber das Grausige dieses Anblicks wird noch furchtbar verstärkt durch ein Motiv, das uns fast das Blut gefrieren macht: Ein Windstoß hat die Fenster aufgestoßen, heulend fährt der Sturm in den kahlen Raum, daß die Gardinen aufgeregt sich bauschen, und dieser Windstoß hat zugleich — ein paar Raben in den Saal des Sterbens geführt, die gierig reiche Beute wittern. Zwei haben sich schon, stumm und starr, auf der Fußkante einer Bettstelle niedergelassen, in der ein armseliges Menschenkind verendet; sie harren in schrecklicher Ruhe, bis sein ausgedörrter Leib ihrem Fraße reif ist. Zwei aber flattern ungestüm auf die Lagerstätte des Unglücklichen zu, der rechts im Vordergrunde des Bildes, von der barmherzigen Schwester gestützt, sich noch einmal halb aufgerichtet hat, wie um ein letztes Gebet zum Himmel zu schicken. Die Schwester jedoch hat das Kreuz abgenommen, das ihr an einer Kette um den Hals hin, und nun schwingt sie die Kette, um mit dem Kreuz das krächzende Raubgesindel zu verscheuchen, zu dem der Sterbende mit namenlosem Entsetzen emporstarrt. Es ist eine schauerliche Szene, aber sie ist mit so vollendeter Kunst und aus einem so grandiosen Ernst der Auffassung gearbeitet, daß das, was wir sehen, weit über das Schauerliche des Stoffes emporsteigt und uns mit sich trägt. Das ist kein „Lazarettbild" mehr, das ist ein gellender Aufschrei der gequälten Kreatur gegen das erbarmungslose Schicksal, eine wilde, schluchzende Anklage gegen das Furchtbare, das uns in diesem armseligen Erdendasein bedroht und vernichtet. Und wunderbar ist, wie in der Gestalt der barmherzigen Schwester verkörpert wird, was der geläutertste Menschengeist als leuchtendes Hoffnungsziel in all den Schrecknissen aufgerichtet hat. Von grauenhafter Gefahr umgeben, steht sie tapfer da und tut ihre Pflicht, die Pflicht der erlösenden Liebe, und dem schwarzen Getier, das wie eine Botschaft des Satans heranflattert, schwingt sie unerschrocken das Symbol dieses großen Gedankens entgegen: das Kreuz. Eine starke, in die tiefsten Gründe unseres Wesens dringende Empfindung durchwirkt diese Schreckensszene und hebt sie hoch über die Bedingtheit des realen Einzelfalles hinaus. Und es lebt darin, künstlerisch ausgedrückt, ein Streben, das überhaupt ein Stück Kulturprogramm des zwanzigsten Jahrhunderts zu sein scheint: aus dem in allen seinen Bedingungen erfaßten Wirklichen und Seienden heraus einen Weg zu finden zu der Sphäre eines gesteigerten, höheren, bedeutungsvolleren Lebens.

Digitized by Google

So reiche Welten erſchließen ſich auf der diesjährigen Winterausſtellung der Berliner Sezeſſion, die um ſo friſcher, verwegener und zukunftsfroher ihre Kräfte übt, je mehr man verſucht, ſie gewaltſam zu unterdrücken. Die Entwickelung künſtleriſcher Beſtrebungen läßt ſich nicht aufhalten. Sie müſſen allein ihren Weg machen, ihre Irrtümer ſelbſt erkennen und abſtreifen und den bleibenden Kern, der ihnen innewohnt, ſelbſt herausſchälen. Man kann über dieſe Entwickelung denken, wie man will, darüber iſt kein Zweifel, daß allein in den Sezeſſionen der Schwerpunkt des heutigen deutſchen Kunſtlebens ruht.

Villamediana.

Novelle

von Otto Helmut Hopfen.

[Schluß.]

Die Märzennacht war ungewöhnlich kalt. Die gedrängten Maſſen neugieriger Madrilenen froren vor dem Gartengitter und an der Auffahrt zum Palaſt des Grafen Villamediana. Selbſt diejenigen, die ſich in der Nähe der weit im Umkreis aufgeſtellten Fackeln befanden, konnten der Wärme aus Furcht vor glühenden Tropfen nicht froh werden. Was wunder, daß man nun, nachdem König und Königin, die Monterey und Haro, die Villafranqua und Toledo, die Esquilache, die Alba, die Olivares, Santa Cruz, Oñate und alle Adligen, Würdenträger und Diplomaten, die Geſandten von Deutſchland, von Frankreich, von England, nachdem die Miniſter und Feldherrn, kurz alles, was man gern im Schmuck von Orden und Brillanten mit geputzten Frauen ſah, vorüber gerollt war — leider in verſchloſſenen großen Kutſchen — was wunder, daß man ſich auf Platz und Straße, ſo weit die herrliche Muſik aus dem Palaſte die geſpannt Horchenden berührte, in ſchnell bewegten Gruppen zum nationalen Tanze vereinigte. Gar bald — man wußte es — würde der freigebige Herr (wie vor Beginn der Auffahrt blinkende

Digitized by Google

Münzen) so in kommenden Zwischenpausen feurigen Wein, Gebäck, gebratene Hühner und Tauben, saftige Früchte und Süßigkeit verteilen lassen.

Hei! wie die Musik laut und lustig in die klare Nacht hinaus schallte! Da droben mußte es hoch hergehen! Manch einer, der jetzt draußen harrte, hatte in letzten Tagen bei den Arbeiten mitgeholfen. Um ihn sammelten sich Neugierige, die vom Tanze feierten oder sich seiner in der Absicht enthielten, als erste die erwarteten Gaben in bereit gehaltenen Körben oder Töpfen zu bergen. Ja da droben da geht's sicherlich hoch her! bestätigten die Halbeingeweihten. Im Himmel kann's nicht schöner sein; die ganze Welt hat ihre Schätze hergeben müssen. Sogar Blumen sind von ferne gekommen, so unerhört schön, daß sie kein Maler ähnlich hätte ersinnen können. Und, gab ein Gärtnerbursch zum besten, Bäume mit dicken Früchten behangen und Blüten zugleich haben wir aufgestellt, alles ganz echt, Springbrünnlein sind auch da in verschiedenen Farben, singende Vögel in Grotten und Lauben! Ach, das reinste Märchenreich da droben! Könnt' ich nur dabei sein, wenn alles in tausend Lichtern glänzt. Ja, unser Graf, das ist noch einer wie die alten Helden, der vergräbt seine Schätze nicht. Wenn er Platz genug hätte, ganz Madrid ließe er zuschaun, beschenkte, kleidete und speiste es köstlich. Wenn das Mauerwerk doch nur einen einzigen Spalt hätte, seufzte ein junges Mädel, indem es sich den dicken Shawl um Schultern und Hüften enger zog, daß man nur ein wenig hineinschauen könnte in all die Herrlichkeit.

Da kamen in rot- und weißseidenen Kleidern, die vereinten Wappen der Taxis und Peralta auf der Brust, Diener mit silbernen großen Schüsseln und hoch gehäuften Körben aus dem Tor; dieses blieb offen und strahlte plötzlich aus bunten Lämpchen ein sehr willkommenes Licht auf zwei riesige Weinfässer herab.

Mit Jubel ging's an ein Einsammeln oder Vertilgen der Genüsse und zugleich an ein eifriges Ausfragen der Diener. Die hatten manchen guten Freund unter dem Publikum und ließen deshalb von dem gewöhnlich unverschämten Gebahren der Bediensteten reicher Häuser, zeigten sich also recht gefällig. Hauptsächlich verlangte man von ihnen zu wissen, welche Nummer des Programms jetzt an der Reihe wäre und welches die nächste sei, über König und Königin wünschte man zu hören und über den Hausherrn nicht minder, ob er auch heute so ernst sei wie sonst, oder . . . o keineswegs, hieß es auf die letzte Frage, gar nicht

Digitized by Google

wieder zu erkennen ist der Herr, er lacht und scherzt und ist so lustig, wie vor zwölf Jahren. Ihr solltet ihn nur hören.

Das ist wegen der Verlobung. Wann kommt denn die?

Ach was Verlobung! Auf dem Programm ist die nicht angegeben. Ich glaub's nicht. Er wird doch nicht die Nichte von „dem" heiraten!

Nieder mit allen Olivares! tönte es zur Antwort.

Viva Villamediana! schallte es da wieder und lauter.

Aber warum glaubst du es denn nicht, fragte einer aus der Gruppe.

Weil er doch sonst den Alten nicht ärgern würde.

Ah! tut er das?

Und wie! Überhaupt hat er heut schon manch einen, der sich das gewiß bei der Einladung nicht gedacht hat, grün und blau geärgert. Zu schade, daß ich die Verse vergessen habe. Na, morgen werden sie ja in ganz Madrid umlaufen. Der König aber, der seinen Witz noch gar nicht kennt, hat auch so gelacht, daß man's nicht für möglich hielt von seiner Majestät. Da müssen die Gezwickten eben still halten. Und einen Anzug hat er an! Ich sage euch, der kostet sicherlich eine Million.

Caramba! das man den nicht wenigstens sehen kann!

Da von Kleidern die Rede war, drängten mehr Weiber heran und begehrten ausführliche Beschreibung über Tracht und Putz der Königin, der Millefleurs, der Olivares und dieser und jener Dame. Aber die Männer blieben Sieger in der Neugier und verlangten vorerst vom Grafen zu hören: Was ist es mit dem Kleid?

Die Diener beschrieben, so gut sie konnten, und wiederholten besonders, daß darauf statt der Knöpfe die seltensten Goldmünzen, gefaßt in Brillanten, aufgenäht seien. Lauter Kronenstücke.

Erstaunen ward laut, und der Wunsch, diese Knöpfe abzuschneiden, zugleich auch das Begehren, den Grund dieser Tracht zu wissen. Da schmunzelte der Erzähler, indem er die von Süßigkeiten entleerte Platte an einem Handgriff zum Boden hangen ließ: Ja, so wißbegierig war der Herzog-Graf von Olivares auch. Ich stand daneben, als er verbindlich katzbuckelnd fragte.

Der andalusische Fuchs der! rief ein augenscheinlich besonders unter der Regierung des Olivares leidender Bettler.

Und was glaubt ihr, daß er zur Antwort bekam? fuhr der Diener fort. Na, da bin ich begierig! feuerte man ihn an.

Was das bedeutet, Don Gaspar, sagte unser Herr und

Digitized by Google

lachte dazu ausgelassen, solltet ihr das bei eurer anerkannten Liebe für die Krone nicht wissen? Heute ist Königsfest. Da zeige auch ich mich, sagte er, als Liebhaber der Krone!

Alle lachten, bis einer fragte: Und der Olivares, der glorreich Unbestechliche, der dafür dem König dreißig wohlbezahlte Ämter und Pfründen und Güter auf dem Gnadenwege abpreßt. He, hat er gemerkt, der Scheinheilige, daß es auf seine Liebe für die Doppelkrone gemünzt war?

Das will ich meinen! Er riß den Mund schon so auf, wie er gewöhnlich tut, wenn er recht grob wird, mochte sich aber besinnen, daß er gegen das feine Wortspiel nichts machen könne; auch war unser Herr schon weiter gesprungen und gab anderen Freunden ähnliche Pillen.

Die Freude über diese Erzählung war ungeahnt groß und half dem Witzwort zu schnellster Verbreitung unter den gastlich vor den Toren Bewirteten. Man hatte es ja immer gewußt, daß der Villamediana mit solchen schamlosen und scheinheiligen Ausbeutern und Volksbedrückern nicht zusammen halten würde. Nun wußte man's also: er hatte die Bande nur sicher machen und beobachten wollen. Heil Villamediana, heil seiner kühnen Satire! Und daß er gerade heute an diesem Feste mit der Sprache wieder hervorrückte, wahrhaft unübertrefflich. Bei eurer anerkannten Liebe für die Krone, Don Gaspar, habt ihr's gehört? das sitzt. Der König war erfreut über den Freimut. So werden ihm die Augen bald aufgehen. Olivares, deine Tage sind gezählt! Heißa, ich hätte ihn sehen mögen, wie er mit offenem Munde dastand und alle verschluckte Bosheit dann leise an seine Frau brachte. Haha!

Bei solchen Gesprächen mundeten Speise und Trank doppelt. Glückseliger denn seit langer Zeit schlossen sich die Paare wieder zum Tanz, manch Bursch behielt den Becher zierlich in der Hand. Es war eine rechte Ausgelassenheit mit Villamedianas Worten in das Volk gefahren. Die Gesetzteren schwatzten weiter. Eine wuchtige Stimme aus der Gruppe um den redseligen Diener sagte: Das kann ihm den Kopf kosten! dem Villamediana. Der Andalusier ist rachsüchtig und so ganz geheuer. . . .

Was! was! nicht ganz geheuer? scholl's nun herausfordernd aus mehreren Kehlen, was will der Kerl! Etliche Stimmen räusperten sich bedrohlich, so daß der Sprecher es für geraten hielt abzubrechen: na, ich will nichts sagen. Da ihn jedoch die aufgeregten Gemüter mit wenig freundlichen Namen bedachten,

Digitized by Google

wehrte er sich und sagte begütigend: Warum schreit ihr denn so? Ich habe ja gar nichts übles gesagt.

Aber sagen wollen.

Nichts übles. Das hat mehr zu bedeuten, hab ich sagen wollen. Merkt nur genau auf die Worte, hab ich sagen wollen. Eure Liebe für die Krone hieß es von Olivares, aber von sich hieß es Liebhaber der Krone! Liebhaber. Da liegt mehr drin, und wenn ihr's nicht versteht, der Andalusier wird's schon. . . . Reim' es sich jeder selbst zusammen. Man munkelt schon lange so was; und ich weiß. . . .

Der Diener erhob das silberne Tablett, als wollte er's dem Unliebsamen auf den Kopf schlagen. Die Nächsten aber wehrten ihm und schoben den Bedrohten fort. Abseits jedoch drängten sie sich um ihn, fragten ihn aus, was er zu wissen glaube, und wer er sei.

Die Antwort des schnell vorsichtig gewordenen Mannes nahm man teils mit Grauen wie etwas großartig Ungewisses auf, teils mit einer für alle Liebesgeschichten begeisterten Fantasie.

Ich bin der Schmied Gonzales, sagte der Skeptiker, kennt mich denn hier niemand? Ein und der andere Zuruf erscholl. Na, also! fuhr er fort, und ich weiß, was ich sage. In all den letzten Nächten hab ich mit meinem Meister und zwei anderen Gesellen eine schwer eiserne Tür schmieden müssen. Die haben wir gestern Nacht eingesetzt. Der Graf und sein Zaubermännchen haben zugesehen.

Das ist das ganze Geheimnis! höhnte einer, aber die Mehrzahl begehrte doch mehr zu wissen, ehe sie die Sache für so harmlos hielte. Wo denn, wo denn? erklang es drum zugleich von mehreren Seiten.

Da hinten, seht ihr. Der ganze Palast ist so hell erleuchtet, daß man ihn für brennend ansehen möchte. Aber da hinten der hohe Turm ist so schwarz wie das Grab.

Vielleicht kommt seine Beleuchtung erst später als Knalleffekt, rief einer, und die anderen lachten zustimmend.

Der Schmied brummte: Das glaub' ich nicht. Wir können's ja abwarten. Es gibt nur eine Tür dahinein, von einem langen und schmalen Saale aus; bisher war sie von Holz, jetzt ist sie von Eisen. Denkt, was ihr wollt. Mehr sag ich nicht.

Die im Palast neu und mächtiger einsetzende Musik ließ die Aufmerksamkeit wieder den vermeintlichen Vorgängen da oben

Digitized by Google

zukehren. Fanfaren schienen auf den Anfang des Festspieles hinzudeuten.

Die Königin spielt mit, erklärten die Diener, das müssen wir sehen. So eilten sie denn viel beneidet von dannen. Die ersten Szenen mit Kriegslärm und Leuchtfeuern hatten sie freilich schon versäumt, dafür trafen sie die vorher noch im buntesten Geplauder und Umherwandeln verlassene ungeheure Gesellschaft als lautlose Zuschauer geordnet. Nur der Graf, ihr Herr, ging von diesem zu jenem. Keine zwei Minuten blieb er an einem Fleck, bald erheiterte er den König, der seine Aufmerksamkeit viel mehr auf die neben ihm sitzende Herzogin von Haro als auf das Spiel richtete, bald erläuterte er witzig oder galant die Szene in verschiedenem Sinne. Endlich stand auch er stumm an einen blühenden Orangenbaum gelehnt und schaute großen Auges in das ernster werdende Spiel. Seine Hände glitten über die Goldknöpfe seines weißen Gewandes. Es ging alles nach Wunsch. Jetzt verminderte sich die Beleuchtung im Saal, die Nichte Olivares in Gestalt eines kastilianischen Jünglings betete, Mondschein überglänzt, auf dem Schlachtfelde um Hilfe aus entsetzlicher Not. Sie sprach mit solcher Wärme und mit einer auf keiner Probe enthüllten Leidenschaft, daß sie die Zuschauer wahrhaft zu erschüttern wußte, obgleich diese so ernster Kost bei solchem Anlaß nicht gewöhnt waren. Man fühlte mit etwas Unbehagen die bedrohte Größe des Vaterlandes und glaubte auch zu erkennen, daß das verkleidete Mädchen nicht nur sinnbildlich für eine Allgemeinheit sonder wie in Todesangst verlöschender Hoffnung den Himmel um Rettung ihres eigenen Ansehens und Glückes anflehte. So verbreitete sich eine eigenartig gemischte Stimmung, die auch von der Erwartung, wie sich an all das die vermutete Verlobung angliedern würde, beeinflußt wurde. Kein Mund, kein Kleid regte sich, während sie klagte. Das Gefühl der ängstigenden Verwirrung schwoll mit der Innigkeit ihres Flehens, und manche Träne perlte über schöne Wangen, als sie ohne Erhörung aufspringen mußte, von Verrätern und Feinden weitergejagt. Kriegsdrommeten erschollen aufs neue, der Rauch in der Ferne brennender Dörfer, Staub und Wolken hüllten zeitweilig die Bühne ein, seltene Weherufe erklangen als Kunde von traurigem Schicksal. Lärm von Waffen und eine entsprechende Musik steigerten die Spannung der Zuschauer derartig, daß man unruhig die Erlösung kaum mehr erwarten konnte. Villamediana selbst zitterte in so starker Aufregung, daß die Blüten vom Orangenbäumchen, dessen Stamm er ergriffen hatte,

Digitized by Google

wie große Tränen auf ihn herabregneten. Die klang- und seelenvolle Stimme des von ihm genarrten Mädchens unterbrach mit ihrem metallenen Tönen, wie eine heilige Priesterin die Bahn seiner Gedanken und riß ihn aus der halben Reue über die Verkennung dieses Kindes, aus dem Haß gegen ihren Onkel Olivares, aus der verwegenen Spottlust gegen alle Vaterlandverderber und aus der wie Nadelstiche sein Blut gegen Herz und Nerven treibenden Erwartung seines Vorhabens für Augenblicke heraus und versenkte ihn ganz in den beim Schreiben dieser Verse laut gewordnen Jammer über seines Landes großes Elend. Und ihm war's, als müsse er das Schweigen des Zuschauers durchbrechen, müsse mit dem kastilianischen Knaben dort droben sehnsuchtvoll den Helden herbeirufen, als müsse er Kraft und Größe erflehen zu einer Tat vor aller Welt hellleuchtend, ohne gleichen, zu spanischer Ehre, zu spanischem Ruhme. Meinte er doch, es müßten die anwesenden Jünglinge und Männer, gleich ihm hingerissen von seinen Versen, dasselbe Begehren glühend empfinden . . . da hörte er neben sich den Monarchen — weit ab von diesem Spiel — der Herzogin von Haro eine Verfänglichkeit zuflüstern, die diese bis unters Haar erröten machte.

Ein kurzer Aufschrei der Wut aus Villamedianas Munde verhallte ungehört im allgemeinen Schreckensrufe, als nun auf der Bühne der verfolgte Jüngling zusammenbrach.

Der Kampf der Dämonen begann. Das Verlangen nach Rettung durch eine überirdisch gnadenreiche Erscheinung steigerte sich zur Unerträglichkeit. Da aber packte Villamediana der Zorn über die Lüge, mit der er als Abschluß dieses Spieles im jauchzenden Triumphe bei nahender Gottheit diese verwahrloseste Gesellschaft über das hoffnungslose Verderben der Wirklichkeit hinwegzuheben gedachte. Wer denn von all diesen hier war solcher Schonung wert, war solchen Traumes warhaft fähig, wer würde gleich ihm mit Notwendigkeit sich beweisen und ohne Zagen aus prasselnden Flammen die Schönheit des Lebens rettend emportragen? Und schon zischten die Dünste, schon nahten sich die weißen und rosigen und violetten Nebel, in Augenblicken nun in wenigen, mußte er, wenn er nicht schwankend geworden war in wahnwitzigem Unterfangen, das Zeichen geben. Und jetzt, o welcher Zauber! — ah! er schwankte nicht! — jetzt teilte sich der Dunst, übergossen vom blendendsten Lichte erschien — und erhellte das entlegenste Dunkel — die Königin-Göttin im Siege ewig jugendlicher Grazie wie das Sinnbild erlösender Weltenharmonie. Am

Digitized by Google

weit entblößten Halſe trug ſie ein ſtrahlend weißes Diamanthalsband und von deſſen Mitte hinabgehalten zu des Buſens wogendem Sichheben und Sichſenken einen hellen Rubin. Auf der Stirne leuchtete wieder die Seelenperle aus dem grabentriſſenen Diademe längſt verſtorbener Fürſtinnen Altindiens. O! denn ſo wolle nicht verlöſchen, du! aus zitterndem Sonnengolde geformt, ein atmender Strahl! Nicht meine Macht iſt's; du bewirkſt das Zeichen, magnetiſch zieht dein Glanz das Feuer an. Zu blendend biſt du menſchlich ſchwachem Auge, daß es den Anblick lang ertragen könnte! — Lodernde Flammen wachſen vor dich, wie ein Vorhang ſchließen ſie ſich. Flieht! Flieht! Es brennt! Was zieht ihr eure Schwerter, wackre Memmen? Den König rettet! Ich errette ſie!

So höhnte er die Gruppe der Granden und Würdenträger, die bei erkannter Gefahr den Degen gezogen und den König in ihre Mitte genommen hatten. Sie wie alle Gäſte Villamedianas hatten erſt durch ſeinen Ruf wahrgenommen, daß das Zauberſpiel in Wirklichkeit überging.

Eine wilde Flucht hatte begonnen, kreiſchend ſchrieen die Mütter nach ihren Kindern, Flitter behangen ſtürzten dieſe in drängender Eile von der Bühne, ſchon ſchwirrten rauchende glimmende Stoffteilchen auf Menſchen, auf Blumen und Bäume. Villamediana ſtürzte wie ein Raſender, ehe noch irgend jemand ſich recht beſinnen konnte in das furchtbare Element, Verzweiflung trieb ihn jetzt, nicht Verwegenheit, denn blitzſchnell hatte er an der Geberde des plötzlich neben ihm auftauchenden neapolitaniſchen Maeſtro erkannt, daß das freventliche Spiel ſich grauenhaft der Hand des Leiters entwunden habe.

Beiſeite geſchleudert fiel der Neapolitaner zu Boden. Villamediana war verſchwunden. Unter den Herausdrängenden war die Königin nicht geweſen, ſo mußte ſie noch an dem letzt erſchauten Platze ſein. Villamediana ſpürte die ſengenden Flammen nicht, als er ſie durchſprang. Nun erblickte er die Geſuchte, die von den ſonſt Ergebenen verlaſſen zum überfüllten Ausgange ſtarrte. Rauch qualmte zwiſchen ihm und ihr, er eilte näher. Nun mußte er innehalten, denn dicht vor ihm ſchlug aus den Fugen der Diele eine lodernde Garbe. Er ſah die Königin nicht mehr! Laut hörte er die erſte Kuliſſe zuſammenkrachen, vernahm markdurchdringend darauf den Angſtſchrei aus hundert Kehlen. Da fühlte er, wie ſich zwei kleine Hände an ihn klammerten: die Marquiſe von Milleſleurs. Wo iſt die Königin?! ſchrie er ihr

Digitized by Google

ins Antlitz, als er sich niederbeugte und sie erkannte. Sie wies hinter sich in die rote qualmende Gefahr. Da, rief er, ist Hilfe und drängte sie zum Ausgang. Dann wagte er sich zum zweiten Male durch eine Wand aus Feuerflammen, und nun hob er die Königin auf. Franceliſa, rief er, fürchte dich nicht. Davon ging's ſchneller als das Feuer, hindurch durch den geheimen Ausweg. Hilfreichen Männern, die ihm plötzlich nahe waren, ziſchten, kaum daß er den Fuß von der Schwelle gehoben hatte, wie aus geladenen Röhren blau brennende Flocken entgegen. Zurückgeſchreckt mußten ſie an ihre eigene Sicherheit denken. Villamediana ſchien verloren. Die von ihm frei geglaubte Gallerie war in Brand. Wie Ölfackeln leuchteten die Ahnenbilder dem fliehenden Mann, herabgefallen in tauſend Scherben hinderte ein venezianiſcher Kronleuchter ſeinen Weg. Die Frau in ſeinem Arm begann zu zittern und ſchlug die Arme faſt erdroſſelnd um ihn. Der von der Wand gelöſte Goldbrokat ringelte ſich in langen Bändern vor ſeinen Füßen. Um Gott! wenn er nicht weiter könnte! Und doch vorwärts! vorwärts! er mußte zum Turm, nur dort war Rettung! Schon ſah er ja die eiſerne Tür offen ſtehen. Vorwärts! Er achtete der Scherben nicht, in die er trat, hinüber! Ein von den Hüften der Königin flatterndes Band fing Feuer. Villamediana erdrückte es zufaſſend mit der Rechten. Halte aus! ſtöhnte er, ich rette dich.

Entſetzt vor den Flammen vergrub die Königin ihre Augen in dem Arm auf Villamedianas Schulter. Er hörte ſie laut den Herrn im Himmel anrufen um Vergebung der Sünden, um Rettung, um Rettung!

Fürchte dich nicht! ſchrie er wie verzweifelt und ſtampfte vorwärts. Ein zerſplitternder Fenſterſtock überſchütte ihn mit glimmenden Spähnen. Einen Augenblick ziſchte es glühend im gelöſten Goldhaar der Königin. Aber auch diesmal ſcheute Villamediana den Schmerz nicht. Mit den Lippen erſtickte er die Gefahr. Feſter umſpannte er die Hüfte und die Füßchen der halb ohnmächtigen Frau und ſtatt ihrer flehte er zum Allbeherrſcher um Vergebung der Sünden, um Rettung, um Rettung, nur für ſie, nur für Franceliſa, er wollte nichts mehr von dem Leben, nur dieſe Gnade für ſie in dieſer Not, nichts mehr für ſich. Und weiter ging's durch reißende dampfende Glut.

Schon ſah der Graf an den eichenen Tragebalken der Decke tauſend kleine Flammen einherlaufen, beweglich wie glühende Mäuslein. Noch einen Augenblick, betet er, o Gott! laß es halten,

Digitized by Google

das Gebälk meines Schlosses! Verruchter Boden, wimmerte er, klaffe nicht vor mir auf! Entsetzlich! . . So spring' ich denn hinüber —! Hinüber, und die eiserne Türe zugeschlagen — gerettet, gerettet.

Nach blendender Helle tiefe Dunkelheit. Nach rings tobendem Verderben steinerne Entrücktheit. Wie weit in der Ferne hörten sie Krachen und Zusammenstürzen. Mochte die Welt versinken, sie mußten aufatmen, ruhen. Ihre pochenden Herzen wollten nicht langsamer schlagen, bis das Gefühl menschlich hilfloser Elendigkeit sie so mächtig ergriff, daß sie, ledig aller trennenden Torheit dieser Erde, wie zwei grausam in nackte Finsternis gestoßene Kinder die glühenden Körper fröstelnd aneinander preßten und weinten.

Wie Villamediana hereingesprungen, so stand er noch ermattet an die Achse der großen Turmtreppe gelehnt, krampfhaft hielt er mit der Linken die seidenen Schuhe, das Füßchen der Königin umklammert, mit der Rechten ihre Hüfte; und sie auch ließ ungelöst die Arme um seinen Hals. So atmete er wieder den Duft ihres Haares, das seine Lippen und seine Stirne umzog. Langsam fühlte er ihrer Jugend wärmendes Leben, und die Kraft kehrte ihm wieder, und so pries er in überschwänglicher Dankbarkeit die göttliche Gnade, die das einzige Gut, das er auf dieser Erde kannte, unverletzt gelassen in dieser großen Not.

Da vernahm er von außen Hämmern an den unteren Quadern seines Turmes. Ihm war's, als schlüge man steinern gegen sein Herz. Unheimliches Summen drang in sein gespanntes Ohr. Nun schreckte die beiden ein dröhnender Anprall an die eiserne Pforte. War's ein stürzender Balken, war's Hammerschlag des hilfreichen Volkes? Mit wildem Fluche richtete Villamediana sich auf; noch durfte dieser Augenblick nicht enden! Das ganze Leben in Vergangenheit und Zukunft sollte dahinsinken ins Nichts, der Augenblick nur gehörte ihm zum seligen Erheben einzig über sich und die Verzweiflung. Aufwärts trug Villamediana die geliebte Last. Dem Ansturm fremder Gewalten antwortete sein trotziges Vertrauen in die Festigkeit seiner Mauern. Aber wehe! schon hörte er das Gestein unten bröckeln und kollern. Höher denn! höher und hastiger. Eine Falltüre noch. Villamediana stieß sie auf und hinaus eilte er auf das Zinnen umkränzte Dach in grelle Beleuchtung. Im gleichen Augenblicke, als er, die Königin hoch auf seinen Armen tragend, wie eine in die Nacht aufragende Lichtgestalt erschien, erkannte und begrüßte ihn die harrende Menge

Digitized by Google

tief unten. Laut erscholl sein Name aus tausend Kehlen und übertönte in begeistertem großen Segensrufe die noch unverloschenen Gluten, die seines Palastes Glanz und Herrlichkeit prasselnd in Asche legten. Villamediana, der Retter der Königin! Rettet ihn! Villamediana hoch! Villamediana! Villamediana! Die Glocken aller Kirchen klangen, Sturmleitern wurden herbeigeschleppt, und da sie bis zur Höhe nicht ausreichten, so suchte man von neuem die eiserne Tür einzuschlagen. Wie lange würde sie widerstehen?! O namenloses Wehe! Nur in dieser eigensten Enge, Franceliſa, einen Augenblick vielleicht nur sind wir frei. Kleiner werden, seh' ich, die reinigenden Feuer. Licht brennen jetzt die Flammen ohne schwärzenden Rauch, bald werden sie zusammensinken. Meine Liebe aber wird nicht wie sie verlöschen, nein! feierlich genährt vom Sange der ewigen Glocken wird sie fortleben und weiter weben an der Fülle entsagender Innigkeiten. Ich schwöre, o zittere nicht, Franceliſa! hier, wo Gott uns hört, schwöre ich ewige Treue, und du schwöre schweigend vor Gott, der uns errettet hat und einzig uns sieht, stumm wirst du im Herzen wie ewigen Glockensang und nie verlöschend wärmendes Feuer dies Geschenk meiner Treue bewahren! Franceliſa, ich liebe dich, Francelinda . . .

Getreue, mutige Untertanen des Königs nahmen ihm die Königin aus den Armen und jubelnd wollten sie auch ihn hinabtragen.

Er aber in des Wahnsinns herzzerreißendes Gelächter ausbrach, zog seinen Degen und bedrohte jeden, der Hand an ihn legen wollte. So ließ man ihn denn, da man ihm den Herzog von Haro hilfreich zur Seite sah.

Und die Stunden verrannen.

Und die beiden Freunde schauten noch immer stumm hinab, fühlten, ahnten, was einer dem anderen sagen könnte. Verklungen waren die Glocken, verprasselt die Flammen, fortgeschleppt vom beuteluſtigen Volke die letzten brauchbaren Trümmer des Palastes, alle Fackeln in den Straßen verlöscht — endlich, endlich schlief Madrid.

Hoch oben die zwei sahen den Mond heraufziehen und, gleich wie zu jeder Freude, jedem Schmerz, die Kälte lächelnd mit sich führen.

Am Fuße des Turmes, im Dunkeln, schien sich's zu regen.

Villamediana wollte nicht hinabsteigen.

* * *

Digitized by Google

Am nächsten Morgen um die neunte Stunde wurden die lieblichen Kinder, die Meninas, von der Herzogin-Gräfin Olivares aus dem Gemach der Königin geschickt. Nachdem dies geschehen war, trat die Oberfthofmeisterin vor Ihre Majestät, zu deren Füßen die Marquise von Millefleurs saß, und sprach also: Seine Majestät der König haben huldvollst beschlossen, nach dieser fürchterlichen Nacht persönlich sich von dem Wohlbefinden seiner Gemahlin zu erkundigen, und werden deshalb in dero Gemächern um zehn Uhr gemeinsam mit Ihrer Majestät das Frühmahl einnehmen; alle Herren und Damen vom Dienste sind befohlen. Damit jedoch die Freude über die glückliche Begegnung nicht durch Anwesenheit eines mißliebigen Antlitzes gestört werde, gewährt die große Milde Seiner Majestät dem Fräulein, das Ihre Majestät aus Frankreich mitgenommen haben, der Marquise von Millefleurs, die Gnade, sich ohne Zeugen aber sogleich für diese Auszeichnung bei Ihrer Majestät vor dem Abschied zu bedanken!

Was?!? rief entsetzt aufspringend die betroffene Marquise. Die Gräfin Olivares ließ sich aber nicht aus der Ruhe ihres Vortrages bringen: Der Wagen mit dem Gepäck der Marquise steht angeschirrt im Hof. Hier sind die Pässe, gesiegelt und vom neuen Oberstpostmeister unterschrieben. Sie verbeugte sich pflichtschuldig vor der Königin und rauschte zur Türe hinaus.

Ihr nach sprang einige Schritte die Marquise, schüttelte die geballten Fäuste und stampfte mit dem Fuß auf. Ich gehe nicht, rief sie, und wandte sich hilfesuchend zur Königin um. Die aber starrte regunglos und jeder Willensäußerung beraubt in die Pässe, die sie vom Tische genommen hatte. Als die Gespielin sie bei ihrem Kosenamen Franceliſa anrief, verließen sie die Sinne.

Da verkauerte denn die Vertriebene die wenigen Augenblicke des Abschiedes neben der am Boden hingestreckten Freundin und brachte sie mühsam mit letzten Diensten, mit letzten Küssen ins Bewußtsein zurück. Noch immer konnte und wollte die Königin nicht sprechen, sie nahm aber allen Schmuck, die kostbaren Ringe, Brautgeschenke des Königs selbst, von sich und legte sie der vor ihr knieenden Freundin an. Schließlich händigte sie ihr die Pässe ein und wies dabei mit dem Finger auf die Unterschrift des Oberstpostmeisters. Da stand ein fremder Name, ein Herr von Oñate.

Der war's denn auch, der von der Herzog-Gräfin Olivares eingeführt, die Marquise von Millefleurs bitten mußte, die zu Pferde harrende Eskorte nicht länger warten zu lassen.

Die Königin stand auf, ihr Gesicht wandte sie den Eintreten-

Digitized by Google

den ab, ihre zuckende Hand ließ sie der Marquise. Als sich nun endlich die Gefährtin ihrer Jugend mit letztem Lebewohl erhob, da riß sie die Vertraute an sich, küßte sie viele Male, dankte ihr bewegt für alle Güte und segnete sie. Alles, was ich liebe, hauchte die Königin ihr zu, nun ist's mir auf ewig entrissen. Geh nach Frankreich, in mein Frankreich und werde glücklich! Ach könnt ich mit dir ziehen.

Der Herr von Oñate trat auf das Fräulein zu und stützte sie. Die Tür schloß sich hinter ihr, die Meninas, die lieblichen Kinder aus dem spanischen Volke, wurden zu einer anderen wieder eingelassen, mit ihnen der Zwerg des Königs. Die Damen vom Dienst und die Herren in Rang und Ordnung traten ein. Schließlich erschien der König aufrecht und würdevoll, selten würdevoll für seine jungen Jahre; er begrüßte feierlich seine hohe Gemahlin und forderte die Granden auf, sich zu bedecken. Dann setzten sich die Majestäten zu Tisch. Der Zwerg begann seine Scherze, jeder der Würdenträger seinen Dienst. Der König sah rosig aus und schien heiter, die Königin war blaß und schwieg. Plötzlich verstummten alle Anwesenden; das Geläut von Trauerglocken wurde vernommen. Und der König wandte sich mit fragendem Blick an Olivares. Der sagte mit bewußter Deutlichkeit: die Kapuziner bahren die Leiche des Grafen Villamediana auf.

Gott sei seiner Seele gnädig, sprach der König, indem er sich, wie nach ihm alle Anwesenden bekreuzigte, und fuhr dann fort: Hat man noch keine Nachricht von dem Mörder, der ihn heute Nacht von seinem Turm herunter schoß?

Noch keine, Majestät, erwiderte der Andalusier, und wie es scheint, werden alle Nachforschungen vergebens sein.

Mehr als ein Augenpaar beobachtete bei diesen wohl bedachten Worten das Antlitz der jungen Königin. Und mehr als einer der Argwöhnischen erstaunte und freute sich der also erprobten Tugend, als er nicht Fassungslosigkeit, nicht Schmerz, nicht Überraschung wahrnahm. Keiner ahnte, daß aus diesen Worten, die zu gefährlicher Prüfung der Königin Herz treffen sollten, ein ungehoffter Trost in ihre Seele glitt. Sie hatte wohl geahnt, daß diejenigen, die ihr die harmlose Gespielin raubten, den sich in unseliger Leidenschaft nur zu deutlich verratenden Oberstkhofmeister nicht schonen würden. Als sie eines Anderen Namen an Stelle des seinen auf den Pässen las, wußte sie, daß er der schnellen Rache verfallen war, und in erregter Phantasie zweifelte sie nicht, daß man ihn mit fürchterlichen Qualen im Kerker und auf der

Digitized by Google

Folter langsam zu Tode martern würde. Nun hatte eine rasche Kugel ihn — o Dank dir ewiger Vater! — an seines Lebens Höhe hingerafft zur Entsühnung unseliger Liebe. Das war ein Himmelszeichen, war Erhörung seiner Worte, die er aus glutbewegtem Herzen dem Zeugen ihres Bundes zugerufen, so durfte also auch sie, wie sie schweigend ihm geschworen, seine ihr geweihte Seele umklammern, durfte aus seiner Liebe und Entsagung dankbar in ihrer Einsamkeit Trost schöpfen. Ach! er war glücklich, lebend hätte er nur dulden müssen. So ruhe denn, du Glücklicher im Tode, du Heldenherz, das mir vorangegangen. Bald schweigst du Dichter unter schwarzem Marmor und redest doch von übergroßer, unbezwungener Liebe. Zur Sonne stürmend trugst du mich empor, im Feuerwirbel aus dem Tod des Lebens, du weckteſt meine Seele in mir auf! Dem Sang der ewigen Glocken vertrauteſt du mich an, und deiner Treue Schwüre tragen sie. O klingt, o klingt! dorthin, wo er jetzt weilt, und tönt ihm meinen Namen, meine Liebe zu. O klingt, o singt mir meinen Namen, den hier kein Lebender mir wieder gibt, tönt ihn mit seines Mundes, seines Herzens schmeichlerischer Melodie: Franceliſa, Francelinda, Franceliſa, Francelinda. . . . .

Juristische Rundschau.*)

Richter, Staatsanwalt, Verteidiger und Geschworene.

Von Rechtsanwalt Victor Fraenkl (Berlin).

Ist auch die „Kwiecklade", die viele Wochen lang das Schwurgericht des Berliner Landgerichts I beschäftigte, für die majoratslüsternen Verwandten ausgelaufen, wie das Hornberger Schießen, so dürfte sie doch für die Justizpflege als solche nicht ergebnislos bleiben. Wie kaum ein anderer Prozeß, hat dieser die argen Blößen unserer Strafprozeßordnung aufgedeckt und die Gefahren, die den um seine Ehre und seine Freiheit kämpfenden

*) Von Zeit zu Zeit werden unter diesem Titel bemerkenswerte Vorkommnisse aus der juristischen Welt besprochen werden. D. H.

Digitized by Google

Menschen bedrohen, in das grellste Tageslicht gerückt. Was den Kundigen längst kein Geheimnis mehr, hat der Fall Kwilecki die breitesten Volksschichten erkennen gelehrt: Daß es um die sogen. Rechtsgarantien bei uns nicht gut bestellt ist und daß, wer materiell nicht die Möglichkeit hat, gewandte Anwälte für sich zu gewinnen, in den Gesetzesbestimmungen an sich nicht den genügenden Schutz findet! Darin gipfelt die öffentliche Bedeutung des Prozesses, und diese Momente rechtfertigen das gewaltige Interesse, das die langen Verhandlungen allenthalben geweckt haben.

Richter sein, heißt wohl das höchste Amt bekleiden. Wer berufen ist, über Ehre, Freiheit, Vermögen und Leben des Menschen zu entscheiden, besitzt eine Machtfülle, wie kein anderer, und darum auch Pflichten der Verantwortlichkeit, wie sie schwerer nicht gedacht werden können. Wir haben das selbstverständliche Recht, von denjenigen, welchen eine solche Gewalt eignet, zu fordern, daß sie in jedem Augenblick ihrer Tätigkeit sich der Tragweite ihres Berufs sittlich bewußt sind. Richten ist eine wirkliche Kunst. Sie auszuüben, erheischt ein reiches Maß von Bildung, sowie helle Kenntnis des Menschen und seines Trieblebens. Solche Richter sind heute — sprechen wir es nur unverblümt aus! — spärlich gesäet, und gar mannigfache Faktoren haben wir an der Arbeit gesehen, um die heilige Kunst des Richtens in einen im groben Alltagssinn erfüllten Beruf zu verderben. Hiergegen ist auch die Einrichtung des Schwurgerichts das alleinseligmachende Korrektiv bislang nicht gewesen. Man hat sich von ihm als einer volkstümlichen, freiheitlichen Institution völlige Unabhängigkeit von Klassen- und Standesvorurteilen versprochen und gemeint, die mitten im praktischen Leben wurzelnden, die Härte der Daseinsnöte kennenden Geschworenen würden verstehen und verzeihen können. Man hat es geglaubt und hat sich in manchen Fällen erheblich getäuscht!

Von vornherein liegt schon eine nicht zu unterschätzende Gefahr in der Art der Einrichtung der Schwurgerichte selbst. Die Geschworenen allein haben darüber zu entscheiden, ob der Angeklagte schuldig ist oder nicht. Das setzt eine Würdigung der Beweisaufnahme voraus, indem die Geschworenen selbständig zu prüfen haben, welchen Zeugen Glauben geschenkt werden dürfe und dergl. Sie sind in dieser Hinsicht völlig unabhängig von der Autorität des Gerichts, das vor ihrem Spruch eine Kritik der Beweisaufnahme nicht laut werden lassen darf. Nun geschieht es aber nicht selten, daß das Gericht während der Hauptverhandlung sich genötigt glaubt, Zeugen wegen Verdachtes des Meineides oder der Begünstigung in Untersuchungshaft zu nehmen. Bei Entscheidungen dieser Art haben die dabei sitzenden Geschworenen auch nicht im geringsten mitzuwirken, so daß sie, die unbeeinflußt von der Auffassung der drei Berufsrichter an eine Würdigung der Beweisaufnahme herantreten sollen, dabei nicht selten solche Zeugen zu bewerten haben, denen das Gericht bereits einen besonderen Stempel aufgedrückt hat. So war es auch im Prozeß Kwilecki, und nicht immer besitzen Geschworene eine derartige Selbständigkeit im Denken und Abwägen, um sich, wie in dieser Verhandlung, durch die von dem Gericht geübte Zeugenschätzung auch nicht beirren zu lassen! Es ist überhaupt ein sehr mißliches Ding um die dem Schwurgericht eigentümliche Zweiteilung des Judizierens. Man überlege sich: Ohne die Gründe zu kennen, welche die Geschworenen veranlaßt haben, schuldig zu sprechen, mildernde Umstände zuzubilligen, diese

Digitized by Google

oder jene Unterfrage zu bejahen, bezw. zu verneinen, sollen die drei Berufsrichter das dem Verdikt sich harmonisch eingliedernde Strafmaß finden! Die Höhe der Strafe muß doch aus den Erwägungen abgeleitet werden, welche zur Feststellung der Schuld geführt haben; gegen diese so leicht begreifliche Rechtsgarantie verstößt die Organisation des Schwurgerichts. Was alles sich hieraus ergeben kann, ist unschwer einzusehen. Sieht z. B. das Gericht die mildernden Umstände als zu unrecht zugebilligt an, so wird es — das ist menschlich verständlich! — vielleicht eine Strafhöhe fixieren, die zu der die Geschworenen bewegenden Auffassung auf das grellste kontrastiert. Und ein aus so widerstreitenden Ansichten und Empfindungen geborenes Urteil wird das Schicksal eines Menschen!

Wie immer man aber auch der Frage, ob die Schwurgerichte in ihrer jetzigen Gestalt beizubehalten, oder zu großen Schöffengerichten umzuwandeln oder etwa gänzlich zu beseitigen seien, stehen mag: Als plaidierender Staatsanwalt darf man selbstredend nicht versuchen, das Moment der Diskutabilität des schwurgerichtlichen Verfahrens zur Einwirkung auf die Geschworenen zu benutzen. Hiergegen hat der eine der in der Straffache Kwilecki auftretenden öffentlichen Ankläger gefehlt, so daß mit Recht die trotz aller Interdikte von Gerichtsvorsitzenden bestehende „öffentliche Meinung" scharfe Kritik an dem Verfahren der Staatsanwaltschaft geübt und im Anschluß daran ihr Wesen und die Art ihrer Wirksamkeit wieder einmal mannigfacher Betrachtung unterzogen hat. Es ist im Rahmen dieses Aufsatzes natürlich nicht möglich, der Institution der Staatsanwaltschaft eine eingehende Untersuchung und Beurteilung zu widmen — es darf aber zusammenfassend ausgesprochen werden, daß die zu Tage tretende Praxis ihrer Funktionär das Wort des Oberstaatsanwalts Isenbiel von der „objektivsten Behörde" nicht zu rechtfertigen vermag. Auf der einen Seite ist es eine Binsenwahrheit, daß gemäß § 158 St.P.O. den Staatsanwalt seine Rolle als öffentlicher Ankläger niemals blind für entlastende Momente machen darf, und auch er die höchstpersönliche ethische Pflicht hat, in dubio pro reo sich zu erklären, anstatt mit mehr oder minder gewagten Konstruktionen einen Belastungsbau mühsam zusammenzumauern; auf der andern Seite haben wir es, wie schon in anderen Prozessen, so auch im Falle Kwilecki erlebt, daß die Staatsanwaltschaft die brüchigsten Argumente nicht preisgeben mag, um einen Schuldbeweis aufzutürmen. Darin liegt eine Gefahr, die auch deshalb so erheblich ist, weil gegenüber der Stellung des Staatsanwalts die des Verteidigers in den verschiedenen Stadien des Verfahrens zum Schaden des Angeklagten eine untergeordnete ist. Der Staatsanwaltschaft müssen alle öffentlichen Behörden von ihr verlangte Auskünfte erteilen, und alle Organe des Polizei- und Sicherheitsdienstes sind verpflichtet, ihrem Ersuchen oder Aufträge zu genügen. Vom Stande der Voruntersuchung kann der Staatsanwalt stets durch Einsicht der Akten Kenntnis nehmen und die ihm geeignet scheinenden Anträge stellen. Dem Verteidiger ist dieses ganz selbstverständliche Recht nicht gewährt; erst nach dem Schluß der — oft so folgenschweren — Voruntersuchung, und, wenn eine solche nicht stattgefunden, nach Einreichung der Anklageschrift darf er die Gerichtsakten einsehen. „Schon vor diesem Zeitpunkte ist ihm die Einsicht der gerichtlichen Untersuchungsakten insoweit zu gestatten, als dies ohne Gefährdung des Untersuchungszweckes geschehen kann"; diese degradierendes Mißtrauen statuierende

Digitized by Google

Vorschrift behält dazu noch in den meisten Fällen beschaulich ihre papierne Existenz. Dem verhafteten Beschuldigten ist an sich schriftlicher und mündlicher Verkehr mit dem Verteidiger erlaubt; bis zur Eröffnung des Hauptverfahrens kann jedoch der Richter, sofern die Verhaftung nicht lediglich wegen Verdachts der Flucht gerechtfertigt ist, anordnen, daß den Unterredungen mit dem Verteidiger eine Gerichtsperson beiwohne. Bei Ermittlungen, die der Verteidiger selbst anstellen will, bei Sammlung von Entlastungsmaterial stehen ihm Behörden nicht zur Verfügung; wendet er sich aber an Detektivinstitute oder verhandelt er, wenn auch selbstredend in der vorsichtigsten Weise, unmittelbar mit Zeugen, so wird dies nur zu oft ihm und seinem Klienten übel angemerkt und bisweilen allerlei Ungünstiges daraus hergeleitet. Gerade also während der Voruntersuchung, während des so wichtigen Stadiums, das die Hauptverhandlung vorbereitet, ist die Position des Verteidigers keine solche, wie sie dem wirklichen Rechtsinteresse und und dem Schutzbedürfnis des Beschuldigten entspricht. Überhaupt ist das ganze Institut der Voruntersuchung wurmstichig. Ihr geheimes, auf den einseitigen Abhörungen beruhendes Verfahren muß in ein kontradiktorisches, das dem Staatsanwalt und dem Verteidiger das Beisein gewährt, umgewandelt werden; das ist eine so selbstverständliche Forderung, daß in einem sogenannten „Rechtsstaat" eigentlich kein Wort darüber verloren zu werden brauchte. Eine derartige Reform, die im Verein mit den Fragen der Zeugenbeeidigung und der Untersuchungshaft unter den gesetzgeberischen Aufgaben in der vordersten Reihe steht, wird dem Wesen einer wirklichen Rechtsgarantie, von der bis zur Hauptverhandlung vorläufig blutwenig zu merken ist, doch einige Schritte näher kommen und auch so manche Hauptverhandlung, deren Ergebnis nachher das Ansehen der Anklagebehörde wahrhaftig nicht fördert, zu verhüten vermögen.

Was nun die Stellung des Verteidigers vor dem Spruchrichter anlangt, so erlebt man es nicht selten, daß dieser ihn als eine unangenehme Terminszugabe behandelt. Ich habe mich über die hierher gehörigen Punkte jüngst in der Berliner „Volkszeitung" unter dem Titel „Zur Stellung der Rechtsanwälte" geäußert und möchte aus diesem Artikel folgendes wiederholen: Das gegenüber dem öffentlichen Ankläger beobachtete Benehmen der Koordination schlägt gegenüber dem Anwalt zuweilen in ein solches um, aus welchem der Ton der Herablassung oder der unwilligen Duldung herausklingt. Und wie sauer wird es manchmal dem Verteidiger gemacht, auch seinerseits Zeugenbefragungen vorzunehmen! Erfährt der Staatsanwalt nur in den seltensten Fällen Widerstand bei seiner aktiven Beteiligung an der Beweisaufnahme, so wird dagegen dem Verteidiger recht oft dieselbe Betätigung außerordentlich erschwert. Dazu kommt, daß dies bisweilen in Formen geschieht, die den Anwalt in den Augen der Prozeßpartei und des anwesenden Publikums geradezu als einen minderwertigen und untergeordneten Faktor erscheinen lassen müssen. Gewiß ereignet es sich auch, daß Anwälte in ihrem Benehmen vor dem Gerichtshof sich vergreifen. Daß der Vorsitzende demgegenüber Abwehr üben muß, ist selbstverständlich; daß aber zahlreiche Anwälte als Parteivertreter eine so — milde ausgedrückt — unangemessene Rolle ohne eigenes Verschulden spielen müssen, ist ein bedenklicher Mißstand. Es ist auf der einen Seite eine der vornehmsten Pflichten der Anwaltskammern, ihm energisch entgegenzutreten; es ist aber andererseits

Digitized by Google

natürlich auch Sache des Gesetzes, durch die notwendige Stärkung der Position des Verteidigers solchen Erscheinungen einen Riegel vorzuschieben. Die Machtfülle des Vorsitzenden eines Gerichtshofes ist eine so große und setzt so außerordentliche Eigenschaften bei der betreffenden Persönlichkeit voraus, daß sie sichere Kautelen im Interesse der übrigen an der Verhandlung mitwirkenden Faktoren erheischt.

Alle diese Erörterungen hat der Verlauf des Prozesses Kwilecki von neuem in Fluß gebracht. Jeder der hier berührten Punkte bedarf natürlich eine seiner Wichtigkeit entsprechende, erschöpfende Behandlung. An der die Reform der Strafprozeßordnung vorbereitenden Kommission ist es nun, die gewonnenen Erfahrungen und Lehren für ihre wichtigen Arbeiten nutzbar zu machen!

Kunstberichte.

Musik.

Von Gustav Dippe.

Die Königliche Hofoper darf auf ihre Neueinstudierung der „Meistersinger von Nürnberg" mit berechtigtem Stolz blicken. Das Werk aller Werke in dieser prächtigen Wiedergabe zu sehen und zu hören, war ein außerordentlicher Genuß. Mit äußerster Sorgfalt hatte Richard Strauß den musikalischen Teil gestaltet. Fast einfach klang diese in Erfindung und Arbeit gleich bewundernswerte Musik. Wundervoll war jede Gegensätzlichkeit in den Zeitmaßen und Stärkegraden zu lebendiger Wirkung gebracht. Gleich der Musik waren auch Regie und Inszenierung des höchsten Lobes wert. Ich trage kein Bedenken, den ersten Akt von der Versammlung der Meister bis zum Schluß als unübertrefflich zu bezeichnen. Es wirkte alles wie selbstverständlich; und das ist das höchste Ziel jeder Regie, daß man ihre Arbeit gar nicht merkt, und nur der Kenner hinter all den scheinbaren Improvisationen die bildende Hand spürt. — Von den Solisten ist an erster Stelle Bertram als Hans Sachs zu nennen. Keiner der mannigfaltigen feinen Züge fehlte, durch die diese liebenswürdigste aller Operngestalten ausgezeichnet ist; Sachsens überragende Intelligenz und seine deutschgemütvolle Art verschmolzen zu köstlicher Einheit. Gleich vortrefflich war Knüpfers Meister Pogner. Wenn man auch betreffs der andern Partien dieses und jenes kleine Bedenken nicht vor sich zu unterdrücken vermochte, so konnte das doch nichts wesentliches an dem vorzüglichen Gesamteindruck ändern.

Digitized by Google

Die erste Neuheit, die uns die Königliche Oper in dieser Spielzeit bescherte, war „Manon“ von Massenet. Eine etwas altbackene Neuheit: das Werk ist schon zwanzig Jahre alt.

Als die Textdichter Meilhac und Gille die tränengefüllte Geschichte der Manon Lescaut und des Chevaliers Desgrieux, diese ehrwürdige Stammmutter ungezählter Dichtungen aus der Halbwelt, ins Auge faßten, mögen sie wohl die Hoffnung gehabt haben, ein Gegenstück zum Carmentext herstellen zu können. Wie dort, so steht auch hier im Vordergrunde ein mit nicht allzuviel moralischen Qualitäten belastetes Weib, das einen Mann zum Sklaven ihrer faszinierenden Persönlichkeit macht. Auch hier wird der bedauerliche Liebhaber durch den Zwang seiner Leidenschaft aus wohlgeordneten Verhältnissen bis an das letzte Ende einer abschüssigen Bahn geführt. Während jedoch die Prosper Mériméesche Novelle sich von geschickter Hand derart in vier Akte hineinzwängen ließ, daß kein wesentlicher Punkt wegzufallen brauchte, bot die Erzählung des Abbé Prevost diese Möglichkeit nicht. Die Fülle der Ereignisse in Manons Lieben und Leiden entstammt nicht der bloßen Erfindungsfreudigkeit des Erzählers, sondern sie bildet insofern das Wesentliche des Stoffes, als sie die vollkommene Fesselung des verliebten Desgrieux zu erweisen hat. Bei der Auswahl der Geschehnisse, die im Operntext der Manon vorliegt, ist das Verhältnis der Vernarrtheit des jungen Aristokraten zu den Opfern, die er seiner Leidenschaft bringt, so dürftig geworden, daß man sagen darf, der Kern der Sache ist gar nicht in das Drama hineingeraten. Es ist, als ob man das Buch Hiob dramatisieren wollte und sich aus technischen Gründen mit einer der mannigfaltigen Prüfungen begnügen würde. — Leider ist nun auch noch gar das wenige, was sich von der quellenden Phantasie Prevosts in das sentimentale Operntextchen gerettet hat, nicht einmal geschickt angewandt. Der erste Akt bringt das Zusammentreffen Manons und des Chevaliers, ihre aufflammende Liebesleidenschaft und die gemeinsame Flucht nach Paris. Diese Stoffbehandlung ergab sich von selbst und war wohl auch nicht besser zu disponieren. Dieser ausschließliche Inhalt des ersten Aktes ist aber so umwuchert von allerlei szenischem Kleinkram, daß man sich über die Bedeutsamkeit dieses Vorganges nicht recht klar wird. Vollkommen schief ist die Erscheinung des alten Sünders Guillot, der in der Erzählung das glückzerstörende Element bildet. Aber dieser blöde alte Gegenstand, der uns da im ersten Akt vorgeführt wird, hat ganz die Umrisse einer episodischen Figur und ist gänzlich ungeeignet, zwei junge Menschenkinder zu verderben. Der zweite Akt enthält den Wendepunkt im Charakter Manons: sie unterliegt der Versuchung, ihrem Geliebten untreu zu werden, um mit dem Lohn für ihre Liebe ein glänzendes Leben zu führen. Dieser Teil des Werkes ist nicht ohne Reize; nur daß die Motive, die Manons Handlungsweise bestimmen, mit ein paar gar zu flüchtig hingeworfenen Worten abgetan sind. Der dritte Akt zeigt Manon auf dem Gipfel ihres Glanzes. Sie erscheint in üppigen Gewändern, hat das Recht, sehr schön auszusehen, und beweist, daß sie mit reichen Verehrern genügend versehen ist. Das zweite Bild dieses dritten Aktes bringt den Höhepunkt des ganzen Werkes. Desgrieux, der sich aus Schmerz über Manons Untreue der Kirche geweiht und bereits eine hübsche kleine Anzahlung auf den sicher zu erwartenden Heiligenschein gemacht hat, wird von Manon, die plötzlich wieder Sehnsucht nach ihrer

Digitized by Google

ersten Liebe bekommt, mit sehr viel hin und her an großen Worten und Empfindungen den Freuden des Lebens zurückgewonnen. Die Szene ist keck und mit Glück hingeworfen. Das laster-schillernde Flitterkleid Manons und die betrübte Soutane Desgrieux' in zärtlicher Umschlingung — eine etwas laute aber für die Oper noch annehmbare Kontrastwirkung.

Der vierte Akt ist der schwächste Teil des ganzen. Man schlägt unwillkürlich das Titelblatt des Textbuches auf, um sich nochmals zu überzeugen, ob das wirklich derselbe Meilhac ist, der an dem meisterlichen Carmentext beteiligt ist — — „Henri Meilhac", es kann kein Zweifel sein! — In der Prevostschen Manon greift Desgrieux, um den Unterhalt für sich und seine Geliebte zu gewinnen, zum Mittel des falschen Spiels. Er, der Sohn aus vornehmer Familie, der Mensch mit den überzarten Empfindungen, entschließt sich aus Todesangst, seine angebetete Manon, die nun einmal des Luxus nicht entraten kann, zu verlieren, zum Betrug. Und in der Oper wird auch gespielt; Desgrieux gewinnt auch hier viel Geld, aber er spielt ehrlich und gewinnt nur, weil Anfänger unweigerlich vom Glück bevorzugt werden. Wie konnte man nur der Erzählung das Motiv des Hasardierens entnehmen, wenn man nicht den Mut hatte, den Held in dieser Erniedrigung zu zeigen! — Die Verhaftung Manons, die den Schluß dieses Aufzuges bildet, geschieht gänzlich unmotiviert. Plötzlich taucht auch der Vater Desgrieux in der Spielhölle auf und spricht ein paar überflüssige Worte. Knüpfer, dem man diese traurige Partie angetan hatte, sah aus wie der alte Goethe. Das war ja an sich ganz hübsch, machte aber den verworrenen Vorgang auch nicht klarer. — Im zweiten Bilde des vierten Aktes stirbt sich die gute Manon einen tragischen Abgang zurecht. Ihre letzten Worte sind:

„Das Geschick will es so!
Und das ist — die Geschichte —
Von Manon Lescaut."

Nein, mein liebes Kind, Sie irren; die Geschichte von Manon Lescaut ist ganz anders.

Die Massenetsche Musik ist vollendet stillos. In der Hauptsache ist sie, was man Salonmusik nennt. Verlangt die Situation eine pathetische Tonsprache, so wandelt sie die Wege italienischer Melodieführung. Handelt es sich um einen Chor unternehmender Frauen, so kommt eine pikante Nettigkeit mit französischem Einschlag zustande. Ein andermal wird wieder ein Stück Zeitgeschmack angestrebt, und wir bekommen Gavotten und Menuetts im klassischen Stil mit etwas Rokoko-Firniß zu hören. Manches wird gesungen, was besser gesprochen würde und manches in die Orchesterbegleitung hineingesprochen, was in der Gewandung eines leicht hingeworfenen Rezitativs weniger die Stimmung unterbrochen hätte. O weh! Da steht das Wort Stimmung, und dieses Wort mußte doch bei Besprechung der Manon durchaus vermieden werden, denn der Mangel an Stimmung ist für diese Oper charakteristisch; ausschließlich im zweiten Akt ist ein kärglicher Ansatz dazu vorhanden. Stark überschätzt hat Massenet die Bedeutung der kleinen affektiert-altmodischen Gavotte, die in F-dur die ganze Oper einleitet, die dann in D-dur das Vorspiel zum dritten Akt bildet und endlich auch die Volksszene zu Beginn desselben Aktes stützen muß.

Digitized by Google

Die Masse wohlgenährter „Bürger und Bürgerinnen“ oder, wie der galante Franzose sagt: „Bürgerinnen und Bürger“ auf der Bühne und dazu im Orchester dieses hundemagere Tänzchen — es wirkt zu komisch! Der beste Teil des Werkes findet sich im zweiten Bilde des dritten Aktes; da gibt es leidenschaftliche Erregung in Text und Musik. — Das Orchester ist mit Vorsicht und stellenweise mit Virtuosität behandelt.

Die Wiedergabe der Oper war nicht ganz einwandsfrei. Ganz an seinem Platze war nur der Gast Naval als Desgrieux. Er übernahm sich zwar hin und her ein wenig in Empfindung, aber dadurch kam doch wenigstens etwas Temperament in das kalte Werk. Dagegen fehlt Fräulein Farrar für die Manon das Hinreißende in Gesang und Spiel. Sie singt sicher und musikalisch, aber die Stimme hat für diese Partie nicht den genügenden Grad sinnlichen Reizes, der den Zauber der Erscheinung unterstützen muß. Lieban wußte mit dem alten Guillot nichts rechtes anzufangen; seine unverwüstlichen Trottel-Tricks, mit denen er sonst immer siegreich ist, wollten diesmal nicht recht verfangen. Der Gardist Lescaut — doch wozu die übrigen alle aufführen, da keiner von ihnen eine Rolle hatte, aus der wirklich etwas zu machen gewesen wäre. Diese farblosen Nebenfiguren mit tüchtigen Künstlern zu besetzen, war Verschwendung. — Muck hatte die Oper mit der ihm eigenen soliden Sorgfalt einstudiert. Regie und Inszenierung verdienten unbedingtes Lob.

Berliner Theaterkunst.

Von Theodor Kappstein.

„Ich bin nicht Mutter, habe keine Mutter,
Bin kein Geschwister, habe kein Geschwister,
Lieg' vor der Tür und bin doch nicht der Wachthund,
Ich red' und stehe doch nicht Rede, lebe
Und lebe nicht, hab' langes Haar und fühle
Doch nichts von dem, was Weiber, heißt es, fühlen“ —

in diesem Selbstbekenntnis der Elektra von Hugo von Hofmannsthal faßt sich der seltsame Eindruck charakteristisch zusammen, den die jüngste freie Umdichtung des alten Tragödienstoffes des Sophokles in uns zurückläßt. Von dem erhabenen griechischen Original mit seinen rauschenden Versen und rollenden Chören, denen wir als Schüler nur unsere eigenen stockenden Erstlingsversuche der Übersetzung entgegen zu stellen hatten, geht der Weg zu der sorgfältigen Eindeutschung des alten Donner, zu der bühnenkundigen Bearbeitung des feinfühligen Adolf Wilbrandt und zu der freiesten Übertragung des ungebundenen Ulrich von Wilamowitz-Möllendorff. Ihnen allen eignet das teils hingebend, teils selbstherrlich empfangene Gefühl, das hellenische Dichtwerk dem eigenen Volk in dessen Sprache zu erschließen. Wesentlich von diesen Vorgängern unterscheidet sich Hugo von Hofmannsthal; er ist kein Übersetzer, sondern ein Poet mit eigenem Konto. Nur der äußere Rahmen des Griechen ist stehen geblieben, die Namen und das nackte Geschehen. Der Inhalt ist ein völlig anderer geworden; nicht „frei nach“

Digitized by Google

Sophokles hält sich die neue Dichtung, sondern frei von Sophokles. Sie hat im Kleinen Theater, dessen Regie die künstlerisch sorgsamste unter den hauptstädtischen Bühnen ist, ein tiefgehendes Interesse geweckt. Was bietet uns der noch nicht dreißigjährige Wiener Dichter? Eine in klingenden Wohllaut reiner, formschöner Verse gefaßte Studie über das Pathologische einer in ihren Tiefen aufgewühlten Frauenseele. Seine Elektra, gebannt in die schicksalsschwüle Luft des unheilvollen Elternhauses, in dem von der Hand der Mutter das Haupt des Vaters fiel, ist nicht die tapfere Seele, von der die alte Dienerin Leukonoe sagt: „Verlassen, einsam wankt Elektra hin, ewig um den Vater klagend wie die ewig klagende Nachtigall, bereit in jene Nacht des Todes hinabzugehen, wenn sie den Bund des Frevels nur zerrissen" — sondern sie ist ein grausiges Gemisch von Hysterie und Perverstität. Alles Menschliche in ihr ist bis zur Unkenntlichkeit entstellt, sie ist nur noch ein einziger Racheschrei, die Wollust der blutigen Vergeltung an Klytämnestra und ihrem Buhlen Ägisth nährt ihre entartete Vorstellung, auf diesen Tag des Bluts halten das dürftige Körperchen und die kranke Seele in ihrer Gier einander eisern fest, daß sie nicht kraftlos zerfallen. Hofmannsthal meistert die Sprache; aber es sind wilde Bilder voll Krampf und Brunst, in die er unsere Phantasie hineinstößt. Ein paar Beispiele. Elektra malt sich den Rachetag aus: „. . . so wird das Blut aus hundert Kehlen stürzen auf dein Grab! So wie aus umgeworfenen Krügen wird's aus den gebundenen Mördern fließen, rings wie Marmorkrüge werden nackte Leiber von allen ihren Helfern sein, von Männern und Frauen, und in einem Schwall, in einem geschwollenen Bach wird ihres Lebens Leben aus ihnen stürzen! . . Und wir, dein Blut, wenn alles dies vollbracht und Purpurzelte aufgerichtet sind vom Dunst des Blutes, den die Sonne an sich zieht, dann tanzen wir, Dein Blut, rings um dein Grab; und über Leichen hin werd' ich das Knie hochheben Schritt für Schritt" . . . Das gesunde Rachegefühl, das beim Griechendichter im Dienst der sittlichen Pflichterfüllung steht, ist hier einem Fieber-Paroxysmus gewichen. Oder sie tobt in Gegenwart der Schwester:

Ich! Ich! Aus meiner Brust
hab ich den Traum auf sie geschickt! Ich liege
und hör' die Schritte dessen, der sie sucht.
Ich hör' ihn durch die Zimmer gehen, ich hör' ihn
Den Vorhang von dem Bette heben: schreiend
entspringt sie, aber er ist hinterdrein:
hinab die Treppen durch Gewölbe hin,
Gewölbe und Gewölbe geht die Jagd.
Es ist viel finsterer als Nacht, viel stiller
und finsterer als im Grab, sie keucht und taumelt
im Dunkel hin, doch er ist hinterdrein:
Die Fackel schwingt er links und rechts das Beil.
Und ich bin wie ein Hund an ihrer Ferse:
will sie in eine Höhle, spring ich sie
von seitwärts an, so treiben wir sie fort,
bis eine Mauer alles sperrt, und dort
im tiefsten Dunkel, doch ich sah ihn wohl,

Digitized by Google

ein Schatten, und doch Glieder und das Weiße
von einem Auge doch, da sitzt der Vater:
er achtet's nicht, und doch muß es geschehn:
vor seinen Füßen drücken wir sie hin,
da fällt das Beil!

Die falsche Botschaft von dem angeblichen Tode des Orest ist in's Haus gebracht worden. Klytämnestra erholt sich von der ausgestandenen Pein an diesem Labsal. Elektra sucht die Chrysothemis zu bestimmen, mit ihr den Racheakt an dem Mörderpaar zu vollziehen. Ihre verwirrte Phantasie holt sich Sukkurs bei perversen sexuellen Trieben, die sie zu gefährlicher Freundschaft an die Schwester drängen. „Ich umschlinge deinen Leib, wie du dich sträubst, ziehst du den Knoten nur noch fester, ranken will ich mich rings um dich und meine Wurzeln in dich versenken und das Blut dir impfen. Ich laß dich nicht, wir müssen so verwachsen in einander, bis das Messer, das meinen Leib von deinem reißen wollte, auch gleich den Tod uns gibt." Diese Proben bewähren die starke poetische Kraft des jugendlichen Verfassers, die sich in die prägnante Bildrede zu kleiden weiß:

Der ist selig, der tun darf. Die Tat ist wie ein Bette,
auf dem die Seele ausruht, wie ein Bett
von Balsam, drauf die Seele ruhen kann,
die eine Wunde ist, ein Brand, ein Eiter
und eine Flamme;

aber sie beweisen zugleich, daß hier eine künstlerische Grenzüberschreitung vorliegt, ein sich Überschlagen der Kunst, das sie zu einem gequälten und quälenden Raffinement erniedrigt. Die Aufführung ist eine noch größere Überraschung als die Umwertung des Sophokles. Der kleine rauchgraue Theaterraum hat sich verdunkelt, hinter dem roten Bühnenvorhang gehen die Lampen auf, rotes Licht strahlt gleichfalls an den Wänden. Glucks Ouverture zur Iphigenie in der Bearbeitung von Richard Wagner spinnt unsere Sinne in die Welt des Grauens ein; wir warten des Schreckhaften, des Unentrinnbaren, das da kommen soll. Der Vorhang hebt sich: keine Säulen noch breite Treppenstufen. Ein enger Hinterhof des Königspalastes, von etlichen Anbauten eingefaßt, für Sklavenwohnungen und Arbeitsräume. Geheimnisvoll und unheimlich wirken nach des Dichters Wunsch die spärlichen, unregelmäßigen Fensterlöcher in der Mauer, hinter der ein langer schmaler Gang läuft. Eine Zisterne; das wuchtende Gezweig eines draußen wurzelnden Feigenbaums, dessen gekrümmte Formation unheimlich im Abendlicht spielt und tiefe Flecken von rot und schwarz auf die Bühne wirft. Der einzige Aufzug vermeidet den „Kulissenwechsel". Frau Gertrud Eysoldt, für die persönlich die Hofmannsthalsche Elektra geschrieben zu sein scheint, hält die Dichtung in sicherer Hand — aber wir bewegen uns bei ihrem Spiel an der äußersten Grenze des Erträglichen, da wo Tragödie und Posse als Extreme sich berühren. Sie ist die eigenartigste Schauspielerin, die Berlin jetzt besitzt, man kann fast sagen: von der es besessen ist, so dämonisch bannend ist die Künstlerin. Die äußeren Mittel der Erscheinung und Stimme dürftig und klein; allein wie sie am Boden kauert und sich krümmt vor Scham und Haß, sich bald im Ekel vor der Außenwelt in sich hineinziehend,

Digitized by Google

bald in gesammeltem Abscheu ausbrechend, alle Bande lösend; wie sie sich reckt gegen die buhlerische Mörderin in der furchtbaren Aussprache, und wie sie als ein hungriges Raubtier die Mauer abschreitet, während die Rächer drinnen ihr blutiges Werk tun; wie sie in teuflischer Bosheit die Fackel den Boden entlang schleift, die Ägisth ins Haus leuchtet in die Arme seiner Henker; bis sie im wahnsinnigen Freudentanz tot zu Boden fällt: diese Summe von seelischer Abgründigkeit in Haltung und natürlicher Maske läßt sich schwer beschreiben. Was Gertrud Eysoldt als Salome kaum ahnen ließ, feiert hier den reifsten Triumph. Ihre Partnerin, Frau Rosa Bertens, hielt als Klytämnestra in der Mischung von kalter Grausamkeit und feiger Furcht der gefährlichen Könnerin tapfer Stand. Von den flackernden Fackeln angeleuchtet, hinter ihr die gelbe schlangenhafte Ägypterin im schwarzen Haar, ihr zur Seite die dunkelviolett gekleidete Vertraute, trug sie in ihrem scharlachroten Gewand, mit Edelsteinen und Talismanen bedeckt, mit dem gedunsenen, fahlen Gesicht und dem tastenden und lauernden Blick zu der Wirkung des Ganzen lebhaft bei, die sich kaum vergessen läßt. Eindrucksvoll war auch der Opferzug mit den Tieren, die die Königin zur Befreiung von dem Alpdruck ihrer bösen Träume abschlachten läßt.

Ein Moderner von anderem Schlage ist der ältere Münchener Frank Wedekind, dessen fünfaktiges Schauspiel „So ist das Leben" im Neuen Theater herauskam. Wedekind ist ausgeprägter Zyniker; daran zweifelt niemand, der seinen wüsten „Erdgeist" vor Jahr und Tag erlebt hat. Es ist charakteristisch für diesen Mann, daß er als Motto seinem neuen Stück folgendes nicht gerade sehr schmeichelhafte Urteil von Julius Hart voranddruckt: „In der deutschen Literatur von heute gibt es nichts, was so gemein ist, wie die Kunst Frank Wedekinds." Er ist stark gebaut; aber das jüngste opus seines Geistes ist nicht gemein, wenn auch nicht in Rosenwasser getaucht. Ein umbrischer König wird vom Thron gestürzt, der Volksaufstand erhebt einen Schlächtermeister zur Würde des Purpurs. Die Prinzessin, die den Sohn des Metzgerkönigs nicht heiraten mag, wird ins Kloster gesteckt, der Entthronte außer Landes verwiesen. So ist das Leben, bei Fulda im Talisman und auch bei Wedekind. Der Exkönig entreißt sich seinen Schergen, die ihn über die Grenze bringen sollen, und springt ins Wasser; das Volk hält ihn für tot. Als Bettler finden sich Vater und Tochter auf der Heerstraße wieder zusammen. Der König a. D. wird Schweinehirt, dann Geselle bei einem Damenschneider. Seine Überlegenheit reizt die Umgebung; da flucht Nicolo, der vergangenen Tage gedenkend, dem Könige, will sagen: dem Königtum in seiner Brust. Als Majestätsbeleidiger steht der Sauhirt und Damenschneider vor Gericht — so ist das Leben! Die pikante Verhandlung — man meint im „Simplizissimus" zu lesen — endet mit schwerer Kerkerstrafe. Im Gefängnis findet ihn die Tochter, wie er zur Laute singt, sich in sein Schicksal ergebend. Sie sind auf der Elendenkirchweih, die auf dem Galgenberge eine buntgewürfelte Gesellschaft zu einer Schauspielerbörse zusammenführt. Eine satirische Versrede auf das Herrschertum trägt dem Vielgeprüften ein lohnendes Engagement als Charakterkomiker ein. Von seiner als Bajazzo verkleideten Tochter begleitet, tritt Nicolo die Schmierenfahrt an; in Perugia, ihrer Heimat, erringen sie sich unerkannt den Beifall des Königs durch ihr Spiel, dessen Inhalt ihr Leben ist. Huldvoll erhebt der Metzgerfürst den Possenreißer zum Hofnarren — so

Digitized by Google

ist das Leben! Die beiden jungen Leute wollen sich jetzt heiraten; nun aber widerstrebt der König der „Mesalliance", er denkt an eine Medici. Der Hofnarr kann sich auch als Narr nicht am Hofe halten, er soll abermals über die Grenze abgeschoben werden. Da klärt er den König auf über seine Herkunft. Man glaubt ihm nicht. In dem erregten Bemühen, um der Zukunft seiner Tochter willen diesen Nachweis zu führen, sinkt er entseelt in ihren Armen zu den Stufen desselben Thrones nieder, den er einst als Herrscher inne gehabt. Den Schluß bildet der standesamtliche Ausgang der Liebschaft und die heimliche Beisetzung des vielseitigen Nicolo in der Fürstengruft — „damit die Geschichte nicht von mir meldet, daß ich einen König zu meinem Hofnarren gemacht habe." So ist das Leben — es kehrt das Oberste zu unterst, es ist blind und brutal im Hassen und Lieben, es ist zum Lachen, wenn es nicht zum Ergrimmen ist; und bei alledem fehlt ihm doch schließlich nicht jenes Stückchen Vernunft, von dem Nietzsche im Zarathustra einmal spricht. Das bunte Spiel, in dem es nicht an scharfgesehenen Bildern aus dem Leben mangelt, die den Menschenkenner verraten, ist durchaus nicht die künstlerische Bewältigung des Königsdramas, nach dem die Dichter in immer neuen Anläufen ringen. Dafür fehlen bei Wedekind schlechthin alle Voraussetzungen. Aber es bietet in der siebenfachen Verwandlungsrolle Nicolos — einem interessanten Seitenstück zu Wilbrandts weiblicher Wandelgestalt im Meister von Palmyra — dem Schauspieler Emanuel Reicher Gelegenheit, sein erstaunliches Können zu Rollen von genialer Individualisierung auszuschöpfen.

Ein fein ersonnenes Stückchen hat der Wiener Feuilletonist und Lustspieldichter Hermann Bahr in seiner Komödie „Der Meister" gegeben. Ein selbstgewachsener bayerischer Naturarzt — nach dem Modell des Orthopäden Hessing gezeichnet, den schon Wilbrandt in seinem Roman „Die Rothenburger" verewigt hat — wird in eine Eheirrung seiner amerikanischen Gattin verstrickt. Er verachtet die Titel und die Gefühle, er will sich seinen kühlen Kopf bewahren. Mit dem schuldigen Grafen duelliert sich der Meister nicht, und von seiner Violet läßt er sich nicht scheiden. Er gestattet ihr ihre Freiheit, die er für sich selbst auch beansprucht. Aber er kommt aus seiner Ruhe, als die treue Assistentin seiner Kranken ihn nach siebenjähriger Scheinehe verläßt, um glücklich zu werden. Diese noch episodisch ausgestattete Handlung ist der Boden für anregende Diskussionen über Ehe und Freundschaft, auch über Ehe und freie Liebe, bei denen Bahr manches geistreiche bonmot aufblitzen läßt. Die beste Figur, ein in der Anstalt des Chirurgen studierender japanischer Arzt, der durch seine klugen und offenherzigen Bemerkungen den Chorus oder den Raisonneur des Stückes abgibt, wird (im Deutschen Theater) von Carl Meinhardt überaus glücklich verkörpert.

In die Weltgeschichte hat der ruhelose Schwede August Strindberg gegriffen; sein „Gustav Adolf", von dem das Berliner Theater bei fast fünfstündigem Spiel nur die Hälfte vorführen konnte, ist eine dramatisierte Chronik. Fehlen auch die spannenden Momente nicht ganz, so zerflattert doch der ungeheure Stoff in tausend Einzelbildchen. Dem Dichter mangelt der feste Standort seinem Werk gegenüber. Wallensteins Geist huscht wohl einmal über die Bühne; aber um so schmerzlicher vermißt man einen Schiller, der neben dem protestantischen Helden in Otto Devrients tüchtigem Volksstück, in dem Schwedenkönig den Politiker und Menschen dramatisch

Digitized by Google

auflehen läßt, wie ihn Heinrich von Treitschkes markige Jubiläumsrede (1894) uns zeichnete: den Mann, der für sein Land sorgt und der, indem er als König kluge Schachzüge setzt, dem Protestantismus aufhilft.

Endlich hat der strenge Asket von Jasnaja Poljana, der greise Leo Tolstoj, in seinen „Früchten der Bildung" den Gebildeten den Spiegel geschliffen: er führt uns in ein adeliges russisches Haus, in dem viel Müßiggang nistet und viel Narrheit; der Hausherr treibt Spiritismus als Gesellschaftssport, die Hausfrau hat Nerven und wittert überall Bazillen, der Herr Sohn züchtet Rassenhunde und hat niemals Kleingeld, die Fräulein Tochter lacht sich durchs Leben. Den gesunden Gegensatz zu diesen „Früchten der Bildung", zu denen übrigens nach Tolstojs Meinung auch — das Korsett der Damen gehört, repräsentieren drei Bauern aus Kursk, die dem verschuldeten „Väterchen" Land auf Ratenzahlung abkaufen wollen, und zwei bauernschlaue Naturkinder, die sich zu finden wissen. Die satirische Komödie (Neues Theater), die in ziemlich grober Schwankmanier gehalten ist, wirkt mehr durch die hinter ihr stehende imposante Persönlichkeit des russischen Edelanarchisten, der die Rousseausche Rückkehr zur Natur im Namen des Nazareners predigt, als durch eigenen dichterischen Gehalt.

Streiflichter.

Aufrichtig und herzlich ist die Teilnahme der Bevölkerung an der Erkrankung des Kaisers. Der heiße Wunsch steigt in uns allen auf, daß der tatkräftige Monarch die volle Gesundheit bald wiedererlange. Nicht selten habe ich mich an dieser Stelle als Gegner gewisser Taten und Worte unseres kaiserlichen Herrn bekannt; aber die Liebe zum Kaiser wurzelt fest in meinem Innern; offene Aussprache halte ich für ein Zeichen dieser Liebe.

Der neu gewählte Reichstag ist zusammengetreten. Die Thronrede zu seiner Eröffnung, die wohl das Geisteserzeugnis ihres Verlesers, des Grafen Bülow ist, zeichnet sich durch absolute Ledernheit des Inhaltes aus. Wäre es nicht möglich gewesen, gerade diesem Reichstag, in dessen Hallen der Schritt der in der Wahlschlacht siegreichen Arbeiterbataillone hineindröhnt, ein Geleit- und Eröffnungswort mitzugeben, das die große soziale Bewegung, die unser Volk und die Welt durchflutet, wiederspiegelt, das Wege zu weisen versucht, die mächtige Bewegung zu Segen statt zu Unsegen für unsere Kulturentwickelung werden zu lassen? Gewiß wäre es möglich, und vor allem, es wäre sehr nützlich gewesen. Aber, du lieber Himmel, was hätte St. Bürokratius zu solch einem Heraustreten aus dem ausgetretenen Kuhpfade der „staatsmännischen" Gewohnheiten gesagt? In den Büchmann verirrt sich — leider sind die

Digitized by Google

Zitate meistens Verirrungen — Graf Bülow ja hie und da, aber in das wirkliche Leben, in die Volksseele — nein, dazu ist man zu bedeutender „Staatsmann".

Als Präsidenten des Reichstags hat sich die Mehrheit einen Vertreter jener Partei erkoren, von der Bismarck am 28. November 1885 im versammelten Reichstag erklärte: „Ich habe das gelernt, daß mit den Grundsätzen der Politik des Zentrums weder der preußische Staat, noch das deutsche Reich auf die Dauer existieren können. Ich habe gelernt, daß ein Bund mit den Herren nicht zu flechten ist, ohne die Existenzbedingungen der preußischen Monarchie aufzugeben." Freilich, was wußte ein Bismarck vom Zentrum und von den Existenzbedingungen des Deutschen Reiches! Diese Dinge kennt sein dritter Nachfolger, beraten durch die Herren Bachem, Spahn und Rören, viel besser. Frohgemut greift er zum Büchmann und schlägt Bismarck mit dem Zitat: „Dies Kind, kein Engel ist so rein." Daß Graf Ballestrem wieder Reichstagspräsident geworden ist, birgt für den Kenner der Dinge noch einen intimen Reiz. Im Oktober 1902 tagte zu Breslau die „Görresgesellschaft", und der Reichstagspräsident Graf Ballestrem sandte ihr ein Telegramm, worin er „die hochverehrte Görresgesellschaft seiner innigsten Wünsche versichert." Was ist die „Görresgesellschaft?" Ein Brennpunkt des extremsten Ultramontanismus, die Herausgeberin eines „Staatslexikons", das den Syllabus als seine Richtschnur hinstellt, das dem Papste die Oberhoheit über den Staat, das Recht der Fürstenabsetzung und Gesetzesanullierung, die absolute Herrschaft über die Schule usw. zuspricht. Dieser staats- und kulturfeindlichen „Gesellschaft" sandte Graf Ballestrem seine „innigsten Wünsche", und einen Mann mit solchen „Herzenswünschen" wählt sich die deutsche Volksvertretung zum Präsidenten! Ob nicht die Zentrumsabgeordneten nach der Wahl ihres Genossen zum Präsidenten sich, mit einem Seitenblick auf die ihn wählenden nationalen Parteien, schmunzelnd ein Wort zuraunten, das, grob aber wahr, von Kälbern und Metzgern handelt??

Mit dem Protest gegen diesen Reichstagspräsidenten verbinde ich den Protest gegen das eben vollendete Präsidial-Gebäude. Die für seinen Prunk verwendeten Gelder fordern den schärfsten Widerspruch und Tadel heraus. Unsere Finanzlage ist nicht derart, daß wir Millionen verschwenden können. Denn dem Vorsitzenden der deutschen Volksvertretung eine so prunkvoll-üppige Wohnung bauen, ist Verschwendung. Volksvertreter müssen sich finden — aber hoffentlich überläßt man diesen Agitationsstoff nicht den Sozialdemokraten — die der Reichsregierung ernste Vorhaltungen wegen des bedauerlichen Mißgriffes in den Reichssäckel machen werden. Selbst wenn wir im Gelde wühlen könnten, ein solcher Palast wäre und bliebe zu verurteilen. Der Reichstagspräsident ist und soll weder ein Fürst noch ein Protze sein mit fürstlicher oder protzenhafter Haushaltung, sondern er soll sein der Erwählte des deutschen Volkes in allen seinen Schichten. Seine Repräsentationspflichten haben sich nicht zu kleiden in das Gewand des Prunkes, sondern in das schlichter Würde.

Mit großer Genugtuung ist die Rede des Reichskanzlers gegen die Sozialdemokratie im Reichstag zu begrüßen. Das ist der richtige Ton, die richtige Art. Keine „Scharfmacherei", sondern mit überlegener Ruhe

Digitized by Google

ihr den Spiegel vorhalten, damit sie und die von ihr Verführten die Häßlichkeit und Unfruchtbarkeit der Sozialdemokratie mit Augen sehen.

Was wird der Reichstag leisten? Prophezeien ist mißlich, und so unterlasse ich es. Aber Wünsche seien ausgesprochen. In erster Reihe steht der Wunsch des zielbewußten, energischen Widerstandes gegen das immer mächtigere Andringen des Ultramontanismus dieses größten Kulturgegners. Mit welcher Brutalität er seine antikulturellen Ziele verfolgt, lehrt die gegenwärtige Zentrumswirtschaft in Baiern. Ein Bismarckwort aus dem Jahre 1892, gesprochen auf dem Marktplatz zu Jena, setze ich unter diesen ersten Wunsch, ein Wort, das unsere nationalen Parteien nie genug beherzigen können: „Eins können wir vom Zentrum lernen: die Disziplin und die Aufopferung aller Neben- und Parteizwecke für einen großen Zweck. Sie sehen im Zentrum die heterogensten Elemente vertreten: frühere reaktionäre Edelleute, absolutistische Konservative und Freisinnige bis zum Sozialdemokraten herunter; sie alle stimmen wie ein Mann für Dinge, von denen ihr Verstand sagt, daß das Interesse der Kirche sie erfordert. Könnten wir nicht eine ähnliche dominierende Partei schaffen, in der wir über alle Parteirichtung hinaus an dem festhalten, und daß wir entschlossen sind, für alles zu stimmen, was unsere nationale Entwickelung und Festigkeit fördert?“ Möchte diese Mahnung Gehör finden vor allem dem Toleranzantrag-Schwindel des Zentrums gegenüber, den es ja auch im neuen Reichstag fortsetzen will. Der zweite Wunsch ist gerichtet auf den Ausbau der sozialpolitischen Gesetzgebung. Mit Stolz dürfen wir es sagen, daß Deutschland unter allen Kulturvölkern an der Spitze schreitet in bezug auf sozialreformatorische Tätigkeit; aber viel bleibt doch noch zu tun. Ganze Bevölkerungsklassen harren noch auf Gesetze, die ihre materielle und soziale Grundlage sichern, die ihnen den kulturellen Aufstieg ermöglichen sollen. Hier heißt es, freudig Hand ans Werk legen, im sicheren Bewußtsein, daß jede gute Tat in dieser Richtung ein Heilmittel ist gegen die in weitesten Kreisen verbreitete Unzufriedenheit, die stärkste Verbündete der Sozialdemokratie. Vor allem gilt es, das volle Koalitionsrecht den arbeitenden Klassen gesetzmäßig zu sichern. Eine Petition von 110 000 vaterländisch gesinnten Arbeitern ist an den Reichstag gelangt, deren Wortlaut die ernsteste Beachtung verdient: „Wir klagen es als eine flagrante Verletzung der Gerechtigkeit und zugleich der allgemeinen Wohlfahrt an, daß in Deutschland die Besitzenden ein praktisch unbegrenztes Vereinsrecht für alle ihre Zwecke genießen, die arbeitenden Klassen dagegen auf Schritt und Tritt mit Beschränkungen, Verboten und schweren Strafen zu kämpfen haben. So werden die wirtschaftlich Schwächeren noch juristisch und polizeilich schwer benachteiligt. Das Reich sollte alles aufbieten, um der großen Mehrheit die Verbesserung ihrer gedrückten Lage durch eigene Kraft auf gesetzlichem Wege zu ermöglichen. Umgekehrt, wird dies auf alle Weise erschwert und verhindert, werden dadurch immer neue Hunderttausende gegen eine so ungleiche und ungerechte Staats- und Gesellschaftsordnung aufgebracht und die Gefahren für den Frieden des Vaterlandes immer mehr gesteigert.“ Der dritte Wunsch (den die Thronrede zu erfüllen verspricht) betrifft die Reichsfinanzreform; sie ist eine volkswirtschaftliche

Digitized by Google

Notwendigkeit. Der neue Reichsschatzsekretär muß zeigen, was er kann und was er will. Die bisherige Reichs-Geldwirtschaft muß aufhören, wenn anders das Reich in volkswirtschaftlicher Beziehung gesund bleiben soll. Da tritt uns nun gleich hier, beim ersten Versuche einer Reichsfinanzreform die bemerkenswerte Tatsache entgegen, daß das Zentrum, im Bunde mit der Sozialdemokratie, diesen Versuch zum Scheitern bringen will. Beiden ist das Reich, wenn auch aus verschiedenen Gründen und in verschiedenem Maße, ein unerfreulicher Zustand. Die Zentrumspresse eifert gegen die die Reichsfinanzreform anbahnende Lex Stengel, weil sie — den „föderativen" Charakter des Reichs gefährde! Die Liebedienerei gegenüber den jetzt in Bayern herrschenden und den extremen „föderativen" Partikularismus züchtenden Gesinnungsgenossen liegt klar zu Tage. Als vierten Wunsch spreche ich die Erhaltung und, so weit nötig, den Ausbau unserer Land- und Seemacht aus. Wir leben nun einmal nicht in der besten aller Welten. Ringsum sind die Nachbarn gerüstet bis an die Zähne, und so wenig ich die aufrichtige Friedensliebe der Staatslenker bezweifle, die Möglichkeit eines furchtbaren Krieges rückt m. E. immer näher, da die Spannung zwischen einzelnen Mächten, ich erinnere nur an Rußland, England, Japan, Nord-Amerika, immer größer wird. Die sozialdemokratische Rederei von der „Auspoverung" unseres Volkes durch den „Militarismus" ist agitatorisches Geschwätz, das durch die Tatsachen Lügen gestraft wird. Seit der „Militarismus" seine „Geißel über uns schwingt", hat sich der Volkswohlstand in allen Klassen stetig gemehrt. Die Einlagen in die Sparkassen, wohin doch gerade das „Volk" sein Erspartes bringt, ist seit 30 Jahren jährlich um Hunderte von Millionen gestiegen. Diese Einlagen haben im letzten Jahr die Höhe von rund 6 Milliarden Mark erreicht. Das ist eine ganz annehmbare „Auspoverung"; manche Völker würden sie sich wünschen. Zudem betrachtet man vielfach nur die eine Seite des „Militarismus", und die Sozialdemokratie ist unermüdlich, sie hervorzukehren. Man blickt hypnotisiert nur auf den Kostenpunkt, ohne zu bedenken, daß die für den „Militarismus" aufgewendeten Millionen ein volkswirtschaftlich sehr nutzbringend angelegtes Kapital sind. Von diesen Millionen wird die Industrie, und zwar die heimische Industrie ausgiebig befruchtet; man denke an die Eisen-, Stahl-, Tuch-, Leder-Industrie. Gewiß wünsche auch ich, daß die Verhältnisse so wären, daß wir und alle anderen Staaten abrüsten könnten, daß der „ewige Völkerfriede" seinen Einzug hielte, aber so lange die harten Dinge anders liegen, als Frau Bertha von Suttner sie wünscht, wäre es selbstmörderische Torheit, Heer und Flotte zu schwächen. Und was die Sozialdemokratie angeht, so ist sie ganz gewiß am allerwenigsten geeignet, den Suttnerschen „Friedensengel" zu spielen. Ihr Parteitag in Dresden hat im kleinen gezeigt, welcher Art die „Friedensliebe" wäre, die in den sozialdemokratischen Zukunftsstaaten im großen hervortreten würde: Der Krieg aller gegen alle, die wüsteste Leidenschaftlichkeit. In Dresden bestand die sozialdemokratische „Friedensliebe" in wüsten Schimpfworten; im „Zukunftsstaat" nähme sie die Gestalt von Kanonen und Seitengewehren an. Also tout comme chez nous, nur mit dem Unterschied, daß bei uns die Kanonen zur Verteidigung des Volkswohlstandes verwendet werden, während

Digitized by Google

der sozialdemokratische „Friedensengel" sie gegen die eigenen, nicht parierenden Volksgenossen richten würde.

Die preußischen Landtagswahlen sind schlecht ausgefallen; Zentrum und Konservative haben die Mehrheit, die sie rücksichtslos gegen Freiheit und Fortschritt ausnützen werden. Wird der echte Liberalismus sich auf sich selbst besinnen? Nach den bisherigen Äußerungen der verschiedenen liberalen Blätter scheint die Aussicht dazu schlecht. Große Worte von der „großen" liberalen Partei werden gebraucht, hinter den Worten bergen sich aber kleinliche, verknöcherte Gesinnungen; man hadert, wer der „Größte" ist im liberalen Reich, welches Parteichen mehr Verdienste hat, ob dieses oder jenes Blatt die „rechte" liberale Anschauung vertritt usw. All dies ist unbegreiflich, ist beklagenswert im höchsten Maße. Fort mit solchen Armseligkeiten! Geschlossen gegen den gemeinsamen Feind, gegen die ultramontane und konservative Reaktion! Reaktion ist hier kein leeres Schlagwort! sie ist eine mit Händen zu greifende Macht, der es zunächst und vor allem darauf ankommt, das Geistesleben unseres Volkes in ihren konfessionell eingeengten Bannkreis zu bekommen. Oft genug habe ich meine Anhängerschaft ans Christentum bekannt, so daß ich nicht besorgen muß, bei ehrlichen Leuten in den Ruf der Gegnerschaft zum Christentum zu kommen; aber gegen das „Christentum" der vereinigten ultramontan-konservativen Reaktion wende ich mich mit aller Schärfe. Dies „Christentum" ist keine lebenspendende Religion, sondern ein die Religion mißbrauchendes Herrschafts- und Machtsystem. Wie kann dort echtes evangelisches Christentum sein, wo der Ultramontanismus Partner ist? Verliere man wenigstens jetzt keine Zeit! Die Mehrheit im Abgeordnetenhaus kann und wird ein ultramontan-konservatives „christliches" Schulgesetz beantragen und beschließen; das kann der parlamentarisch schwache Liberalismus nicht hindern. So heißt es denn, im Lande zu arbeiten, damit das Volk sein entscheidendes Nein spricht.

Neuestes-Allerneuestes von der „Parität". Ein ultramontanes Hotel-Adreßbuch ist erschienen! Das ultramontane Kochbuch wird wohl bald folgen. Übrigens Scherz beiseite! Solche Erscheinungen verraten einen so leidenschaftlich konfessionellen Geist, um nicht zu sagen Haß, daß es einem angst und bange werden muß um die innere Entwickelung unseres Volkes. Auf der einen Seite die hetzerische Tätigkeit der Sozialdemokratie, auf der anderen die haßerfüllte Gewissenlosigkeit des Ultramontanismus.

Eine schlimme Verfehlung gegen Parität und Toleranz ist leider auch auf evangelischer Seite zu verzeichnen — wenn die Zeitungsberichte Wahrheit enthalten. Ein evangelischer Pfarrer im Braunschweigischen zeigte einen katholischen Kollegen bei der Staatsanwaltschaft an, weil dieser, entgegen einer bestehenden Gesetzesvorschrift, ein sterbendes Kind getauft hatte, ohne vorher die Erlaubnis dazu beim evangelischen Pfarrer einzuholen! Und der katholische Pfarrer wurde, entsprechend der Gesetzesvorschrift, mit 30 Mk. Geldstrafe belegt. Ist das wahr, so gibt es keine Worte, die scharf genug den evangelischen Pfarrer und das betreffende braunschweigische Gesetz verurteilen. Ich möchte fast sagen: fort mit beiden, denn auch der Pfarrer hat nicht die Spur pflichtmäßigen religiösen Sinnes bewiesen. Jedenfalls aber, fort mit einem solchen Gesetz!

Digitized by Google

Radfahren, das Wohl der Kirche und Heiliger Geist! Kein Geringerer als der neue Papst Pius X. hat diese an und für sich doch etwas getrennt voneinander liegenden Dinge in engste Verbindung gebracht. Die „Germania“ (27. Okt. 1903) veröffentlicht ein Verbot Pius X., das er als Bischof gegen das Radfahren erlassen hat. Um die Berechtigung dieses Verbotes zu erweisen, beruft sich Bischof Sarto auf den Heiligen Geist: „Vielleicht werden einige sagen, das (nämlich Radfahren) seien Kleinigkeiten, die man gehen lassen soll. Ihnen indessen ist es nicht anheimgegeben, über das Wohl der Kirche zu beschließen; das ist Sache der Bischöfe, von denen die Kirche mit Hilfe des Heiligen Geistes regiert wird.“ Ich erwähne diesen klassischen Ausspruch als Beweis, bis in welche Dinge hinein der Ultramontanismus seine, mit den höchsten religiösen Beweggründen verbrämte Gewalt durchsetzt. Daß ein solches System über seine Anhänger herrscht, innerlich, äußerlich, körperlich, geistig, ist begreiflich. Übrigens urteilt in England und Amerika der „Heilige Geist“ über das Radfahren anders: dort radeln nämlich die katholischen Geistlichen munter und fidel.

Aus nur wenigen Nummern eines großen süddeutschen Blattes habe ich mir folgende „schöne“ Worte und Bezeichnungen notiert: Spirituosen-Geschäftsinhabers-Gattin, der königliche exponierte Bezirksamtsassessor, Hof-Ofenfabrikantens-Tochter, Branntweingeschäftsinhabersohn (so!), Arztenswitwe (so!), Feldwebels- und spätere Türhüterswitwe, eine frequente Lage, das fassionsmäßige Reineinkommen usw. Die süddeutschen Blätter werden eine Kulturarbeit leisten, wenn sie solchen Sprachzöpfen und Wortungeheuern den Krieg erklären.

13. XII. 1903. Graf von Hoensbroech.

Verantwortlicher Redakteur: Graf Paul von Hoensbroech, Groß-Lichterfelde.
Verantwortlich für die Anzeigen: Alexander Schmidt, Berlin.
Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn, Berlin W., Schöneberger Ufer 43.
Druck von A. W. Hayns Erben, Berlin und Potsdam.

Digitized by Google

Die Fabrikarbeit verheirateter Frauen.*)

Von Henriette Fürth.

Die ständig wachsende Beteiligung des weiblichen Geschlechtes an der Erwerbstätigkeit ist eine unvermeidliche Begleiterscheinung der Umwälzung der Produktions- und Austauschverhältnisse des modernen Wirtschaftswesens.

Man mag diesem Anwachsen freundlich oder feindlich gegenüberstehen, man mag es billigen oder verdammen: Die Tatsache selbst bleibt unberührt, daß die erwerbende Frauenarbeit nicht ein Produkt des Zufalles oder der freien Entschließung, sondern ein Ergebnis der Notwendigkeit ist.

Auch waren verheiratete Frauen erwerbstätig, seit es überhaupt gewerbliche Arbeit gibt. Eins nur unterscheidet die heutige Erwerbsarbeit verheirateter Frauen von jeder früheren. Früher charakterisierte sich die erwerbende oder, wie wir zutreffender sagen sollten, die hervorbringende Tätigkeit der Ehefrau als unmittelbar oder mittelbar hauswirtschaftliche Arbeit, während heute die Erwerbsarbeit vom Hause losgelöst, der Produzent nicht mehr Besitzer und Verkäufer des Produktes, sondern lediglich Produktionswerkzeug, d. h. Lohnarbeiter ist.

Damit ist die Frauenarbeit in eine neue Phase getreten. Losgelöst von den Hemmungen sowohl wie von den Annehmlichkeiten des Hauses wird sie unpersönlich, zu einem Teil der Maschinerie, die in bestimmter Zeit Bestimmtes leisten muß, gleichviel wie groß das Maß der dabei aufgewandten Nerven- und Muskelkraft ist.

Die traurigen Folgen dieser Neuordnung blieben nicht aus. Sie offenbarten sich in dem physischen und moralischen Niedergang weiter Volksschichten und gestalteten sich mit der Zeit so drohend, daß Sozialpolitiker und Philanthropen aller Schattierungen auf

*) Siehe dazu die gleichnamige Schrift. Verlag von Dr. E. Schnapper Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Abhilfe zu denken begannen. Die einen verlangten eine durchgreifende Reform der Arbeitsbedingungen, die andern ein völliges Verbot der Fabrikarbeit verheirateter Frauen. Vor allem war es das Zentrum, das im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts mit aller Entschiedenheit und im Interesse der Heilighaltung der Familie, das Verbot der Frauenarbeit forderte, während man im sozialistischen Lager nicht Abschaffung sondern Sanierung verlangte.

Auf dem Internationalen Arbeiterschutzkongreß, der 1897 in Zürich stattfand, kam es zu erregten Auseinandersetzungen zwischen beiden Richtungen, die in der Presse ihren Widerhall und ihre Fortsetzung fanden. Wohl als mittelbare Folge, ganz gewiß aber nicht unbeeinflußt von diesen Auseinandersetzungen kam der Beschluß der Reichsregierung zustande, durch eine den Gewerbeaufsichtsbeamten aufzutragende Untersuchung Klarheit über die einschlägigen Verhältnisse zu schaffen. Diese Umfrage fand im Jahre 1899 statt. Sie hat ein umfangreiches und in seiner Beweiskraft so überwältigendes Material ergeben, daß danach die neuerliche, 1902 zur Ausführung gelangte nochmalige Erhebung, eine etwaige Herabsetzung der gesetzlichen Arbeitszeit für Arbeiterinnen betreffend, einigermaßen befremdlich erscheint.

II.

Die Fragestellung des Reichsamtes verlangte Auskunft über Umfang und Gründe der Fabrikbeschäftigung verheirateter Frauen, über die Dauer der täglichen Arbeitszeit, etwaige Nachteile und Gefahren der Beschäftigung für die Arbeiterinnen selbst oder ihre Familie. Daran knüpfte sich die Frage, ob es zweckmäßig sei, *verheiratete Frauen, soweit sie ein Hauswesen zu besorgen haben*, allgemein oder nur für einzelne Industriezweige von der Beschäftigung auszuschließen, bezw. ihre Zulassung von besonderen Bedingungen abhängig zu machen und sie während der Schwangerschaft und Nährperiode besonders zu schützen. Ferner ob und welche Wirkungen von solchen Beschränkungen zu erwarten wären: für die Lebenshaltung der Arbeiterfamilien, die männlichen Arbeiter und die Betriebsunternehmer.

Die Erhebung war nicht einheitlich vorbereitet. Die Ausführungsvorschriften wichen voneinander ab, oder wurden je nach Zweckmäßigkeit und ohne übereinstimmende Ausgleichspunkte zu formulieren, da und dort gehandhabt. Trotzdem ergaben die Antworten in ihrer Gesamtheit ein Bild von so erschütternder

Digitized by Google

Überzeugungskraft, daß die neuerliche Umfrage um so unbegreiflicher erscheint, denn entweder ging die Notwendigkeit und Möglichkeit einer Verkürzung der Arbeitszeit aus dem Material von 1899 hervor, und dann konnte der Feststellung die Maßregel auf dem Fuße folgen, oder aber man war zu der gegenteiligen Auffassung gelangt und mußte sich dann sagen, daß sich seit 1899 nichts zugetragen hat, was die Sachlage geändert hätte. Es sei denn, daß die seitdem hereingebrochene Krise mit ihrem Gefolge von Absatzschwierigkeit und Arbeitsflaue die Unternehmer einer Herabsetzung der Arbeitszeit geneigter gemacht hätte. Die für Preußen nunmehr als Sammelband vorliegenden Ergebnisse der Enquete von 1902*) haben denn auch die Resultate der Umfrage von 1899 in vollem Umfang bestätigt. Von den 29 amtlichen Referenten sprechen sich 16 entschieden für die Verkürzung des Maximalarbeitstages für Frauen von 11 auf 10 Stunden aus. Sieben sind bedingte Anhänger dieser Maßregel und nur 6 halten sie für undurchführbar und bedenklich. Noch einmütiger als in Preußen erklären sich die Beamten der übrigen Bundesstaaten für die Durchführbarkeit der Arbeitszeitverkürzung. Die von Württemberg sind vorbehaltlos der Ansicht, daß „der zehnstündige Arbeitstag für die Arbeiterinnen in allen Industriegruppen ohne allzu große Schwierigkeiten durchzuführen ist und angesichts der fortwährend sich steigernden Anforderungen an die körperliche und geistige Spannkraft der Arbeiter im Interesse der Erhaltung eines gesunden Arbeiterstandes liegt." Dort arbeiteten 1902 schon 21000 von 40000 Arbeiterinnen weniger als 10 Stunden täglich. In Hessen, dessen Beamte sich gleichfalls zugunsten des Zehnstundentages aussprechen, hatten im Aufsichtsbezirk Darmstadt 70 $^1/_2$ Prozent der Arbeiterinnen in 70 $^1/_3$ Prozent der Betriebe eine 9—10 stündige Arbeitszeit. In Baden, Baiern, den Hansestädten usw. ist man vorwiegend gleichen Sinnes und selbst in Preußen hatten 1902 247577, gleich 62 Prozent der erwachsenen Arbeiterinnen, einen Arbeitstag von 10 Stunden und weniger.

Nach alledem kann die Durchführbarkeit einer Herabsetzung der Arbeitszeit von 11 auf 10 Stunden auch vom Unternehmerstandpunkt aus nicht länger bestritten werden. Zu einer unabweisbaren und zwar einer Minimalforderung aber wird sie, wenn wir die Ergebnisse der 1899er Enquete etwas näher ins Auge fassen.

*) R. Deckers Verlag, Berlin SW.

Digitized by Google

Es wurden damals 229334 verheiratete Frauen als in Fabriken und verwandten Anlagen erwerbstätig ermittelt. 1882 waren von insgesamt 1126976 in Industrie und Bergbau beschäftigten weiblichen Personen 13,21 Prozent verheiratet, 1895 betrug bei 1512118 der Prozentsatz der Verheirateten 16,48. Es hatte also eine starke relative und absolute Zunahme der Industriearbeit verheirateter Frauen stattgefunden. Seitdem und besonders im Zusammenhang mit dem 1895 einsetzenden wirtschaftlichen Aufschwung ist der Anteil der verheirateten Frauen ständig gewachsen und 1899 wurden in der Fabrikaufsicht unterstellten Betrieben 798408 über 16 Jahre alte Arbeiterinnen gezählt, von denen 28 Prozent verheiratet waren. Von ihnen entfiel beinahe die Hälfte, 102000 etwa, auf die Textilindustrie. Auch in der Industrie der Steine und Erden waren 21000 von 52000, also nahezu 40 Prozent aller dort beschäftigten Arbeiterinnen verheiratet, ein Umstand, der umso schwerer ins Gewicht fällt, als die Arbeit in Ziegeleien, Stein- und Marmorbrüchen und dergl. m. zumeist derart ist, daß sie von weiblichen Arbeitern weder verlangt werden, noch ihnen gestattet sein sollte. Ebenso birgt auch die Arbeit in der Zigarrenindustrie, an der verheiratete Frauen in hervorragendem Maße beteiligt sind, schwere Gefahren für die Frau als Mutter. In der Zigarrenindustrie ist es die Möglichkeit, Beginn und Dauer des Arbeitstages selbst bestimmen zu können, die den Frauen diese Art Arbeit besonders verlockend erscheinen läßt. Im übrigen bestätigen die oben mitgeteilten Zahlen den Erfahrungssatz, daß Arbeit verheirateter Frauen sich besonders zahlreich in den Gewerben findet, die neben anderen Unannehmlichkeiten mit langer Arbeitszeit kargen Lohn vereinen. Die ledige Arbeiterin meidet solche Gebiete. Sie ist unabhängig und kann überall ein leichteres Brot finden. Die Frau aber, die zugleich Mutter ist, ist nicht nur in ihrer Bewegungsfreiheit behindert, oft gilt es ihr darum und muß es ihr darum gelten, um jeden Preis Brot herbeizuschaffen. Die Folge ist, daß sie sich zu jedem Preis und unter allen Umständen anbietet.

Diese Beobachtung ist uns einer der wichtigsten Fingerzeige zur Beantwortung der Frage: aus welchen Gründen verheiratete Frauen sich der Fabrikarbeit zuwenden. In der Mehrzahl der Fälle ist es die blanke bittere Not, die sie dazu zwingt. Mindestens die Hälfte, an manchen Orten Dreiviertel der Frauen und mehr müssen mitarbeiten, weil der Verdienst des Mannes zum Unterhalt der Familie nicht ausreicht und zwar, wie aus

Digitized by Google

dem dritten württembergischen Bezirk berichtet wird: „**Auch wenn der Arbeiter gesund, fleißig und sparsam und die Familie nicht übermäßig groß ist, muß die Frau mitarbeiten, besonders da, wo viel Frauenarbeit zu Hause ist, die Löhne also niedrig sind.**“ Dort ergab eine Umfrage in 19 Fällen als **Gesamteinkommen von Mann, Frau und eventuell mitverdienenden Kindern weniger als** 500 Mk., in 37 Fällen von 500 bis 1000, in 83 von 1000 bis 1500, in 24 Fällen von 1500 bis 2000 und in 5 über 2000 Mk. Hier wie überall, wo Textilarbeit einen breiten Raum einnimmt, jene einzige Arbeit, die die Geschlechter bei gleicher Leistung annähernd gleich, das heißt aber in diesem Falle gleich **schlecht** entlohnt. So im südlichen Baden, in den Reichslanden, so auch in den sächsischen Textilbezirken. In einer Fabrikstadt des Zwickauer Bezirkes, deren Betriebe zumeist der Textilindustrie angehören, bleiben die Frauen der Kesselschmiede und Schlosser einer dortigen Dampfkesselfabrik der Erwerbsarbeit fern, „weil“, wie der Bericht ausdrücklich hervorhebt, „**der einzelne Facharbeiter mehr verdient als in Betrieben der Textilindustrie Mann und Frau zusammen.**“ Aus Liegnitz, das etwa 12500 verheiratete Arbeiterinnen aufwies, liegt eine zahlenmäßige Auskunft über die Gründe der Fabrikarbeit verheirateter Frauen vor. Danach arbeiteten in der Fabrik:

1. Weil der Mann zu wenig verdient	50	Prozent.
2. Um besser leben zu können	17	„
3. Um Angehörige zu unterstützen	1	„
4. Um **Ersparnisse zu machen**	4	„
5. Weil der Mann a. krank, b. invalide ist, je .	1	„
6. Weil der Mann verstorben ist	18	„
7. Weil der Mann zum Haushalt nichts beiträgt.	8	„

Nur 4 Prozent, das sind 500, arbeiten, um des so wichtigen Notgroschens nicht entraten zu müssen; die anderen leben, trotz intensiver Mitarbeit, von der Hand in den Mund, allen Wechselfällen des Lebens schutzlos preisgegeben. — Ausnahmslos wirtschaftliche Not wurde aus Zwickau als Grund angegeben, und in Aachen waren es von 2237 Arbeiterinnen 1961, das sind 88 Prozent, die die Not zur Fabrikarbeit zwang. Die Beispiele ließen sich beliebig vermehren, und sie lassen sich durch den negativen Beweis erhärten. So wird aus Hildesheim berichtet, daß die Mitarbeit der Frau schon erheblich nachläßt, wenn der Mann

Digitized by Google

über 15 Mk. wöchentlich verdient und bei einem Manneslohne von 20 Mk. pro Woche zu den größten Seltenheiten gehört. Ähnliches bekundet Wörishoffer für Baden, der ausführt, daß der bessere Arbeiter die Mitarbeit der Frau nicht als Rechenexempel auffaßt und es weitaus vorzieht, sie, wenn irgend angängig, daheim zu lassen. Daß diese Auffassung in Arbeiterkreisen nicht vereinzelt ist, geht ferner auch daraus hervor, daß die Frauen von Bauarbeitern nur während der arbeitslosen Zeit des Mannes in die Fabrik gehen und die Arbeit aufgeben, sobald mit dem Frühjahr die Bautätigkeit und damit der Verdienst des Mannes wieder beginnt.

So finden wir als Hauptgrund der Fabrikarbeit verheirateter Frauen überall die wirtschaftliche Nötigung angegeben, selbstverständlich in den Fällen, in denen der Ernährer fehlt, aber ein kaum minder zwingendes Muß in allen anderen. Ab und an ist's auch, wie wir sahen, der Wunsch, Rücklagen zu machen, vorübergehende Erkrankung oder dauernde Arbeitsunfähigkeit des Ernährers. Daneben lassen sich seltenere Fälle feststellen, in denen die Frau aus alter Gewohnheit bei der Fabrikarbeit bleibt, und weil sie weder Lust noch Fähigkeit hat, hauswirtschaftliche Arbeit planmäßig und zufriedenstellend zu erledigen. Ganz vereinzelt klingt auch wie eine Verheißung künftiger Tage ein anderer Ton an. Da ist es der Wunsch, die einmal errungene persönliche Selbständigkeit und Unabhängigkeit nicht aufzugeben, die zum Anlaß der Erwerbsarbeit wird. Und schließlich noch eines, das früher schon gestreift wurde. Die Industrie kann und will die verheiratete Arbeiterin nicht entbehren. Sie schätzt in ihr die billige und willige Arbeitskraft; sie bedarf ihrer manuellen Geschicklichkeit und weiß die Ruhe, Pflichttreue und Stetigkeit ihrer Arbeitsweise wohl zu würdigen. Ein hessischer Unternehmer beantwortete eine bezügliche Anfrage dahin: „Die Industrie würde durch Entziehung der verheirateten Arbeiterinnen einen geradezu vernichtenden Schlag erhalten, indem ihr durch diese Maßnahme das zuverlässigste, ernsteste, sittlich und intellektuell höchststehende Element geraubt würde." Und Engeln, der damalige Fabrikinspektor des Gießener Bezirkes, erörtert die Unsicherheit und Unregelmäßigkeit des Mannesverdienstes, die Gefährdung der Frau in der ungeschützten Land- und Lohnarbeit wechselnder Art, ihr Anrecht auf persönliche Selbständigkeit, den Bedarf der Industrie an zuverlässigen Arbeitskräften, um sodann die Frage des Ausschlusses dahin zu beantworten: „Der allgemeine Aus-

Digitized by Google

schluß ist erst dann zulässig, wenn Arbeitspflicht und Pflichttreue allgemeiner geworden sind und allen Haushaltsvorständen ein regelmäßiger und genügend hoher Verdienst gewährleistet wird, welcher auch bei eintretender Krankheit, Arbeitsunfähigkeit oder Todesfall auf einer den Lebensbedürfnissen entsprechenden Höhe verbleibt, wenn außerdem staatliche Versicherungen bestehen, welche Witwen und Waisen reichliche Mittel gewähren."

Ich fürchte, wir werden unter solchen Umständen noch auf lange hinaus mit Frauenarbeit als mit einer gegebenen Tatsache zu rechnen haben und dies trotz all der Schäden und Unbilden, die sich uns offenbaren, wenn wir uns nunmehr der Beantwortung der Frage zuwenden: welchen Einfluß die Fabrikarbeit der Mutter auf die Familie ausübt. Wir wollen nicht von dem reden, was die Frauen selbst zu leiden haben. Das rechte Weib ist das Prototyp der Opferwilligkeit und übermüdete, abgehetzte und verarbeitete Frauen haben, danach gefragt, ob ihre Gesundheit unter gewöhnlichen Verhältnissen durch die Fabrikarbeit übel beeinflußt werde, geantwortet: „Die Gesundheit nicht — nur, daß ich nicht bei den Kindern sein kann!" Die Gesundheitsschädigung, die eingehenderes Fragen dennoch als vorhanden ergab, wog leicht bei jenen nie besungenen Heldinnen, die es nur bitter empfanden, daß sie nicht bei den Kindern sein konnten. Und auch, darüber dürfen wir uns nicht täuschen, vom hygienischen wie vom pädagogischen und volkswirtschaftlichen Standpunkt ist dies das Bitterste. Nach übereinstimmenden Bekundungen schadet mäßige Fabrikarbeit unter normalen Bedingungen der verheirateten Frau nicht, und sie schadet ihr keinesfalls mehr als den heranwachsenden Mädchen und jugendlichen Arbeiterinnen, die unbedingt weit umfänglicher zu schützen wären, als es heute geschieht. Dagegen zeigt selbst der flüchtigste Blick auf das überall vorliegende und von den Berichten in nur allzu reichem Maße beigebrachte Material, wie verhängnisvoll die Fabrikarbeit der Ehefrauen auf die Lebenswahrscheinlichkeit der Säuglinge, das Gedeihen der Kinder und das Familienleben einwirkt.

Nach Schuler betrug 1883 die Zahl der Totgeburten:

in der Schweiz	3,9	Prozent.
im industriellen Kanton Zürich	5,0	„
„ „ „ Glarus	6,4	„
bei den Fabrikarbeiterinnen	8,2	„

Digitized by Google

Aus Plauen i. V. wird berichtet, daß, während die Gesamtsterblichkeit erheblich abgenommen hat, die Säuglingssterblichkeit mit der Zunahme der Fabriken beträchtlich gestiegen ist und sich von 32,4 Prozent i. J. 1825 auf 43,9 Prozent i. J. 1899 erhöht hat, „obwohl seit 1875 Pockenepidemien, die früher wesentlich zur Erhöhung der Sterblichkeit beigetragen haben, nicht mehr vorkamen." Und während die allgemeine Säuglingssterblichkeit in Sachsen 16,3 Prozent betrug, stieg sie in den Industrieorten auf 28,30 und selbst 35 Prozent. In Langenbielau und Reichenbach, den Zentren der schlesischen Textilindustrie, betrug die Säuglingssterblichkeit 54 und 44 vom Hundert. Und da hat man s. Z. das Mitleid Europas wachgerufen, weil in den Konzentrationslagern im Burenkriege so viel Säuglinge (ich glaube gegen 50 Prozent) starben! Es soll damit nichts gegen die Humanität und ihre Ausstrahlung in die Ferne gesagt, wohl aber soll darauf hingewiesen werden, daß sich so manch „dunkelster Erdteil" auch im Herzen des Vaterlandes findet, der Fürsorge der leitenden Stellen und der Teilnahme aller Kreise würdig und bedürftig.

Zu der in diesen Zahlen zum Ausdruck kommenden Vernachlässigung der Säuglinge tritt die des Haushalts und die Verwahrlosung der heranwachsenden Kinder. Im Regierungsbezirk Münster, in dem von 1356 verheirateten Arbeiterinnen 1257 = 93 Prozent auf die Textilindustrie kommen und die Hälfte eine volle elfstündige Arbeitszeit hat, wurde festgestellt: „In sittlicher und erziehlicher Hinsicht wird das Familienleben dadurch gefährdet, daß die Frau und Mutter durch die stete Fabrikarbeit der Pflege des Hauswesens und der Kinder entzogen wird." Als die üblichen Folgen stellen sich dann Unordnung, Unbehagen und Unreinlichkeit ein, „der von der Arbeit heimkehrende Mann findet keinen geheizten Raum, keine warme Kost." Nur zu oft ist das der Anfang vom Ende. Das Leben im Wirtshaus setzt ein, Zank und Streit folgen, die vernachlässigten Kinder wachsen als ein an Leib und Seele kränkelndes Geschlecht heran. — Ist die Frau übermenschlich fleißig und pflichttreu, dann spielt sich die Sache etwa so ab, wie ein trefflicher Bericht aus dem Unter-Elsaß sie darstellt: „Zwischen 4 und 5 Uhr morgens, manchmal noch früher, muß die Frau heraus. Das Frühstück wird zubereitet, das Essen fertig gemacht, für die Arbeitenden in Blechtöpfe gefüllt, für die Kinder zum Wärmen hergerichtet. Dann werden die Kinder schulfertig gemacht, die

Digitized by Google

Kleinen und Kleinsten zur Hütefrau oder, wo eine solche vorhanden ist, in die Krippe gebracht. Von da geht es zur Fabrik. Entfernungen von 2—3 km gelten als nahe, es gibt aber zahlreiche Arbeiterinnen, welche täglich 10—12 km auf ihren Fabrikwegen zu Fuß zurücklegen müssen." Dann nach Feierabend Abendessen anrichten, Schularbeiten der Kinder überwachen, Flicken und Waschen der Kleider und Wäsche, Vorbereitung des Essens für den anderen Tag. „Vor 9 Uhr endet der Arbeitstag nie, vor 10 Uhr selten und oft erst nach 11 Uhr." 16 Stunden im besten, 20 im ungünstigen Fall. Und das nennt sich: Leben!

Wie Oasen in der Wüste muten da anders geartete Angaben an. Von 29 Schulinspektoren sagen 23 aus, daß ein Unterschied zwischen den Kindern von Fabrikarbeiterinnen und anderen Arbeiterkindern in sittlicher und religiöser Beziehung nicht vorhanden sei. Ja, andere heben selbst rühmend hervor, daß hin und wieder Kinder von Fabrikarbeiterinnen sich vor allen übrigen auszeichnen. Diese Berichte stammen aus Spandau, Potsdam usw. und finden ihre natürliche Erklärung in dem Umstand, daß z. B. in Spandau gut für Kinderhorte und Spielschulen gesorgt ist, und daß hier wie in Potsdam nur 9 Prozent der Frauen 12 Stunden arbeiten. Alle übrigen arbeiten weniger als 11 und viele nur 9—10 Stunden, eine Arbeitszeit, die für die meisten Großstädte typisch ist. Messen wir sie an den günstigen Wirkungen, die sie hervorruft, so können wir nicht daran zweifeln, daß kurze Arbeitszeit identisch ist mit geordneten und verhältnismäßig behaglichen Zuständen, während die meisten Übelstände aus Bezirken mit sogenannter gesetzlicher Arbeitszeit und Neigung zur Überarbeit gemeldet wurden.

So aber wie die Fabrikarbeit verheirateter Frauen heute ist und neben der Inanspruchnahme der Arbeiterin als Hausfrau und Mutter, verwüstet sie die Gesundheit, würdigt Menschen zu Maschinen herab, schädigt die Kinder in leiblicher, geistiger und sittlicher Beziehung, vernichtet das Familienleben und raubt dem Heim Behagen und Helle.

III.

Nun sollte man meinen, daß angesichts dieser allseitig bezeugten Tatsachen nichts weiter übrig bliebe als — und zwar ebenso sehr im Interesse des allgemeinen wie des Wohles der Einzelfamilie — das Verbot der eheweiblichen Fabrikarbeit zu fordern. Was aber wäre damit gewonnen, selbst wenn, was nicht der Fall

Digitized by Google

ist, die Industrie die Frauenarbeit entbehren könnte? Wir haben gesehen, das Zehntausende von Familien ohne die erwerbende Mitarbeit der Frau nicht existieren können. Wollte man ihnen die Fabrikarbeit verbieten, so müßten sie sich anderweitigen Erwerb zu verschaffen suchen, so z. B. Lohnarbeit wechselnder Art (Waschen, Putzen, Tagelöhnern). Dann bliebe noch landwirtschaftliche Arbeit und Heimarbeit. Alle diese Beschäftigungen sind ungeschützt. Auch wird der einigermaßen Kundige nicht daran zweifeln, daß weder die Frau, die 12 Stunden am Waschfaß steht oder mit dem Putzeimer hantiert, noch auch die landwirtschaftliche Arbeiterin ihre hausfraulichen und mütterlichen Pflichten besser erfüllen könnte als die Fabrikarbeiterin. Sagt doch der hessische Bericht selbst von der Kleinbäuerin: „Eine Bauersfrau muß den größten Teil des Jahres hindurch von früh morgens an bis spät abends für ihr Vieh und ihre Landwirtschaft tätig sein; sie hat in den meisten Fällen dann weit weniger Zeit für Haushalt und Kinderpflege als eine Fabrikarbeiterin."

Und die Heimarbeit? Glaubt man ihren Freunden und Verteidigern, so ist sie überhaupt das reinste Paradies. Sie läßt die Mutter in der Familie und wahrt auf diese Weise deren Zusammenhalt. Sie läßt ihr volle Verfügungsfreiheit über die Ausdehnung der Arbeitszeit und ermöglicht es, heranwachsende Kinder in angemessener Weise zur Mitarbeit heranzuziehen. Endlich sichert sie solchen Frauen und Mädchen einen Zusatzverdienst, die durch Haushalt oder sonstige Verhältnisse am Aufsuchen der außerhäuslichen Erwerbsarbeit gehindert sind.

So ihre Freunde. In Wirklichkeit bedeuten die gerühmten Vorzüge ebenso viele Nachteile und Schäden. Wohl ist die Mutter daheim. Aber vom grauenden Tag bis tief in die Nacht hinein an die elend gelohnte Arbeit gefesselt, vermag sie ihrem Haus und ihren Kindern nichts zu sein und weniger als nichts. Für das Kind der Fabrikarbeiterin tritt an vielen Orten die Fürsorge in irgend einer Weise ein, wenn auch schon dort, wie aus den Berichten hervorgeht, die Zahl der unbeaufsichtigten Kinder eine erschreckend große ist. Hier aber tröstet man sich damit, daß ja die Mutter daheim sei — und jederzeit nach ihren Kindern schauen könne. Und so kann's vorkommen, daß, wie ich aus eigener Anschauung weiß, um Mittag die Wohnung noch wüst, kein Essen gekocht, die Kinder verwahrlost, die blasse kranke Frau aber an der Maschine ist. Keiner kümmerte sich bislang darum, ob sie gesund oder krank war, keiner fragte danach, ob, in welchem

Digitized by Google

Alter und in welcher Ausdehnung die armen Kleinen zur Mitarbeit herangezogen wurden. Die jüngste Novelle zum Krankenversicherungsgesetz und das Gesetz zum Schutze der kindlichen Arbeitskraft erscheinen als die ersten Ansätze einer Bessergestaltung der Verhältnisse in der Heimarbeit. In welchem Umfang sie praktiziert werden, steht noch dahin. Aber selbst ihre umfänglichste Anwendung würde wenig an der Tatsache ändern, daß die Heimarbeit mit Schutzlosigkeit ungemessene Arbeitszeit bei kläglicher Entlohnung vereint.

In gleichem Sinne äußern sich die Berichte. Der von Magdeburg meint: „Würde die Fabrikarbeit verheirateter Frauen verboten, so würde hauptsächlich die Hausindustrie mit all ihren elenden Erscheinungen aufwuchern. Wie sich die Verhältnisse in der Hausindustrie gestalten würden, zeigt das Beispiel einer Frau mit 4 Kindern, die wegen zu geringen Verdienstes des Ehemannes zu Hause Säcke nähte, womit sie bei angestrengtester Arbeit, bei der noch der Mann und die Kinder bis zum späten Abend halfen, wöchentlich nur etwa 3 Mk. verdiente. Da schließlich ihre Gesundheit litt, mußte sie diese Beschäftigung aufgeben und griff zur Fabrikarbeit." Und „was in den Fabriken vermeintlich gut gemacht werden soll, das wächst in der Hausindustrie zu einem dreimal stärkeren Übel aus," heißt es aus Sachsen-Koburg-Gotha, einer Zentralstätte der Hausindustrie. In gleicher und ähnlicher Weise äußern sich die Berichterstatter aus allen Teilen des Reiches. Sie befürchten übereinstimmend, daß ein Verbot der Fabrikarbeit verheirateter Frauen der Hausindustrie und Heimarbeit Tür und Tor öffnen und so die Zustände nicht verbessern, sondern verschlimmern würde.

Erscheint sonach ein Verbot untunlich, so drängt sich zunächst die Frage auf: „Ist es möglich, die Fabrikarbeit verheirateter Frauen, die weder von der Industrie noch von den Arbeiterfamilien entbehrt werden kann, so zu gestalten, daß ihre Unzuträglichkeiten tunlichst gemildert, ihre Vorzüge stärker herausgearbeitet werden?" Es ist möglich, und das, was wir bis jetzt aus den Berichten kennen gelernt haben, gibt uns wertvolle Anhaltspunkte dafür, wie das zu machen wäre.

Von Schulleuten erfuhren wir, daß die Kinder solcher Fabrikarbeiterinnen, die einen nur 9 bis 10 stündigen Arbeitstag haben, hinter anderen nicht nur nicht zurückstünden, sondern sich selbst vorteilhaft auszeichneten. Daneben sprechen die Schilderungen aus dem Elsaß und eine Fülle anderen Materials gleichfalls

Digitized by Google

dafür, daß ein gut Teil aller Unzuträglichkeiten auf Rechnung überlanger Arbeitszeit zu setzen ist. Sonach, wie wir schon zu Eingang unserer Betrachtungen forderten, eine Herabsetzung der Arbeitszeit, bei der der Zehnstundentag als Minimalforderung und als Übergang zu weiterer umfassender Verkürzung zu denken ist. Am angemessensten wäre vielleicht das Halbzeitsystem, das unter Voraussetzung geordneten Schichtwechsels den einen Teil der Hausfrauen in den Vormittags- den anderen in den Nachmittagsstunden dem Hauswesen zurückgibt. Das im einzelnen auseinanderzusetzen würde hier zu weit führen. Sicher ist, daß auch die Unternehmer bei einer Verkürzung der Arbeitszeit auf ihre Rechnung kämen. So hat z. B. die Firma Zeiß in Jena in ihren rühmlichst bekannten Werkstätten für Feinmechanik mit dem in Übereinstimmung mit den Arbeitern eingeführten Achtstundentag die besten Erfahrungen gemacht. Die Löhne, (durchweg Akkordsätze für Qualitätsarbeit), d. i. also das Produkt, waren nach Jahresfrist sogar etwas gestiegen, ein rascherer Kräfteverbrauch durch die intensivere Arbeit hatte nicht stattgefunden. Dagegen hatten sich die Generalunkosten, das sind die Aufwendungen für Feuerung, Beleuchtung, Öl ꝛc., naturgemäß vermindert. Eine allgemeine Herabsetzung der Arbeitszeit hätte aber für das Unternehmertum den weiteren Vorteil, daß eine aufstrebende und wohlstehende Arbeiterbevölkerung viel leistungsfähiger und arbeitsfreudiger wäre, als eine überlastete, die sich im Zustande chronischer Übermüdung und Unterernährung befindet. Im Interesse des Volkswohles wäre es aber vor allen Dingen, wenn durch Verkürzung der Arbeitszeit unter Beibehaltung oder Erhöhung der Löhne dafür gesorgt würde, daß gesunde Frauen ein gesundes Geschlecht gebären, aber dann auch, zur Arbeit zurückgekehrt, Tüchtiges und Selbständiges zu leisten vermögen.

Als ein Selbstverständliches schließt sich hier die Forderung eines ausreichenden Mutterschaftsschutzes an. Bis jetzt ist hier wenig Erfreuliches zu verzeichnen. Man hatte der fabrikarbeitenden Wöchnerin für die ersten 4 Wochen nach der Niederkunft das übliche Krankengeld in der halben Höhe des Lohnes zugebilligt. Die Novelle zum Krankenversicherungsgesetz hat eine Verlängeruug des Bezuges auf 6 Wochen vorgesehen, weiter nichts. Das ist völlig ungenügend. Ein Wochenbett bedeutet einen ungeheuren Kräfteverlust, der nur durch gute Verpflegung wieder verhältnismäßig rasch ausgeglichen werden kann. Daher

Digitized by Google

kommt es auch, wie ein ärztlicher Gutachter aus Hamburg in den Berichten ausführt, „daß die unbemittelten und durchschnittlich mit reichem Kindersegen beglückten Frauen der arbeitenden Klassen, welche viel und oft schwere Hausarbeit selbst und ohne Hülfe zu verrichten haben, sich aus den Wochenbetten weit langsamer erholen als besser bemittelte Frauen." — Ein Wochenbett kann aber auch nicht simuliert werden, und es ist völlig unerfindlich, warum man hier trotzdem und trotz der Tatsache, daß große Aufwendungen gemacht und für ein neues Familienglied mitgesorgt werden muß, daran festhält, das Krankengeld so niedrig zu bemessen. In der Welt der Sozialpolitik ist man sich denn auch über die Unzulänglichkeit des Wöchnerinnen- sowie überhaupt des Mutterschaftsschutzes und der Säuglingspflege völlig klar, und es fehlt nicht an immer neuen Anregungen und Vorschlägen zur Reform bezw. zur Neugestaltung der einschlägigen Einrichtungen. Ich darf aber an dieser Stelle auf ein näheres Eingehen um so eher verzichten, als ich den gleichen Gegenstand in dieser Zeitschrift bereits ausführlich behandelt habe.*) Nur möchte ich noch bemerken, daß man in Frauenkreisen der Frage des Mutterschaftsschutzes eine ständig sich steigernde Aufmerksamkeit zuwendet. Sie stand auf der Tagesordnung des Wiesbadener Frauentages (Oktober 1902) und auf der des Verbandes Fortschrittlicher Frauenvereine (Hamburg, September 1903).

Ökonomische Besserstellung, Herabsetzung der Arbeitszeit, ein durch Säuglingsfürsorge ergänzter Mutterschaftsschutz sind wichtige Forderungen der Gesundung der eheweiblichen Fabrikarbeit. Zu ihnen muß aber noch ein anderes kommen: die Erleichterung der hauswirtschaftlichen Pflichten. Wir dürfen sie nicht in einer Vereinfachung der Lebensführung suchen, denn die läßt eine Vereinfachung nicht mehr zu, es sei denn, daß man den Übergang zur kalten Küche mit seinem Gefolge von Magenerkrankung und Alkohol als Vereinfachung aussprechen wollte. Da aber gerade die Küchensorgen, die Notwendigkeit sachgemäßer Verwertung und schmackhafter Zubereitung der Nahrungsmittel, die arbeitenden Frauen stark belasten, ist hier der Hebel anzusetzen, wenn es sich um Erleichterungen hauswirtschaftlicher Art handelt. Das hat man längst erkannt und es auch nicht an mannigfachen An-

*) Siehe: Deutschland Nr. 7, April 1903. Dort auch Literaturangaben, die noch durch den Hinweis auf einen Artikel von Alice Salomon in „Die Frau", September 1902, zu ergänzen sind.

Digitized by Google

regungen fehlen lassen. So schlägt Klara Zetkin*) eine Erweiterung der kommunalen Sozialpolitik vor, indem sie „kommunale Volksküchen und Speisehallen, Schulkantinen u. ähnl. m." verlangt. Das ist gewiß ersprießlich, aber es ist nicht ausreichend und sollte durch Veranstaltungen ergänzt werden, die unter Aufrechterhaltung des Familienhaushaltes die Annehmlichkeiten des Großbetriebs für die Einzelfamilie wirksam machen, ohne zugleich seine minder erfreulichen Begleitmomente zu übertragen. Eine solche Einrichtung ist die Herstellung von Ganz- oder Halbfabrikaten für die Küche, das heißt also von gebrauchsfertigen oder nur noch einer Endzubereitung bedürfenden Eßwaren.**) Heute schon pflegen wir unsere Konserven, Früchte und Gemüse gebrauchsfertig einzukaufen und selbst das Einmachen von Gurken, Bohnen, Kraut ꝛc. kommt immer mehr in Abnahme. Nun fragt es sich aber, ob es möglich wäre, diese Ansätze auf breitester Grundlage fortzuentwickeln und vor allen Dingen sie so auszugestalten, daß durch ihre Inanspruchnahme der Arbeiterhaushalt auch nicht um Pfennige stärker belastet würde, denn eine auch nur geringe dauernde Mehrbelastung kann vom Arbeiterbudget nicht ertragen werden, ohne daß an irgend einer anderen Ecke abgeknapst werden müßte. Aber das wäre auch gar nicht nötig, wenn die Volksküchen und vor allem die Konsumvereine sich der Sache bemächtigen würden. Der Konsumverein hat als zahlungsfähiger Großkäufer die Möglichkeit billig und vielleicht mit Ausschaltung des Zwischenhandels vom landwirtschaftlichen Produzenten direkt zu kaufen. In einer Zentralküche läßt er dann die Kartoffeln, Gemüse ꝛc. in gebrauchsfertigen Zustand überführen, um sie sodann zur vorbestimmten Zeit und in vorbestimmten Quantitäten seinen Filialen zu übermitteln. Dort werden sie von den Mitgliedern, die am Tage vorher ihre Bestellung aufgegeben haben, in Empfang genommen und zu Hause, dem persönlichen Geschmack entsprechend, einer Endzubereitung unterzogen. Die Vorteile sind einleuchtend. Die Mutter braucht sich nicht so abzuhetzen und die Familie bekommt doch ein wohlzubereitetes, ihrer Geschmacksrichtung entsprechendes und nahrhaftes Mittagessen. Und teurer würde es auch nicht, denn das Aufgeld, das etwa gezahlt werden müßte, ist nur ein scheinbares, weil der Verein um so viel billiger einkauft und durch seine maschinellen Einrichtungen, seine ratio-

*) „Die Gleichheit" 11. Jahrg. 1901 Nr. 2 und 3.

**) Vgl. meinen Artikel: „Das genossenschaftliche Prinzip in der Hauswirtschaft" Blätter für Volksgesundheitspflege, 15. Heft, August 1903.

Digitized by Google

nelleren Schäl- und Vorbereitungsmethoden den Abfall auf ein Minimum beschränken kann.

Erwähnen wir nun noch, daß durch die Gründung von obligatorischen Fortbildungs- und Haushaltsschulen die Befähigung zur praktischen Wirtschaftsführung vorbereitet bezw. gesteigert werden muß, und endlich, daß alle geforderten Schutzmaßregeln auch der unverheirateten und in ganz besonderem und erhöhtem Maße der jugendlichen Arbeiterin zuteil werden müssen, so ist in der Hauptsache das umgrenzt, was von außenher geschehen kann, um die Erwerbsarbeit verheirateter Frauen aus einem Fluch wenn nicht in Segen, so doch in einen erträglichen Zustand umzuwandeln.

Nun aber gilt es, sich mit einem Worte auch mit dem zu befassen, was die Arbeiterinnen selbst tun müssen, wenn anders das ganze schöne Reformgebäude nicht auf dem Papier stehen bleiben soll. Es läßt sich in das eine kurze Wörtchen: Organisation! zusammenfassen. In unserer Welt der nüchternen Tatsachen kann nur der auf Erfolg rechnen, der seinem Recht durch seine Macht den nötigen Nachdruck zu geben vermag. Darum dürfen die arbeitenden Frauen nicht hoffen, daß man ihnen die Erfüllung ihrer gerechten Forderungen als eine gute Gabe der Götter in den Schoß legen werde, sondern sie müssen sich darauf gefaßt machen, in hartem Kampfe um jedes Titelchen ihres Rechtes zu ringen. Dazu bedürfen sie aber des Zusammenschlusses, der die Macht des Schwachen ist, und sie müssen sich und auch den rückständigen Elementen in den eigenen Reihen klar machen, daß erst das Koalitions- und in seinem Gefolge so manches andere politische und wirtschaftliche Recht das Fundament zu schaffen vermag, auf dem die Arbeit sich als ein stolzer und freudiger Bau erhebt.

Unsere Gesetzgebung hat den Frauen mehr noch als den Männern dies Grundrecht versagt. Es gestattet ihnen das treue Zusammenhalten nicht, das in jedem Gegenseitigkeitsverhältnis als vornehmste, rechtliche und moralische Voraussetzung gilt. „Während", wie Brentano sagt, „in allen Kreisen die Person, welche den zur Wahrung gemeinsamer Interessen übernommenen Verpflichtungen untreu wird, als verächtlich gilt und getadelt werden darf, ist dies den Arbeitern strenge verboten."

Damit hat ein angesehener Vertreter der Wissenschaft, deren stolzester Ehrentitel die Vorurteilslosigkeit ist, die Berechtigung derartiger Interessenvertretung anerkannt. In dieser Anerkennung

Digitized by Google

liegt zugleich das Zugeständnis, daß erst eine gemeinsame Interessenvertretung es dem Arbeiter möglich macht, auf gleicher Basis mit dem Arbeitgeber zu verhandeln. Es gibt Leute, die naiv oder vielleicht auch böswillig genug sind, immer wieder darauf hinzuweisen, daß es ja dem Arbeiter freistehe, die Arbeit unter den angebotenen Bedingungen anzunehmen oder abzulehnen. Ich denke, die einfache Erinnerung an das, was wir als die treibenden Ursachen der Fabrikarbeit verheirateter Frauen kennen gelernt haben, genügt, um zu zeigen, wie hinfällig eine derartige Auslegung ist. Der Arbeiter ist eben nicht frei. Er ist gezwungen, sein einziges Kapital, Arbeitskraft, um jeden Preis, und wäre er der schlechteste, zu verkaufen, wenn ihm der gewerkschaftliche Zusammenschluß nicht den nötigen Rückhalt und damit die Möglichkeit gibt, als Gleichmächtiger, das ist Gleichberechtigter, mit dem Unternehmer zu verhandeln.

Hätte selbst der 16. Juni nicht so deutlich gesprochen, so könnte sich, wer ein bischen in die Tiefe denkt, der Einsicht nicht verschließen, daß die Millionen, die da um Licht, Luft und Freiheit ringen, ein Recht haben, ihre Ansprüche in vollem Umfange durchzusetzen. Und dies nicht aus politischen Erwägungen, sondern aus Gründen der nationalen Selbsterhaltung. Die vom Boden losgelöste, auf sich selbst gestellte Arbeitskraft hat in den Massen, die zu ihrer Fahne schwören, sich als das treibende Moment im Leben der Nation erwiesen. Von der Gunst der Umstände, unter denen sie reifen und sich entfalten kann, hängt Wohl und Wehe, Gedeihen oder Niedergang des Vaterlandes ab. „Das sind die starken Wurzeln seiner Kraft!"

Und vergessen wir nicht, wenn wir alle diese Forderungen und Reformvorschläge durchdenken, daß die Mosaik des Einzeldaseins wie des Lebens der Nationen sich aus lauter kleinen Steinchen zusammensetzt, von denen keines unwichtig ist, keines geschädigt oder vernachlässigt werden darf, soll nicht das Ganze Not leiden. In den Kämpfen, die unsere Zeit auf dem Gebiete des Arbeitslebens ausficht, kommt ein Stück Daseinskampf zum Ausdruck, in dem die bestangepaßten, das heißt die wehrhaftesten, kräftigsten und ausdauerndsten Völker überleben. Da kann und muß eine bewußte Übertragung des blinden Naturgeschehens auf das Menschendasein einsetzen, eine Auslese, die sich innerhalb der Bewußtseinsgrenze der Auszulesenden vollzieht und ihnen um so mehr die Pflicht auferlegt, sich und ihr Volk kampftüchtig zu machen und zu erhalten.

Digitized by Google

Deutschlands Stellung in Palästina und Syrien.

Von L. Felix Pinkus (Bern).

In keinem Lande ist die Stellung der europäischen Mächte eigenartiger und interessanter als in Palästina. Ohne öffentlichen Landbesitz haben sie doch ihre scharf abgegrenzten Interessensphären. Oft ist es ein scheinbar nur religiöser Einfluß, der sich bei näherer Untersuchung jedoch sehr bald als von gewichtiger politischer oder wirtschaftlicher Bedeutung erweist. Die Stellung des deutschen Reiches in Palästina ist nun in der letzten Zeit, besonders seit der Reise Kaiser Wilhelms nach Jerusalem eine so hervorragende geworden, daß es sich sehr wohl lohnt, sie einer eingehenden Besprechung zu unterziehen. Schon Moltke hatte vorgeschlagen den Strom der Auswanderer nach Palästina, Syrien und Kleinasien zu lenken. Der große Schweiger wurde wohl hauptsächlich durch die Erwägung beeinflußt, daß die deutschen Auswanderer nach diesen Gegenden, wie nach den Ländern romanischer Kultur ihr Volkstum rein erhalten, während bei einer Auswanderung nach den angelsächsischen Ländern, wie Amerika, bald eine völlige Assimilation stattfindet. Eine Überlegung, die durch die Erfahrung der letzten Jahrzehnte, besonders in Palästina und Syrien glänzend gerechtfertigt worden ist.

Seit der Konzessionserteilung für die kleinasiatischen Bahnen (1888), sowie für die Bagdadbahn (1893) ist der Einfluß Deutschlands auch in Palästina und Syrien bedeutend gestiegen. An fast allen Hauptorten sind deutsche Konsulate, das letzte 1899 in Jerusalem eingerichtet, deren Wirksamkeit naturgemäß hauptsächlich in dem Rechtsschutz der deutschen Untertanen, sowie in der wirtschaftlichen Sphäre liegt. Bevor wir uns jedoch dieser zuwenden, müssen wir jenes Einflusses gedenken, ohne den die Tätigkeit einer europäischen Macht in Palästina gar nicht denkbar ist: des religiösen. Die religiöse Tätigkeit Deutschlands oder vielmehr Preußens datiert vom Jahre 1840, wo in Jerusalem ein englisch-preußisches Bistum eingerichtet worden war. Nach der Gründung des deutschen Reiches stellten sich jedoch viele Mißhelligkeiten heraus, so daß das Bistum 1882 aufgehoben wurde. Seitdem arbeiten verschiedene deutsche religiöse Gesellschaften unabhängig von einander, die dankenswerter Weise neben der Pflege der Religion

Digitized by Google

auch auf archäologischem wie wirtschaftlichem Gebiete Bedeutendes leisten, besonders der durch seine umfangreichen Publikationen rühmlichst bekannte „deutsche Palästinaverein". Außer diesem genannten Verein, der auch Besitzungen in Jerusalem, Hebron und Bethlehem hat, sind von protestantischen Gesellschaften noch im Lande tätig: Der „Jerusalemverein", 1852 in Berlin gegründet, die „Gustav-Adolfgesellschaft", die Warte des Tempels (Stuttgart). Katholische Gesellschaften: Der „Verein vom heilgen Grabe", gegründet in Köln 1856, „das heilige Land", der „Zionsverein", der „Verein von der unbefleckten Empfängnis", die „katholische Gesellschaft vom heiligen Lande", die „katholisch-deutsche Mission."

Hand in Hand mit ihrer religiösen Tätigkeit, treffen diese Gesellschaften zum großen Teile auch rege Fürsorge für den Unterricht der Eingeborenen. In ihren Schulen wird selbstverständlich die deutsche Sprache gepflegt und teilweise zur Basis des Unterrichts gemacht. So gibt es im Bezirk Beyrut einige deutsche Schulen, desgleichen in Jerusalem sieben, in Akron eine Elementarschule, zwei höhere Schulen in Haïfa, dem Zentrum der Deutschen Palästinas und Syriens.

Hier wurde 1868 die erste Templer Kolonie gegründet. Schon vorher in die Jahre 1840—1858 fallen die ersten Versuche zur Gründung von Ackerbaukolonien, die jedoch erfolglos verliefen. Bald nach der Gründung der Kolonie Haïfa wurde eine solche in Jaffa gegründet, die jetzt 350 Mitglieder zählt. In Haïfa wohnen einschließlich der Koloniemitglieder 500 Deutsche. Die Kolonie ist das Zentrum des deutschen Einflusses. Die Kolonie Jaffa war ursprünglich von Amerikanern gegründet, wurde dann von den Templern diesen abgekauft. Hauptsächlich wird Wein angebaut, jährlich werden ungefähr 7000 hl nach Egypten und Deutschland exportiert. Die von den Jaffa-Kolonisten gegründete Zweigniederlassung in Saron zählt jetzt ebenfalls schon 270 Mitglieder. Mit der Kolonie von Jerusalem erreicht die Zahl der Templer 1200. Trotz ihrer verhältnismäßig geringen Anzahl liegt jedoch ein großer Teil des Importhandels sowie der Landesindustrie in ihren Händen.

In der Nähe von Jerusalem besitzt, wie schon erwähnt, der deutsche Palästinaverein eine Besitzung von 41 ha.

Die Wichtigkeit der deutschen Ansiedlung in Palästina und Syrien darf durchaus nicht verkannt werden. Die Auswanderer, die nach diesen Ländern gehen, bleiben wie gesagt dem Deutschtum erhalten. Es herrscht daher die Tendenz vor, die Auswanderung nach diesen Gebieten zu begünstigen. Trotzdem betrug der

Digitized by Google

Prozentsatz der in den Jahren 1871—1892 nach ganz Asien Ausgewanderten nur 0,075% der Gesamtauswanderer. Immerhin spielt das deutsche Element in Palästina schon eine bedeutende Rolle. Fast sämtliche Hotels und Gastwirtschaften, soweit sie überhaupt auf diesen Namen Anspruch machen können, sind in deutschen Händen; in Jerusalem und Jaffa je vier. In diesen Orten befindet sich auch je ein deutsches Postamt mit Paketpost.

Damit wären wir schon in der wirtschaftlichen Interessensphäre Deutschlands. Der Einfluß auf wirtschaftlichem Gebiet datiert erst von 1882, jenem Jahre, in dem die deutsche Diplomatie ihre Wirksamkeit in Konstantinopel begann.

In demselben Jahre fingen auch die deutschen Zeitungen an, die Idee der Handelsausbreitung in der Levante zu propagieren. Der „Deutsche Handelsverein" wurde damals mit einem Kapital von 1000000 Mk. gegründet und wählte Jaffa und Beyrut als Zentren seiner Tätigkeit in Palästina und Syrien. Dem Handelsverein folgte die „Deutsche Exportbank", Berlin, mit ihrem Programm, den deutschen Außenhandel zu pflegen. Beide Gesellschaften rüsteten 1886 gemeinsam jene bekannte Expedition nach der Levante aus, durch welche diese dem deutschen Handel eigentlich erst erschlossen wurde. Nicht lange vorher war der Exportverband gegründet worden. In diese Zeit fiel auch dank der deutschen Gesandtschaft die Erteilung der ersten Eisenbahnkonzessionen. 1890 schloß sich dann die deutsche Eisenindustrie zum „Exportverband deutscher Maschinenfabriken und Hüttenwerke in Berlin" zusammen, der in Aleppo, Beyrut, Damaskus, Haifa und Jaffa Filialen besitzt. Zum Schluß ist noch die „deutsche orientalische Exportgesellschaft" zu erwähnen, die allerdings in Palästina und Syrien keine Niederlagen besitzt.

In denselben Jahren, in denen das Interesse der deutschen Handelswelt für die Türkei erwachte, wurden auch die diplomatischen Unterhandlungen begonnen, die am 10. Oktober 1883 und 20. Februar 1885 zum Abschluß gebracht wurden. Deutschland und die Türkei stehen seit dieser Zeit in ihren Handelsbeziehungen auf dem Fuße der meistbegünstigten Nation. Dieses Übereinkommen wurde 1890 stillschweigend bis zur Ausarbeitung eines neuen Zolltarifs verlängert.

Die größten Propagatoren deutscher Arbeit sind naturgemäß die deutschen Kolonisten, insbesondere die Templer. Doch durchstreifen jetzt auch schon Reisende deutscher Firmen das Land und stehen ihren belgischen, englischen oder französischen Kollegen meist

Digitized by Google

siegreich gegenüber, weil sie die Sprache des Landes sorgfältig erlernt haben und mit den örtlichen Verhältnissen durch gründliches Studium besser bekannt sind. Dann aber auch, weil ihre Häuser sich leichter den Bedürfnissen und dem Geschmack der Einheimischen anpassen, während sich z. B. französische Firmen nur schwer entschließen ein Muster nachzuahmen oder ein neues anzufertigen.

Demzufolge ist der deutsche Handel mit Palästina und Syrien fast allerorts im Aufsteigen begriffen. Zum großen Teil ist dies allerdings vielfach auf Rechnung des langfristigen und leichten Kredits zu setzen, den die deutsche Kaufmannswelt, nicht immer vorsichtig genug, gewährt. Es wird sogar sehr zu prüfen sein, ob etwaige Fallissements, wie sie bei schlechter Ernte in großer Anzahl in Beyrut, Alexandrette 2c. fast immer vorkommen, nicht große Verluste auf deutscher Seite zur Folge haben können. Jedenfalls kann nicht genug davor gewarnt werden, Kredit ohne vorherige genaue Erkundigung zu gewähren. Daß diese Warnung nicht unbegründet ist, beweist der Bericht der französischen Handelskammer in Konstantinopel, die jedesmal Klage führt, daß ihre Informationsabteilung nicht genügend benutzt werde.

Der Export von Palästina und Syrien nach Deutschland besteht hauptsächlich aus:

Früchten, Baumwolle, Olivenöl, Wolle, Saffian, Gallnuß, Eier, Orangen, Häute, Pistazien, Weintrauben, Scammoniumharz, Sesam, Tabak, Bitumen, Lumpen, Gerste, Därme, Anis, Damascenerwaren, Kanarienfutter, Religionsgegenstände (Jerusalem), Honig, Schwämme.

Der Import von Deutschland:

Stahl, Fahrräder, Messer, Näh-, Stecknadeln, Nägel, Alkohol. Wein, chemische Produkte, Farben, Drogen, Tinte, Paraffin, Kerzen, Stärke, Waffen, Strümpfe, Strickwaren, Schals, Hüte (Dresden), Schuhe, Hemden, Baumwoll- und Manufakturwaren, Decken, Krawatten, Wollwaren, Möbelstoffe (Chemnitz), Fächer (Berlin), Garne, künstl. Blumen, Taschentücher, Posamentierwaren, Bänder, Sammt, Teppiche, Seide, Bier, Bijouteriewaren, Holzwaren, vergoldete oder polierte Knöpfe, Bürsten, Schokolade und Kakao, Konserven, Leder, Lederwaren, Uhren, Spielwaren, Lampen, Nähmaschinen, Kramwaren, Eisenwaren, Werkzeuge, Papier und Karton, Regen- und Sonnenschirme, Stöcke, Parfüm, Blei, Rum, Zucker, Geschirr, Glaswaren, Wagen.

Die deutsche Einfuhr nach Alexandrette, dem nördlichsten Hafen

Digitized by Google

von Syrien, betrug 1899 1003920 Mk., die Ausfuhr 549060 Mk. In Damaskus ist die Einfuhr ungefähr doppelt so groß wie die Ausfuhr, sie erreicht 800000 Mk. Der Import nach Beyrut ist der bei weitem bedeutendste, er war 1897 4384000 Mk., dem nur eine Ausfuhr von noch nicht einer halben Million gegenüberstand. Nach Beyrut werden besonders viel Kredite von deutscher Seite gewährt, obgleich gerade diese Stadt, wie keine andere, Krisen ausgesetzt ist. Nach Jaffa und Jerusalem wird ebenfalls für ca. 800000 Mk. eingeführt, dagegen beträgt der Export noch nicht 200000 Mk.

Trotz der relativ großen Beträge des deutschen Handels ist der deutsche Schiffahrtsverkehr nur schwach entwickelt. In der Hauptsache ist es die „deutsche Levantelinie", die den Verkehr vermittelt. Von Hamburg fährt alle 20 Tage ein Dampfer nach Kleinasien, von wo aus sich Zweiglinien nach Palästina und Syrien anschließen. Den größten deutschen Schiffahrtsverkehr hat Jaffa, wo jährlich 6 bis 10 deutsche Dampfer landen.

Trotzdem aber die deutsche Flagge sich verhältnismäßig selten in diesen Häfen zeigt, ist die Stellung des deutschen Reiches doch eine außerordentlich achtunggebietende.

Am besten wird das durch die Tatsache charakterisiert, daß ganz kürzlich erst das Gerücht laut wurde, Deutschland hätte für einen Teil der projektierten Bahnen in Palästina und Syrien Konzessionen erhalten. Ein solches Gerücht, wenn es auch diesmal falsch war, zeigt an, in welchem Maße der deutsche Einfluß in jenen Landen im Wachsen ist. Jedoch ist das Wort Einfluß mit einem gewissen Vorbehalt zu gebrauchen.

In Palästina und Syrien kann es sich immer nur um einen wirtschaftlichen oder religiösen Einfluß der Mächte handeln. Sobald nur eine Macht irgendwelche politische Prätensionen erheben würde, womöglich mit der Absicht der Landerwerbung, würden sämtliche interessierten Mächte sofort einen scharfen Protest erheben, der leicht das ohnehin nicht sehr standfeste europäische Gleichgewicht bedenklich ins Schwanken bringen könnte. Und welche christliche Macht wäre in Palästina nicht interessiert? Die eine hat tatsächliches religiöses Interesse, die andere sucht durch dieses wirtschaftliche Vorteile zu erlangen, alle aber wachen eifersüchtig auf einander, bereit jeden Vorteil der einen auch sofort für sich in Anspruch zu nehmen.

Deutschland steht solchen Kämpfen verhältnismäßig neutral gegenüber. Es wird auch hier seiner Politik, die Integrität der

Digitized by Google

Türkei nicht anzutaſten, getreu bleiben. Es liegt zudem gerade im Intereſſe des deutſchen Reiches, die Autorität des Sultans möglichſt zu befeſtigen, um den Weltbrand, den ein Zerfall des Türkenreiches entfachen würde, zu verhüten.

Beowulf und das altdeutſche Heldenzeitalter in England.

Von Ferdinand Vetter (Bern).

In unſern Tagen, da England durch die gewaltſame Angliederung einer niederdeutſchen Siedelung in Südafrika einen großen Teil der Deutſchen ſich entfremdet hat, — da nicht bloß katholiſche Politiker von einer Verfeindung und gegenſeitigen Schwächung der drei großen proteſtantiſchen Mächte: Deutſchland, England und Nordamerika träumen*), ſondern tatſächlich zwiſchen dieſen Völkern ein wirtſchaftlicher und kolonialer Krieg beſteht, von dem man nicht weiß, wieweit er führen kann, — in dieſen unſern Tagen fällt es uns ſchwer, uns vorzuſtellen, daß es eine Zeit gab, wo dieſes England, das ſeine Kultur und Sprache ſeither nicht nur über Nordamerika, ſondern auch über Auſtralien und Südafrika ausgedehnt hat, ein Teil Deutſchlands war. Ein deutſches Land nämlich, nicht bloß ein germaniſches Land wie Skandinavien, oder ein von Germanen beherrſchtes Land wie ſeinerzeit Frankreich und Italien und Spanien, iſt England ein halbes Jahrtauſend lang, von der angelſächſiſchen Eroberung bis zur franzöſiſch-normänniſchen, geweſen, ein Land, wo nicht nur das deutſche Schwert, ſondern auch deutſche Sitte und Sprache gebot. Wohl entfernte ſich in jenem überſeeiſchen Deutſchland mit der Zeit die Sprechweiſe von der heimiſchen; wohl nannten jene Deutſchen ihr neues Heim hâm, während man diesſeits der Nordſee hêm ſagte und weiter ſüdwärts in dem Wort heim den alt-

*) Thiébaud im „Eclair", Jan. 1903. Der obige Vortrag datiert vom Februar 1903.

Digitized by Google

germanischen Diphthongen beibehielt; wohl nannten jene die neue Erde eorthe, indem ihre Aussprache des r in dem ererbten deutschen Worte einen Diphthongen statt des einfachen offenen e erzeugte, wie denn auch ihre Nachkommen in home und in den Namen der alten deutschen Ansiedelungen auf -ham den einfachen Vokal und dagegen in dem Wort earth — wenigstens schriftlich — den Diphthongen bis heute festhalten. Aber diese und andere Unterschiede zwischen dem festländischen und dem Inseldeutsch waren anfangs kaum größer als sie heute etwa zwischen zwei Schweizermundarten bestehen, wovon auch etwa die eine Stei, die andere Stä, die eine mîr, die andere mier sagt. Wenigstens hinderte diese Dialektverschiedenheit nicht, daß noch in viel späterer christlicher Zeit angelsächsische Schriften in Niederdeutschland gelesen und nachgeahmt wurden und daß sogar ein Stück einer niederdeutschen Dichtung des 9. Jahrhunderts mit geringen Änderungen in die Sprache Englands umgeschrieben und in ein dort entstandenes größeres Gedicht aufgenommen werden konnte.

Zu der Zeit, da die Angeln und Sachsen das überseeische Deutschland schufen, gab es eine auch England mit umfassende deutsche Litteratur, ja in gewissem Sinne eine germanische Litteratur, insofern nämlich Dichtung, mythologische Vorstellungen, Rechtsformeln, geschichtliche Erinnerungen bei sämtlichen Germanen größtenteils dieselben und auch sprachlich von Stamm zu Stamm verständlich waren, und insbesondere die Bindung der Worte und der Verse durch den Stabreim die allgemein germanische und den Germanen durchaus eigentümliche Form des Singens und Sagens war. Freilich war dies keine Litteratur im eigentlichen Wortsinn, sondern zu ihrer Zeit eine ungeschriebene Litteratur. Erst mit dem Christentum beginnen zusammenhangende schriftliche Aufzeichnungen des bisher mündlich überlieferten Stoffes. Aber die ungeschriebene vorchristliche Litteratur, wie sie besonders im skandinavischen und im angelsächsischen Norden von den ersten Christen in ansehnlichen Resten nachträglich aufgezeichnet vorliegt, ist geradezu die einzige rein deutsche Litteratur, worin fremdländische und christliche Einflüsse und Zutaten noch nicht vorhanden oder leicht zu unterscheiden, bisweilen sogar aus den späteren Aufzeichnungen auszuscheiden sind. Diese altgermanische Litteratur — die Litteratur der Germanen Deutschlands, Niederlands, Englands, Skandinaviens (seit dem 10. Jahrhundert auch Islands und Grönlands) — ist also, neben den Angaben der gleichzeitigen fremdsprachigen Schriftwerke, von Cäsar und Tacitus an bis auf die Leges Barbarorum,

Digitized by Google

die reinste Quelle für die Kenntnis unserer Vorfahren, der alten Germanen, und unseres Nationalcharakters wie er in die Geschichte eintrat, „gesondert, ungemischt und nur sich selber gleich," um mit Tacitus und Klopstock zu reden. Und innerhalb dieser altgermanischen National-Litteratur haben die auf der kymrischen Halbinsel und an der unteren Elbe sitzenden und sodann nach England gewanderten Angelsachsen die zugleich älteste und umfangreichste Stammes-Litteratur aufzuweisen, beschränkter zwar in Stoff und Umfang als die eddischen Dichtungen des Nordens und später aufgeschrieben als das hochdeutsche Hildebrandslied, aber dafür statt einer gelehrten Sammlung schon halbverklungener Lieder von Göttern und Helden eine Aufzeichnung von Dichtungen aus noch lebendiger Kunstübung heraus, und statt eines einzelnen Liedrestes eine zusammenfassende epische Darstellung und eine Reihe lyrischer Bilder des germanischen Helden- und Sängerlebens, eine lebendige deutsche Illustration zu den unschätzbaren Berichten des großen Römers über Germanien, eine „Germania" in Versen!

Sehen wir uns den Boden an, woraus diese Dichtungen erwachsen sind.

Gustav Frenssen, den man neuerdings wie einen holsteinischen Jeremias Gotthelf feiert, hat uns kürzlich mit seinen Erzählungen auf diesen Boden geführt, an jenen abgelegenen südöstlichen Winkel der Nordsee, wo nach der dort noch lebendigen Erinnerung Hengist und Horsa, die Häuptlinge der ausziehenden Sachsen, auf Höfen gesessen haben. Wo die weitgedehnte Heide mit steilem Rande gegen das Meer abfällt, zieht sich nach der See hinaus die ebene Fläche der Marsch, von Gräben durchzogen und mit Getreide bepflanzt. Sie ist jetzt gegen die Flut geschützt durch den Deich, dessen Grasnarbe als Panzer gegen die nagende Brandung sorgfältig unterhalten wird. Darüber hinaus sieht man das für gewöhnlich ebenfalls trockene Vorland, wo sich der Schlick in den gezogenen Gräben zu neuem fruchtbarem Lande sammelt, weiter vorwärts endlich das Watt, das zur Flutzeit unter Wasser steht. Aber das Meer hat seine Launen: bald ist es freigebig, bald habgierig. Einmal erhebt sich, stundenweit im Watt draußen, am Rand der Brandung eine lange weiße Dünenkette und es bildet sich in ihrem Schutze ein neues grünes Land, eine Hallig; ein anderes Mal bricht im Westwind eine Sturmflut herein und verspült und begräbt, was Meer und Menschen in Jahrhunderten aufgebaut, in ebenso vielen Stunden, und wo Häuser und Kapellen gestanden haben, dehnt sich jetzt das Watt aus. Und auch zu

Digitized by Google

gewöhnlichen Zeiten erzählt man von diesem und jenem, daß sein Vater vor 30 Jahren, von der Flut überrascht, „im Watt geblieben" ist; denn „die Nordsee ist eine Mordsee". Die Leute aber, die Nachkommen der alten Ditmarschen und der Eroberer Englands, wohnen in den Stranddörfern und auf den Marschhöfen, dort die betriebsamen Kreien, hier die seßhaften Uhlen, und wenn ihre Arbeit getan ist und es nicht dem Meere zu wehren gilt, liegt der junge Bursche rücklings auf der Heide, sieht die Wildgänse fliegen in dreieckigem Zuge und träumt hinüber nach einem noch unbewohnten Holm, der dort seit einiger Zeit im Watt aufgestiegen ist, oder weiterhin über die silberne Planke der Nordsee, die dort unter der goldenen Abendsonne liegt, hinüber nach fremden unbekannten Küsten jenseit der großen Wasser.

So haben sie schon vor anderthalb Jahrtausenden geträumt, die kräftigen Bauern und Fischer niedersächsischen Stammes hier im nordelbischen Gau, und ebenso nördlich von ihnen die Jüten, nordöstlich die Angeln, die später dem großen englischen Reiche den Namen geben sollten, der hier im Heimatlande jetzt noch an der Landschaft Angeln, zwischen Schleswig und der Flensburger Förde, haftet.

Der Naturmensch aber bevölkert viel fruchtbarer als der heutige, gleich einem lebhaften Kinde, die leblose und doch so rätselhafte und oft schreckhafte Natur mit den Gebilden seiner Phantasie. Die Flut, die so geheimnisvoll zu bestimmten Tages- und Nachtstunden von der fernen See her gewandelt kommt, die so verderblich im Frühjahrssturm das dem Meere abgewonnene Land überschwemmt, ist ein gewaltiger grausamer Riese, der, aus dem Meere zwischen nebligen Dünen auftauchend, schlafende Menschen raubt und verschlingt; die ferne Meerestiefe ist des Unholds unholdere Mutter, die ihre Opfer in die unterseeische Wohnung entführt und dort aussaugt, so daß in der gespenstischen Bucht, wo sie eine Tagereise tief haust und wo es von Nickern und Seeschlangen wimmelt, das Meer von Blut gerötet ist und Teile der Gemordeten an den Klippen herumschwimmen. Doch auch gute menschenfreundliche Wesen walten über der Welt, über ihren Bewohnern und deren Werken. Mildere Lüfte drängen im Frühjahr die Fluten des winterlichen Weststurmes zurück: der gefräßige Wasserriese wird durch den göttlichen Beschützer des Baulands entwaffnet und zum Tode verwundet. Kräftigere Sonnenstrahlen durchleuchten nnd durchwärmen in der schönen Jahreszeit See und Land, machen die Meerestiefe unschädlich und

Digitized by Google

ſichern den ſich begrünenden Baugrund: der Waſſerrieſe und ſeine Mutter werden bis auf den Meeresgrund verfolgt und getötet von dem göttlichen Helden, der unverſehrt aus der ſchaurigen Tiefe wieder auftaucht.

Aber die einmal angeregte geſtaltenbildende Phantaſie des Naturvolkes blieb bei dieſer einfachen Perſonifikation der Naturkräfte nicht ſtehen. Woher kam dieſer hilfreiche Gott? was hat er weiter getan? wohin iſt er gegangen? Ei, dort über das blaue ruhige Meer iſt er gekommen, ein ſchöner Knabe, kaum erſt geboren, friedlich ſchlafend in ſteuerloſem Schiff, mit Schätzen umgeben, ein güldenes Banner zu Häupten. Noch im Frühjahr hat er ſich im Wettſchwimmen mit einem gewaltigen Waſſermann gemeſſen, durchs winterkalte Meer dem Nordſturm, dem Nordſtrom entgegenſtrebend, im Panzer, das Schwert in der Hand zur Wehr gegen die Meerungeheuer. Hoch in Norwegen iſt er wieder gelandet, nachdem er neun Nicker getötet; bis auf den Grund der See haben ihn die Unholde niedergezogen; aber ſeinem herrlichen goldglänzenden Harniſch haben ſie nichts anhaben können. Und als er wieder ſcheiden mußte aus der Menſchenwelt, da trug man ihn für tot auf ſein Schiff, wie er es ſelbſt beſtimmt hatte. Beiſt lag es im winterlichen Hafen, fertig zur Ausfahrt ohne menſchliche Leitung. Am Maſte legten ſie ihn nieder, ihm zu Häupten die goldene Flagge, um ihn her geſchichtet ſeine Schätze. Wind und Meer haben ihn entführet; kein Menſch auf Erden weiß zu ſagen, wo das Schiff mit ſeiner Ladung hingekommen iſt.

So ſah ſchon in ſeiner meerumſchlungenen Heimat der engliſche und ſächſiſche Marſchbauer mit poetiſchem Auge ſeinen und ſeiner Vorfahren Kampf mit der See; ſo erzählte ihn hier ein Geſchlecht dem andern, bis ſchließlich aus dem alljährlich ſich wiederholenden Kampf des Gottes oder Helden, der im Frühling kam und im Winter ſchied, in der vermenſchlichenden Überlieferung ein langes kampffrohes Heldenleben ward, wie es ſodann der Dichter des Beowulf in der neuen Heimat in Verſe gebracht hat. Die Namen ſind dabei im Lauf der Zeit mehrfach vertauſcht und verändert worden; die lateiniſchen Chroniſten Englands nennen im 10. und im 12. Jahrhundert den übers Meer kommenden Knaben, der ſpäter zu Schleswig im Angelnlande König geworden, Skeaf, während er im Beowulfsgedicht des 7. oder 8. Skyld Skeafs Sohn heißt, und ſie fügen, offenbar nach echteſter Überlieferung, bei, daß dieſer Skeaf oder Skeafsſohn, als er ſchlafend

Digitized by Google

mit dem ruderlosen Schiffe gelandet, zu Häupten ein Bündel Kornähren, eine Korngarbe, gehabt und davon seinen Namen erhalten habe. Skeaf ist nämlich das angelsächsische Wort für das neuenglische sheaf und das hochdeutsche Schaub (das wir in der Schweiz in der Bedeutung Strohwisch noch wohl kennen und nach dem wir vermutlich zu einer Zeit, da die Frauenschürzen noch aus Strohgeflecht bestanden, die Schürze Schuube benannt haben, woneben sich erst später, durch Anlehnung an italienisch giubba, eine Form schûbe = Jacke, Wams, entwickelt hat). Skeaf ist der Garbenmann, der Fruchtbarkeitsheros, der als Bringer des Sommersegens von den Angeln und Sachsen verehrt und später auch als ältester Ahnherr ihrer Könige gefeiert ward. In derselben Ahnenreihe erscheint aber weiterhin ein Beaw, der den Bau, den Feldbau bedeutet; beides sind ursprünglich Namen für eine und dieselbe Gestalt des Feld- und Garbenheros der Angeln und Sachsen, und der Name Beaws, des Baumanns, steckt schließlich auch in dem Namen Beowulf, von dem ihre Nachkommen in England später einen Teil der Taten des alten Kulturheros erzählten.

Die Phantasie nicht bloß der genannten beiden Stämme, sondern überhaupt der norddeutschen Germanen hier in der Nähe der beiden Meere war voll von Vorstellungen eines segnenden Gottes, der mit dem Sommer kommt und schwindet, oder eines göttlichen Helden, der auf wunderbare Weise Land und Herrschaft gewinnt, verteidigt und wieder verläßt. Südlich von den ostelbischen Sachsen, Hamburg gegenüber, im heutigen Bardengau um Bardewik, wohnten bis gegen Ende des 4. Jahrhunderts die Langobarden, die später nach weiten Wanderfahrten ihr Reich in Ober-Italien gegründet haben. Einer ihrer Könige soll als Sohn eines gemeinen Weibes geboren und von diesem mit 6 gleichzeitig zur Welt gekommenen Brüdern in einen Teich geworfen worden sein. Der vorüberreitende alte König habe seinen Lanzenschaft hineingehalten und das Kind, das kräftig mit den Händchen zugegriffen, aus dem Wasser gerettet. Der unbekannte Knabe sei von dem König erzogen und später zu dessen Nachfolger erhoben worden; als solcher habe er einst mit feindlichen Wasserfrauen gekämpft und die stärkste von ihnen im Flusse schwimmend überwunden und getötet. So berichtet der Geschichtschreiber der Langobarden, der das aus dem Wasser zum Königsthron emporgestiegene Kind Lamissio, den Teichmann, nennt. (An einer andern Stelle wird die Rettung durch den Speer noch von einem jüngern König der Langobarden, Aistulf, erzählt). Es ist im wesentlichen

Digitized by Google

dieſelbe Geſchichte, die bei den nördlichen Nachbarn von Skeaf und von Beaw erzählt worden iſt, und in der Tat führt eines der älteſten angelſächſiſchen Gedichte als alten König der Langobarden einen Skeafa auf: der waſſerentſtiegene, garbenbringende oder ſegenſpendende Beſieger der Waſſerunholde war offenbar zu beiden Seiten der Elbe als göttlicher Ahnherr verehrt. Dort unten aber in Niederdeutſchland ſind auch wir Alamannen und wir Burgunden, die wir jetzt wieder — die letztern romaniſiert — nebeneinanderwohnen, einmal Nachbarn geweſen: von den Semnonen zwiſchen Elbe und Oder und ihrem Tochtervolk, den Sweben, die als die Swaefe der angelſächſiſchen Dichtung auch dort im untern Eidergau, bei Schwabſtedt, Spuren zurückgelaſſen haben, ſind die Schwaben oder Alamannen ausgegangen, und ihre Oſtnachbarn waren die wahrſcheinlich von Bornholm (altnordiſch Borgundarholm) herübergekommenen Burgunden, die dann im 3. Jahrhundert am oberen Main das Land der weiterwandernden Alamannen bezogen. Dort vom Norden her haben wir vielleicht nicht bloß die bei uns ſtändige Überlieferung von einem mit Hilfe verkleideter Frauen gewonnenen Sieg mitgebracht, wie ſie zuerſt bei den Langobarden erſcheint, ſondern namentlich auch jene Sage von dem ſchweren Kind ererbt, das freilich nicht mehr auf dem Meer, ſondern auf dem Feld von Reitern gefunden wird und mit aller Gewalt nicht von der Stelle zu bringen und zu heben iſt; es fängt endlich an zu ſprechen und verkündet, daß ein köſtliches fruchtbares Jahr im Anzug ſei, das aber wenig Menſchen erleben würden. Hiermit verſchwindet das Kind; ſeine Finder aber haben, wie es heißt, ihre Ausſagen bei dem Rat zu Chur niedergelegt, allwo dieſe Geſchichte i. J. 1686 am 8. Juni begegnet iſt. Im alamanniſchen Breisgau ſcheint ſich die Sage (und zwar noch mit dem urſprünglichen Zug von der Waſſerfahrt) an das ritterliche Geſchlecht der Malterer zu Freiburg angeſchloſſen zu haben: den nachmaligen Bürgermeiſter Martin Malterer, den wir als einen der Helden von Sempach kennen, ſoll ein unbemannter Kahn den Rhein hinunter nach Breiſach gebracht haben, mit Gold, Perlen und Edelſteinen und mit einem Brief: das Kind ſei von hoher Geburt und noch ungetauft. So berichtet die Zimmeriſche Chronik noch um 1560. Näher der Heimat des Mythos, die ſicher im deutſchen Norden liegt, iſt aus dem ſchätzebringenden Heros ebenfalls ein Ritter geworden, der, von einem Schwan übers Waſſer hergebracht, Land und Weib gewinnt, aber, nach ſeiner Herkunft gefragt, auf dieſelbe wunderbare Weiſe verſchwindet.

Digitized by Google

wie er gekommen. An den Rheinmündungen nämlich, wo man schon dem Tacitus von einem ehemals dort angelandeten göttlichen Helden erzählte, der den Römer an den im Schlafe landenden Ulysses erinnerte — dort erscheint in der späteren fränkischen Sage der Schwanritter Heljas, Gerhart oder Loherangrin, als letzte und heute populärste Vermenschlichung jenes halbgöttlichen Baumanns, Schaub- oder Garbenmanns, den die Angeln und Sachsen verehrt und in ihre Geschichte und Poesie aufgenommen haben. Dieser Heros hat einst vielleicht als Gott mit seinem gewöhnlichen Namen Fro, angelsächsisch Frea, nordisch Frey (gesprochen: Freu), — eigentlich: der Herr — geheißen. Frey ist noch bei den späteren Skandinaviern der Gott der Fruchtbarkeit und der Besieger eines Winterdämons gewesen, den er mit einem Hirschhorn erschlug, um die Frühlingsgöttin zum Weibe zu gewinnen; mit Drachen und mit Zauberweibern, die sich in Meerkühe und Meerkälber gewandelt, kämpfen in den dänischen Königssagen die Nachkommen dieses Gottes. Frey, Frea, der Fruchtbarkeitsgott, der Beschützer des Baulandes gegen die Meerriesen, ist der Stammgott der sämtlichen meeranwohnenden Germanen gewesen, die nach Tacitus sich als Ingwäonen bezeichneten, wie denn auch noch im Beowulf der Dänenkönig freá Ingwina, Herr der Ingwäonen, heißt und hinwiederum der Gott selbst im Norden den Zunamen Ingwifrey führte: aus seinem Mythus sind die Erzählungen des wunderbaren Kommens und Gehens, der gewaltigen Schwimm- und Schwerttaten auf die Vorfahren der dänischen, langobardischen, angelsächsischen Könige, schießlich auf Helden und Ritter übertragen worden, und noch in dem drüben auf der britischen Insel geschriebenen Beowulf tragen die Krieger das dem Frey heilige Tier, den Eber, als schützendes Zeichen auf ihren Helmen.

Jahrhunderte lang mögen die deutschen Männer in Holstein und Schleswig in ihrer träumerischen Einsamkeit an ihren alten Göttersagen halb unbewußt so gebildet und weitergebildet haben. Aber eines Tages drangen große Kunden aus der Welt draußen hier an die vergessenen Gestade der Nord- und Ostsee. Eine Anzahl germanischer Völker, teilweise frühere Nachbarstämme, waren binnen weniger Jahre in das Gebiet der weltbeherrschenden Römer eingedrungen. Die Burgunden hatten das linke Rheinufer, die Alamannen das Land über dem Grenzwall, die Langobarden Pannonien genommen. Mit einem Teil der Sweben zogen die Wandalen nach Frankreich und Spanien und schweiften bereits nach Nordafrika hinüber, und die Hauptstadt der Welt

Digitized by Google

ward von dem Westgotenkönig Alarich geplündert. Da rief im Jahr 404 das bedrängte Rom seine Legionen aus dem fernen Britannien zurück und gab den Grenzwall im Norden der Insel den räuberischen Pikten und Skoten preis. Britische Flüchtlinge kamen über die Nordsee; Boten von König Vortigern suchten Hilfe und versprachen den Verteidigern Lohn und Land drüben an minder sturmgefährdeten Küsten. Da fuhren sie hinüber, Schiff um Schiff, Angeln, Sachsen und Jüten; aber von dem kleinen Eiland Thanet an der Südostspitze griffen sie bald hinüber auf die große Insel, und aus den Verteidigern wurden die Herren des Landes, aus dem keltisch-britischen Reiche des fabelhaften Königs Artur ward das Land der deutschen Angeln, das Engelland des Mittelalters. Die einzelnen kleinen Reiche, die sich hier unter Häuptlingen und später unter Königen bildeten, hielten teilweise die Namen der alten Stammvölker fest: die einzelnen Stämme der Sachsen, nach Himmelsgegenden unterschieden, saßen in Wessex, Sussex, Essex, Middlesex, nördlich von ihnen die anglischen, südlich die jütischen Völker.

In einem mehr als hundertjährigen Kriege (ungef. 450—550) hatten die Deutschen England bis auf die westlichen Landstriche erobert und germanisiert. Es war eine Zeit gewaltiger Entwickelung für die Ausgewanderten wie für die Zurückgebliebenen. Aus einem Fischer- und Bauernvolk ward binnen dieses Jahrhunderts ein Kriegervolk, das nunmehr als Stammgottheit den Kriegsgott Saxneat „Schwertgenosse“ verehrte und ihn als Sohn Wodans an die Spitze der Stammtafeln seiner Fürsten stellte. Die Behauptung und Besiedelung des eroberten Landes erforderte ständigen Nachschub waffengeübter Mannschaft aus der Heimat, und auch hier waren mit einzelnen Nachbarn Kämpfe auszufechten. Ein Angelnkönig Offa stritt damals (oder vielleicht schon im 4. Jahrhundert) mit einem wahrscheinlich swebischen Nachbarvolke, den Myrgingen, in Holstein, indem er die Grenze bis an die Eider vorrückte; noch fast ein Knabe bestand er statt seines blinden Vaters auf einer Eiderinsel an der Stelle des heutigen Rendsburg einen siegreichen Zweikampf (Uhland hat im „Blinden König“ diesen Stoff benutzt); der mächtige Dänenkönig im Norden konnte ihm nichts anhaben. So berichten frühe angelsächsische und späte dänische Quellen. Hier in Dänemark verteidigte ein kräftiges Königsgeschlecht, aus dem angelsächsische Dichtungen den Hrodgar (hochdeutsch: Rüdiger) und seinen Neffen Hrodulf (Rudolf, Rolf) hervorheben, das Land gegen ein südliches Volk — wahrscheinlich

Digitized by Google

die Langobarden —, dessen Heer sie nach einem alten angelsächsischen Gedicht bei einem Ort Heorot vernichteten. Auch weiter nördlich sitzende Völker gerieten in kriegerische Bewegung. Zu Anfang des 6. Jahrhunderts machte ein König der Gauten (angelsächsisch: Geaten) im südlichen Schweden (bei Götaborg) einen Raubzug an die fränkischen Rheinmündungen, ward aber, beim Beutemachen zu lange verweilend, geschlagen und getötet. Sein Schwestersohn, hieß es, sei damals allein davongekommen, indem er schwimmend und zugleich dreißig erbeutete Rüstungen mit sich führend, die Heimat erreicht habe. Diese Niederlage eines anfangs siegreichen nordischen Königs am Niederrhein ist geschichtlich; die fränkischen Chronisten erzählen sie von einem Dänenkönig Chochilaicus in der Zeit zwischen 512 und 520. Die Angelsachsen aber berichteten sie von einem Geatenkönig Hygelak und wußten auch von der Tat seines tapfern Neffen Beowulf zu sagen. Hygelak ist sicher Chochilaicus — der Name ist gut germanisch und würde auf Deutsch Hugleich heißen —; Beowulf wird also der erste Krieger der Geaten bei dem schwedischen Raubzuge des 6. Jahrhunderts geheißen haben.

Mit diesem Ereignis, das sicher im alten und im neuen Angelsachsenland großes Aufsehen gemacht hat, war ein Kristallisationspunkt für eine zusammenhangende Sagendichtung gegeben. Das Kriegervolk schloß an die Erzählung dieser Ereignisse die alten Mythen des Fischer- und Bauernvolkes an; aus dem Göttermythus entwickelte sich durch Aufnahme geschichtlicher Taten und Namen die Heldensage. Der schwimmkundige Geate Beowulf nahm in der Überlieferung zu seiner Kriegertat auch noch die des alten Schwimmheros und ältern Garbenheros Beaw-Skeaf in seine Sage auf: der Geate Beowulf war es nun, der mit dem Jugendgenossen um die Wette geschwommen war, der die Untiere des Meeres getötet hatte. Das wunderbare Erscheinen und Verschwinden des Garbenheros aber ward nunmehr von einem der menschlichen Vorfahren des Dänenkönigs Hrodgar erzählt, unter denen jedoch — bezeichnend für den mythischen Untergrund — wiederum ein Beowulf, dieser also von dänischem Stamme, erscheint; für diesen Dänen Hrodgar, in und bei seiner Halle Heorot, besteht nun der ihm weitläufig verwandte Geate Beowulf, der Neffe des Hygelak, seine Kämpfe mit den Wasserungeheuern.

So hat sich aus dem Mythen- und Sagenschatze der alten Heimat im Verlaufe der auf die Eroberung folgenden Jahrhunderte, des siebenten und achten, in Altengland die Sage von Beowulf

Digitized by Google

gebildet. Diese Zeit war aber zugleich die Zeit des Übergangs zum Christentum: um 700 war England ein vorherrschend christliches Land. Aber der Eifer der römischen Missionare und der mit ihnen wetteifernden Sendboten der irischen Kirche vermochte hier die alten Sagen und Lieder nicht so gründlich zu verdrängen, wie dies in dem näher bei Rom gelegenen Deutschland gelungen war. Vielmehr haben damals erst christliche Dichter und Schreiber diese Überlieferungen von Beowulfs Fahrten und Kämpfen aufgezeichnet und sie in diejenige poetische Form gebracht, die uns heute noch in einer einzigen durch die Unbilden der Zeit und des Feuers stark beschädigten Abschrift des 10. Jahrhunderts im Britischen Museum erhalten ist.

Das Gedicht von Beowulf ist auch in dieser Gestalt noch eine der Hauptquellen für unsere Kenntnis des heroischen und des ihm vorangegangenen mythischen Zeitalters der Germanen. Die mythischen Bestandteile, namentlich die Kämpfe des Helden Beowulf, stammen aus der norddeutschen, kymrischen Heimat, wo die Sage vom Fruchtbarkeitsgotte spielte; die übrigen Heldentaten und Heldennamen sind größtenteils Überlieferungen aus der Geschichte skandinavischer, ostgermanischer Nachbarvölker; die poetische Fassung und Zusammenfassung der Sagen aber ist das Werk eines Angelsachsen von ungefähr 700 n. Chr. und ein Spiegel der Zustände in Altengland um diese Zeit. Die Personennamen des Gedichtes deuten zumeist auf jenes Ursprungsgebiet der heroischen Bestandteile, auf Südskandinavien, hin; nur der erste Teil des Namens Beowulf wird dem Bau- und Garbengott der nordelbischen Völker ursprünglich zugehören und Anlaß zur Anknüpfung der fremden Heldensagen an den heimischen Mythos von Beaw gegeben haben. Die Namen und Sagen sind fertig und verbunden in die neue Heimat herübergebracht worden; neue sind nicht hinzugekommen; wohl aber haben sie verschiedenen Örtlichkeiten dort den Namen gegeben: einen See, genannt Grendles mere, neben einem Hügel, Béowan hamm, gab es im alten England bei den Westsachsen.

Das Gedicht, gegen 3200 stabreimende Doppelverse umfassend, beginnt mit einem Preis der alten dänischen Könige, insbesondere des Skeafsohnes Skyld, von dem die uns bekannte ehemalige Göttersage erzählt wird: wie er auf unbemanntem Kahne kommt und wieder verschwindet. Sein Urenkel Hrodgar baut eine prächtige Halle, um darin seine Mannen zu Fest, Gelage und Gabenverteilung zu versammeln. Heorot (Hirsch) heißt sie, und mit Ge-

Digitized by Google

weihen (wohl zu Ehren des riesenbesiegenden Fruchtbarkeitsgottes) sind die Giebel geschmückt. Jubel der zechenden Krieger erfüllt den Raum; die Harfe erklingt zum Liede des Sängers. Aber mit Ingrimm hört vom Moore her das frohe Treiben der böse Feind Gottes und der Menschen, der Wasserriese Grendel. In der Nacht dringt der Mordgierige in die Halle ein und raubt dreißig der dort schlafenden Krieger. In der folgenden Nacht wiederholt sich der Frevel. Nun flieht alles aus Heorot. Zwölf Jahre lang dauert die Not; da hört überm Meere Beowulf der Geate, der Held Hygelaks, von der Bedrängnis der Dänen. Er läßt sich sein Schiff ausrüsten und fährt hinüber. Von Hrodgar wohl empfangen, kündet er seinen Entschluß, mit Grendel zu kämpfen, wie er schon zu hause Wasserunholde siegreich bestanden hat; diesmal aber will er waffenlos den Streit mit dem des Schwertes unkundigen Feinde wagen. Nach einem glänzenden Nachtmahl, an dem die Königin Beowulf besonders auszeichnet und wo seiner Wettschwimmfahrt mit einem gewaltigen Jugendgenossen gedacht wird, legen sich die Geaten in der Halle zur Ruhe. Da naht der Unhold von seinen nebligen Dünen her, und tötet und verschlingt sofort einen der Schlafenden; da er sich nun aber auch Beowulf nähert, packt ihn dieser mit eisernem Handgriff und reißt ihm einen Arm samt der Achsel aus. Der Feind entflieht heulend; als Siegeszeichen hängt Beowulf Grendels gewaltiges Greifzeug unter das mächtige Dach.

Tags darauf wird in Heorot ein großes Fest gefeiert und der Sieger von König und Königin reich beschenkt.

Aber da sich nun Dänen und Geaten, froh des Feindes los zu sein, im Saal schlafen gelegt, naht, den Sohn zu rächen, die schreckliche Mutter Grendels. Sofort ergreift sie einen der Dänenkrieger und enteilt zum Meere. Beowulf, der die Nacht diesmal in der Burg der Dänen zugebracht, erfährt morgens von dem trauernden Hrodgar das neue Unheil und sagt abermals seine Hilfe zu. Man begibt sich nach dem gespenstigen Wald, wo in unergründlicher Wassertiefe die Seeungeheuer hausen. Beowulf nimmt Abschied und taucht unter; binnen Tagesfrist erst erreicht er den Grund. Die Unholdin zieht ihn in ihre Behausung hinunter; seiner festen Brünne kann sie nichts anhaben; aber auch Beowulfs gutes Schwert versagt gegenüber der Flutwölfin. Da ringt er mit ihr; inzwischen gewahrt er unter allerlei Rüstzeug ein altes Riesenschwert und erschlägt damit die Feindin und hernach auch den hier auf dem Lager liegenden Grendel; von dem

Digitized by Google

heißen giftigen Blute schmilzt das gute Schwert. Aber unverletzt taucht der Held aus dem blutgefärbten Meere wieder auf, den Griff des Schwertes und das Haupt Grendels als Siegesbeute mit sich führend.

Mit Dank und Geschenken überhäuft kehren die Geatenhelden auf ihrem Schiffe nach hause. Hygelak empfängt sie mit seiner jungen Gattin Hygd aufs beste; beide begabt Beowulf mit den von den Dänen erhaltenen Geschenken und erhält seinerseits vom König reichen Landbesitz.

Als aber später Hygelak in Friesland im Kampfe gegen die Hetwaren (Franken) fällt und Beowulf allein mit den dreißig erbeuteten Rüstungen schwimmend nach hause gelangt, bietet ihm die Witwe das Königtum der Geaten an; er nimmt es nur auf so lange an, bis der junge Thronerbe erwachsen sein wird. Erst als dieser in Schweden einen frühen Tod findet, wird Beowulf König des Geatenvolkes.

Fünfzig Jahre lang hat er glücklich regiert; da beginnt ein feuerspeiender Drache das Land zu verwüsten. Ein Eindringling hat den von dem Drachen gehüteten Schatz angetastet; das Untier speit dafür Feuer auf die Wohnungen der Menschen. Da beschließt der Greis abermals eine Rettungstat; selbzwölft begibt er sich nach dem Erdsaal des Drachen hin. Mit einem Rückblick auf sein Leben verabschiedet er sich von seinen Mannen, die seiner Tat Zeugen sein sollen. Aber vor den Flammen des Ungetüms versagt der Eisenschild des Helden, der ganz in Feuer eingehüllt ist. Vor diesem Anblick entfliehen die Genossen voll Schrecken; nur der junge Wiglaf hält dem König die Verwandtentreue, muß aber dann selbst unter dessen Schilde Schutz suchen. Beowulfs Schwert Nägling zerbirst an dem teuflischen Feinde, der seinen Hals umstrickend ihm blutige Wunden beißt. Da gelingt es Wiglaf, den Feind von untenher zu verwunden; Beowulf, sich aufraffend, schneidet mit dem Sachs des Wurmes Leib entzwei. Zum Tode verwundet, wird der Greis von Wiglaf mit Wasser gelabt. Er läßt sich den Drachenschatz herbeibringen, um sich das Scheiden durch dessen Anblick zu erleichtern. Er ordnet seine Bestattung an, hinterläßt seine Waffen dem Wiglaf als dem letzten seines Geschlechtes; dann folgt er sterbend all den Tapfern seiner Sippe nach, die vor ihm dahingegangen.

Trauernd bleibt Wiglaf bei dem Toten und schilt heftig die Treulosigkeit der Genossen, die aus dem Walde zurückkehren und von nun an ihrer Lehengüter verlustig sein sollen. Das Volk,

Digitized by Google

durch einen Boten benachrichtigt, findet herbeieilend seinen Herrscher tot, neben ihm den Feuerdrachen, fünfzig Fuß lang, ringsum die Schätze des Getöteten, der über den Steinwall in die See hinausgeworfen wird. Dann errichten sie einen gewaltigen Holzstoß; unter dem Klageruf der Genossen flammt er auf und verzehrt den Leichnam. In zehn Tagen werfen sie, wie Beowulf geboten, am Hronesnäs (Walfischkap) einen mächtigen Hügel auf, den Seefahrern von weitem sichtbar, und umgeben ihn mit hohem Walle; der Hort des Drachen wird in der Erde verborgen. Zwölf Edle umreiten das Grab und erheben die Totenklage, worin sie Beowulf als den besten aller Herrscher preisen.

(Schluß folgt.)

Zwei norditalienische Madonnenmaler.

Von Georg Biermann.

Würde man einen Durchschnittsgebildeten unserer Nation, dem die Kunst kein Beruf, aber aufrichtige Herzenssache zur Veredelung seines Daseins ist, einmal nach den Hauptmeistern italienischer Madonnen fragen, so würde man sehr gewissenhaft die Namen Rafael, Tizian, Bellini, Botticelli und im besten Falle noch einige andere, recht bekannte hören. Das ist natürlich und zum Teil die Folge einer stark konservativen Richtung in unserem Modegeschmack. Rafael und Tizian gehören ebenso zur Mode und zum Repertoir eines Gebildeten wie Sudermann und Ibsen. Das hat seinen guten Grund. Rom, Florenz und Venedig sind nun einmal der Brennpunkt im Reiseplan der zahllosen Italienpilger und wer von Venedig heimkehren würde, ohne von Tizian und Bellini berichten zu können, würde mit Recht eine gleich lächerliche Figur machen wie derjenige, der von Florenz heimkehrt und nichts über Botticelli und del Sarto, oder endlich derjenige, der Rom gesehen haben will und nichts über Rafael und Michelangelo zu sagen wüßte.

Digitized by Google

Dieſer Vorliebe für die drei genannten Städte allein, deren Beſuch — wie ich aus einer geringen Erfahrung ſagen darf — für viele mehr Mode- als Herzensſache iſt, haben die genannten Meiſter die Vorherrſchaft über ſo viele andere, gleich tüchtige „Provinzkünſtler“ zu verdanken. Die Reklame macht den toten wie den lebendigen Meiſter. Ohne Reklame hätte ſo mancher Künſtler des Hungertodes ſterben können, wie ſo viele Beſcheidene desſelben geſtorben ſind, bis die Nachwelt ſie plötzlich entdeckt hat. Das war früher nicht anders; was heute für die deutſche Kunſt Berlin und München ſind, das war für das Cinquecento Rom und Venedig. Wie mancher Götterſohn iſt als beſcheidener Handwerker in ſeiner kleinen Provinzſtadt geſtorben, dem der Schein der heimatlichen Sonne höher ſtand als der prunkvolle Glanz, das Cliquenweſen der Kunſtmetropolen. Grade wir modernen Menſchen, die wir heute in unſerem eigenen Vaterlande zahlreiche Kriſen im künſtleriſchen Leben mit durchmachen, können uns ſo gut in die Zuſtände des italieniſchen Cinquecento zurückverſetzen. Es gab auch damals ſchon gehäſſige Kritiker, die die geſamte Kunſt in ihren Händen hielten. Ich brauche nur an Pietro Aretino, einen zwar genialen, aber doch oft ſchmutzigen Pamphletiſten zu erinnern, den ſich ſogar ein Tizian zu einem warmen Freunde halten mußte!

In dem deutſchen Volkscharakter liegt von Natur aus wenig Sinn für Kunſt. Aber was die Natur verſagt, das vermag die Erziehung zu erſetzen und tatſächlich liegen ja in unſerer modernen Kultur genug Anzeichen, die auf eine glückliche Weiterentwickelung nach dieſer Seite hin ſchließen laſſen. Wenn man erſt einmal angefangen hätte, in den Schulen anſtatt der Übermenge nüchternen mathematiſchen Formelkrams die Seele der Jugend künſtleriſch zu bilden; das Auge zu öffnen für Farbenreiz, für die tiefe ſeeliſche Sprache, die aus all den Meiſterwerken ſpricht! Denn Kunſt bedeutet Ethik. Ein wahrhaft künſtleriſch empfindender Menſch wird auch ſeeliſch ſtets ſchön ſein, ſonſt iſt er eben kein Künſtler. Die alten Griechen haben das ſehr fein empfunden; denn ſie machten die Kunſt zu einem Geſchenk der Götter, das der eifrigſten Pflege bedurfte. Das Volk war reif, auch in dem Leib der ſchönen Phryne, die ſich am Meeresbuſen von Korinth entkleidete und nackt aus den Fluten als Anadyomene emporſtieg, nur den höchſten künſtleriſchen Reiz zu empfinden, wie ihn des Praxiteles Venus von Knidos, nach jener Phryne gefertigt, noch heute auf uns auszubreiten vermag. Aber Hellas und die

Digitized by Google

moderne Welt — ! Wir unterstehen einer anderen Anschauung, die leider solche Extreme wie die Lex Heinze zu Wege bringen konnte. Wir können keine Religion der Schönheit mehr pflegen wie die alten Griechen, aber auch aus den Hinterlassenschaften der christlichen Religion die Schönheit, vielleicht sogar eine edlere herauszufinden, das ist die Aufgabe jedes fühlenden Menschen. Auch über dem Lebensgang des Nazareners liegt Poesie und aus den Augen so mancher Madonna spricht mehr Menschsein im edelsten Sinne wie aus den naturalistischen Werken Hauptmanns.

Die beiden Namen, die ich im folgenden nennen werde, dürften vielen kaum vom Hörensagen bekannt sein, (ich nehme Kunstgelehrte u. a. natürlich aus) und doch ist ihre Kunst so wundervoll, daß sie — je nach dem Geschmacke des Einzelnen — Rafael vielleicht in Schatten stellen. Es waren Zeitgenossen des großen Römers, aber Meister der Provinz. Der Eine stammte aus Brescia: Alessandro Bonvicino gen. Moretto; der Andere vom Gardasee, woher er früh nach Verona kam: Girolamo dai Libri.

Morettos Kunst — soweit sie nicht Handwerk ist — ist ein ewiges Gedicht auf verlorenes Lebensglück. Er hat viel gemalt; auch in deutschen Galerien befinden sich zahlreiche Werke seiner Hand. Den Hauptschatz seiner Kunst aber bewahrt die kleine „gewaffnete" Stadt der Lombardei: Brescia. Man hat ihn mit Tizian verglichen; nicht mit Unrecht; denn seine Madonnen haben wirklich die gleiche göttliche Majestät wie die des Venezianers. Moretto hat am liebsten die reife Frau gemalt, ebenso wie er beim Manne am liebsten das reife bärtige Alter darstellt. Schon das ist charakteristisch für ihn. Ein ernster würdevoller Künstler, der garnichts von italienischer Leichtlebigkeit und dem Jugendübermute Rafaels hat. Er paßt in seiner stimmungsvollen Schwermut besser zu Perugino oder Francia. Seine Frauen haben alle einen Zug des Leidens, der von Tränen und unsagbarem Kummer berichten kann; sie sehen sich insgesammt ähnlich wie sie Schwestern eines großen Leides sind. Moretto legt ihnen die schweren dunklen Zöpfe mit Vorliebe ums Haupt. Auf einem Heiligenbilde der Kirche S. Clemente von Brescia stellt er die hl. Cecilia dar. Aus ihrem Antlitz spricht das Martyrium der Musik, das Leiden in der Welt der Töne, ein nie gestilltes Sehnen nach einem Unerreichbaren. — Auf einer Himmelfahrt Marias im alten Dome zu Brescia klingt es aus den Gesichtern einzelner Jünger wie ein Aufschrei nach einem ewig Verlorenen. Und Silberlicht, das ja

Digitized by Google

für die Koloristik dieses Meisters besonders typisch ist, umfließt die bewegte Gruppe, ein einziger heller Hoffnungsschimmer in einer Welt, die vom ewig Verlorenen kündet. Auf einem Ursulabilde in S. Elemente zeigt er die Heilige inmitten von ihren Jungfrauen. Das sind keine Märtyrerinnen mehr im Sinne der Legende; aber Märtyrerinnen des Lebens. Die dunklen Augen umrahmt ein feiner Schatten wie stille Wehmut. Nur die Führerin in der Mitte blickt noch mit einer geringen Hoffnung den Beschauer an, einer Hoffnung, die nutzlos ist, wie die klagenden Lippen künden. Warum Moretto — man sollte ihn auch in weiten Kreisen wie Rafael lieben lernen — immer nur die Wehmut gemalt hat, und die Überzeugung, wie seine Männer beweisen? Sein Leben erzählt es uns nicht; aber wir fühlen es seinen Gestalten nach. Er hat ein einzig tiefes Leid erfahren; vielleicht ging einmal in einem Augenblicke seiner Jugend sein Glück in Trümmer. Woran? Am Weibe; dem einen, das wie er unglücklich war und das er nie vergessen konnte. Er hat es immer und immer wieder durch die Kraft seines Pinsels neu dargestellt; es ist immer nur das eine Weib und wenn er über sie Silberlicht ausgießt, so ist das wie ein Hoffnungsschimmer, der auf ein Glück jenseits dieser Welt hindeutet. Einmal hat er auch das „Problematische" im Weibe darzustellen versucht ähnlich wie Leonardo auf seiner „Mona Lisa". Ich meine das Bild einer Liebesgöttin, einer Erodiade im Pal. Martinengo zu Brescia. Eine Liebesgöttin ist das nicht. Man steht vor diesem Bilde wie vor einem großen Rätsel; denn über eine lockende Sinnlichkeit klagt die Wehmut hinweg, die, ob sie schon eine Maske vorgezogen, doch ihr Antlitz nicht verleugnen kann. Nie hat Moretto die Verzweiflung gemalt. Das tiefe Leid hat ihn zum großen Künstler gemacht.

Dem Ersteren seelisch verwandt und doch gänzlich verschieden wiederum ist Girolamo dai Libri in seiner Kunst. Die Heimat beider Maler grenzte an den Gardasee, aber Girolamo wohnte auf der Sonnenseite desselben. In Limone, das dem deutschen Tyrol garnicht so fern, war er zu Hause. Während Moretto wie Rafael die schwarze Italienerin zum Inhalt seiner Kunst erhebt, hängt Girolamos Herz an einem deutschen Mädchen. Es hat große blaue Augen, volles blondes Haar und das liebe Gesicht seiner Madonna ist immer so eigenartig ovalförmig gebildet. Girolamo ist Landschafter; hinter seinen Gestalten füllt er den Grund mit der schwermütigeren Landschaft des Etschtales, mit den freudigen

Digitized by Google

Prospekten seines heimatlichen Sees aus. Ihm wird die Landschaft vor allem zum seelischen Momente seiner Kunst. Sie klagt und jubiliert und ist ganz wie das Gesicht seiner deutschen Madonna. Es ist so ewig schade, das man das Leben dieser Künstler nicht ebenso kennt wie dasjenige Dantes. Auch Girolamo hat seine Beatrice gehabt. Sie kehrt immer wieder. Ihre schlanken graziösen Hände halten den lieben nackten Buben, der vielleicht ihr Junge war und nun vom Vater porträtiert wird. Girolamos Hauptwerk ist eine Madonna mit zwei Heiligen in S. Giorgio in Braida zu Verona. Drei wundervolle musizierende Engel singen zu ihren Füßen den Ruhm der Gottesmutter. Es ist die deutscheste und meinem Empfinden nach eine der schönsten Madonnen, die die gesamte italienische Kunst aufzuweisen hat. Die Farben klingen in schmelzenden, weichen Akkorden wieder. Die Landschaft spricht von Freude und Schmerz; und aus dem Antlitz dieser wundervollen Frau redet es von stillem Mutterglück, von Lust am Dasein — und von stiller Wehmut. Man kann stundenlang dies liebliche Gesichtchen mit den großen, geöffneten blauen Augen anschauen, ohne eigentlich recht zu wissen, was es alles sagen will; es erzählt von einem ganzen Leben, einem Leben, in dem sich Sonnenschein mit Gewitterwolken gepaart; aber der Sonnenschein überwiegt.

Girolamo dai Libris Kunst steht fern ab von einer bloßen Repräsentationsmalerei, sie ist überall seelisch vertieft, eine echte Herzenspoesie. Auch die Tiere hat er lieb, sie sind ihm die Brüder des Menschen und er bringt sie gerne auf seinen Bildern an. Da sehen wir Kaninchen und Hunde, die wie seine Gestalten Freude am Leben zeigen. Auch darin ist er echt deutsch; denn der Italiener hat nun einmal kein Empfinden für die Tiere.

Girolamo hat weniger gemalt als Moretto und nicht alles steht auf gleicher Höhe, besonders seine Jugendwerke unterliegen noch fremden Einflüssen und haben noch nicht die Pracht der Färbung. Aber wenn er nichts anderes gemalt hätte wie jene eine Madonna in S. Giorgio in Braida, so würde er mit diesem einzigen Werke schon verdienen, gekannt, geschätzt und grade von uns Deutschen vor allem geliebt zu werden.

Digitized by Google

Joe Chamberlains handelspolitische Revolution.

Von E. E. Lehmann.

I.

Seit nicht ganz einem Jahre sind in England die alten politisch-parlamentarischen Gegensätze zwischen Torys und Whigs, Konservativ und Liberal verblaßt zugunsten des neuen Kampfrufes für Beseitigung des Freihandels, welchen der bisherige Kolonial-Minister Joe Chamberlain mit mächtiger, weit über alle britischen Lande hintönender Stimme erhoben hat. Niemals seit Richard Cobdens Eintreten für Aufhebung der Kornzölle, also seit mehr als fünfzig Jahren, hat sich das britische Volk durch eine volkswirtschaftliche Frage gleich sehr in allen seinen Tiefen aufgeregt gezeigt. Wie weit bis in die untersten Volksschichten hinein das Interesse für die volkswirtschaftliche Zukunft der Nation geht, zeigt jedes Blatt der englischen Tagespresse; wie hoch hinauf für die kaum noch lang hinauszuschiebende Entscheidung über das von Chamberlain erstrebte imperialistische Schutzzollsystem, die vollkommene Auflösung des Ministeriums Balfour. Nachdem schon vorher mehrere dem Freihandel zugeschworene Mitglieder des gegenwärtigen Kabinetts ihren Austritt aus dem Ministerium erklärt — unter ihnen der sehr gemäßigte Herzog von Devonshire — nahm zur größten Überraschung Großbritanniens, ja der ganzen Welt, endlich auch Joe Chamberlain selbst als Staatssekretär der Kolonien seinen Abschied. Seine politischen Gegner bejubelten das als ihren Triumph; aber schon heute, nach wenigen Monaten, ist für jeden unparteiischen Beobachter klar, daß Chamberlain mit seinem Ausscheiden aus dem gegenwärtigen Ministerium einen politischen Meisterzug ersten Ranges getan. Nicht nur läßt ihn die Aufopferung seiner Stellung und des damit verbundenen Gehaltes von 100000 Mk. in den Augen seiner Landsleute als selbstlos und edelmütig erscheinen, er hat sich dadurch auch von allen amtlichen Fesseln und persönlichen Rücksichten auf seine bisherigen Mitminister und besonders auf den Premierminister durchaus frei gemacht. Früher erschien seine persönliche Rücksicht auf Balfour als seinen Kabinettschef eine politische Notwendigkeit; heute ist

Digitized by Google

solche Rücksicht von seiten des bisherigen Kolonialministers ein politisches Geschenk, welches Chamberlain großmütig den im Amte befindlichen Ministern seinerseits gewährt. Die letzten Wochen haben zur Genüge gezeigt, daß Chamberlain augenblicklich und wohl auch noch für eine nicht absehbare Zukunft der populärste Mann in ganz England, ja, weit über das eigentliche England hinaus, im ganzen weiten britischen Weltreiche ist. Solche Popularität aber wird nur erworben von dem, der große nationale Interessen verkörpert. Das ist zweifellos bei Chamberlain gegenwärtig der Fall. Er hat den Mut gehabt, an Stelle einer sklavisch befolgten volkswirtschaftlichen Doktrin die volkswirtschaftlichen Bedürfnisse des britischen Volkes zum Gegenstand seiner mächtigen agitatorischen Reden und seiner rücksichtslosen handelspolitischen Bestrebungen zu machen; daher sein ungeheuerer Erfolg.

Eigentlich konnte die jetzt eintretende Wendung in der britischen Wirtschaftspolitik einem ruhigen und aufmerksamen Beobachter des englischen Lebens kaum überraschend sein. Schon vor länger als sieben Jahren führte ich an anderer Stelle*) aus: Großbritanniens Abschwenken zum Schutzzollsystem sei nur noch eine Frage der Zeit; man solle sich in deutschen Handels- und Gewerbekreisen darauf gefaßt machen, daß die Tage des Freihandels in England gezählt seien; man solle daher beizeiten die dementsprechenden Maßregeln in der deutschen Handelswelt treffen. Leider hatte meine damalige Warnung, soweit ich aus den mir von Deutschland zugekommenen Nachrichten zu urteilen imstande war, nicht diejenige Beachtung gefunden, die sie wohl verdient hätte. Man ließ sich von einem übel angebrachten Haß gegen England und mehr noch gegen Joe Chamberlain verblenden, und bemühte sich, die Dinge nicht so zu sehen, wie sie wirklich lagen und mehr noch heute liegen, sondern wie man sie deutscherseits gerne gewünscht hätte. Hoffentlich verfällt man nicht auch jetzt wieder deutscherseits in denselben Fehler.

Vor allem hüte man sich vor der ganz und gar unbegründeten Annahme, daß Großbritannien für alle Zeiten auf den Freihandel eingeschworen sei, weil Richard Cobden, der eigentliche politische Urheber und Verfechter des Freihandels-

*) In einem von der Münchener Allgemeinen Zeitung veröffentlichten längeren Leitartikel.

Digitized by Google

prinzips vor länger als fünfzig Jahren mit durchschlagendem, ja entscheidendem Erfolge den Grundsatz vertrat, daß das englische Volk dazu berufen sei, die ganze übrige Welt mit Fabrikaten zu versorgen. England hat früher schon — beispielsweise unter Königin Elisabeth — einem ausgedehnten Schutzzollsystem gehuldigt und wird es zweifellos wieder tun, sobald das britische Gewerbe und der britische Handelsstand ihre Rechnung besser dabei finden, als bei dem bisher befolgten Freihandelssystem.

Die Einführung des Freihandels war durch die ganz praktische Erwägung diktiert, daß die englische Landwirtschaft vollkommen zurücktrat zugunsten der damals neu aufblühenden Industrie infolge der großen mechanischen Erfindungen und der Benutzung der Dampfkraft für das Maschinenwesen. Großbritannien brauchte bei seiner in der Periode von etwa 1850 bis 1875 besonders schnell anwachsenden Bevölkerung seiner Städte die freie Getreidezufuhr vom europäischen Festlande, von seinen Kolonien und vor allem von dem rapid heraufwachsenden Amerika her. Einfuhrzölle hätten für England nicht nur die vom Auslande bezogenen Rohstoffe seiner Fabrikation, sondern auch das Brot für seine Arbeiterklasse verteuert. Mit anderen Worten: das englische Volk hätte durch Einfuhr- und Ausfuhrzölle dem eigensten Interesse ins Gesicht geschlagen; denn Ausfuhrzölle an den britischen Grenzen für englische Fabrikate würden den Verkaufspreis der letzteren im Auslande erhöht und damit dem ausländischen Wettbewerb eine wesentliche Handhabe gegen die Verwertung der britischen Arbeit im Auslande geliefert haben. —

Seit den letzten dreißig Jahren ist nun eine abermalige Veränderung der wirtschaftlichen Lage nicht zu verkennen. Die Gründung des neuen deutschen Reiches und der nicht allzulange darauf von Bismarck durchgesetzte Zolltarif (1879—1884) legten das eiserne Band materiellen Interesses um die zum ersten Male in ein und dieselbe Staatseinheit zusammengefaßten deutschen Volksstämme. Zugleich gaben sie der deutschen Industrie ausreichend Zeit, ihre eigenen Kräfte, ungestört von einer alles vor sich niederwerfenden ausländischen Konkurrenz zu entwickeln.

Erst dadurch kam der Vorzug und das Übergewicht deutscher Bildung zu voller praktischer, volkswirtschaftlicher Geltung. Die schon lange vor dieser Zeit in Deutschland errichteten Gewerbeschulen und technischen Hochschulen, welche bald nach Aufrichtung des neuen deutschen Kaisertums noch wesentlich vermehrt wurden, lieferten dem praktischen Gewerbe und den großen In-

Digitized by Google

dustriewerken eine große Anzahl von ausgezeichneten Technikern, wie dergleichen kein anderes Land der Welt aufzuweisen hatte. Dabei war man von deutscher Seite stets bedacht, alles bei anderen Völkern vorhandene Gute und irgendwie Brauchbare an der Quelle zu studieren und für das eigene Wissen und Können zu verwerten. So lernte man denn auch die vielgepriesenen Methoden englischer Technik von Grund aus kennen; allein man blieb deutscherseits nicht bei der bloßen Nachahmung dieser britischen Errungenschaften stehen, sondern schritt zur Vervollkommnung und weiteren Fortbildung des Gelernten. Auf diese Weise hatte man, wie ganz selbstverständlich, unter anderem die Vorteile englischer Vorarbeiten. An und für sich lag daran weder etwas Außerordentliches — noch irgend etwas für die Deutschen Tadelnswertes. Trotzdem empfanden die englische Industrie und der englische Handel diese Tatsache als einen Eingriff in ihre innersten Rechte; wie ich kaum hinzuzufügen brauche, ohne irgend welchen anderen Grund, als den des eigenen Verschuldens. Im Gegensatz zu allen anderen europäischen Völkern hielt sich nämlich der englische Kaufmann und Industrielle für zu gut zum Lernen; er trotzte auf die vermeintliche Unübertrefflichkeit britischer Erzeugnisse und nicht zuletzt auf seinen Reichtum und seine Kapitalkraft. „We have the money, we have the ships“ („Wir haben das Geld und die Schiffe“) war sein immer und immer wiederholter Wahlspruch. Dazu kommt, daß der Engländer zwar viel als Tourist in der Welt und besonders auf dem europäischen Festlande herumreist, sehr selten aber kaufmännischer Belehrung halber. Auf zehntausend junge deutsche Kaufleute, die sich ihrer Ausbildung halber im Auslande aufhalten, kommt kaum ein einziger Engländer, welcher ein Gleiches täte.

An und für sich würde diese Tatsache ja für den zweifellosen Rückgang des britischen Handels und der britischen Industrie von nicht allzugroßer Bedeutung geworden sein. Denn wenn auch sein Nationalstolz den insularen Engländer meistenteils verbot, die ihm notwendige geschäftliche Belehrung im Auslande zu suchen, so war er doch immer in der Lage, ausländische trefflich geschulte Arbeitskräfte in das eigene Land zu ziehen. Die für die Dauer eingewanderten deutschen Elemente dürfen jedoch kaum als ausländische Elemente vom englischen Standpunkte aus angesehen werden, da sie meistenteils als Engländer naturalisiert, in der zweiten Generation schon sehr wenig Er-

Digitized by Google

innerung an ihre deutsche Abkunft zeigen. Auch andere deutsche Elemente, welche nur des Lernens wegen für kürzere Zeit nach England kommen, haben, obgleich der englische Geschäftsmann oft das Gegenteil behauptet, nur außerordentlich wenig zum Verlust der früher alles überragenden Stellung Großbritanniens auf kaufmännischem Felde beigetragen.

Tatsächlich ist der Verlust des Monopols britischer Industrie auf dem Weltmarkte das Ergebnis der allgemeinen, alle Kulturvölker umfassenden, wirtschaftlichen und handelspolitischen Entwickelung während des letzten Menschenalters. Vor allem hat der großartige Aufschwung der nordamerikanischen Freistaaten auf wirtschaftlichem Gebiete Großbritanniens Monopol als Handels- und Industriestaat gebrochen.

Beispielsweise betrug die Ausfuhr englischer Gewerbeerzeugnisse nach den Vereinigten Staaten im Jahre 1899 £ 29089000 (581780000 Mk.), im Jahre 1902 dagegen nur noch £ 19468000 (389360000 Mk.); das bedeutet innerhalb dreier Jahre einen Verlust von beinahe 200 Millionen Mark für die englische Industrie allein durch Amerika. Eine gleiche Tendenz des Niederganges zeigt die britische Ausfuhr in demselben Zeitraum für Belgien, Holland, Frankreich und Italien; dagegen ist die Ausfuhr britischer Gewerbeerzeugnisse nach Deutschland immer noch im Steigen begriffen und zwar um nicht ganz 20 Millionen Mark seit den letzten drei Jahren.

Viel bedenklicher ist noch die stets steigende Einfuhr ganz fertig und halb fertig gearbeiteter Güter vom Auslande her. Nimmt man die Ziffer 100 der Einfuhr für das Jahr 1901 zur Grundlage, so ergibt sich, daß diese Einfuhr seit dem Jahre 1893 bis zum Jahre 1900 von 68,7 % stetig bis zu 101,8 % gestiegen und dann nach einem kleinen Rückgange im Jahre 1901 (100) bis auf 104,3 sich erhöht hat. Eine gleiche Aufstellung für die Ausfuhr aus Großbritannien zeigt, daß der Wert der Gesamtausfuhr britischer Gewerbeerzeugnisse während der letzten zwölf Jahre um über 20 Millionen gefallen ist. Diese fallende Tendenz für die englische Ausfuhr macht sich schon seit dem Jahre 1872 geltend. Im Jahre 1900 betrug diese Ausfuhr bereits volle 20 Mark weniger auf jeden Kopf der Bevölkerung Großbritanniens, als sie im Jahre 1872 gewesen war. Mit anderen Worten: in achtzehn Jahren wies die Einnahme aus britischen Gewerbeerzeugnissen als Ausfuhrartikel für die Gesamtbevölkerung Großbritanniens einen Verlust von über 800 Millionen Mark auf. Solche Ziffern

Digitized by Google

mußten selbstverständlich den englischen Staatsmännern zu denken geben; besonders einem Manne von dem Schlage Joe Chamberlains. Chamberlain ist als praktischer Kaufmann groß geworden; er sieht daher die Entwickelung der Dinge rein praktisch und sehr nüchtern an. Wenn ein tüchtiger Kaufmann bemerkt, daß sein Geschäft und seine Einnahmen dauernd zurückgehen, wird er selbstverständlich, möge er von Hause aus noch so reich sein, für die Zukunft seines Geschäftes besorgt. Er forscht nach den Ursachen für den Rückgang des letzteren und sucht dieselben beizeiten abzustellen; in keinem Falle wird er so lange warten, bis die nötigen Gegenmaßregeln entweder übermäßig schwer durchführbar oder überhaupt kaum noch durchführbar und wirksam sein können. Ganz dasselbe ist das Bestreben Chamberlains bei seinen Schutzzollplänen, nur daß es sich in diesem Falle nicht um die geschäftliche Existenz eines Privatmannes, sondern um Handel und Wandel des englischen Volkes, ja mittelbar um die Existenz und um die nach Chamberlain einzig mögliche und ersprießliche Fortentwickelung des britischen Weltreiches handelt.

II.

Der Premierminister Balfour hat in einer zwar lesenswerten, keineswegs aber durch Genauigkeit der Daten oder tiefere Erfassung des Gegenstandes ausgezeichneten Broschüre den Nachweis zu führen gesucht, daß Großbritanniens Handel und Industrie ohne Eingangszölle auf fremde Güter dauernd gefährdet sei; er befürwortet deshalb ein mächtiges Schutzzollsystem, läßt jedoch dabei die Frage, ob Getreidezölle für das britische Inselreich einzuführen seien, als eine offene bestehen. Balfours Ausführungen haben, soweit die von ihm gegebenen statistischen Daten in Frage kommen, durch den zeitigen Sekretär des Cobden-Klubs zwar eine recht scharfe und teilweise durchaus gerechtfertigte Zurückweisung erfahren, dennoch vermochte dieser Vertreter des Freihandels keineswegs die Grundanschauungen des derzeitigen englischen Premierministers und noch weniger die Anschauungen Chamberlains durch seine Beweisführung zu entkräften. Die von dem Sekretär des Cobden-Klubs mit Nachdruck betonte Tatsache, daß nach Aufhebung der englischen Korngesetze und des englischen Getreidezolles die britische Ausfuhr (1850) von jährlich 60 Millionen Pfd. Sterl. (1200 Millionen Mark) bis auf 256 Millionen Pfd. Sterl. (5120 Millionen Mark) in zweiundzwanzig Jahren, also bis zum Jahre 1872, gestiegen, ist zwar zutreffend; aber man darf dabei

Digitized by Google

nicht außer Acht lassen, daß zu diesem glänzenden Aufschwunge der englischen Industrie eine ganze Reihe anderer Faktoren neben dem während dieses Zeitraumes befolgten Freihandelssystem recht wesentlich beigetragen haben. Vor allem hat der Ausbau des englischen Eisenbahnnetzes in Verbindung mit der britischen Handelsflotte die Verwertung englischer Erzeugnisse in dem genannten Zeitraum außerordentlich erleichtert und das um so mehr, als im Gegensatze zu England auf dem europäischen Festlande besonders unmittelbar nach 1850 und selbst noch nach 1860 das Bahnnetz ein teilweise recht lückenhaftes blieb; des Ferneren war die Anwendung des Maschinenwesens für das Gewerbe bis in die sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in England viel ausgedehnter und viel praktischer entwickelt, als beispielsweise in Deutschland, und endlich hatte Großbritannien das Glück, infolge seiner insularen Lage, von jeder Einwirkung des amerikanischen Bürgerkrieges, des preußisch-österreichischen Krieges (1866) und des großen Deutsch-Französischen Krieges (1870) zum mindesten unmittelbar verschont zu bleiben. Wenn auch im Jahre 1890 die britische Ausfuhr vorübergehend noch einmal auf über 264 Millionen Pfund (5280 Millionen Mark) gestiegen war, so zeigte doch schon die Periode von 1872—1890 einen recht bedeutenden Rückgang: die Ausfuhr schwankte in diesen Jahren zwischen 252 und etwas über 191 Millionen Pfd. Sterl. (5040 und 3820 Millionen Mark). Der Rückgang der britischen Gesamtausfuhr mußte außerdem für jeden aufmerksamen englischen Volkswirt deshalb noch ganz besonders bedenklich erscheinen, weil sie eine stetig wachsende Ausfuhr wichtiger britischer Naturerzeugnisse in sich schloß; vor allem der Kohle, die Großbritanniens größte Reichtumsquelle ist. Ein sehr bekannter englischer Kaufmann, Herr D. C. Thomas (auch Unterhausmitglied) hielt über die Ausnutzung der englischen Kohlenbergwerke vor der „Royal Statistical Society“ im Mai des eben abgelaufenen Jahres eine sehr interessante Vorlesung, in welcher er unter anderem folgendes ausführte: „Zwischen 1850 und 1890 hat sich die Kohlenproduktion in den vereinigten englischen Königreichen allerdings zu Nutzen des einheimischen Verbrauchs mehr als verdreifacht, oder auf jeden Kopf mehr als verdoppelt; dagegen ist die Ausfuhr englischer Kohle nach dem Auslande in derselben Periode auf das Fünfzehnfache gestiegen.“ Während im Jahre 1850 die Ausfuhr an Kohle und kohlenartigen Brennstoffen nur 6,8 Prozent der gesamten Kohlenerzeugung in Großbritannien ausmachte, war

Digitized by Google

derselbe Posten schon im Jahre 1900 auf 25,9 Prozent gestiegen. Ja, nach dem sehr zuverlässigen Buche von Professor W. S. Ashley über Tarife,*) belief sich schon nach den ersten sechs Monaten des Jahres 1903 die Ausfuhr von Kohle und kohlenartigen Stoffen auf 30379930 Tonnen, was für das Jahr 1903 über 60 Millionen Tonnen ergeben würde.

Noch eindrucksvoller müssen diese Zahlen erscheinen, wenn man sie mit den Zahlen der britischen Gesamtausfuhr aus dem gleichen Zeitraume vergleicht. Während letztere von 88,9 Millionen Pfd. Sterl. (mehr als 177 Millionen Mark) (1851) auf 249,1 Millionen Pfd. Sterl. (4980 Millionen Mark) (1900) stieg, stieg die Ausfuhr von Kohle, Koks usw. von 1,8 Millionen Pfd. Sterl. (20⁴/₅ Millionen Mark) auf 22,3 Millionen Pfd. Sterl. (446 Millionen Mark); das heißt, während sich die britische Gesamtausfuhr während des letzten halben Jahrhunderts nur etwas mehr als verdreifachte, hat sich die Kohlenausfuhr aus den vereinigten Königreichen mehr als verzwanzigfacht.

Mit einem anderen, allerdings viel weniger wichtigen Erzeugnis britischen Bodens steht es nicht viel besser. Die Ausfuhr britischer Tonerde ist seit 1887 dem Werte nach von 217 Millionen Pfd. Sterl. auf 507 Millionen Pfd. Sterl. (1902) gestiegen; dagegen ist die Ausfuhr der früher so berühmten englischen Tonwaren und englischen Porzellans seit 1877 von 415669 Zentner auf 172944 Zentner im Jahre 1897 zurückgegangen; das ergibt für die englische Industrie einen weiteren Verlust von über 24 Millionen Mark. So schwer nun auch ganz besonders die Ausfuhr von Kohle und Kohlenstoffen für die handelspolitische Zukunft Großbritanniens ins Gewicht fällt, so wird sie in ihrer unmittelbaren Wirkung auf alle englischen geschäftlichen Verhältnisse doch noch übertroffen durch den Rückgang der englischen Stahlwaren- und Baumwollenfabrikation; denn Eisen und Stahlwaren bildeten bisher ebenso wie Baumwolle die eigentlichen Hauptposten der britischen Ausfuhr. In beiden Fabrikaten behauptete lange Jahre hindurch Großbritannien beinahe ein Monopol nicht nur auf dem einheimischen englischen, sondern auch auf dem gesamten Weltmarkt.

Die Geschichte der britischen Eisen- und Stahlwarenfabrikation bietet nun gerade so wie die Geschichte der englischen Baumwollenindustrie das Bild dauernden Rückganges.

*) The Tarif Problem by J. W. Ashley, London, P. S. King & Son, 1903.

Digitized by Google

Mit dem Jahre 1872 hatte die britische Ausfuhr von Baumwolle ihren Höhepunkt erreicht; sie betrug damals mehr als fünfzehn Millionen Pfd. Sterl. (300 Millionen Mark). Von da an trat ein dauernder Rückgang ein; im statistisch letztverrechneten Jahre 1902 betrug die Ausfuhr in Baumwolle nur noch etwas über 140 Millionen Mark. Recht bemerkenswert ist es, daß trotzdem die Masse der ausgeführten Ware bis zum Jahre 1890 in stetem Steigen begriffen war. Daraus folgt im Zusammenhange mit dem stets fallenden Geldwerte der Ausfuhr ein dauernder Rückgang der Preise, welchem das britische Fabrikat im kaufmännischen Wettstreite mit den gleichen Fabrikaten anderer Länder sich gefallen lassen mußte. Doch selbst der recht bedeutende Preisnachlaß der Baumwollenfabrikanten Großbritanniens hat die weitere Verminderung in der Masse der Ausfuhr auf die Länge der Zeit nicht aufzuhalten vermocht; denn bis zum Jahre 1902 war auch die ausgeführte englische Baumwolle der Masse nach auf 166 Millionen Pfd. heruntergegangen; also weit unter der Ausfuhr während der ganzen letzten dreißig Jahre.

Eine sehr ähnliche Entwickelung nach abwärts hin zeigt die britische Eisen- und Stahlindustrie. 1882 wurden noch über vier Millionen Tonnen englischen Stahls ausgeführt; seit 1899 jedoch hat die britische Stahlausfuhr niemals etwas mehr als dreieinhalb Millionen Tonnen überschritten. Nicht allein Deutschland, auch die Vereinigten Staaten von Amerika sind die Ursache dieser für Großbritannien außerordentlich nachteiligen Veränderung gewesen.*)

Endlich mag hier noch als eine bis dahin sehr blühende, englische Industrie die Wolle und Wollgarnindustrie erwähnt werden. Im Jahre 1872 führte diese Industrie Güter im Werte von über 640 Millionen Mark aus; seit 1890 war der Wert dieser Ausfuhr bereits auf 400 Millionen Mark gefallen, und während der letzten zwölf Jahre hat derselbe Wert niemals 280 Millionen Mark überschritten.

Es wäre ein leichtes, für eine ganze Reihe minderwichtiger englischer Gewerbe einen ähnlichen oder gleichen Rückgang festzustellen. Allein ich will, um den Leser mit weiteren Zahlen nicht zu ermüden, nur noch folgendes kurz hinzufügen: Wenn auf dem wichtigen Felde der großen führenden Industrien, wie ich früher bereits kurz bemerkt, in vergangenen Zeiten der Brite den

*) Siehe meine Übersetzung des Carnegieschen Buches: „Kaufmanns Herrschgewalt" Seite 224. C. A. Schwetschke & Sohn, Berlin 1903.

Digitized by Google

Weltmarkt gleichsam als fast absoluter Monarch beherrschte, der Amerikaner während der letzten beiden Jahrzehnte als ein fast alles niederwerfender handelspolitischer Eroberer erschien, so nahm die deutsche Industrie während des letzten Menschenalters geräuschlos, dabei aber sicher und schnell vorwärts schreitend, von dem britischen Markte durch ihre im einzelnen zwar minder ergiebigen, in ihrer Zahl und dem allseitigen Gebrauche nach aber nicht weniger wichtigen Erzeugnissen nach und nach so vollkommen Besitz, daß sie die englische Arbeit auf deren einheimischen Märkten mehr oder weniger durchaus verdrängte. Der Brite vermag heutzutage kaum noch einen alltäglichen Gebrauchsgegenstand in die Hand zu nehmen, welcher nicht in Deutschland gemacht wäre. Der Glaszylinder, den er auf seine Lampe setzt, trägt die Marke „made in Germany"; das Spielzeug, mit dem er seinen Kindern eine Weihnachtsfreude bereiten will, ist unter tausend Fällen 999 mal Nürnberger Fabrikat. Das Bilderbuch für seine Kleinen ist sicher in Leipzig oder Stuttgart gedruckt; das Piano oder der Flügel in seinem Gesellschaftszimmer ist in neunzig von hundert Fällen, wenn es nicht aus der Fabrik der Pariser Erard stammt, von Ibach, Bechstein oder einem anderen deutschen Klavierbauer.

Gewiß gereichen all diese Tatsachen dem deutschen Gewerbe und dem deutschen Handel nur zur Ehre; sie liefern den besten Beweis deutschen Fleißes, deutscher Beharrlichkeit, deutschen Fortschrittes und deutscher Intelligenz. Trotzdem wird man es mehr als begreiflich finden, daß es dem Engländer, und ganz besonders dem insularen Engländer, der niemals die Grenzen seines Inselreiches verlassen und für welchen schon deshalb deutsches Wesen noch immer ein Buch mit sieben Siegeln ist, angesichts dieser deutschen Konkurrenz schwül und wehe zu Mute wird. Die amerikanische Konkurrenz fühlt er durchaus nicht so unangenehm, obgleich sie, wie ich oben ausgeführt habe, für das britische Gewerbe und die britische Industrie viel verhängnisvoller teilweise schon ist und teilweise noch zu werden droht, als die deutsche; er hat sich halb und halb mit ihr abgefunden, wie mit einem unabwendbaren Naturereignis; die deutsche Konkurrenz dagegen empfindet er bei ihrer alltäglichen, ja fast möchte ich sagen, beinahe allstündlichen Erscheinung in dem Leben jedes englischen Haushaltes, wie eine nie endende Zahl kleiner, stets fortdauernder Nadelstiche. Dieser letzte Umstand ist es vor allem, welcher im Verein mit der allzubillig angebotenen deutschen Arbeit in London und in anderen, weniger großen britischen Handelsstädten jahrelang

Digitized by Google

eine auch jetzt noch nicht ganz geschwundene Feindschaft gegen alles Deutsche bei dem schon ohnedies all und jedem Fremdländischen abgeneigten insularen Briten hervorgerufen hat. Mit der hier zuletzt erwähnten Tatsache berühren wir aber eine ganz neue Seite volkswirtschaftlicher Entwickelung allgemeinerer Natur. Sie bedarf daher einer eingehenderen Betrachtung.

III.

Die außerordentliche Vermehrung der Verkehrsmittel während der letzten Hälfte des unlängst abgelaufenen Jahrhunderts hat im Verein mit der Entwickelung des Maschinengewerbes eine bis dahin kaum geahnte Veränderung aller Verhältnisse auf volkswirtschaftlichem Gebiete zur Folge gehabt. Die geographisch entferntesten Länder der Welt sind, soweit sie bis jetzt überhaupt in den Kreis menschlicher Kulturarbeit fallen, heutzutage einander so nahe gerückt, daß jede Änderung des volkswirtschaftlichen Barometers, möge sie auch an einem noch so entfernten Punkte sich zeigen, mehr oder weniger durch die ganze kaufmännische Welt fühlbar wird. Die Menschen wandern heute schneller und leichter als je zuvor über die bewohnte Erde hin. Früher klebte jeder an seiner Scholle, und die ursprüngliche Heimat blieb für ihn die Stätte, zu der er immer wieder zurückstrebte. Heute sind wir alle mehr oder weniger im Wandern begriffen. Vor allem der Kaufmann und noch vielmehr das Großkapital. Letzteres überschreitet rücksichtslos Heimat und Volks- oder Staatsgrenzen. Dem mobilen Großkapital ist Patriotismus ein durchaus gleichgültiges, ja fremdes Gefühl, und sein Vaterland sucht es dort, wo es den höchsten Gewinn einzuheimsen hoffen darf. Früher wurde dem Kapital mehr oder weniger ein Paroli geboten durch den in seinem besonderen Berufe ausgebildeten Hand- und Werkarbeiter; heute ist diese Hemmung für das Kapital zum großen Teil beseitigt durch unsere immer mehr und mehr vervollkommneten Maschinen, welche in ihrer jüngsten Form — der automatischen Maschine — über kurz oder lang den größten Teil aller fachmännisch gelernten Handarbeit überflüssig zu machen drohen. Wie schon Andrew Carnegie in seinem vorher angeführten Buche auf Grund langjähriger eigener Erfahrung ausführt, geht die gesamte industrielle Entwicklung heute auf den Großbetrieb im verwegensten Sinne des Wortes aus: Je größer und leistungsfähiger der Betrieb, desto geringer sind relativ die Unkosten; je größer die Masse der

Digitized by Google

fabrizierten Ware, desto billiger die Herstellung jedes einzelnen Stückes und damit selbstverständlich auch ihr Verkaufspreis.

Daraus folgt noch etwas anderes sehr Wichtiges: Ein Land mit größerer Einwohnerzahl hat, selbst wenn es nur die gleichen natürlichen Hilfsquellen besitzt, wie ein anderes Land, die Wahrscheinlichkeit größerer Leistungsfähigkeit auf industriellem Gebiete für sich, denn es kann infolge seines größeren Reichtums an Menschen naturgemäß auch mehr Großbetriebe erhalten. Ist es nun gar, wie das bei den nordamerikanischen Freistaaten gegenüber Großbritannien zutrifft, ein nicht nur an Volkszahl, sondern auch an natürlichen Hilfsquellen reicheres Land, so wird es sehr bald dem Lande mit geringerer Volkszahl auf industriellem Gebiete arg zusetzen. Des ferneren folgt aus den beiden hier eben erwähnten volkswirtschaftlichen Tatsachen mit Notwendigkeit noch eine dritte, teilweise ganz neue volkswirtschaftliche Erscheinung: Große industrielle Betriebe erfordern, wenn sie nicht ihren Eigentümern ungeheure Verluste bringen sollen, mehr oder weniger Vollbetrieb der Werke. Die Folge davon ist, daß große industrielle Unternehmungen unter gewissen Verhältnissen gezwungen sind, zeitweise mit Unterbilanz zu arbeiten, schon um ihr Absatzgebiet nicht zu verlieren. Herr Charles M. Schwab, der bisherige Präsident der „United States Steel Corporation“ hat vor dem von der Regierung der nordamerikanischen Freistaaten einberufenen Industriellen-Ausschuß über den eben erwähnten Punkt folgende recht rückhaltlos deutliche Auskunft gegeben.*) „Die Preise für das Ausland sind viel niedriger als die Preise im Inlande, jeder Industrielle wird Ihnen sagen, daß der Grund für den Verkauf, selbst mit Verlust, die Erhaltung der Werke in in ihrem Vollbetriebe ist. Das war die hauptsächlichste Rücksicht aller unserer Gesellschaften bei unserem Ausfuhrhandel. Beispielsweise ist die Ausfuhr in sehr guten Zeiten, wie die, die wir eben haben, verhältnismäßig leicht, weil wir in der Lage waren, die Werke im Vollbetrieb zu erhalten; das geschieht mehr deshalb, weil wir uns die ausländischen Märkte erhalten wollen, als aus irgend einem anderen Grunde.“ Ganz im gleichen Sinne sprach sich der Präsident der Amerikanischen Stahl- und Draht-Kompagnie vor derselben Kommission aus. Auch er erklärte, daß die von ihm geleitete Handelsgesellschaft ihre Fabrikate zu billigeren Preisen in England, als in Amerika verkaufe, weil sie dadurch

*) Report U. S. Industrial Commission XIII. 454.

Digitized by Google

in den Stand gesetzt sei, ihre Werke im Vollbetrieb zu erhalten und ihre Waren billiger herzustellen.

Und das in Syndikaten, Kartells und Trusts organisierte Großkapital bleibt bei dem eben beschriebenen Herunterdrücken der Preise keineswegs stehen. Einzelne dieser Gruppen industriellen Großbetriebes zahlen sogar direkt Vergütigungen für die Ausfuhr. Das geschieht hauptsächlich dann, wenn die Zahl der Werke sich vermehrt, der Absatz ihrer Erzeugnisse im eigenen Lande dagegen zurückgeht. Beispielsweise traf beides zu bei der Erzeugung von Roheisen in Deutschland während der letzten sechs Jahre. Die Produktion von Roheisen ist in Deutschland seit 1897 von 68 810 000 auf 84 020 000 Metertonnen im Jahre 1902 gestiegen, dagegen ist der einheimisch-deutsche Verbrauch von 60 530 000 auf 53 620 000 Metertonnen in demselben Zeitraum gefallen.

Um der in den eben angeführten Ziffern sich aussprechenden üblen Lage der Roheisenindustrie einigermaßen aufzuhelfen, wurde auf einer zu Köln im Februar 1902 abgehaltenen Versammlung der Kohlen- und Eisenindustrien Westfalens beschlossen, der Ausfuhr von Roheisen Ausfuhrvergütigungen zu bewilligen. Das Britische Generalkonsulat zu Frankfurt a. M. berichtete darüber nach London wie folgt: „Das System der Ausfuhrprämien wurde zuerst 1897 für solche Güter bewilligt, deren Ausfuhr über allen Zweifel durch Dokumente bewiesen werden konnte. Im allgemeinen wurden Ausfuhrvergütigungen nur an industrielle Vereinigungen gezahlt, die eine volle Gewähr dafür boten, daß nach Zahlung der Ausfuhrprämie der Weltmarktspreis der in Frage stehenden Erzeugnisse durch ausländische Konkurrenz nicht unter eine bestimmte Grenze herabgedrückt werden konnte.

Das Rheinisch-Westfälische Kohlensyndikat im Verein mit dem Westfälischen Syndikat, dem Roh-Eisen-Syndikat zu Düsseldorf, der Genossenschaft für halbfertige Güter und der Deutschen Tragbalken- (?) oder Gürtler-Genossenschaft (girdler?)*) haben am 20. Juni zu Düsseldorf eine Zentralstelle unter dem Namen: „Abfertigungs-Haus für die Ausfuhr" eröffnet. Diese Zentral-

*) Nach dem mir vorliegenden englischen Texte des Konsularberichtes ist es zweifelhaft, ob eine deutsche „Tragbalken" oder „Gürtler"-Genossenschaft gemeint ist. „Girder Union" (Tragbalken-Genossenschaft) gibt wenig Sinn; wahrscheinlich ist „Girdler Union" (Gürtler-Genossenschaft) zu lesen.

Digitized by Google

stelle ist bevollmächtigt, die Höhe der Ausfuhrvergütigungen für die oben erwähnten Syndikate und deren Mitglieder festzustellen" u.s.w.

Es erscheint unnötig, hier auf die verschiedenen Einzelheiten des Konsularberichts weiter einzugehen, da es für unsere Zwecke nur darauf ankommen kann, diese neue geschäftliche Manipulation durch zweifellose Tatsachen zu belegen. Übrigens hatte ja der preußische Staat den von der rheinisch-westfälischen Industrie hier betretenen Weg durch Gewährung der Prämie für die Zuckerindustrie schon seit langem vorgezeichnet. Immerhin beschränkten sich Gesellschaften und Syndikate, wie die soeben erwähnten, auf das eigene Land und die eigenen Volksgenossen. Aber auch diese Begrenzung wurde sehr bald aufgegeben zugunsten großer, durchaus internationaler Syndikate und Trusts.*) Früher, in jetzt vergangenen Zeiten langsameren und umständlicheren Verkehrs, gruppierten sich die einzelnen Handels- und Gewerbszweige unter rein nationalen, ja oft sogar lokalen Gesichtspunkten. Waren sie doch zu guterletzt in ihrem geschäftlichen Gedeihen abhängig von der Tüchtigkeit des einzelnen Arbeiters und dessen persönlicher Leistungsfähigkeit. Heute, nachdem die Maschine die meisten Gewerbe und die wichtigsten Industriezweige beherrscht, tritt an Stelle örtlichen und nationalen Wettbewerbes immer mehr und mehr der alles umfassende, oft ins Ungeheure gehende Großbetrieb. Es bilden sich Handels- und Industriegesellschaften, deren Bestreben die volle Monopolisierung nicht nur des Absatzgebietes, sondern auch der Erzeugung und Fabrikation ist. Die amerikanischen Trusts und europäischen Syndikate erdrücken nicht nur jeden Kleinbetrieb, sie diktieren zugleich auch den mit dem betreffenden Gewerbezweig Verbundenen bis zu einem gewissen Grade den Verkaufspreis auf dem gesamten Weltmarkt, dazu wirken sie bestimmend auf die Arbeitslöhne, soweit die Höhe der letzteren nicht einigermaßen geschützt wird durch die Macht der Arbeitergenossenschaften. Die großen Handelsgesellschaften und das stets bewegliche Großkapital verlegen ihre Arbeitsstätte und Werke, sobald sie glauben, dabei besser auf ihre Rechnung kommen zu können, außerhalb der Landesgrenzen, ins Ausland.

Auch britisches Kapital ist zu vielen Millionen außerhalb Eng-

*) Syndikate und Kartelle sind Vereinigungen verschiedener Verwaltungen, die jedoch jede ihre Selbständigkeit bewahren; Trusts sind Vereinigungen unter einer einzigen Verwaltung, so daß die Einzelverwaltungen der in einen Trust zusammengefaßten Einzelbetriebe zugunsten einer einzigen Zentralverwaltung aufhören.

Digitized by Google

lands, ja außerhalb des großen britischen Reiches angelegt. Wir finden es, von den britischen Kolonien ganz abgesehen, nicht nur in fast jedem Lande Europas, sondern auch in Amerika. Diese Auswanderung des einheimischen Kapitals gibt der ausländischen Arbeiterbevölkerung Beschäftigung und dauernden Verdienst; zu gleicher Zeit entzieht sie der eigenen Bevölkerung Arbeit und damit die Existenzmittel. Besonders sind die Trusts auf kein einzelnes Land beschränkt; sie hängen in keiner Weise von fiskalischen Gesetzen ab.*) Carnegie mag mit einem gewissen Rechte behaupten, daß diese Trusts meistenteils ein Zeichen der Schwäche sind und daß die meisten Trusts eine verhältnismäßig nur kurze Lebensdauer haben; dennoch zeigt die bloße Tatsache ihrer Möglichkeit und ihrer selbst vorübergehenden Existenz, wie sehr das Bestreben, große kapitalistische Handelsgesellschaften zu schaffen, unsere Zeit beherrscht und wie weit das Großkapital seinen internationalen Gelüsten nach bloßem Geldgewinn ohne jede Rücksicht auf die Bedürfnisse und die Not der einheimischen Arbeiterwelt die Zügel schießen läßt. Denn was bei dem hier kurz geschilderten geschäftlichen Verfahren großer internationaler Handels- und Industriegesellschaften etwa noch an Verdienst für den einheimischen Arbeiter übrig bleibt, ist verhältnismäßig sehr wenig und für große Massen der einheimischen Arbeiterbevölkerung in keiner Weise irgend ein ausreichender Ersatz für die verlorenen Arbeitsgelegenheiten und den damit zu gleicher Zeit verlorenen stetigen Arbeitsverdienst.

Bei dem englischen Arbeiter, welcher bisher neben dem amerikanischen Arbeiter der bestbezahlte Arbeiter der Welt war, haben sich während des letzten Jahrzehnts diese Verhältnisse recht sehr fühlbar gemacht, und das umsomehr, als der englische Arbeiter durchschnittlich viel fester am heimatlichen Boden klebt, als die Arbeiterbevölkerung irgend eines anderen Landes. Nicht mit Unrecht hat daher Chamberlain verschiedentlich in seinen großen Agitationsreden darauf hingewiesen, daß jede Einschränkung eines Industriezweiges in Großbritannien auch einen Verlust an Arbeit und Lohn für die englische Arbeiterwelt bedeute. Wenn auch gegen einzelne der von dem früheren Kolonialminister gegebenen, durch statistische Zahlen unterstützten Beispiele gar vieles zu erinnern ist, und seine Schilderung der mit dem gegenwärtigen Stande der Dinge für den englischen Arbeiter vorhandenen Existenzgefahren durchaus nicht von jeder rhetorischen Übertreibung freibleibt, so läßt sich doch nicht bestreiten, daß die ganze Richtung

*) Siehe Carnegie, Kaufmanns Herrschgewalt, S. 150.

Digitized by Google

der industriellen Entwickelung in Großbritannien mehr noch als in anderen Ländern auf eine Verschlechterung der Lage besonders für den gelernten Industriearbeiter hinweist. Vor allem liegt das, wie ja aus allem hier bisher Ausgeführten am besten hervorgeht, an dem Aufblühen von Industriezweigen im Auslande, welche früher beinahe ausschließlich im Besitze Großbritanniens gewesen sind. Dazu kommt, daß das Leben in anderen Ländern, und vor allem in Deutschland, viel wohlfeiler ist, als in England. Vor allem gilt das von London, der größten Handels- und Fabrikstadt der ganzen Welt. London umfaßt heute bereits ein volles Sechstel der gesamten Bevölkerung Englands, Schottlands und Irlands. Dabei ist noch kein Ende der Einwanderung in die britische Metropole abzusehen, da das landwirtschaftliche Gewerbe in Großbritannien beinahe noch mehr als in irgend einem anderen Lande Europas zurückgegangen ist. „London" — so führt H. Hewallyn Smith in seinem Artikel: Vermehrung der Londoner Bevölkerung, aus*) — „zieht die Landbevölkerung an sich durch die verschiedensten Dinge: durch sein glänzendes Gaslicht, seine gedrängt vollen Straßen, sein geschäftiges Leben und seine unzähligen Abwechselungen. Sie zieht den Landbewohner an sich, gibt ihm zunächst lohnende Arbeit und hebt ihn selbst über Londons eigene Kinder empor; sehr bald jedoch, manches Mal schon in der ersten, sicher aber in der zweiten oder dritten Generation, fällt es wie ein Fluch auf die Eingewanderten und der Prozeß der Zerstörung beginnt.

Die Folge davon ist ein unerschöpfliches Angebot nicht fachmännisch ausgebildeter Arbeiter und damit eng verbunden das Aufkommen ganzer Industrien, welche die allerbilligsten und rohesten Arten der Handarbeit zur Voraussetzung haben. An die ungeheuren Massen von Mädchen, Knaben, Frauen und Männern, welche dabei ihren äußerst kargen Lebensunterhalt finden, werden keinerlei höhere Ansprüche gestellt. Diese nach Hunderttausenden, ja Millionen zählenden Menschenmassen verlieren jede Energie, jede eigene, persönliche Willenskraft und jede geistige Spannkraft."

Die in den letzten Worten gekennzeichnete Erscheinung beschränkt sich nicht auf die britische Metropole allein; sie enthält mehr oder weniger eine allgemein zutreffende Charakteristik für

*) In dem geradezu einzig dastehenden und bewundernswürdigen Buche von Charles Booth „Life and Labour of the People of London", Bd. I, S. 554.

Digitized by Google

die industrielle Entwickelung Großbritanniens überhaupt während der letzten zehn oder fünfzehn Jahre. Früher wurde das Rohmaterial nach England eingeführt und hier in fertige Gewerbeerzeugnisse geformt; heute geht das nach England eingeführte Rohmaterial zum großen Teile wieder halbfertig ins Ausland zurück, wo alle höhere, das Produkt vollendende Arbeit getan wird. Chamberlain glaubt auch diesen Umstand auf den Mangel an Schutz für die einheimisch-englische Industrie zurückführen zu dürfen; in seiner geradezu meisterhaften Agitationsrede an die Arbeiter in Newport erklärte er, nicht eine geringere Brauchbarkeit des englischen Arbeiters, sondern der Mangel an Schutz gegen die ausländische Konkurrenz im Verein mit den früher erwähnten deutschen Ausfuhrprämien trage die Schuld daran, daß die deutsche Eisen- und Stahlindustrie den englischen Markt erobert habe. Ich glaube nicht, daß diese Behauptung Chamberlains ganz zutreffend ist; vielmehr könnte man sehr wohl annehmen, daß die höhere industrielle Arbeit, auf deren glücklichen Betrieb die Engländer früher so außerordentlich stolz gewesen sind, von anderen Nationen deshalb in Beschlag genommen werden konnte, weil der englische Arbeiter während der letzten dreißig Jahre in seiner technischen Ausbildung gegen den Arbeiter anderer Völker recht weit zurückgeblieben ist.

IV.

Was schlägt nun Chamberlain zur Beseitigung der von ihm behaupteten, von seinen Gegnern aber zum großen Teil geleugneten volkswirtschaftlichen Übelstände vor? Darüber hat der frühere Kolonialminister sich zwar kurz, aber unzweideutig ausgesprochen in einem von der „National Review“*) veröffentlichten Vortrage. Dort heißt es: „Man hat ein Recht, meinen Plan zu kennen; ich will daher die von mir geplanten Maßregeln hier in großen Zügen mitteilen. Man hat behauptet, daß ich eine Abgabe von 5 sh. oder 10 sh. auf jeden Quarter (etwas über $12^1/_2$ Kilogramm) Weizen legen will. Das ist unwahr. Ich schlage einen niedrigen Eingangszoll auf ausländisches Getreide vor; dagegen soll alles von britischen Besitzungen und Kolonien eingeführte Getreide zollfrei und abgabefrei bleiben. Der Eingangszoll für ausländisches Getreide soll 2 sh. für

*) The National Review edited by L. J. Maxse, November 1903. The Policy of Imperial Preference by the Right Hon. J. Chamberlain.

Digitized by Google

das Quarter nicht übersteigen. Durchaus abgabefrei soll dabei der Mais bleiben; teilweise, weil Mais ein Hauptnahrungsmittel für die allerärmsten Klassen der Bevölkerung, teilweise, weil es ein Rohmaterial für unsere kleineren Landwirte ist, welche ihr Vieh damit füttern. Des ferneren schlage ich vor, daß die Abgabe auf Mehl, die als Ergänzung zu der Taxe auf ausländischen Weizen nötig sein wird, für den einheimischen Müller ganz besonders erleichtert werden soll; ich schlage das vor, um eines der ältesten britischen Gewerbe — eben das Müllergewerbe — wieder aufzurichten; ich hoffe, daß dadurch die Leute auf dem Lande mehr Arbeit finden werden, und daß das dann dazu beitragen wird, der Auswanderung der Landbevölkerung nach den Städten etwas Einhalt zu tun . . . Ich schlage des ferneren vor eine kleine Abgabe von etwa 5 vom Hundert auf ausländisches Fleisch und Molkereierzeugnisse; dabei soll jedoch Schinken von jederlei Abgabe gänzlich frei bleiben, da Schinken eine Hauptnahrung der ärmsten Klassen in England ist. Endlich will ich Wein und Früchten, welche aus dem britischen Kolonien eingeführt werden, einen besonderen Steuernachlaß gewähren. Das sind die Abgaben — die neuen Abgaben — oder Veränderungen in den Abgaben, mit denen ich die schon bestehenden Lasten vermehren will. — Zu gleicher Zeit schlage ich jedoch auch einige große Steuernachlässe vor. Ich schlage vor, drei Viertel der auf Tee liegenden Abgabe und eine volle Hälfte der auf Zucker liegenden Abgabe fallen zu lassen; auch will ich den Einzelzoll auf Kakao und Kaffee herabsetzen.

Was würde nun das Ergebnis solcher Veränderungen für die Haushaltsunkosten jedes einzelnen, was das Ergebnis für den englischen Staatshaushalt sein? Für die Haushaltsunkosten will ich die vom Handelsamt (Board of Trade) angenommenen Ziffern für den Unterhalt einer Arbeiterfamilie zugrunde legen, sowohl auf dem Lande, wie in den Städten. Da finde ich denn, daß, wenn ein Landarbeiter alle die von mir vorgeschlagenen Abgaben zahlen würde, seine Ausgaben für die Woche $16^1/_2$ Farth. (nicht ganz 42 Pfg.) mehr betragen würden, als bisher; ein städtischer Handwerker würde $19^1/_2$ Farth. (etwas über 48 Pfg.) mehr, als gegenwärtig zu zahlen haben.*) Dagegen würden die Ersparnisse, wenn ich die Angaben über den Verbrauch des Ar-

*) Der Farthing ist die allerkleinste englische Münze.

Digitized by Google

beitsamtes als zutreffend annehme, infolge der von mir vorgeschlagenen Steuernachlasse für den Landarbeiter auf 17 Farthing (etwas über 42 Pfg.); für den städtischen Arbeiter auf 19½ Farthing (48 Pfg.) sich wöchentlich belaufen."

Nachdem Chamberlain dann noch darauf hingewiesen, daß der Ansicht erstklassiger Volkswirte und Finanzmänner zufolge der Konsument nur einen kleinen Teil der Eingangszölle zu tragen haben würde (etwas, was allerdings von vielen Fachmännern sehr bestritten und deshalb eine offene Frage bleibt), entwickelt er weiter, wie er den Verlust des britischen Staatssäckels, der sich nach Durchführung seiner Finanzreform auf £ 2800000 (56 Millionen Mark) belaufen dürfte, decken würde. Er äußert sich darüber an derselben Stelle wie folgt: „Ein mäßiger Eingangszoll soll auf alle eingeführten Manufakturwaren gelegt werden, jedoch im Durchschnitt nicht höher als 10%, dabei aber im Verhältnis zu der für die Herstellung der Güter nötigen Arbeit — das will sagen, der höhere Zoll soll auf die fertigen Güter gelegt werden, in denen die meiste Arbeit steckt — ein solcher Zoll würde dem Staate mindestens 9 Millionen Pfd. (180 Millionen Mark) einbringen; ja, wenn man die vom Handelsamt festgestellte Wertziffer für die Einfuhr ausländischer ganz fertig und halbfertig gestellter Waren, nämlich 148 Millionen Pfd. Sterl. (2960 Millionen Mark) zugrunde legte, würde ein solcher Eingangszoll sogar beinahe 15 Millionen Pfd. (300 Millionen Mark) abwerfen."

Das ist jedoch nur die rein finanzielle, fast könnte man sagen, die mehr negative Seite des Chamberlainschen Planes. Viel wichtiger, viel weitgreifender ist das positive Element. Chamberlain will, wie ja schon aus dem Vorhergehenden zur Genüge hervorgeht, den Kolonien besondere Vergünstigungen gewähren in der gewissen Aussicht, daß auch die Kolonien dem Mutterlande besondere Vorzüge in Handel und Wandel zugestehen werden.

Wie allbekannt, haben einzelne Kolonien solche Vergünstigungen den vereinigten englischen Königsreichen bereits zugestanden. So hat das zukunftsreiche Kanada einen Nachlaß von 33⅓%, Südafrika einen Nachlaß von 25% und Neuseeland einen Nachlaß von 10% des Eingangszolles allen aus Altengland kommenden und in Altengland gefertigten Waren gewährt. Daß die übrigen Kolonien, und vor allem das sehr wichtige, unlängst in sich geeinte Australien dem britischen

Digitized by Google

Mutterlande über lang oder kurz in ähnlicher Weise entgegenkommen werden, erscheint so gut wie sicher nach den Resolutionen, welche die gelegentlich der Krönung Edwards VII. in London stattgehabten Konferenz der leitenden Minister der verschiedenen Kolonien gefaßt hat.

Alles in allem geht aus Chamberlains Reden und Handeln hervor, daß ihm eine gedeihliche volkswirtschaftliche Entwickelung der Kolonien für die Zukunft des britischen Weltreiches viel wichtiger erscheint, als die Entwickelung Altenglands, wenn er sich auch selbstverständlich sehr hütet, diesem Gedanken offen Ausdruck zu geben. Und damit hat der frühere Kolonialminister, wie ich glaube, vollkommen recht. Altengland ist der Auffrischung durch neues Blut nach jeder Richtung hin sehr bedürftig. Dieses neue Blut, verbunden mit neuen Anregungen, muß an erster Stelle von den Kolonien herkommen; denn letztere stehen in engster Verbindung zum Mutterlande.

Den von Adolf Wagner in seinem Buche Agrar- und Industriestaat aufgestellten Berechnungen zufolge ist die britische Ausfuhr nach den Kolonien und dem Auslande während der letzten vierzig Jahre ziemlich gleichmäßig gewachsen. Dagegen zeigte das Auf- und Abfluten der britischen Ausfuhr während dieser Zeit, daß die ausländischen, d. h. also außerhalb des britischen Weltreiches liegenden Märkte dem Handel Altenglands eine weniger sichere Grundlage bieten, als die der britischen Kolonien. Auch Professor Rathgen ist zu gleichen Ergebnissen gekommen.*) Beide deutsche Gelehrte stellten fest, daß die Ausfuhr britischer Erzeugnisse auf jeden Kopf in den britischen Kolonien sich stetig vermehrt, die Ausfuhr nach für England fremden Ländern dagegen entweder während der letzten zwanzig Jahre wesentlich zurückgegangen oder im wesentlichen dieselbe geblieben ist. Daraus folgert nun Chamberlain, daß eine zweckmäßige und nationale britische Staatskunst schon aus wirtschaftlichen Gründen darauf bedacht sein müsse, die Kolonien nach Möglichkeit zu kräftigen. Das kann selbstverständlich vor allem dadurch geschehen, daß man durch ein festeres wirtschaftliches und politisches Band zwischen Kolonien und Mutterland die Auswanderung derjenigen Arbeitskräfte aus Altengland nach den Töchterstaaten besonders begünstigt, welche infolge der allge-

*) Siehe Schriften des Vereins für Sozialpolitik, Bd. 2. Karl Rathgen: „Die englische Handelspolitik am Ende des neunzehnten Jahrhunderts."

Digitized by Google

meinen industriellen Entwickelung im Mutterlande kein für sich ersprießliches Arbeitsfeld zu finden vermögen. Je mehr die jetzt kaum 12 Millionen Weiße betragende Bevölkerung der Kolonien wächst, je größer muß selbstverständlich auch das Absatzgebiet der englischen Industrieerzeugnisse innerhalb des britischen Weltreiches werden. Mit jedem englischen Auswanderer nach Kanada, Australien und Neuseeland wird — Chamberlain zufolge — ein neuer Ackerbauer für den jungfräulichen Boden der außer europäisch-britischen Besitzungen und zu gleicher Zeit ein neuer Käufer einheimisch-britischer Industrieerzeugnisse gewonnen.

Diese Anschauung hat auf den ersten Blick sehr viel für sich. Ob jedoch die Chamberlainsche Berechnung auch auf die Länge der Zeit stimmen wird, bleibt außerordentlich zweifelhaft. Was soll beispielsweise werden, wenn auch die Kolonien, gerade wie das Mutterland, innerhalb ihrer eigenen Grenzen große Industrien aus eigenen Kräften aufbauen und innerhalb des britischen Reiches selbst mit dem Mutterlande in Wettbewerb treten? Daß diese Zeit kommen wird, wenn auch vielleicht erst nach dreißig oder vierzig Jahren, darf man bei der schnellen Entwickelung aller Verhältnisse in unseren Tagen als ziemlich sicher annehmen.

Schon deshalb ist, soviel immerhin für Chamberlains Pläne vom Standpunkte des britischen Imperialismus gesagt werden kann, volkswirtschaftlich genommen, die neue von dem früheren Kolonialminister vorgeschlagene Politik ein Sprung ins Dunkle. Sie setzt das Ungewisse einer neuen Methode an Stelle einer bewährten alten Methode, die, soviel sie auch an volkswirtschaftlicher Berechtigung während der letzten dreißig Jahre verloren, dennoch das englische Volk reich und handelspolitisch groß gemacht hat; kein Wunder also, wenn bei dem vorsichtig rechnenden Engländer gegen die Chamberlainschen Pläne eine mächtige Gegnerschaft sich erhoben hat! Trotzdem sollte man sich darauf gefaßt machen, daß Chamberlain, wenn auch vielleicht nicht sofort, so doch im Laufe der nächsten Jahre die Mehrzahl seiner Landsleute zu seinen Ansichten bekehren und wahrscheinlich als Premierminister ins Kabinett zurückkehren wird; ist er doch, wie ich bereits früher bemerkt, heute, nach dem Tode von Cecil Rhodes, vielleicht der einzige wahrhaft populäre Staatsmann im ganzen britischen Weltreiche.

Digitized by Google

V.

Was haben wir Deutschen nun zum Schutze unserer eigenen volkswirtschaftlichen Interessen angesichts eines kommenden englischen Schutzzollsystems und eines das ganze britische Weltreich umfassenden großbritischen Zollvereins zu tun? Denn daß wir gerade jetzt, da ein auf längere Zeit gültiger deutsch-englischer Handelsvertrag noch nicht wieder abgeschlossen ist, stark durch die in Großbritannien heraufziehende handelspolitische Umwälzung in Mitleidenschaft gezogen werden müssen, bedarf keines besonderen Beweises.

Da möchte ich denn vor allem warnen vor einer rein bureaukratischen Behandlung der einschlägigen Fragen. Unsere Kaufleute, unser Handelsstand und unsere Arbeiter sollten unter keinen Umständen alle und jede Hilfe gegen den heraufziehenden Sturm von den Regierungen und dem Reichstage allein erwarten. Es muß die Aufgabe unserer industriellen Vereinigungen und vor allem unserer Berufsgenossenschaften sein, über die neue Lage der Dinge auf eigene Hand voll und ganz sich Klarheit zu verschaffen. Die verschiedenen Berufsgenossenschaften, in denen ja auch die Arbeiter zur Genüge vertreten sind, sollten, und zwar eher heute als morgen, durch eingehende Nachforschungen und volkswirtschaftliche Untersuchungen darüber so viel wie möglich Gewißheit zu erlangen suchen, wie weit jedes einzelne deutsche Gewerbe durch die neue imperialistische Handelspolitik Chamberlains in Mitleidenschaft gezogen werden dürfte. Je gründlicher Vereinigungen und Genossenschaften eine solche Arbeit durchführen, desto mehr werden sie, wie ja ganz selbstverständlich ist, dem Reichstage und den verbündeten Regierungen die Vertretung der deutschen Interessen bei den zu erwartenden Verhandlungen mit der britischen Regierung erleichtern; ja sie können unserer Reichsregierung mittelbar und unmittelbar dadurch behilflich werden für den Abschluß von Verträgen mit den Regierungen anderer Länder, welche sich gegenüber einem geschlossenen großbritischen Zollgebiet mit mehr als dreihundert Millionen Menschen in einer unserer eigenen sehr ähnlichen handelspolitischen Lage befinden müssen. Ich denke hier vor allem an Österreich-Ungarn, Holland, Belgien, die Schweiz, Dänemark, sowie Norwegen und Schweden. Je mehr die Chamberlainschen Pläne sich verwirklichen und je mächtiger die Vereinigten Staaten von Amerika sich volkswirtschaftlich entwickeln, je dringender tritt an die Festlandsstaaten Mitteleuropas die Forderung für Errichtung eines

Digitized by Google

mitteleuropäischen Zollvereins heran, wenn die Völker Mitteleuropas in dem ihnen von West und Ost drohenden volkswirtschaftlichen Kampfe ihre wirtschaftliche Selbständigkeit auf die Länge der Zeit behaupten wollen.

Rückblicke auf deutsche Volkswirtschaft und Kultur.*)

Von Ferdinand Tönnies.

[Teil I.]

Die Entwickelung Deutschlands im 19. Jahrhundert — ich denke hier zunächst an Deutschland im alten historischen Sinne — wird durch eine Reihe von politischen Ereignissen markiert, von denen wenigstens zwei die Bedeutung einer Katastrophe haben: die förmliche Auflösung des heiligen römischen Reiches im Jahre 1806 und genau zwei Menschenalter später die förmliche Auflösung des Deutschen Bundes, der in etwas modernisierter Gestalt die alte halb völkerrechtliche, halb staatsrechtliche Einheit zu restaurieren bestimmt gewesen war; die Trennung, zuerst in drei Gruppen, dann nach Überschreitung der Main-Linie in zwei Reiche womit der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland förmlich und, wie wir glauben dürfen, endgültig seinen Abschluß gefunden hat.

Durch diese großen Wandlungen wird die Betrachtung aller deutschen Entwickelungen, die mit dem Staatswesen zusammenhängen — und dazu gehört in erster Linie die Volkswirtschaft — nicht wenig erschwert. Heute verstehen wir unter deutscher Volkswirtschaft die Volkswirtschaft innerhalb des neuen deutschen Reiches, innerhalb eines politischen Gebietes also, das als solches vor 1871 nicht vorhanden war. Welcher reale Zusammenhang besteht aber zwischen einer Volkswirtschaft und einem politischen Gebiete?

*) Werner Sombart, die deutsche Volkswirtschaft im neunzehnten Jahrhundert. Erstes bis fünftes Tausend. Berlin, Georg Bondi, 1903. XVIII u. 6465.

Digitized by Google

Ich denke ein zwiefacher. Zunächst hat jeder politische Körper seine eigene Wirtschaft, mit der er regelmäßig und oft fast ausschließlich darauf angewiesen ist, aus einer Masse von Einzelwirtschaften — durch Steuern — ernährt zu werden. Ferner aber deckt sich unter heutigen Verhältnissen fast immer ein politisches Gebiet mit einem nach außen hin geschlossenen wirtschaftlichen Zollgebiete, innerhalb dessen — abgesehen von etwa noch fortvegetierenden städtischen Akzisen — keine Zollgrenzen bestehen, also freier Handel herrscht. Wir bemerken aber leicht, daß diese Deckung keine notwendige, daß sie auch gerade in dem uns angehenden Falle keine vollständige ist. Das deutsche Zollgebiet ist das Gebiet des deutschen „Zollvereins" — diesem gehörten aber bis 1888 die mächtigen Städte Bremen und Hamburg nicht an, während ihm das souveräne Großherzogtum Luxemburg seit 1847 fortwährend angehört hat. Was aber den erstgenannten Zusammenhang betrifft, so war der deutsche Bund in finanzrechtlichem Sinne kein Staat; er hatte kein Recht, von den einzelnen Deutschen Geldprästationen zu fordern. Auch die Reichsgewalt hatte seit dem 16. Jahrhundert ein solches Recht nicht mehr besessen. Dem neuen Reich steht es unzweifelhaft zu — freilich hat es in der eigentlichen Richtung, nämlich durch Auflegung direkter Steuern, noch keinen Gebrauch davon gemacht. Die Finanzen des Reiches beruhen wesentlich auf Erhebung von Zöllen, sind also von dem Verbrauche der vielen Einzelwirtschaften, die wir zusammenfassend die deutsche Volkswirtschaft nennen, abhängig. Aber in diesem Sinne gibt es auch eine preußische, eine gothaische, eine oldenburgische usw. Volkswirtschaft: die Einzelstaaten, die ihre Steuern aus dem Einkommen und (teilweise) aus dem Vermögen ihrer Staatsbürger schöpfen, sind noch unmittelbarer als das Reich auf deren wirtschaftliches Gedeihen, auf ihre Zahlungsfähigkeit angewiesen. Überdies sind diese einzelnen Volks- und Finanzwirtschaften erheblich älter und lassen sich, wenn auch die Vergleichbarkeit durch Territorialveränderungen gestört wird, durch das ganze Jahrhundert verfolgen. Weitaus bedeutungsvoller ist aber die Volkswirtschaft des Reiches, insofern das Reich ein einheitliches und abgeschlossenes Handelsgebiet darstellt. Wenn heute, mit geringen Fehlern (Helgoland ist noch Zollausland, während Luxemburg wie gesagt Zollinland ist) das Reich dem Zollverein gleichgestellt werden darf, so hat seine Wirtschaftsgeschichte in derjenigen des Zollvereins ihre Vorgeschichte und bildet mit ihr ein Kontinuum. Freilich, das Gebiet des Zoll-

Digitized by Google

vereins hat nicht nur seit dem Bestehen des Reiches sich verändert, es ist noch weit mehr *vorher* ein allmählich wachsendes gewesen. Die Hauptstadien seines Wachstums werden bezeichnet durch die Jahre 1828 (Ursprung durch Verbindung Preußens mit Hessen, Anschluß von Anhalt), 1833 (Anschlüsse von Bayern, Württemberg, Sachsen, 8 thüringischen Staaten), 1851 (Hannover, Oldenburg, Schaumburg-Lippe), 1888 (Bremen und Hamburg). Und doch kann nur als die Volkswirtschaft des Zollvereins eine deutsche Volkswirtschaft verstanden werden in einem Sinne, wodurch sie mit der seit 1871 bestehenden Volkswirtschaft des Reiches vergleichbar wird.

I.

Also ist die Aufgabe, die deutsche Volkswirtschaft „im 19. Jahrhundert" zu beschreiben, nicht leicht. Wer sie auf sich nimmt, wird sich daran genügen lassen, daß im heutigen Reichsgebiete auch vor 100 Jahren Menschen lebten, strebten und arbeiteten, Handel trieben, und mehr oder weniger auf Vermehrung ihrer Habe bedacht waren; er wird mit Recht vermuten, daß die Elemente des wirtschaftlichen Zustandes, wie wir ihn am Ende des Jahrhunderts antreffen, schon damals vorhanden waren, wenn auch zum großen Teile nur als Anfänge und Andeutungen, als Tendenzen und Ahnungen. So werden wir verstehen, wenn *Sombart*, dem wir ein geistreiches Werk über den Gegenstand verdanken, das „erste Buch" dieses Werkes überschreibt: „*Bilder* aus dem deutschen Wirtschaftsleben vor hundert Jahren", und das zweite Buch „die Elemente des neuen deutschen Wirtschaftslebens" nennt, hierin aber das Anfangskapitel von den „treibenden Kräften" handeln läßt. — Die Grundzüge der Entwickelung sind ja allen bekannt. Das Wagnersche Wort im „Faust": — „und wie wirs dann zuletzt so herrlich weit gebracht" drückte zwar schon, als es geschrieben wurde, das herrschende Selbstgefühl der Gebildeten aus; viel mehr aber hat es seitdem in immer zunehmendem Maße der allgemeinen Stimmung und Meinung in unserem, wie in allen Ländern europäischer Kultur entsprochen; nach allen Richtungen hin, am ungeteiltesten aber nach den Richtungen hin, die für die Volkswirtschaft unmittelbar wichtig sind. Die ironische Antwort, die Goethe seinem Faust in den Mund legt, ist von Manchen in vollem Ernste gedacht worden, die nach Worten suchten, um Bewunderung und Jubel über die technischen und wissenschaftlichen Fortschritte des Jahrhunderts laut werden zu

Digitized by Google

lassen. („O ja, bis an die Sterne weit . . .") Die Bäume scheinen wirklich in den Himmel wachsen zu wollen. Sombart konnte sich der Last nicht entziehen, von dieser großen Entwickelung, so oft sie schon dargestellt und gepriesen wurde, ein Bild zu entwerfen. Und wenn es eine nicht geringe Kunst ist, einen fast trivial gewordenen Gegenstand von neuem mit frischem Leben zu erfüllen, so zeigt sich unser Autor dieser Kunst in besonderer Weise mächtig. Wir folgen ihm daher gern, wenn er uns in dem großen neuen Hause der Technik umherführt und zeigt, wie sich Stein an Stein gefügt, Stockwerk auf Stockwerk erhoben hat. Da ist freilich im ganzen mehr internationales als deutsches Werk geleistet, und zwar verdanken wir bekanntlich dem englischen, neuerdings zum Teil dem amerikanischen Erfindungsgeist die meisten der enormen Umwälzungen der Industrie, durch die der Mensch sich, allem Anschein nach, zum absoluten Herrn über die Materie erhoben hat. Und doch kann Sombart seine Darstellung mit Leistungen deutschen Geistes eröffnen und beschließen. Er beginnt nämlich mit der Produktionstechnik der Landwirtschaft und mit den Liebigschen Lehren, denen . . . „es gelang, die Landwirtschaft auf eine völlig neue Grundlage zu stellen". Er schließt mit der Telegraphie und Telephonie, also mit Hinweisungen auf die Experimente und Gedanken von Gauß und Weber, auf die (telephonische) Theorie von Reiß, auf Robert Mayers Lehren als die „wissenschaftliche Grundlage auf der die Elektrotechnik ihren Wunderbau aufzuführen beginnt". Dazwischen schildert er uns den Siegeszug der Dampfmaschine, die Nutzung der Dampfkraft in den einzelnen Gebieten der Großindustrie, die Entwickelung der Arbeitsmaschinerie und der Maschinenindustrie, der ihr das Material liefernden Eisenindustrie; also die gewaltigen Verbesserungen der Eisenverarbeitung und Stahlproduktion: das Bessemer-Verfahren und das für die phosphorhaltigen deutschen Roheisen besonders wichtige Thomas-Gilchrist-Verfahren; im Zusammenhang mit der Entwickelung des Eisens wiederum, die nur möglich war, nachdem die Holzkohle durch Koks verdrängt worden, den Kohlenbergbau; die Verwendung der Kohle zu Heizzwecken und Beleuchtungszwecken; die Entdeckung der Anilinfarben im Steinkohlenteer und die neue Färbetechnik; daran schließt sich die chemische Industrie; endlich werden noch die Wandlungen der Technik im Gebiete des Verkehrswesens vorgeführt, für die äußere und populäre Auffassung vielleicht die auffallendsten. Mit Recht sucht Sombart das Prinzip und den inneren Zusammenhang aller Erscheinungen der modernen

Digitized by Google

Technik aufzuhellen. Nach der formalen Seite sieht er jenes in der Ersetzung des empirischen durch das rational-wissenschaftliche Verfahren; als das materiale Grundprinzip stellt er die Tendenz zur praktischen Emanzipation von den Schranken des Organischen hin: „das bedeutet Ersatz der Natur durch die Kunst, der lebendigen durch die tote Natur, des Persönlichen durch das Sachliche, der Qualität durch die Quantität". Das technische Können wird objektiviert; die Zufälligkeiten seines Bestandes und seiner Vermehrung werden beseitigt, auch die der Ausführung verschwinden allmählich. Der Arbeitsprozeß wird von der qualitativen Beschränktheit alles Organischen, aber auch von den Schranken der quantitativen Leistung emanzipiert, die in der körperlichen Beschaffenheit organischer Individuen gegeben sind. Emanzipation von Raum und Zeit in sonst ungeahntem Maße ist eine der Folgen; die Basis für das gesamte technische Können wird verbreitert. „Die Produktion wird jetzt eine Synthese beliebiger Stoffe und Kräfte, wie sie für menschliche Zwecke geeignet sich darbieten." — Wir finden uns hier einer Reihe von wichtigen Verallgemeinerungen sozialphilosophischen Charakters gegenüber; und ich selber darf mich freuen, darin eine selbständige Ausführung von Gedanken wiederzufinden, deren Schemata auch in meinen eigenen Schriften angelegt sind. Freilich haben diese theoretischen Ausführungen für das Verständnis der heutigen deutschen Volkswirtschaft unmittelbar keine größere Bedeutung als für jede andere; mittelbar aber doch eine besonders große, weil in Deutschland die mit der Entwickelung der Technik untrennbar verbundene kapitalistische Entwickelung besonders intensiv gewesen ist. Sombart hat darum den besonderen Bedingungen, die sich eben in Deutschland für diese Entwickelung darboten, eine Reihe von Erörterungen gewidmet, die dem Kapitel über die Technik vorausgehen. Mit der Technik zusammen nennt er diese aber die „Elemente" des neuen Wirtschaftslebens, nämlich (Kap. 4) die treibenden Kräfte, (Kap. 5) das Land, (Kap. 6) das Volk, (Kap. 7) das Recht. Diese Kapitel, von denen eines den Lesern der ersten Nummer dieser Zeitschrift schon bekannt geworden ist, sind nicht nur durch die freie und flotte Schreibart unterhaltend, sie tragen auch durch ihren Inhalt das Gepräge ursprünglichen, kraftvoll begreifenden Denkens. Freilich treten hier Mängel hervor, auf deren Ursachen meine Vorbemerkungen hinweisen. Sombart redet von „Deutschland": „Mittelmäßigkeit" ist ihm das Kennzeichen deutscher Landschaft und deutschen Klimas,

Digitized by Google

„Dürftigkeit" das Kennzeichen deutschen Bodens. Der Begriff „deutsch" bestimmt sich hier — wie das denn wohl auch nicht anders sein kann — nach den Grenzen des heutigen deutschen Reiches. Da müssen wir uns aber doch erinnern — die es noch wissen, sind sicherlich sehr wenige — daß das „Großherzogtum" Posen und die preußische Provinz Preußen, umfassend Ost- und Westpreußen, vor 1866 zu Deutschland nicht gerechnet wurden, wenn auch in diesen Landen echt deutsche Kolonisten in großer Menge ansässig waren, wenn auch der Sprache nach in Preußen das Deutschtum damals wie heute weit überwog, wogegen denn freilich auch von Schlesien, Pommern, selbst von Brandenburg Volksteile zu rechnen sind, die ihre slawische Abkunft auch heute noch durch ihre Muttersprache bezeugen. Und doch zieht Sombart gerade sein Preußen (alten Bestandes) für die Charakteristik des deutschen Bodens in erster Linie heran: dort fand Meitzen einen Anteil von über $^2/_5$ sterilen Bodens an der Gesamtfläche. „Etwas günstiger mag das Gesamtbild des ganzen Deutschen Reiches sich gestalten; viel günstiger auch wohl kaum." Ich denke doch: ziemlich viel günstiger. Freilich, was heißt hier: viel oder wenig? Die Agrarstatistik läßt uns im Stiche. In der Hauptsache hat freilich Sombart recht: unser Reichsgebiet ist, was die Ergiebigkeit seiner Ackerkrume betrifft, reich an armen, und arm an reichen Gegenden. In jedem Gebiete freilich ist das Beste selten. Ist aber die Ergiebigkeit der Ackerkrume allein von Bedeutung für den natürlichen Reichtum eines Landes? Sombart spricht unmittelbar, nachdem er geschildert, wie die Natur unser Land „stiefmütterlich mit Boden- und Klimagaben" bedacht habe, von den „reichen Schätzen an Steinkohlen und Eisenerzen, die Deutschlands Boden in seinem Schoße birgt". Gehören diese Schätze nicht zu den Bodengaben, deren sich ein Land erfreut? Freilich die Steinkohle hat lange in der Erde geruht, ohne die ungeheure Bedeutung zu ahnen, die sie in unserm Zeitalter erlangen sollte. Aber es gibt doch schon aus dem 13. Jahrhundert ein Büchlein, das bei Vergleichung der natürlichen Vorzüge des englischen mit denen des französischen Landes, den englischen Kohlenreichtum zuversichtlich in die Wagschale legt, um ein gut Teil der Herrlichkeiten Frankreichs aufzuheben. Und das Eisen ist doch, nachdem man einmal gelernt hatte, Schwerter und Pflüge zu schmieden, den Menschen so notwendig gewesen, wie die Brotfrucht selber, weil unersetzliches Mittel zu deren Gewinnung, wie zur Behauptung oder Eroberung

Digitized by Google

des Grundes, worauf sie wächst. Eben darum gehört ja auch das Eisen in allen Gestalten zu den ersten wertvollen Gegenständen des Handels. Frühzeitig verdichtet sich um die Stätten der Erzgewinnung die Volksmenge. Metallreichtum macht einen Boden um so kostbarer, jemehr Kultur ringsum entwickelt ist; freilich edle Metalle vor allen. Zum Reichtum des alten Deutschlands (vor 300 bis 500 Jahren) gehörten in erster Linie seine Silberbergwerke. Sombart hält die des heutigen Reiches ebensowenig der Erwähnung wert, wie dessen Kupfer- und Nickelerze; nur den Besitz an Kalisalzen erwähnt er außer Kohle und Eisen in diesem Zusammenhange. Wir verstehen es vollkommen, wenn wir bemerken, daß er erklären will, warum die deutsche Volkswirtschaft „eine so entschiedene Schwenkung zur gewerblichen Tätigkeit *während des letzten halben Jahrhunderts* unternommen hat". Am Ende meint er aber, nachdem er noch als gute Eigenschaft des Landes seine „Wegsamkeit" hervorgehoben, daß „die natürlichen Bedingungen eines Landes doch nur in beschränktem Umfange diese Volkswirtschaft zu beeinflussen vermögen"; die Menschenfaust sei es, freilich die von menschlichem Geist geleitete, die „gleichsam aus dem Nichts" ein großes Reich geschaffen habe; denn „trotz der paar Kohlen-, Eisen- und Kalisalzlager" bleibt unsere liebe Heimat doch ein armseliges Land! „Della potenza della Alamagna alcun non debbe dubitare, perche abbonda di huomini, di ricchezze e di armi" (An der Macht Deutschlands kann niemand zweifeln, weil es Überfluß hat an Menschen, an Reichtümern und an Waffen) schrieb vor 100 Jahren Niccolo Macchiavelli (Ritratti delle cose della Alamagna: Opere ed. 1550 III p. 102). Das Wort könnte füglich heute wiederum geschrieben werden. War etwa auch das damalige Deutschland von Natur ein armseliges Land? —

II.

Also das Volk! Folgen wir hier den Untersuchungen, die auf das besondere Problem zugespitzt werden, in welchem Umfange das deutsche Volkstum die Anforderungen erfülle, die „das kapitalistische Wirtschaftssystem" einerseits an Unternehmer, andererseits an die Arbeiterklasse stelle. Die Fähigkeit zum Kapitalismus sei den Deutschen mit allen Europäern gemeinsam. Den *nordischen* Völkern sei aber eine physiologische *Frische* eigen, die sie vor den südländischen auszeichne und einmal in größerer körperlicher Leistungsfähigkeit, dann aber auch in stärkerer Fruchtbarkeit zu-

Digitized by Google

tage trete (das zweite halte ich nur sehr bedingter Weise für richtig). Durch die rasche Vermehrung werde in den wohlhabenden Schichten die Neigung zum Erwerb und die wirtschaftliche Spannkraft rege erhalten; vor allem aber befördere sie die Überschuß-Bevölkerung und damit das Objekt kapitalistischer Organisation. Das spezifische Talent des deutschen Volkes für den Kapitalismus findet nun Sombart — wie die Leser des genannten Artikels sich erinnern — in unserem ausgesprochenen Mangel an sinnlich-künstlerischer Veranlagung. Eine sehr auffallende, Widerspruch erregende Behauptung! Wie wird sie dargetan? Durch unsere starke ethische Veranlagung, die den Revers des unkünstlerischen Wesens darstelle, seien wir zunächst geborene Beamte (der Beamte also typischer Kapitalist? oder der Kapitalist von Natur berufen zum Beamten?); sodann sei es das Talent zum „Teilmenschen", das uns auf wissenschaftlichem Gebiete zum Siege verholfen habe, aber auch im sozialen Leben als Talent zur Kooperation sich überaus nützlich erweise. Hier erscheine das Pflichtgefühl als Disziplin, wozu die Kunst des Ordnens gehöre wie die des Sichunterordnens, beide höchst wichtig für das Wirtschaftsleben, zumal in einer Zeit, da es immer kompliziertere Formen der Organisation ausbilde. Diese „Tugenden" freilich seien uns Deutschen künstlich anerzogen; der militärische Drill erweise sich als industrieförderndster Faktor. — Es ist ein Verdienst Sombarts, daß er der psychologischen, anthropologischen Seite der wirtschaftlichen Entwickelung sein Augenmerk zuwendet. Er weiß selber, wie dunkel und verworren das Gebiet seiner Natur nach ist. Wir werden ihm nicht vorwerfen, daß seine Versuche es aufzuhellen, nicht durchweg gelungen sind. Die Begabung für den Kapitalismus soll die Europäer auszeichnen. Und doch waren von altersher die Semiten, also Orientalen, durch ihren Geld- und Handelssinn berühmt — und berüchtigt. In seiner weiteren Ausführung weist Sombart selber auf den Einschlag jüdischer Elemente in unserm Volkstume hin und schreibt ihm einen Einfluß von ganz ungeheurer Tragweite auf die Gestaltung unseres Wirtschaftslebens zu; er stellt mit Geist und in unbefangenster Weise dar, wie sehr gerade die spezifisch kapitalistischen Züge des Wirtschaftslebens „dem jüdischen Charakter adaequat sind". Hier muß ich aber auf eine organische Schwäche in Sombarts System, von dem uns die Grundzüge in den 2 Bänden seines Werkes „Der moderne Kapitalismus" vorliegen, aufmerksam machen. Kapitalismus, moderner Kapitalismus, kapitalistisches Wirtschaftssystem bedeuten ihm ein

Digitized by Google

und dasselbe; meinetwegen. Nun unterscheidet er fünf Arten der kapitalistischen Unternehmung, als die fünfte und „wichtigste“ die Produktions-Unternehmung. Diese Art ist aber so sehr die wichtigste, bezeichnet so sehr den modernen Kapitalismus, der sich so gewaltig gegen allen früheren abhebt, daß er zuweilen *nur* an sie denkt, wenn er vom Kapitalismus im allgemeinen spricht. Dann ist ihm „eine hervorstechende Eigenart des kapitalistischen Wirtschaftssystems“ die scharfe Trennung in Unternehmerklasse und Lohnarbeiterklasse, und die natürliche Befähigung für den Kapitalismus bedeutet ihm *dann* Befähigung für das Unternehmertum einerseits, für das *Lohnarbeitertum* andererseits. Nun will er aber ohne Zweifel *nicht* sagen, daß dem Juden eine besondere Begabung für die Tätigkeit des *Fabrikarbeiters* eigen ist. Und wo von der Fähigkeit zum Kapitalismus die Rede ist, deren „alle Europäer“ teilhaftig seien, wird jene schlechtweg erklärt als Fähigkeit, „die schrankenlose Bahn des *Gelderwerbes* zu betreten“. Und, wie aus der ferneren Ausführung sich ergibt, wird hier, wenn nicht ausschließlich, so doch ganz besonders an die Produktionsunternehmung als höchste Form des Kapitalismus gedacht. Soll nun auch der Jude als gerade *dafür* hervorragend begabt charakterisiert werden? Im Gegenteil. Alle Merkmale, die Sombart anführt, bezeichnen den klugen, zähen, energischen und rücksichtslosen *Kaufmann*, den Spekulanten, den Bankier. Ausdrücklich weist auch Sombart darauf hin, daß die Beteiligung der Juden „in der Produktionssphäre“ bei weitem nicht so stark ist, wie im Geld- und Warenhandel. Es sei ersichtlich, daß in Landwirtschaft und Industrie, „auch wo sie schon kapitalistisch organisiert sind“, „doch noch in weiterem Umfange eine Beziehung zu den konkreten Gütern, die erzeugt werden, sowie zu den lebendigen Menschen, die sie erzeugen, bestehen bleibt, während im Geldhandel ausschließlich, aber auch im Warenhandel, diese konkrete Bestimmtheit entfällt“. Und er resümiert diese Betrachtung dahin: „*Je reiner* also kapitalistisches Wesen im Wirtschaftsleben sich durchsetzt, desto mehr Spielraum erhält die jüdische Eigenart.“ Die Worte „je reiner“ betone ich stark. Es wird damit zugestanden, daß es *Grade* des Kapitalismus gibt, zugestanden, daß der Kapitalismus überhaupt keine Wirklichkeit ist — für das begriffliche Denken! — sondern eine Idee ist, an der wir die Wirklichkeit messen. Zugestanden, daß das kapitalistische System in der Produktionssphäre aus Ursachen, die in dessen Wesen liegen, minder rein als in der Sphäre des Handels sich entfaltet. Ja es wird ausdrücklich sogar, und

Digitized by Google

sogar vorzugsweise der Detailhandel als in höherem Grade kapitalistisch — seinem Wesen nach — dargestellt! Das sind aber Gedankenelemente, die ich sonst in Sombarts System vermisse. Der Kapitalismus ist ihm sonst etwas Absolutes, etwas, das da ist oder nicht da ist, das in einem Zeitalter fehlt, in dem andern vorhanden ist: er beschreibt ausführlich den „vorkapitalistischen Handel", den „Handel als Handwerk", er hält sich für berechtigt, daraus, daß die Erkenntnis der „Selbstverständlichkeit des Zinses" so spät sich eingestellt hat, den Schluß zu ziehen, „daß Jahrhunderte, in denen das zinstragende Darlehn von Gesetzgebung und Volksgefühl verpönt war, von aller kapitalistischen Wirtschaftsweise noch keinen Hauch verspürt haben konnten". Ich denke, gerade! Gerade, weil sie diesen Hauch verspürten, suchten sie sich dagegen zu wehren und zu schützen; weil sie die rauhe Zugluft des Handelsgeistes nicht liebten, darum hüllten sie ihr Haupt in Kapuzen und verklebten Türen und Fenster. Es ist vollkommen richtig, daß der Handel sich als Handwerk verkleidete; er konnte sich in diesem Kleide bewegen, weil er noch wenig entwickelt war: versteht sich, daß es dem Kleinhandel besser paßt, als dem Großhandel, daß der Warenhandel sich mit Anstand darin bewegen kann, wenn der Geldhandel als nackter Wucher von den Gerechten verabscheut wird. Die ursprüngliche kirchliche Lehre, die noch bei den Patres stark vertreten wird, ist dem Handel ebenso feindlich, wie dem Wucher; die spätere Duldung, die den Handelsgewinn rechtfertigt als durch ehrliche Arbeit erworben, war freilich durch die geringe Stellung, die der Kaufmann im damaligen sozialen Leben in Anspruch nahm, erleichtert, aber doch auch durch die tatsächliche Ausdehnung des Handels erzwungen. Sombart hat fein dargestellt, daß und wie der Handel Italiens bis tief ins 14., der des übrigen Europa bis ins 16. Jahrhundert hinein, ein handwerkhaftes Gepräge trug. Gepräge, ganz richtig; aber das Metall ist ein anderes. Seine Natur kann der Handel niemals verleugnen. Sein Anfang und sein Ende ist Geld. Der Kaufmann (einschließlich des Geldwechslers und Darleihers) ist daher von allen Gewerbetreibenden derjenige, der am ehesten zu Reichtum gelangt; andere in dem Maße, als sie ihm ähnlich sind, als nämlich ein hoher Wert ihres Produktes schon im Stoffe enthalten ist, z. B. der Goldschmied, der Kürschner. Handel und Kapitalismus sind ihrem Wesen nach einerlei. Der Kapitalismus in der Produktionssphäre bedeutet daher, daß die Produktion zu einem reinen Handelsgeschäft wird, Mittel, nicht mehr zu einem

Digitized by Google

ihr nahen und verwandten Zweck — dem Nutzen und Gebrauchswert des Produkts, direkt oder indirekt dem Produzenten selber zugute kommend — sondern zu einem ihr fernen und fremden Zwecke: Vermehrung einer wirklichen oder gedachten Geldsumme, des Kapitals. Daß auch hier die Wirklichkeit fließend ist, liegt auf der Hand. — Wohin zielt aber dies alles? Sombart hat die Frage nach der Begabung für den Kapitalismus aufgeworfen. Er findet sie besonders scharf hervortretend bei den Juden. Nun ist Kapitalismus im Handel und Kapitalismus in der Produktionssphäre dem Begriffe nach gleich. Empirisch aber ist der Kapitalismus in dieser minder rein durchgesetzt. Daraus folgt, daß für die Produktion, auch für die kapitalistische, noch eine andere Begabung als die für den Handel mitwirken muß. Sombart übersieht dies nicht, aber es kommt in seiner Theorie zu keiner Geltung, denn nur als spezifisches Talent zum Kapitalismus führt er das Talent zum Teilmenschen, zum Spezialistentum, zur methodischen Naturwissenschaft vor. „Diese überragende Stellung namentlich in den Naturwissenschaften und den damit verwandten technologischen Fächern hat nun aber wiederum einen äußerst förderſamen Einfluß auf die Gestaltung des Wirtschaftslebens ausgeübt. Wir haben heute die besten Chemiker, die besten Ingenieure, was ersichtlich uns einen gewaltigen Vorsprung auf industriellem Gebiete verschafft." Die Befähigung für Chemie und für praktische Mechanik interessiert hier nur, sofern sie Exempel des Talents zum Teilmenschen gibt, und dieses soll zu den Gaben gehören, die uns so ganz besonders geeignet machen, gerade während der Herrschaft des kapitalistischen Wirtschaftssystems zu Macht und Reichtum zu gelangen. Offenbar wird hier aber an Chemiker und Ingenieure als dienende Glieder eines industriellen Organismus, vielleicht als Leiter, aber nicht als die kapitalistischen Unternehmer eines solchen gedacht. Erfahrungsmäßig spielen aber gerade auch als *Unternehmer* die Chemiker und Ingenieure eine große Rolle. Die wissenschaftlich-technische Begabung ist zugleich eine Begabung für die kapitalistische Produktion, sofern und solange als diese noch etwas mehr ist als ein bloßes Handelsgeschäft, nämlich — was dem Begriffe nach das Gegenteil des Handels ist — eine Art der zweckmäßig schaffenden *Arbeit*. Ob nun dem Juden *diese* Begabung fehlt? Ohne Zweifel die wissenschaftliche Begabung *nicht*; von der technischen wird man es mit Grund behaupten dürfen. Manuelle Geschicklichkeit wird man ziemlich selten, praktische Sinnigkeit noch seltener in Israel

Digitized by Google

finden; bedeutende Erfinder hat es wohl äußerst wenige unter ihnen gegeben. In dem Namenregister zu Karmarsch' Geschichte der Technologie, die freilich nur bis 1870 geht, kommt unter ca. 3200 Namen kaum ein semitischer vor. Indessen würde ich doch großes Bedenken tragen, diesen Ausfall auf einen Mangel der eigentlichen Naturanlage zurückzuführen. Die eigentlichen Naturanlagen sind mehr oder weniger allgemein; alles besondere hängt von den Umständen, von ihrer Ausbildung ab. Ich schreibe angeborenen Gaben eine sehr große, noch unermessene Bedeutung zu, und bin weit davon entfernt, natürliche Befähigung etwa für Musik oder eine andere Kunst zu leugnen. Aber man wird nicht mit Recht von natürlicher Anlage zum Klavierspiel sprechen, es sei denn insofern, als auch sie, außer der musikalischen, allgemeiner Natur ist und etwa Elemente der Seele bezeichnet, die einer bedeutenden Gelenkigkeit der Hand und der Finger entsprechen mögen. Ebenso scheint es mir sehr gewagt, eine Naturanlage für den Handel, und gar für den Kapitalismus schlechthin, zu behaupten. Das ist auch Sombarts eigentliche Meinung nicht, sondern er will auf Eigenschaften hinweisen, die ihren Trägern im entwickelten wirtschaftlichen Wettstreit, also im kapitalistischen Konkurrenzsystem, zugute kommen. Dagegen ist nichts zu sagen, als daß diese als Rassen- oder richtiger Stammesmerkmale keine sehr erheblichen Unterschiede zwischen den Kulturvölkern ausmachen. In viel weiterem Umfange gilt, daß die sozialen Verhältnisse, die Lebensbedingungen, die Reize zur Nachahmung und Nacheiferung den durchschnittlichen Menschen bestimmen und zu dem machen, was er wird. In jeder Stadt, an jeder Landstraße, bildet sich der Handelsgeist aus; die Gelegenheit reizt, überredet, verführt und gewöhnt: Wirkungen, die nicht jeder in gleicher Stärke erfährt, aber sicher unter Vielen Einige in hinlänglicher Stärke. Was zunächst vielleicht ungern geleistet wird, wird schon gerner wiederholt, wenn das Ergebnis, der Lohn, der Gewinn einmal gekostet wurde; bald macht Übung auch das Unangenehme erträglich, Erinnerung läßt es in einem erfreulichen Ganzen (der Bereicherung) verschwinden. Schon der bloße Tausch, daher alle wirtschaftliche Tätigkeit, sofern sie zum Anbieten von Produkten oder anderen Gegenständen des Sondereigentums Gelegenheit und Veranlassung gibt, erzieht das spezifisch egoistische Denken und Handeln, d. h. ein Denken und Handeln, das in friedlichem Verkehr gegen das Interesse des Anderen gleichgültig, eventuell feindlich ist, des Konkurrenten wie des Tauschgegners. Vollends der Handel! angetan mit

Digitized by Google

dem natürlichen Doppelgesichte des Käufers und Verkäufers! Und hierin liegt der Vorteil des Fremden, dem ohnehin der Handel natürlicher ist, denn vom Handel ist — zumal von seinem ursprünglichen Betriebe — das Reisen untrennbar, und der Reisende wird in der Regel doch nur an einem Platze zu Hause sein. Dem Fremden wird jene Gleichgültigkeit von vornherein leichter, er braucht sich um den Widerwillen dagegen weniger zu bekümmern, auch die Hemmungen des eigenen Gewissens, der Furcht vor Nachrede und Mißtrauen sind da, wo man es nicht mit Blutsfreunden, Nachbarn, Religionsgenossen zu tun hat, notwendiger Weise schwächer. Der Fremde wird also als solcher schon sein, was Sombart als besonderen Zug des jüdischen Wesens anmerkt: skrupellos; ich sage lieber skrupelloser als andere. Er wird die Mittel, deren er sich bedient, seinem Ziele und Zwecke, und nicht dem Gefallen und Geschmack der andern anpassen. — Dies, meine ich, ist Begabung für den Kapitalismus, deren Keime mithin, mehr oder minder lebensfähig, im Kopf und Herzen jedes Menschen, zumal jedes Mannes liegen; es kommt nur auf die Umstände des Ortes und der Zeit an, wo, wann und wie sie sich entwickeln. Wenn einmal das Geld und sein Wert bekannt sind, so wird das Trachten danach nicht auf sich warten lassen. Wer dem Lotto am nächsten wohnt, wird am ehesten den Einsatz wagen. Wer im Handel schon geübt ist, wer ihn rings um sich sieht, wem der Glanz des Gewinnens in die Augen fällt, wer durch Väter und Vettern darauf als auf den natürlichen Weg zum irdischen Glücke hingewiesen wird, vollends wer ein Geschäft zu erben oder zu erheiraten Aussicht hat, der findet selten Ursache, sich zu sträuben. Die Begabung? nun, in einigem Maße pflegt sie mit allen diesen Momenten zusammenzuhängen; aber die für den Erfolg sehr wesentliche Begabung, Glück zu haben, besitzt am Ende jeder (oder vielmehr: wir nennen sie nur spottweise Begabung); und im übrigen wird gerade der durchschnittliche Verstand erfordert, den der menschliche Selbsterhaltungstrieb regelmäßig ausbildet. Ein Mehr kann sehr nützlich sein — in der Geschäfts-, wie in den meisten andern Karrieren. Aber oft ist auch der Kluge allzu bedenklich, und oft verführt die Klugheit auch dazu, „andere" Interessen zu haben. Auf jeden Fall ist die moralische Schwierigkeit nützlicher für den Erfolg, als alle Gescheitheit. Sehr wenig kann ich auch — um endlich darauf zurückzukommen — von Sombarts Behauptung halten, der Mangel an sinnlich-künstlerischer Veranlagung begründe unsere, der Deutschen, Befähigung zum Kapi-

Digitized by Google

talismus. Die Tatsächlichkeit dieses Mangels scheint er für unbestreitbar zu halten. Wenn anstatt Mangel gesetzt wird „relative Schwäche“ und das Wort „sinnlich“ zweimal unterstrichen wird, so lasse ich es gelten. Für Sombart ist aber sinnlich-künstlerisch = künstlerisch überhaupt. Er spricht uns also jegliche künstlerische Begabung ab. Ihm ist der Südländer schlechthin künstlerischer Mensch, der Nordländer schlechthin unkünstlerischer Mensch. Das ist völlig unhaltbar. Auch jene Gleichsetzung ist durchaus unrichtig. Die Einbildungskraft ist es, die den Künstler macht, und sie ruht mindestens eben so sehr in den Tiefen des Geistes, als auf den Oberflächen der Sinne. Und erfüllen etwa die „bildenden“ Künste allein das Wesen der Kunst? Daß für jene der Italiener in viel höherem Grade begabt ist als der Deutsche und gar als der Engländer, ist offenbar. Aber auch der Franzose und der Spanier als der Niederländer? In der Plastik haben beide letztgenannte Nationen sich nicht ausgezeichnet, die Deutschen aber weit mehr als die Franzosen. Und unter den Bildhauern neuerer Zeit wird man doch dem Isländer Thorwaldsen entschiedenen Vorzug geben vor dem Oberitalienер Canova. Auch mit dem, was an Sombarts Satz richtig ist, dürfte wenig gewonnen sein. Das starke Pflichtbewußtsein sei die Kehrseite des Mangels an Aesthetismus. Dadurch, und folglich durch eine starke ethische Veranlagung rage der Deutsche hervor. Gesetzt, es verhalte sich so mit dem enormen Pflichtgefühl — folgt denn wirklich daraus, daß es auf Anlagen wesentlich zurückzuführen sei? Ist es nicht etwa dem größten Teil seines Bestandes nach Ergebnis der Erziehung, diese im weitesten Sinne verstanden, individueller und sozialer, historischer und fortwährender? „Das Pflichtgefühl erscheint hier als Disziplin“ sagt Sombart etwas später. Wie, wenn es in der Hauptsache überall nichts anderes wäre? Haben nicht einst die alten Römer, mitten im Lande des Piacere, sich dadurch ausgezeichnet? Können nicht auch die Spartiaten, die Männer von Thermopylä, davon mitsprechen? Wenn bei den Joniern die Strammheit und Gravität schwächer war, so hören wir doch, daß auch bei diesen am meisten typischen Hellenen die Hingebung und Aufopferung für die Vaterstadt als selbstverständlich galt. „Allen diesen Diensten unterziehen sie sich mit Mühsalen und Gefahren ihr Leben lang; und sie genießen gar wenig was sie haben, weil sie immer erwerben wollen — ein Fest sehen sie nur darin, die Pflicht zu erfüllen, und halten ebenso sehr tatenlose Ruhe als mühevolle Arbeit für

Digitized by Google

eine Plage," so läßt Thukydides die üppigen Korinther von den Athenern sagen. Waren etwa auch die Athener unkünstlerische Menschen? Sicherlich treten ethische und ästhetische Willensrichtungen oft weit auseinander und wider einander; aber sie gehören doch zusammen und sind im Grunde innig verwandt, in beiden gibt sich kund, was ich den Wesenwillen des Menschen genannt habe. Ohne ein hohes Pflichtbewußtsein wird auch die hohe Kunst nicht gedeihen; auch in der scheinbar so antiethischen Renaissance gehörte der sittliche Ernst, die Treue und Redlichkeit, die Gewissenhaftigkeit zu den Geheimnissen ihrer liebevollen Pflege und Übung. Den Heroen der Kunst fehlten diese Eigenschaften sicherlich nicht. Überraschend finde ich dagegen, daß gerade das Pflichtbewußtsein spezifisches Talent zum Kapitalismus darstellen soll. Auf der andern Seite lehrt doch Sombart, daß in dem Maße, als (mit dem Kapitalismus) die reine Geschäftsmoral zur ausschließlichen Geltung gelangt, eine Rasse im Vorteile sei, die in besonders hohem Maße Fähigkeit zu eigennütziger Gesinnung habe, die skrupellose Rasse, die sich also eben nicht durch Pflichtvorstellungen hemmen läßt. Nun verkenne ich doch keineswegs, daß auch in der anderen Bemerkung einige Wahrheit enthalten ist. Zwar verstehen wir die emsige Tätigkeit in eigenem Interesse, für den eigenen Vorteil, nicht eben als Pflichterfüllung. Und selbst die Pflichterfüllung geschieht weit überwiegend aus interessierteren Beweggründen, als aus Pflichtgefühl und Pflichtbewußtsein. Auch denkt Sombart hier in erster Linie an Beamte, also — so wichtig auch die Rolle von Privatbeamten in großen Betrieben ist — doch nicht an die typischen Figuren des kapitalistischen Geschäftes; freilich schreibt er auch diesen — dem größten Unternehmer, wie dem letzten Tagelöhner — eine „durch nichts von ihrem Ziele abzubringende Gewissenhaftigkeit" zu (den deutschen). Die Wahrheit ist, daß moralische Beweggründe und moralische Anlagen (zweierlei!) auf jede Art von Arbeit und Mühewaltung fördernd, erleichternd, verbessernd einwirken, darum auch auf alle wirtschaftliche Tätigkeit, so sehr auch für diese das eigene Interesse maßgebend ist, darum auch auf die kapitalistische Tätigkeit, oder auf die Tätigkeit im Dienste des Kapitalismus. Es ist also nicht etwas, was für Kapitalismus charakteristisch wäre, sondern was im Kapitalismus sich bewährt und sich erhält — fügen wir hinzu, gegen den überwuchernden Egoismus und Leichtsinn mühsam genug sich erhält. Daß aber im allgemeinen die wirtschaftlichen Tugenden — und darauf zielt doch unser

Digitized by Google

Autor — bei den Bewohnern des heutigen deutschen Reiches oft und in starken Ausprägungen angetroffen werden, will ich nicht in Zweifel ziehen; so schwer es auch angesichts vieler Erfahrungen wird, ein so günstiges Urteil aufrecht zu erhalten, überhaupt aber zu einem allgemeinen Urteil darüber sich zu verstehen.

[Fortsetzung.]

Erziehung zur Selbständigkeit.

Von Laura Frost.

Es klingt vielleicht wunderbar, wenn man verlangt, daß eine junge Frau, der ihr erstes Kindchen in den Arm gelegt wird, gleich den Plan fix und fertig haben soll, wie sie dasselbe erziehen will. Wahrscheinlich wird sie sich gar keine Gedanken darüber machen, sondern nur von dem Gefühl des Dankes erfüllt sein zu Gott, der ihr das Leben erhielt und ein zweites Leben dazu schenkte. Woher sollte ihr auch bei ihrer Jugend die pädagogische Weisheit kommen, die doch auf Beobachtungen und Erfahrungen gegründet ist! — Allerdings, sie steht trotz der guten Schule, die sie besucht hat, trotz der vorzüglichen Ausbildung, die sie auch späterhin erhalten hat, vollständig unvorbereitet ihrer höchsten Lebensaufgabe gegenüber, Erzieherin ihres Kindes zu sein, und es ist sehr mißlich, erst dann mit dem Lernen beginnen zu müssen, wenn das Leben schon das Resultat dieses Lernens verlangt. Unsere Mädchenschulen sollten Erziehungslehre in ihren Lehrplan aufnehmen! Auch den Schülerinnen, die später nicht heiraten, käme das zu gute. Denn das weibliche Geschlecht hat überall Gelegenheit, erzieherisch einzuwirken; in den meisten Fällen aber wird dies von ihm gefordert. Unter den heutigen Verhältnissen hängt die Erziehung des Kindes in den weitaus meisten Familien von dem gesunden Menschenverstande der jungen Mutter ab und von dem Schatze an Liebe, den ihr Herz für das Kind hat.

Digitized by Google

Welches ist denn das große Ziel, das die Erziehung erreichen möchte?

Die Entwickelung der Persönlichkeit zu innerer und äußerer Selbständigkeit — das ist dies Ziel.

Innere und äußere Selbständigkeit! — Wie klingt das so einfach, und wieviel ist darin enthalten! — Die ganze geistige und sittliche und praktische Ausbildung, die ganze Charakterentwickelung, die ganze Persönlichkeitsgestaltung des werdenden Menschen! — Und wie unbekannt ist mancher Mutter der Weg, auf dem sie der Lösung dieser Aufgabe nahe kommen kann!

Wenn man ein Kind zur innern Selbständigkeit führen will, so ist dazu ganz zuerst notwendig, daß man es denken lehrt. Es ist etwas Schönes um den Autoritätsglauben, der in frühern Zeiten die Erziehung so bedeutend vereinfachte und erleichterte. „Vater oder Mutter hat's gesagt," — das Wort genügte, um nicht nur unbedingten Gehorsam zu erzielen, sondern um auch im Vertrauen auf der Eltern Besserwissen die Ansichten des Kindes den ihren gleich zu formen und die Ereignisse des Lebens in der Auffassung der Eltern zu sehen. Aber die Zeiten haben sich geändert. Die komplizierten Verhältnisse des heutigen Lebens führen so viele schwierige Fragen und Konflikte mit sich, daß auch der kluge Erwachsene sich oft zweifelnd überlegt, ob er die richtige Entscheidung getroffen habe. Es ist daher bei den denkenden Vätern und Müttern selbst der Glaube an ihre Unfehlbarkeit nicht mehr vorhanden, und dieser allein, d. h. das Bewußtsein, von dem Kinde das absolut Richtige immer zu verlangen, war es doch, der ihren Worten eine solche Macht und dem Kinde eine solche vertrauende Unterordnung geben konnte. Dazu wird auch das Kind durch seine Umgebung von dem Fragen und Forschen des Zeitgeistes beeinflußt, und so ist es Tatsache, daß nicht nur pflichttreue Eltern sich über die Gründe ihres Tuns Rechenschaft ablegen, sondern daß auch das Kind ihnen überall mit der Frage: „Warum?" entgegentritt.

Es liegt nichts Unrechtes in dieser Frage. Sie muß harmlos aufgefaßt und harmlos beantwortet werden, dem Verständnis des Kindes angemessen. Es schadet auch nichts, wenn ihm einmal ausnahmsweise die Antwort verweigert wird, wenn man ihm über das aufmerksam fragend emporgerichtete Gesichtchen streicht und sagt: „Das verstehst du noch nicht. Wenn du größer bist, dann will ich es dir erklären." Aber das darf nur ausnahms-

Digitized by Google

weise geschehen; im ganzen soll sich die Mutter über die Wißbegierde des Kindes freuen und sie in verständiger Art zu befriedigen suchen. Wie interessant ist es, die Wirkung solcher kleinen Erklärung zu beobachten! Oft versteht sie das Kind sofort, sie entspricht ganz dem, was es unklar selbst meinte. Dann atmet es ganz erleichtert auf und spielt fröhlich weiter, und ein andermal, da sitzt es so gedankenschwer, die Augen in unbestimmte Fernen gerichtet — da müht es sich, die Worte der Mutter für sein Verständnis zurechtzulegen und sie zu begreifen. So lernt das Kind die Befehle der Mutter verstehen und *lernt denken*. Alle Eltern müßten sich vornehmen, dem Kinde auf seine Fragen *stets* mit der *Wahrheit* zu antworten. Sie schaffen dadurch in des Kindes Seele einen festen Glauben an sie; nicht den Glauben an ihre Unfehlbarkeit, aber den viel besseren Glauben an ihre Zuverlässigkeit. Dadurch entsteht ein Vertrauen, das die Eltern beglückt und dem Kinde ein Halt ist durch die Zeiten seiner Entwickelung.

Es ist unstreitig viel leichter, sich dem Willen eines andern unterzuordnen, als selbst zu denken, um zu einem verständigen Entschluß zu kommen. Und doch ist solche Selbsttätigkeit durchaus zu erstreben. Denn jeder Gedanke, den das Kind selbst gewinnt, ist ein Fortschritt zu der Selbständigkeit, die es braucht, um sich später in dem großen Kreise seiner Lebensgenossen und gegenüber allen Schicksalsschwankungen zu behaupten. *Wenn das Kind die Beweggründe versteht, weshalb die Mutter ihm dieses befiehlt und jenes verbietet, so wird es leicht dadurch zur Selbstzucht geführt*, die das schönste Resultat kindlichen Nachdenkens ist.

Sie ist sehr niedlich, die Geschichte von dem kleinen neunjährigen Mädchen, das mit den Rechenaufgaben bei der Mutter saß und nach längerem Besinnen plötzlich aufstand und die Mutter umfaßte: „Ich muß dir etwas erzählen," flüsterte es. „Ich bin nicht so artig, wie du glaubst. Wenn mich die Brüder ärgern, geh ich oft in das kleine Zimmer und schließe die Tür hinter mir. Du glaubst, ich krame dann in meinem Schränkchen; ich tue aber etwas ganz anderes." „Was tust du denn?" fragte die Mutter und wollte das errötete Gesichtchen zu sich emporheben. Das Kind umklammerte sie mit seinen kleinen runden Armen. „Ich bin dann so sehr böse; da gehe ich an mein Bett und stecke den Kopf in das Deckbett und beiße hinein, und mit den Händen, da kralle ich in die Betten, — so — siehst du, und werfe sie

Digitized by Google

durcheinander. So böse bin ich," sagte es ganz traurig. „Und erst allmählich werde ich wieder vernünftig; dann mache ich alles zurecht, als wäre nichts gewesen und komme wieder zu dir zurück. Du aber weißt gar nicht, wie ungezogen ich eben war." — Der persönliche Einfluß der Mutter, das Vertrauen ist hier unverkennbar. Von einem solchen innigen Verhältnisse gehen die Begriffe des Kindes über recht und unrecht aus. Sein erstes Bewußtsein ist: was die Mutter erfreut, will ich tun — das ist recht; was der Mutter Antlitz traurig macht, will ich nicht tun — das ist unrecht. Mit kindlicher Aufmerksamkeit verfolgt es der Mutter Tun, sieht, wie sie gleichmäßig freundlich ist, auch wo sie, selbst für seine Augen erkennbar, Veranlassung zum Zorn hätte; und mit voller Deutlichkeit empfindet es, daß zum Gutsein unbedingt das Beherrschen der unedlen Instinkte gehört. Welche Freude muß es jeder Mutter sein, wenn sie solches verständnisvolle Beobachten seines Temperaments von seiten ihres Kindes erlebt, soviel eigenes Denken und eigenes Urteil! Die Mutter jenes neunjährigen Mädchens wird mit froher Hoffnung der Zukunft entgegensehen und von der so früh begonnenen Selbstzucht ihres Töchterchens die möglichst günstige Entwickelung seines Charakters erwarten können.

Ein drittes, was die Erziehung zur inneren Selbständigkeit entwickeln soll, ist das Verantwortlichkeitsgefühl. Es ist nicht gut bei jeder kleinen Sache, die man dem Kinde befiehlt, fortwährend aufzupassen und zu erinnern, damit nur alles geschieht, wie man es haben will. Man erteile lieber den Befehl und warte erst ab, ob das Kind nicht von selbst alles richtig macht. Ein Beispiel aus dem praktischen Leben: Ein zehnjähriger Knabe sollte um ein Uhr zum Mittagessen aus dem Garten ins Haus kommen. Etwas vor dieser Zeit erschien die Mutter oben am Fenster. „Fritz, du mußt jetzt kommen!" — „Ich komme gleich," war die Antwort. — „So höre doch auf mit dem Spiel!" — „Gleich, gleich!" — „Fritz, die Uhr ist schon eins!" — „Nein, Mutter!" — „Aber so höre doch!" — Der Knabe nahm seine Uhr vor: „Deine Uhr geht falsch, Mutter; es fehlen noch fünf Minuten!" Er wandte sich wieder dem Spiele zu; doch der Vater, der im Nebenzimmer Zeuge der unfreundlichen Antworten gewesen war, rief ihn mit kurzem Wort nach oben. Unwillig warf Fritz den Croquethammer fort; mit einem nochmaligen Blick auf seine Uhr und einem leichten Achselzucken schlug er den Weg nach dem Hause ein. — Wieviel un-

Digitized by Google

nütze Worte hätte die Mutter vermeiden können. Wieviel unangenehme Gefühle dazu! Jedem von ihnen war die Heiterkeit getrübt. Und warum? — Der Knabe wäre gewiß zur Zeit oben gewesen, und im schlimmsten Falle, wenn er sich verspätet hätte, wäre nachher ein ernstes Wort von Vater oder Mutter noch angebracht und wohl genügend gewesen, ihn für ein anderes Mal zu größerer Pünktlichkeit zu veranlassen. Man muß dem Kinde Vertrauen zeigen, muß voraussetzen, daß es seine Pflicht tut, daß man sich darauf verlassen kann, — man wird es dadurch eher zur Pflichttreue erziehen, als wenn man immer dahinter steht. Sage deinem Kinde immer, daß es unartig ist, und du wirst es unartig machen; behandelst du es aber so, als ob es das schon wäre, was es sein soll, so wirst du es zu dieser Höhe heraufziehen. „Wenn du etwas versprichst, mußt du es auch halten; ich muß mich immer auf dein Wort verlassen können —" solch ein Wort in ernstem, herzlichem Ton zu dem Kinde gesagt, wenn es etwas versäumt hat, hilft ihm mehr zum Besserwerden, als ein Tadel oder gar eine Strafe. Denn sein Ehrgefühl fordert von ihm, dem vollkommenen Bilde zu entsprechen, was der Erzieher in ihm erblickt. Bei größeren Kindern erweckt außerdem häufiger Tadel die Opposition und kann dann mehr verderben als nützen; anstatt der Vernunft begegnet ihm leicht der Trotz des Gescholtenen.

Auch muß das Kind schon früh, noch ehe es selbst die Erfahrung macht, zu der Erkenntnis gebracht werden, daß es dem Erzieher auch bei dem besten Willen unmöglich ist, immer gerecht zu sein, weil vieles seinen Augen verborgen ist; daß es aber einen allwissenden Richter gibt, der durch die Stimme des Gewissens zu jedem Menschen redet. Mit diesem Richter muß es in vertrautem Verhältnis stehen, seiner Stimme lauschen und ihr folgen. Wer seinen inneren Richter zufrieden stellt, hat einen festen Halt in sich. Das Kind zu dieser inneren Selbständigkeit zu führen, ist die höchste sittliche Forderung der Erziehung. Dann wird auch der erwachsene Mensch den Reichtum des Lebens in der eigenen Brust suchen und nicht außerhalb seiner Persönlichkeit.

Unter innerer und äußerer Selbständigkeit ist keineswegs die Sicherheit des Benehmens verstanden, die im täglichen Leben bei kleinen Entschließungen zu Tage tritt und die das Resultat der Gewöhnung oder individueller Anlage ist. Sondern innere

Digitized by Google

Selbständigkeit ist jene Sicherheit und Festigkeit des Willens, die durch eigene Überlegung gewonnen sind und unentwegt alle Konsequenzen seines Tuns auf sich nehmen, und äußere Selbständigkeit ist die Unabhängigkeit der sozialen Lebensstellung und die Fähigkeit sich mit den gegebenen Verhältnissen einzurichten.

Die Erziehung zu dem letztgenannten Ziele ist eine nicht zu unterschätzende Aufgabe. Heutzutage lebt die Mehrzahl der Menschen über ihre Verhältnisse, und es ist daher sehr wichtig, daß die Erziehung mit allen Kräften und Mitteln diesem Fehler zu steuern sucht, der zur dauernden Unbefriedigtheit und bei besonders gewissenhaft veranlagten Naturen zu schweren Konflikten führt. Die Kunst, mit Geld umzugehen und sich nach der Decke zu strecken, will auch gelernt sein.

Die Erziehung hat die Aufgabe, das Kind an Einfachheit und Anspruchslosigkeit zu gewöhnen. Man muß damit so früh wie möglich beginnen, muß nicht auf besondere große Veranlassungen warten, sondern bei dem kleinen Kinde mit kleinen Sachen den Anfang machen. — Eine Mutter war mit ihrem dreijährigen Knaben im Badeorte. An verschiedenen Stellen daselbst wurde Obst verkauft. Jedesmal, wenn der Kleine daran vorüberging, blieb er stehen und verlangte eine Birne oder einige Kirschen. Ebenso machte er vor jedem Schokoladenautomaten Halt, und die zärtliche Mutter stellte ihn jedesmal zufrieden und war selbst glücklich, daß sie ihr Kind erfreuen konnte. — Die Handlungsweise dieser Mutter war falsch. Es kommt nicht auf die wenigen Groschen an, die sie verausgabte; aber daß sie das Kind systematisch an solche kleinen Wünsche gewöhnte, daß sie die Gelegenheit versäumte, es auf etwas verzichten zu lehren, das war das Verhängnisvolle.

Neben der Gewöhnung zur Anspruchslosigkeit durch den Erzieher muß das Kind auch selbst zur Beschränkung seiner Wünsche angeleitet werden dadurch, daß man ihm die Möglichkeit gibt, im Rahmen eigener Mittel sich einzelne derselben zu erfüllen. Das Kind muß Taschengeld bekommen und auch schon möglichst früh. Viele Eltern, meistens gerade die sehr sparsamen, die den Wert des Geldes hoch schätzen, halten es für unrecht, dem sechsjährigen Knaben oder Mädchen schon Geld zu geben. Sie meinen, das sei Verschwendung, das Kind würde es für unnötige Sachen ausgeben, und dazu wären sie nicht in der Lage. Sie urteilen kurzsichtig; denn sie überlegen nicht, daß

Digitized by Google

eine unnötige Ausgabe von einigen Pfennigen eher zu verschmerzen ist und ein billigeres Lehrgeld bedeutet, als in späterer Zeit das Verschleudern von Goldstücken. Es ist eine unbestreitbare Tatsache: gelernt muß alles werden, auch das Umgehen mit Geld; je später man damit anfängt, desto größer sind schon die notwendigen Ausgaben, desto schwerer ist es, mit dem verfügbaren Gelde sich einzurichten. Nur ein ganz besonders wirtschaftlich veranlagter Mensch wird das ohne Übung verstehen; solche Naturen sind aber selten. Ein alter Spruch heißt: „Frage dich nicht, ob du etwas gebrauchen kannst; frage dich lieber, ob du es nicht entbehren kannst. Nur wenn das letztere der Fall ist, dann kaufe es dir.“ Vielleicht etwas viel verlangt; aber der Rat ist immerhin beachtenswert.

Man darf nicht fürchten, durch Erziehung zur Sparsamkeit ein Kind geizig zu machen. Geiz ist etwas ganz anderes als Sparsamkeit. Sparsamkeit ist die überlegte, verständige Einteilung der verfügbaren Geldmittel, bei der man wohl einmal irren kann, Geiz aber ist eine schlechte Charakteranlage. Kein guter Mensch ist geizig. Liebe, Freundschaft, Opferwilligkeit, Mitleid, Dankbarkeit — alle seine edlen Eigenschaften wirken zu stark dagegen; er schätzt sie alle höher ein, als das Geld.

In einer Familie, in der die Geldpraxis in dieser Weise gehandhabt wurde, gab es jedes Jahr in der Weihnachtszeit einen Abend, an dem die Mutter mit ihren Kindern die kleinen Geschenke überlegte, die von den ersparten Pfennigen für die Onkel und Tanten zu Weihnachten zu besorgen waren. Jedes Kind hatte sein Notizbuch vor sich, und die Beratungen waren äußerst wichtig und Gedanken fordernd. Dann legte die Mutter aus ihrer Kasse jedem fünfzig Pfennige zu, und diese bedeutende Summe wurde mit großer Freude begrüßt. Als die Kinder erwachsen waren, und fünfzig Pfennige bei ihren Ausgaben schon lange keine Rolle mehr spielten, erklärte die Mutter, sie wolle diesen kleinen Zuschuß, der jetzt nur noch ein Scherz sei, nicht weiter verteilen. Die Kinder aber baten sie darum. „Das gehört zu unserm Weihnachten; so lange Du lebst, möchten wir das von dir zu Weihnachten haben.“ Und sie schwelgten in der Erinnerung an ihre kindlichen Überlegungen und Freuden.

Aus solchen Kleinigkeiten läßt sich ersehen — und es liegt ein großer Trost darin —, daß es zum Glücklichsein und Glücklichmachen keiner großen Veranstaltungen und keines großen Reichtums bedarf. Ein zufriedenes Gemüt

Digitized by Google

genießt dankbar auch die kleinen Freuden des Lebens und weiß sie andern zu schaffen. Nicht Hütte oder Palast entscheiden über Glück oder Weh eines Menschen, sondern sein eigenes anspruchsvolles oder anspruchsloses Herz.

Zur Selbständigkeit ist das Kind zu erziehen auch in seinem Berufe als Schüler. Ganz entschieden ist dies ein Beruf, der erste seines Lebens, eine Vorbereitung für später. So muß die Schulzeit aufgefaßt werden. Da gibt es bestimmte Arbeiten, regelmäßige Anforderungen an die Pünktlichkeit, an das Betragen, an das Interesse des Schülers. Wie im spätern Berufsleben der Erwachsene sich ohne Hilfe eines andern mit seiner Art und Tüchtigkeit ausweisen muß, so soll es der Schüler tun, — selbständig — allein. Auch hier heißt es erst wieder lernen, von der Hand der Mutter zu diesem Ziele geführt zu werden. Mit der Gewissenhaftigkeit, die alle Erziehungsbemühungen verlangen, muß sie täglich eine bestimmte Zeit neben dem Kinde sitzen, wenn es arbeitet, muß es anleiten, seine Aufgaben gut zu erledigen und sich dann auch davon überzeugen, ob dieses geschehen ist. Während der ersten drei bis vier Jahre wird solche regelmäßige Aufsicht der Mutter nötig sein. Wenn sie dann sieht, daß das Kind in der richtigen Gewöhnung ist, wird sie allmählich eine Arbeit nach der andern ihm allein überlassen und es schließlich mit einem Wort des Vertrauens auf seine Pflichttreue aus ihrer Aufsicht freigeben. Dann hat sie nur dafür zu sorgen, daß das Kind seine nötige Zeit und Ruhe zum Arbeiten hat. Daß unbemerkt ihr Auge auch weiter über ihm zu wachen hat, um es vor Irrtümern oder dem Nachlassen seiner Pflichttreue zu bewahren, ist selbstverständlich.

Wenn man von Söhnen spricht, ist die Erziehung zur Selbständigkeit selbstverständlich. Jeder Junge muß etwas lernen, jeder Junge muß sich zu einem Berufe entscheiden. Jeder normalveranlagte junge Mann hat Sehnsucht nach einem Lebenszweck. Diese Sehnsucht ist aber nicht nur der einen Hälfte der Menschheit, den Männern, eigen, sondern liegt ebenso dringend in der Frauennatur. Unsere weibliche Jugend durchweht heute die Sehnsucht nach Arbeit. Alle jungen Mädchen wollen etwas „tun". Sie wollen zu etwas da sein in der Welt. Sie fühlen die Kraft in sich, mitzuarbeiten an dem Kulturfortschritt der Menschheit. Und sie wollen wirtschaftlich selbständig sein, um dieses sittliche Streben betätigen zu können. Pflicht der Mutter ist es,

Digitized by Google

ihre Tochter zu wirtschaftlicher Selbständigkeit zu führen. Dann wird deren Leben, auch wenn ihr Ehe und Mutterschaft versagt bleiben, kein unbefriedigtes und verlorenes sein. Im frohen Bewußtsein einer gesicherten Lebensstellung und einer nutzbringenden Tätigkeit werden sich schön und reich alle edlen Menschheitsgefühle in ihr entwickeln.

Kants Fehde gegen Lüge und Pfaffentum.

Von Adolph Kohut.

Der unsterbliche Verfasser der „Kritik der reinen Vernunft" haßte jede Unwahrheit, Scheinheiligkeit, Heuchelei, Gleißnerei und Verstellung. In seiner Lehre wie in seinem Leben galten ihm Wahrheit und Aufrichtigkeit als Grundbedingungen ethischen Daseins. „Ein Mensch, der lügt," sagt er einmal, „hat gar keinen Charakter, und hat er etwas Gutes an sich, so rührt dies bloß von seinem Temperament her." Die Wahrhaftigkeit galt ihm so viel, daß er die Behauptung aufstellte, man müsse die Aufrichtigkeit von jedem Menschen fordern können, und wenn keine Anlage für sie in unserer Natur wäre, so würde die Menschenrasse in ihren eigenen Augen ein Gegenstand der Verachtung sein müssen. In allem, was er tat, sprach, schrieb und unterließ, befleißigte er sich, so zu erscheinen, wie er war. Die jesuitische reservatio mentalis, die scholastische Spitzfindigkeit und die diplomatische Verschlagenheit waren ihm in der tiefsten Seele zuwider. „Es ist ein heiliges, unbedingt gebietendes, durch keine Konvenienzen einzuschränkendes Vernunftgebot", schreibt er, „in Anerklärungen wahrhaft ehrlich und gerecht zu sein."

Diese leidenschaftliche Liebe zur Wahrheit und Aufrichtigkeit trieb Kant soweit, daß ihm selbst Handlungen, die an sich aus guter Absicht kamen und einen guten Zweck hatten, anstößig waren, wenn sie nur einen Teil oder ihrer Form nach etwas von Un-

Digitized by Google

wahrheit an sich trugen. So war er ein abgesagter Feind aller konventionellen Kulturlügen: phrasenhafter Wünsche und Komplimente, sowie übertriebener Titulaturen. Die Lüge in allen Gestalten erschien ihm als das verächtlichste Kennzeichen des Charakters. „Das Lügen macht den Menschen zum Gegenstand der allgemeinen Verachtung und ist ein Mittel, ihm bei sich selbst die Achtung und Glaubwürdigkeit zu rauben, die jeder für sich haben sollte." Selbst die sogenannte Not- und Scherzlüge ließ er nicht gelten.

Mit flammenden Worten eifert Kant in seinem herrlichen Werke: „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" gegen Unwahrheit, Lüge und Verstellung. Aus der Fülle seiner Äußerungen seien einige wiedergegeben:

„Es kann sein, daß nicht alles wahr ist, was ein Mensch dafür hält, denn er kann irren, aber in allem, was er sagt, muß er wahrhaft sein; er soll nicht täuschen; es mag nun sein, daß sein Bekenntnis nur innerlich vor Gott, oder auch ein äußerliches sei. Die Übertretung dieser Pflicht der Wahrheit heißt die Lüge; weshalb es eine äußere, aber auch eine innere Lüge geben kann, so daß beide zusammen vereinigt oder auch einander widersprechend sich vereinigen können. Eine Lüge ist zwiefacher Art, erstens: wenn man das für wahr ausgibt, dessen man sich doch für unwahr bewußt, zweitens: wenn man etwas für gewiß ausgibt, wobei man sich doch bewußt ist, subjektiv ungewiß zu sein. Die Lüge, durch die alles Böse in die Welt gekommen, ist der äußerliche faule Fleck in der menschlichen Natur, so sehr auch zugleich der Ton der Wahrhaftigkeit, — nach dem Beispiel mancher chinesischer Krämer, die über ihre Läden die Aufschrift mit goldenen Lettern setzen: ‚Allhier betrügt man nicht' — vornehmlich in dem was das Übersinnliche betrifft, der gewöhnlichste Ton ist. Das Gebot, Du sollst, wenn es auch in der frömmsten Absicht wäre, nicht lügen, zum Grundsatz in der Philosophie als eine Weisheitslehre innigst aufgenommen, würde allein den ewigen Frieden in ihr nicht allein nur bewirken, sondern auch in alle Zukunft sichern können."

Kant bekämpft das Pfaffentum, wie es in der römischen Kirche zutage tritt, mit der ganzen Schärfe seiner glänzenden Logik, seiner blitzenden Dialektik und seiner lodernden Begeisterung für Wahrheit und Recht. Mit schneidender Ironie macht er sich über jene Klerikalen lustig, die, ihre hierarchischen Zwecke zu erreichen, den Leuten vorschwindeln, allein im Besitz der göttlichen Gnadenmittel zu sein, so daß jeder Nichtwissende sich ihrer Ver-

Digitized by Google

mittelung Gott gegenüber bedienen müsse. So entstehe jene Knechtung des Geistes, die bis zur Unterdrückung jedes freien Denkens, wofür die Geschichte bis auf den heutigen Tag so viele traurige und erschütternde Beispiele liefere, fortschreite. Der Gottesdienst werde so, wie sich Kant ausdrückt, zu einem „Afterdienst", aus der Religion entstehe das Pfaffentum, aus der Hingabe an Gott entstehe das „Fetischmachen", und die moralische Religion werde zu einer Religion der „Gunsterwerbung".

Amüsant ist die zuweilen drastische Schilderung des Pfaffentums seitens des Königsberger Satyrikers. Manche dieser Baalspriester und Fetischanbeter, meint er, suchen sich damit zu betrügen, daß sie den Leuten weismachen wollen, daß zwischen ihnen ein großer Unterschied sei, und daß eine „Afterreligion" vor der anderen den Vorzug verdiene, aber sie seien alle dem Wert oder vielmehr dem Unwert nach einander gleich. Gleiche Brüder — gleiche Kappen. Pfaffe bleibe Pfaffe: „Ob ein Andächtler" — so lauten die Worte des unerbittlichen Religionskritikers — „seinen statutenmäßigen Gang zur Kirche, ob er eine Wallfahrt nach den Heiligtümern von Loretto oder Palästina veranstaltet, ob er seine Gebetformeln mit den Lippen oder wie der Thibetaner sie durch ein Gebetrad an die himmlische Behörde bringt, oder was für ein Surrogat des moralischen Dienstes Gottes es auch immer sein mag, das ist alles einerlei und von gleichem Wert ... Von einem tungusischen Schaman bis zu dem Kirche und Staat zugleich regierenden europäischen Prälaten oder zwischen dem ganz sinnlichen Wogulitzen, der die Tatze von einem Bärenfell sich des Morgens auf sein Haupt legt mit dem kurzen Gebet: „schlag mich nicht tot", bis zum sublimierten Puritaner oder Independenten in Konnektikut ist zwar ein Abstand in der Manier, aber nicht im Prinzip zu glauben."

„Wenn sich der Verfasser eines Symbols", sagt er an anderer Stelle, „wenn sich der Lehrer einer Kirche, ja, jeder Mensch, sofern er innerlich sich selbst die Überzeugung von Sätzen als göttlichen Offenbarungen gestehen soll, fragte: Getrauest Du Dich wohl in Gegenwart des Herzenskündigers mit Verzichtung auf alles, was Dir wert und heilig ist, dieser Sätze Wahrheit zu beteuern? So müßte ich von der menschlichen, des Guten doch wenigstens nicht ganz unfähigen Natur einen sehr nachteiligen Begriff haben, um nicht vorauszusehen, daß auch der kühnste Glaubenslehrer hierbei zittern müßte ..... der nämliche Mann, der so dreist ist, zu sagen: ‚Wer an diese oder jene Geschichts-

Digitized by Google

lehre als eine teure Wahrheit nicht glaubt, der ist verdammt, er müßte doch auch sagen können, wenn das, was ich euch hier erzähle, nicht wahr ist, so will ich verdammt sein.'"

Alle Verfälschungen der Religion haben einen naheliegenden psychologischen Ursprung, denn es sei weit mühseliger, seine Pflicht zu tun, dem kategorischen Imperativ des Gewissens zu folgen und auf Gerechtigkeit zu hoffen, als sie nicht zu tun und dann auf Gnade zu rechnen. „Der Mensch", so führt Kant aus „wendet sich gewöhnlicherweise unter allen göttlichen, moralischen Eigenschaften, der Heiligkeit, der Gnade und der Gerechtigkeit unmittelbar an die zweite, um so die abschreckende Bedingung, den Forderungen der ersteren gemäß zu sein, zu umgehen. Es ist mühsam, ein guter Diener zu sein — man hört da immer von Pflichten sprechen; er möchte daher lieber ein Favorit sein, wo ihm vieles nachgesehen, oder wenn gar zu gröblich gegen die Pflicht verstoßen worden, alles durch Vermittelung irgend eines im höchsten Grade Begünstigten wiederum gut gemacht wird, indessen, daß er immer der lose Knecht bleibt, der er war."

Es ist ganz natürlich, daß Pfaffen und Jesuiten zu allen Zeiten in Immanuel Kant ihren furchtbarsten Gegner gehaßt und verketzert haben. Vor wenigen Jahren erst (im Herbst 1901) hielt im katholischen Kasino zu München ein Jesuitenpater namens Aschenbrenner einen Vortragszyklus, worin er die religionsphilosophische Bilanz aus dem abgelaufenen neunzehnten Jahrhundert zog, die natürlich in seinem Sinne eine Unterbilanz war. Heftig wandte sich der Jesuit gegen Kant, den er komischerweise dafür verantwortlich machen wollte, daß in der Entwickelungsgeschichte der deutschen Philosophie auf die idealistische Epoche eine materialistische gefolgt sei. Der absoluten Verständnislosigkeit gegenüber, mit der der genannte Jesuit der geschichtlichen Bedeutung eines Kant gegenübersteht, erinnerte damals Karl Gebert in der Münchener „Allgemeinen Zeitung" treffend daran, wie die ganze Methode des wissenschaftlichen Betriebes unserer Zeit von Kantscher Denkweise beherrscht sei, so daß die heutige deutsche Wissenschaft ohne Kants Einfluß gar nicht denkbar wäre und der Jesuitismus ohne den Einfluß des Königsberger Denkers noch einen mächtigeren Einfluß als bisher ausgeübt hätte. Belustigend war es, daß Aschenbrenner seinem Erstaunen darüber Ausdruck gab, wie es möglich gewesen sei, daß die Philosophie „dieses Mannes", wie er sich ausdrückte, der kaum je über Königsberg und seine einförmige Umgebung hinausgekommen sei, auf die

Digitized by Google

Geister eine solch gewaltige Bewegung habe ausüben können! Auf diese Anzapfungen des großen Mannes, den der Jesuit überhaupt nicht begriff, erwiderte Gebert treffend mit den Worten: „Gar so staunenswert? Sollte diese Tatsache nicht in der äußeren Gesundheit und Kraft dieses Systems des Allzermalmers ihre gesunde Erklärung finden?“ Ist es denn aber berechtigt, angesichts des gewaltigen Einflusses dieses seltenen Mannes ihn seinen Zuhörern in der Pose vorzuführen, wie er vor über hundert Jahren, in seinem hohen Greisenalter, in zwei Schlafröcke gehüllt, am Schreibtische sitzt, sich täglich fünf- bis sechsmal die Pfeife stopfen läßt, von deren Qualm die Wände des Arbeitszimmers schwarz abfärben! Goethe hat einmal (1816) Zelter gegenüber das Wort geprägt: „Man ist nur insofern zu achten, als man achtet.“ Aber es scheint nun einmal ein Charakteristikum des Jesuitismus und Ultramontanismus bleiben zu sollen, die weltliche Litteratur, welche sich mit den Kardinalfragen des Daseins beschäftigt, nicht zu studieren, um sie innerlich zu überwinden und mit bestem Wissen und Gewissen auf der gewonnenen Basis weiter zu bauen, sondern dieselbe nach vorgefaßtem Maßstab zu bekritteln und verächtlich zu machen.

Daß Kant dem Pfaffentum und dem Jesuitismus, die ihn als Todfeind ihrer Bestrebungen betrachteten, von jeher ein Dorn im Auge war, weiß die gebildete Welt; aber es ist gut, anläßlich des Säkulartages des Denkers, an diese Tatsache nachdrücklich zu erinnern.

Daß die „Kritik der reinen Vernunft“ längst auf den Index gesetzt ist, versteht sich von selbst. Die ultramontan-jesuitische Presse wütet auch heute noch gegen den Weisen von Königsberg. So z. B. beschimpft die „vornehmste“ Zeitschrift des Jesuitenordens, die Civilta Cattolica, im Jahre 1898 Kant als „Giftmischer“. „Wir finden die Bezeichnung so übel nicht, ja sogar historisch gerechtfertigt,“ bemerkt beißend Vaihinger im V. Band seiner „Kant-Studien“; „wer anders ist denn daran schuld, als die böse, von Kant nachher auf die Spitze getriebene Aufklärung, daß der edle Ganganelli im Jahre 1774 an — Gift sterben mußte? solche Sünden hat die Aufklärung noch mehr auf ihrem Gewissen; nur ihrem Schuldkonto ist es zuzuschreiben, daß auch ein Giordano Bruno verbrannt werden mußte. Solche schlimme Folgen hat sie ja viele gezeitigt, und so ist denn auch Kant — ein „Giftmischer“!“

Die deutschen Gesinnungsgenossen des Jesuitenblattes in Rom

Digitized by Google

tuten natürlich in dasselbe Horn. So hat der Gymnasial-Professor Dr. J. Straub einen Aufsatz über Kant und die natürliche Gotteserkenntnis im „Philosophischen Jahrbuch" (Band XII, Jahrgang 1899, Heft 3 und 4) veröffentlicht, worin er Gift und Galle gegen den bösen Störer der jesuitischen Zirkel spuckt. Kant ist in seinen Augen ein Gottesleugner, der alle „natürlichen Fundamente aller Religion wegdisputiert"; daß Straub die Fähigkeit abgeht, Kant überhaupt zu verstehen, ist selbstverständlich.

Wie Aschenbrenner, so tobt auch sein Ordensgenosse Alfons Lehmen in seinem „Lehrbuch der Philosophie" mächtig gegen Kant. Auch der katholische Philosoph Konstantin Gutberlet („Der Kampf um die Seele") fürchtet Übles durch das Zurückgehen auf Kant.

Dieselbe Wut gegen Kant finden wir in den „Stimmen aus Maria-Laach", die von „deutschen" Jesuiten herausgegeben werden. Sie sehen im protestantischen Kant die Verkörperung des Satans.

Mit den Jesuiten verbinden sich gegen Kant die Dominikaner. Die „Revue Thomiste", das Organ der französischen Dominikaner zu Paris, brachte in ihrem V. Jahrgang eine Artikelserie aus der Feder des Dominikanerpaters A. Gardeil, mit der Tendenz, die Inferiorität Kants gegenüber der aristotelischen Scholastik darzutun. Dieser Zelot hatte die Dreistigkeit, zu behaupten, die Kritik der reinen Vernunft sei ein — Plagiat!

Fragen wir nach dem tieferen Grunde dieses ultramontan-pfäffischen Hasses gegen Kant, so lautet die Antwort: Kant war und ist der Philosoph des Protestantismus.

Gut hat Katzer in einem Vortrag in der „theologischen Gesellschaft" zu Dresden (Mai 1897) die Beziehungen Kants zum Protestantismus hervorgehoben. Das Wesentliche lasse ich folgen:

Zwischen Kant und dem Protestantismus besteht eine innere Verwandtschaft, die sich darin zeigt, daß beide religiös von dem Ethischen ausgehen und wissenschaftlich auf rational-kritischem Grunde ruhen.

Wegen solcher inneren Wahlverwandtschaft ist die Kantische Philosopie besonders geeignet, die Grundgedanken des Protestantismus zu deutlicherem Ausdruck zu bringen, indem sie den protestantischen Glaubensbegriff durch den Begriff des moralischen Glaubens genau bestimmt und zu einer psychologischen Erneuerung anleitet, die Lehre von der Unfreiheit des menschlichen Willens durch die transzendentale Freiheit (intelligibler Charakter) und den darüber sich erhebenden ethischen Determinismus tiefer begründet,

Digitized by Google

die (moralische) Einzelpersönlichkeit durch Betonung der Selbstverantwortlichkeit zu ihrem vollen Werte erhebt.

Durch die Kantische Philosophie wird es möglich, die Hauptprobleme des Protestantismus ihrer Lösung näher zu bringen, insofern Kant die scharfe Grenze zieht zwischen Glauben und Wissen und über die Geltung der Metaphysik in Theologie und Religion endgültig entscheidet, den Dualismus zwischen Vernunft und Offenbarung aufhebt, Theologie und Religion mit Hilfe der kritischen Methode und der Hervorhebung des moralisch-praktischen Elementes in der Religion reinlich voneinander scheidet, das Verständnis für die rechte Bedeutung des Historischen überhaupt und für Theologie und Religion insbesondere anbahnt, die Lehre von der Kirche klarer ausgestaltet auf Grund seiner Lehre vom ethischen Gemeinwesen.

Die Kantische Philosophie zeigt die geeigneten Wege zur gesunden Weiterbildung des Protestantismus, indem sie die Selbständigkeit der christlichen Religion erweist durch Loslösung von den ihr fremden (judaisierenden und heidnisch philosophischen) Elementen, den Subjektivismus beschränkt durch Aufstellung einer objektiv ethischen Norm als Kriterium aller Wahrheit, den katholisierenden Pastoralismus aufhebt durch die Förderung moralisch-religiöser Aktivität und durch Zurückdrängung der religiösen Theorie und Ersatz derselben durch Religionspraxis in Schule und Kirche.

Verehren wir den großen Genius, der stets das Ewige und das Wahre suchte! Auf ihn kann man das Wort anwenden: „Nicht die Wahrheit, in deren Besitz irgend ein Mensch ist, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, machen den Wert des Menschen. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich seine Kräfte, worin allein seine immer wachsende Vollkommenheit besteht.“ —

Die innere Würde und Hoheit der Wahrheit, die sich in Immanuel Kant verkörpert, ist eine mächtige Siegerin, gegen die Pfaffentum und Jesuitismus schließlich nicht aufkommen können, denn: magna est veritas et praevalebit!

Digitized by Google

Importierte Ästhetik.

Von Fritz Kuthe.

Die Vorliebe der Deutschen für alles, was vom Auslande stammt, ist eine Nationalschwäche, die schon so manche tragikomische Frucht gezeitigt hat. Es ist auffallend, wie prompt ein exotischer Stempel die Urteilsfähigkeit herabzumindern vermag, und wie langsam man im allgemeinen die Überzeugung gewinnt, daß auch in Deutschland manchmal etwas entstehen könnte, was den Vergleich mit Fremdem nicht zu scheuen braucht. Tritt nun gar die Notwendigkeit ein, unhaltbar gewordenes über Bord zu werfen und mit fröhlichem Mut junges pulsierendes Leben in neue Formen zu gießen, dann pflegt der biedere Germane, wenn er sich doch endlich entschließt, die alten ausgefahrenen Bahnen zu verlassen, erst vorsichtig Umschau zu halten, ob nicht irgend etwas vom Auslande als Ersatz dienen und auf deutsche Verhältnisse übertragen werden könnte.

Diese Unselbständigkeit tritt im Reiche der Kunst auf dem Gebiet des Kunstgewerbes am schärfsten hervor. Als Beispiel diene die fast krankhafte Vorliebe für englisches Mobiliar und französische Poterien. Aus ähnlichen Verhältnissen erklärt sich auch, weshalb noch kein ernsthafter Versuch gemacht wurde, eine neue deutsche Ästhetik aufzubauen — und doch wäre es geradezu ein „Ereignis", wenn einmal ein tüchtiger Kerl die ästhetischen Aufgaben und letzten Ziele der modernen Kunstbestrebungen präzise klarlegen und wissenschaftlich begründen wollte. Möge den Hoffenden die Zeit nicht lang werden — vorläufig vergnügt man sich damit, anderswo nach Hilfe auszuschauen, und wiederum sind es die lieben Stammesverwandten jenseits des Ärmelkanals, von denen das Heil der modernen Kunstästhetik erhofft wird.

Aus der großen Anzahl von neuerschienenen Übersetzungen englischer Werke seien einzelne herausgegriffen, obschon nur wenige Menschen in Deutschland existieren mögen, die sich an dem krankhaft sentimentalen Kunstempfinden, das zu den übrigen nationalen Eigentümlichkeiten der Engländer in direktem Widerspruch steht, ernstlich erwärmen können. Stark ermüdende Weitschweifigkeit, Pedanterie, der Mangel an herzerfrischender, kraftvoller Gemütstiefe, eine gewisse philiströse Engherzigkeit, die am untergeordneten Detail festklebt und sich damit

Digitized by Google

den Ausblick auf hohe Endziele selbst verdirbt — diesen Mängeln stehen nur geringe Vorzüge gegenüber. Bedenkt man aber, daß die allgemeine Vorliebe für englischen Stil nur eine vorübergehende Modetorheit ist, die bald durch eine neue, vielleicht noch gedankenlosere ersetzt sein wird, daß die frostig vornehme englische Empfindsamkeit dem warmen deutschen Wesen arg zuwiderläuft und daß somit ein Übertragen englischer Verhältnisse auf die unter ganz anderen Bedingungen lebenden Deutschen ohne Bestand bleiben muß, dann fehlt jeder einleuchtende Grund, der den Import von englischer Ästhetik rechtfertigen könnte. Im Gegenteil: Vor die Notwendigkeit gestellt, eine neue Ästhetik zu schaffen, mag die Versuchung nahe liegen, daß man ein Material zum Aufbau benutzt, dessen Brauchbarkeit in fremdem Lande bereits erprobt wurde; dann tritt aber die Gefahr ein, daß die eigenen Verhältnisse, auf die es hier ankommt, zugunsten fremder Kunstideen, die bei mangelhafter Grundlage das feinere Empfinden nur zu leicht verwirren, keine genügende Berücksichtigung finden und daß die Aufgabe, ein ästhetisches Gefühl für „eigene" Bedürfnisse zu entdecken, nicht gelöst wird.

Unter den hervorragenden Ästhetikern, die zu ihrer Zeit in England etwas bedeuteten, ist John Ruskin zweifellos der wichtigste. Sein energisches Eintreten für die Präraphaeliten, für eine soziale Umwertung des kunstindustriellen Systems und vor allem für die Neubelebung der Gotik, die mit dem englischen Charakter trotz ihrer französischen Herkunft fest verknüpft ist, fand auch im Auslande vollste Anerkennung; das unverkennbare Feingefühl für gotische Formengebung in modernen Monumentalbauten, Wohnhäusern und deren Einrichtung ist auf Ruskins Rechnung zu setzen. Aber sein Lebenswerk wurde für Verhältnisse berechnet, wie sie eben nur in England zu finden sind. Es wurzelt zu tief im heimatlichen Boden, um als Vorbild für eine deutsche Kunstästhetik dienen zu können.

Die einzelnen Abschnitte seiner neuerschienenen „Vorträge über Kunst"*), welche das Verhältnis zwischen Farbe, Licht, Linie; zwischen Kunst und Nützlichkeit, Moral, Religion usw. behandeln, sind unglaublich weitschweifig. Selbst der geschickteste Übersetzer könnte eine nur für den Engländer genießbare Wiedergabe seiner Empfindungsweise unmöglich in deutsche Ausdrucksformen pressen,

*) John Ruskin, Vorträge über Kunst. Aus dem Englischen von Wilhelm Schölermann. Verlegt bei Eugen Diederichs in Leipzig.

Digitized by Google

ohne dem Inhalt Gewalt anzutun. Die an Prüderie grenzende Empfindsamkeit Ruskins, dessen langatmige theoretische Erörterungen nur hin und wieder interessante Schlaglichter beleben, wird auf den deutschen Kunstfreund ebensowenig Anziehungskraft ausüben, wie die Sentimentalitäten der englischen Kunst. Ein paar geschickt eingeflochtene patriotisch-sozialistische Gefühlsausbrüche einer leicht aufschäumenden, idealistischen Phantasie wirken doppelt drastisch im Gegensatz zu der ausgesprochenen Nüchternheit des Werkes.

Die bei Hermann Seemann Nachfolger in Leipzig erschienene „Kunst und Handwerk — Arts and Crafts Essays" sind kurze, von Kunstgewerblern verfaßte Abhandlungen über die führenden Motive und wichtigeren Details ihrer künstlerischen Tätigkeit. Rühmlich bekannte Namen wie William Morris, Madox Brown, Emery Walker, W. A. S. Benson, Alan S. Cole, Hassey Ricardo und andere mehr, gewähren einige Sicherheit, daß es sich um manche verdienstvolle Arbeit handelt.

Das Werk ist in fünf einzelnen Broschüren zu je drei bis zehn sehr verschiedenwertigen Essays erschienen. Es verbreitet sich über alle wichtigeren Zweige der Kunst im Handwerk. Dekorative Künste und Wohnungseinrichtungen wurden besonders eingehend bearbeitet. Die in ihrer Art vortrefflich behandelte Keramik und Buchkunst bildet einen wohltuenden Gegensatz zu den unleidlichen Abhandlungen über Kunsttischlerei und zu den gedankenlosen Faseleien des großenteils von Damenhand verbrochenen Schlußheftes über Stickereien und Gewebe.

So sehr man die Veröffentlichung wirklich guter Essays auch anerkennen mag, so wünschenswert erscheint doch eine sorgfältigere Auswahl, zumal man sich keine rechte Vorstellung davon machen kann, welch ein Publikum diese Bücher finden sollen, die dem Fachmann kaum einige wertvolle Details bieten, während den Neuling das spezialwissenschaftliche Eingehen auf Einzelheiten nur verwirren kann und der Laie sich durch eine an Dienstinstruktionen erinnernde Monotonie abgestoßen fühlen wird.

An der Spitze der englischen Kunstlehranstalten steht der ebenfalls sozialistische Walter Crane, welcher als Buchkünstler auch auf deutsches Schaffen einen tiefen Einfluß ausübte. Wenn sich der beharrliche Leser endlich bis zum Schluß seiner „Grundlagen der Zeichnung" *) hindurchgearbeitet hat, wird er auf die

*) Von Paul Seliger übersetzt, im Verlage von Hermann Seemann Nachfolger zu Leipzig erschienen.

Digitized by Google

Frage, was der Verfasser denn eigentlich bezweckt, schwerlich eine befriedigende Antwort finden. Wären — um das Beste gleich vorauszunehmen — nicht unzählige recht gute und interessante Illustrationen vorhanden, man vermöchte keinen einleuchtenden Grund ausfindig zu machen, der eine Übersetzung dieses fast ungenießbaren Buches rechtfertigen könnte. Der Titel hat mit dem Inhalt nicht allzuviel zu schaffen. Anscheinend handelt es sich nur um eine sehr fleißige, aber zusammenhangslose Aufhäufung von Riesenmaterial aus allen Gebieten der Kunst, die irgendwie mit Zeichnung in Verbindung stehen. Glasmalerei, Teppiche, Möbel und Buchausstattung — das Spezialgebiet des Verfassers — nehmen einen breiten Raum ein. Unübersichtlichkeit, Überfluß an Fachausdrücken, die für den Engländer charakteristische schlafbefördernde Eintönigkeit und der Mangel an hervortretenden Grundgedanken lassen keine rechte Freude an dem Buch aufkommen, welches wohl hauptsächlich für Spezialisten geschrieben ist. Dennoch fehlt es nicht an interessanten Einzelheiten, wie einer anschaulichen Schilderung der Herstellungsweise von farbigen Gläsern, Geweben, Gußstatuen oder einer Darlegung ziemlich gewagter künstlerischer Theorien — gar nicht zu reden von zahlreich verstreuten sozialistischen Ideen, ohne die es Crane nun mal nicht tut.

Immerhin erscheint es fraglich, ob jemand das geistige Band finden wird, welches den Gesamttitel „Grundlagen der Zeichnung" erklärt.

Krankes Vieh läßt man die deutschen Grenzen nicht passieren; — und guter deutscher Geschmack sollte der drohenden Verseuchung durch „importierte Ästhetik" preisgegeben werden?

Zuckerrohr und Runkelrübe.

Von Louis Katzenstein.

Max Schippel hat ein Buch veröffentlicht, das mehr gibt, als sein Titel verspricht. Es heißt „Zuckerproduktion und Zuckerprämien bis zur Brüsseler Konvention 1902".*) Das Buch

*) J. H. W. Dietz Nachf. Stuttgart 1903.

Digitized by Google

enthält aber nicht nur die Geschichte der Zuckerproduktion, sondern es skizziert auch die des Zuckerhandels und des Zuckerkonsums. Es erörtert nicht nur die Zuckerprämien und ihre volks- und finanzwirtschaftlichen Wirkungen, sondern es zeigt, welche Rolle der Zucker im Haushalte der Völker und Staaten gespielt hat. Aber auch damit begnügt sich Schippel nicht. Er erzählt welchen Einfluß die Verbreitung des Zuckers auf die politischen und sozialen Verhältnisse der einzelnen Länder ausgeübt hat, und wie es geschah, daß der Zucker das Leben der Menschen versüßte und verbitterte, bereicherte und zerstörte. Das Buch Schippels wendet sich daher nicht nur an den Nationalökonomen, sondern an alle, welche gern über den Zusammenhang der materiellen und ideellen Ordnung nachdenken und sich bemühen, tiefer in die Kulturentwickelung der Menschheit einzudringen. Und nicht nur ein theoretisches, sondern auch ein ethisches Interesse knüpft sich an die Geschichte des Zuckers, die uns Schippel erzählt; denn wir haben die Pflicht zu fragen, woher die Dinge stammen, die wir genießen, wem wir sie verdanken und in welcher Weise wir diese Dankesschuld abtragen können. Als die glücklichen Erben einer Jahrtausende alten Kulturarbeit haben wir in steigendem Masse sittlichen Anforderungen zu genügen, die über die Schranken eines engherzigen nationalen Egoismus weit hinausgehen.

I.

Das erste Zuckerrohr, aus dem die Menschen süßen Saft saugten, wuchs wild auf den sonnigen Fluren Indiens; dort, wo die Wiege der arischen Menschheit stand, suchen wir auch die Heimat des Zuckers. Die etymologische Geschichte des Wortes deutet die Wanderungen und den Ursprung dieses Genußmittels an. Im Sanskrit heißt es Sarkara, und im Prakrit unter Assimilation des ersten r Sakkara. Diese Grundform wurde durch Handel und Schiffahrt über die Westwelt verbreitet und findet sich zunächst bei Griechen und Römern. Die Perser, welche das Zuckerrohr feldmäßig anbauen und den Zucker zuerst zu raffinieren versuchen, nennen ihn Shakar (Sheker); die Araber, die ihn auf ihrem Siegeszuge nach Ägypten, dem nördlichen Afrika, nach Spanien und Sizilien brachten, wandelten den altindischen Namen in Sukkarum. In allen romanischen, keltischen nnd germanischen Sprachen findet sich dann wenig geändert dieselbe Bezeichnung.

Wie die menschliche Kultur, so ist auch das Zuckerrohr von Osten nach Westen gewandert. In der ältesten Zeit ist der

Digitized by Google

Zucker so kostbar wie Edelsteine und er erscheint nur unter den Schätzen der Allerreichsten. Im alten Ägypten belohnt man Statthalter, die Großes vollbracht hatten, mit „Ehrenkleidern, Zucker und anderen Reichtümern“. Bedeutenden Gelehrten bezeugt das Volk seine Verehrung, indem es ihnen feinen Zucker schenkt. Zur Zeit der Kreuzfahrer gilt der Zucker neben Gold, Silber, Purpur und kostbaren Stoffen als wertvoller Siegespreis und viel später konnte man noch in Frankreich feile Richter mit Zucker bestechen. Ein Hut feiner alexandrinischer Zucker galt als wahrhaft fürstliches Geschenk und ein reicher Sünder, der auf dem Totenbett sein Gewissen erleichtern wollte, vermachte dem Krankenhaus Hôtel-dieu, drei Hüte Zucker. Im Mittelalter schrieb man dem Zucker Heilkraft zu, und er wurde als Arzneimittel zu sehr hohen Preisen in den Apotheken feil geboten. So wissen wir von dem Berlin des Jahres 1397, daß nur den Apothekern hier das Recht zustand, Zucker als „seltene Ware“ zu verkaufen. In Nürnberg gerieten die Zuckerbäcker in Streit mit den Apothekern, die ihr Monopol für süße „Latwergen, Konfekte, Konserven, Einbeizung, Einmachung, Syrup, Julep und andere köstliche Getränke“ gefährdet sahen, durch „Zuckermacher und alte Weiber“, durch „Materialisten, Krämer, Zuckerbäcker, Witfrauen, Säftesiederinnen und Wasserbrennereien“. In Süddeutschland hatte sich im 14. und 15. Jahrhundert unter den besitzenden Klassen bereits ein ansehnlicher Zuckerkonsum entwickelt. Seine Kaufleute standen im lebhaften Handelsverkehr mit Venedig, das damals der Hauptsitz des europäischen Zuckerhandels war und dem seine Schiffe Zucker aus allen Städten der Zuckerproduktion, die sich damals nicht nur in Asien, sondern auch in allen Küstenländern des Mittelländischen Meeres befanden, zuführten. Die Spanier und Portugiesen hatten auch auf den westafrikanischen Inseln Zuckerplantagen angelegt und sie durch Sklaven bearbeiten lassen. Von dort aus gelangte das Zuckerrohr im 16. Jahrhundert nach Amerika und die Ausdehnung seines dortigen Anbaus führte zur Ausbreitung des Sklavenhandels und der Sklavenarbeit, die mit ihren schlimmen Folgen Jahrhunderte lang die soziale Struktur jener Länder bestimmten und ganze Volksstämme der afrikanischen Neger vernichteten. Immerhin konnte dieser Konkurrenz gegenüber sich die europäische und afrikanische Zuckerrohrkultur nicht mehr halten. In Frankreich, England und Deutschland aber erstarkte unter merkantilistischem Schutz die Raffination des Zuckers als selbständiges Gewerbe.

Digitized by Google

II.

Die großen Umwälzungen im wirtschaftlichen Leben der Völker sind so oft das Ergebnis rastloser geduldiger Arbeit stiller Gelehrter. Die Idee formt die Materie und haucht ihr Leben ein. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts untersucht der Berliner Chemiker Andreas Sigismund Marggraf die Zusammensetzung der Pflanzensäfte und entdeckt den Zuckergehalt der Runkelrübe. Sein Schüler Achard erstrebt am Ausgang des 18. Jahrhunderts eine Verwertung dieser Entdeckung und er ist der erste, der aus Rüben Zucker zu fabrizieren sucht. Friedrich Wilhelm III. schenkte ihm das Gut Cunern in Schlesien, damit er dort die neue Industrie begründe. „Dieses Gut", meint der König, „brauche nicht von dem Umfange zu sein, daß der ganze Landesbedarf darauf gewonnen werden könne." Sehr groß wird demnach der Zuckerbedarf des preußischen Volkes damals nicht gewesen sein. Achard, der „aus heißer Liebe für das preußische Vaterland einen neuen Zweig europäischer Industrie zu schaffen" sich mühte, empfiehlt seine Versuche auch vor allem damit, daß ihr Gelingen das beste Mittel sei, die armen Sklaven der südamerikanischen Plantagen zu befreien. Doch Achard hatte nicht viel Glück. Die Kriegsjahre waren seinem Unternehmen nicht günstig, er war selbst kein guter Wirtschafter und trotz staatlicher Unterstützung brach er fast unter Schulden zusammen. Indessen verbreitete sich sein Ruhm schnell über Europa, und Napoleon ergreift seine Idee wie eine Waffe um damit dem unangreifbaren England einen gefährlichen Stoß zu versetzen. England besaß damals im Vertrieb, Transport und in der Verarbeitung des kolonialen Zuckers ein höchst einträgliches Monopol. Dieses Monopol und diese Reichtumsquelle des englischen Volkes wollte Napoleon zerstören, deshalb suchte er mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln in Frankreich und den unterworfenen deutschen Gebieten die Fabrikation von Rübenzucker zu fördern. Es gelang ihm, unter dem Schutz der Kontinentalsperre einen viel versprechenden Anfang zu machen. Im Jahre 1813/14 erzeugten in Frankreich 213 Fabriken 8 Millionen Pfund Zucker. Nach dem Friedensschluß und der Aufhebung der Kontinentalsperre verschwand mit dem Glanz des ersten französischen Kaiserreichs auch diese künstlich getriebene Blüte. Ebenso gingen die in Preußen und Mitteldeutschland entstandenen Fabriken sämtlich wieder ein.

In bescheidenen Grenzen hielt sich die neu entstehende Industrie während des folgenden Menschenalters. Doch das Prinzip

Digitized by Google

des Fortschritts, das ihr gegenüber der stagnierenden Tropenproduktion eigen war, und das in der Verbindung der Wissenschaft und Technik bestand, verlieh ihr dann einen neuen Aufschwung und verhieß ihr eine glänzende Zukunft. Im Jahre 1841/42 bestanden im Gebiete des Zollvereins wieder 136 Fabriken, die 256043 Zentner Rohzucker hervorbrachten. Ein solches Produktionsquantum war bisher nie erreicht worden. Immer größere Fortschritte machte die Technik in dem Anbau und der Verarbeitung der Rübe, immer weiter dehnte sich das Gebiet der Rübenkultur aus und die Anlage von Feld- und Kleinbahnen förderte die Entwickelung eines hoch produktiven Großbetriebs. Revolutionierend wirkte dieser industrielle Aufschwung auf die Landwirtschaft. Mit der Verbreitung der Rübe gestaltete sich der Ackerbau notwendig intensiver, immer bessere Maschinen und Geräte kamen in Gebrauch und immer tiefere Schichten des Bodens wurden in Anspruch genommen. Die Abfälle der Zuckerfabrikation ermöglichten eine größere Viehhaltung, bessere Düngung, Einschränkung der Weide und Ausdehnung des Getreidebaues. „So ist die Landwirtschaft der eigentlichen Rübengegenden wohl die höchst entwickelte geworden, die wir in Deutschland kennen; vielleicht sucht sie in der ganzen Welt ihresgleichen.“ Doch wie in den Kolonien das Zuckerrohr eine Änderung der Arbeitsverfassung durch Einführung der Sklaverei veranlaßte, so hat auch die Zuckerrübe unsere ländlichen Arbeitsverhältnisse völlig umgestaltet. Die gesteigerte Nachfrage nach Boden und Arbeiter führte vielfach zur Entwurzelung der kleinen Bauern, zur Mobilisierung der Landarbeiter und zur Heranziehung slawischer Tagelöhner.

III.

Zuerst wurde die Ausbreitung des Rübenzuckers keineswegs von den Regierungen des Zollvereins begünstigt; denn dem Fiskus flossen aus der Verzollung des eingeführten Kolonialzuckers reichliche Einnahmen zu, die der anfänglich unbesteuerte Rübenzucker durch seine immer mehr wachsende Konkurrenz ernstlich bedrohte.

Im Jahre 1841 schritten die einzelnen Zollvereinsstaaten zur Besteuerung des Rübenzuckers. Man wählte im allgemeinen die Materialsteuer, die dann auch drei Jahre später zur Vereinssteuer erklärt wurde. Diese Steuer traf die Rübenmenge, die zu Zucker verarbeitet wurde, und man nahm damals an, daß man

Digitized by Google

zur Herstellung von einem Zentner Zucker 20 Zentner Rüben nötig habe. Um nun diese Steuerlast möglichst zu verringern, gingen die Zuckerproduzenten an die Arbeit, das Ausbeuteverhältnis immer günstiger zu gestalten. Das gelang ihnen, wie folgende Zahlen zeigen, in überraschender Weise. In dem Produktionsjahr 1850/51 war das Rübenquantum, das man zur Herstellung von einem Zentner Zucker gebrauchte, auf 13,80 Zentner gesunken, 1870/71 auf 11,60, 1890/91 auf 7,95 und 1900/1901 auf 6,70 Zentner. Die Folge war, daß den Fabrikanten, welche die Gunst der Technik und des Bodens voll ausnützen konnten, gegenüber ihren minder begünstigten Konkurrenten eine Produktionsprämie zufloß. Als der Staat sich nun infolge der steigenden Ausbeute genötigt sah, die Steuer allmählich von 10 Pfg. pro 100 Kilogramm in den vierziger Jahren auf 1,70 Mk. im Jahre 1886 zu erhöhen, wurde diese Ungleichheit des Steuerdrucks als sehr ungerecht empfunden, und diese Empfindung steigerte sich noch, als die Rübe auch in die östlichen Provinzen gewandert war, wo kaum die gesetzlich angenommene Zuckerausbeute erzielt wurde. Unter den Zuckerproduzenten selbst erwuchsen der Materialsteuer daher heftige Gegner. Auch für den Fiskus hatte sie im Laufe der Jahre bedenkliche Folgen gezeitigt. Nach Überwindung hartnäckigen Widerstandes war es Preußen 1861 gelungen, im Zollverein dem ausgeführten Rübenzucker eine Rückvergütung der bezahlten Materialsteuer zu bewilligen, damit das deutsche Produkt auf dem Weltmarkt mit dem unbesteuerten Kolonialzucker zu konkurrieren vermöge. Aus dieser Rückvergütung mußte sich notwendig mit zunehmender Ausbeute die bekannte Exportprämie entwickeln, und daraus erwuchs wieder ein Anreiz zur Vervollkommnung der Technik und zur Bedrückung der zurückbleibenden Produzenten.

Für den Fiskus war die Rückvergütung so lange von keiner großen Bedeutung, als die Zuckerausfuhr sich noch in bescheidenen Grenzen hielt. Das änderte sich um die Mitte der siebziger Jahre. Damals wurden rund 200000 Doppelzentner exportiert, 10 Jahre später schon 6,7 Millionen. Schneller als die Ausfuhr wuchs der vom Fiskus zu entrichtende Betrag der Ausfuhrvergütungen. Der Ertrag der Rübensteuer belief sich 1871/72 auf 36 Millionen Mark, 1884/85 auf 166,4 Millionen Mark. Die Ausfuhrvergütungen aber waren von $3^1/_2$ Millionen Mark auf 128,5 Millionen Mark in demselben Zeitraum gestiegen. Die Zeit konnte schließlich nicht mehr fern sein, wo die Aus-

Digitized by Google

gaben des Fiskus seine Einnahmen aus der Zuckersteuer übersteigen würden, und die Konsumenten sahen immer deutlicher, daß sie diese Steuer nicht dem Staate, sondern den Fabrikanten zahlten, die dafür dem Auslande billigen Zucker lieferten. Es waren unhaltbare Zustände. Sie wurden noch unhaltbarer, als die meisten übrigen europäischen Staaten, welche Zucker produzierten dem deutschen Beispiele folgten und Exportprämien einführten. Der Weltmarkt wurde mit Prämienzucker überschwemmt und die Folge war, daß in den Jahren 1884/86 eine furchtbare Abrechnung gehalten wurde und eine schwere Krisis über den Zuckermarkt hereinbrach. Die Londoner Großhandelspreise für den Doppelzentner deutschen Rübenzucker, die 1881 noch 44,2 Mark betrugen, standen auf 23,6 Mk. im Jahre 1886. Die internationale Konferenz, die 1887/88 in London über die Beseitigung der Exportprämien beriet, verlief resultatlos. Deutschland, dessen Finanzbedarf infolge der Rüstungsvermehrungen Ende der achtziger Jahre gewaltig zunahm, sah sich genötigt, unabhängig von den übrigen Staaten eine Reform vorzubereiten. Im Jahre 1887 wurde die Materialsteuer und dementsprechend die Rückvergütung herabgesetzt und daneben die Fabrikatsteuer eingeführt. Die Ausfuhr stieg aber weiter von 5 Millionen Doppelzentner in den Jahren 1885/86 auf 7,4 Millionen in den Jahren 1889/90 und der Nettoertrag der Materialsteuer sank auf $9^1/_2$ Millionen Mark. Im Jahre 1892 wurde der letzte Rest der Materialsteuer beseitigt und der Zucker lediglich der Verbrauchsabgabe unterworfen. Es wurden jetzt feste Ausfuhrprämien genehmigt, die allmählich herabgesetzt und 1897 ganz fortfallen sollten. In dieser Weise wollte sich Deutschland von der Prämienwirtschaft befreien. Unglücklicherweise brach 1893/4 wieder eine Krisis auf dem Weltmarkt aus und die deutsche Regierung, die jetzt unter Hohenlohe mit den Agrariern wieder Fühlung zu gewinnen suchte, führte jenes gesetzlich normierte Vorhaben nicht aus. Im Gegenteil — die Prämie wurde wieder angenommen und um fast den doppelten Betrag erhöht. Österreich und Frankreich konnten natürlich nicht zurückbleiben, sie folgten wiederum dem deutschen Beispiel und trieben ihre Prämien in die Höhe. Im Jahre 1897 lagen die Verhältnisse daher schlimmer als je zuvor.

IV.

Und um dieselbe Zeit begann es in den Einfuhrländern zu gähren. Bedenkliche Symptome zeigten sich dort, die eine heftige

Digitized by Google

Reaktion gegen die Prämienpolitik andeuteten. Nordamerika und England waren von jeher die besten Abnehmer unseres Rübenzuckers gewesen. In England werden keine Zuckerrüben gebaut. In den Vereinigten Staaten erhebt sich langsam mit der steigenden Intensität des landwirtschaftlichen Betriebs neben dem Zuckerrohr des Südens die Zuckerrübe des Westens. Im Jahre 1892 wurden 12000 Tons und jetzt werden ungefähr 200000 Tons Rübenzucker im Unionsgebiete produziert. Dazu kommt eine Rohrzuckerproduktion von 2—300000 Tons. Das Land hat also eine eigene Produktion von beinahe einer halben Million Tons gegenüber einem jährlichem Konsum von $2^1/_2$ Millionen Tons. Trotz der Geringfügigkeit der Produktion im Vergleich zur Konsumtion erwartet der amerikanische Optimismus das baldige Herannahen einer Zeit, in welcher das Land seinen Zuckerverbrauch durch eigene Produktion völlig decken werde.

Es war daher kein Wunder, daß man, um dieses Ziel zu erreichen, in energischer Weise Protektion gegen den europäischen Konkurrenten forderte. Sie wurde den amerikanischen Produzenten gewährt durch den Dingley-Tarif von 1897, der von der Einfuhr des Prämienzuckers einen Zuschlagszoll in Höhe der offen oder versteckt gezahlten Prämien erhebt. Jetzt erscheint der Widersinn der Prämienwirtschaft in grellster Beleuchtung. Unsere Zuckerproduzenten die nach den Vereinigten Staaten exportieren, würden sich heute ohne Prämie ebenso gut stehen, wie mit Prämie; denn ohne Prämie würden sie einen um die Prämie verminderten Einfuhrzoll tragen. Unsere Regierung aber bezahlt mit großen Opfern diese Ausfuhrvergütung, die nicht in die Tasche der deutschen Zuckerindustrie, sondern in die der amerikanischen Regierung fließt. Die Lage ist also jetzt die, daß der arme deutsche Konsument von der deutschen Reichsregierung, die auch kein Geld übrig hat, zugunsten des Schatzamtes der Vereinigten Staaten von Amerika besteuert wird!

In England wurde seit der Mitte der vierziger Jahre der Zuckerzoll nach und nach herabgesetzt, bis im Jahre 1874 die Einfuhr ganz frei gegeben wurde. Wunderbar ist es, wie in diesem Lande mit fallendem Zoll der Konsum steigt. Für den Kopf der Bevölkerung wurde der Zuckerverbrauch berechnet: 1845 auf 20 Pfund, 1850 auf 25, 1855 auf 30, 1860 auf 34, 1865 auf 40, 1870 auf 47, 1880 auf 60, 1890 auf 71 Pfund. Infolge der Ausfuhrprämien erhielt der ausländische Konsument

Digitized by Google

billigen Zucker, und Sir Robert Giffen hat berechnet, daß jener in den Jahren 1871—79 über 360 Millionen Mark durch die Prämien gespart hat. Aber nicht nur der Gewinn der Konsumenten, auch der vieler Produzenten wurde durch die Zuckerprämie erhöht; denn auf der Grundlage des billigen Prämienzuckers hatte sich die blühende und leistungsfähige Industrie der Jams und Marmeladen, der Kakes und Biskuits aufgebaut. Kein Wunder also, daß zunächst jede Forderung der Raffineure, die Einfuhr von Prämienzucker zu erschweren, an diesen mächtigen Interessen scheiterte.

Zu den Raffineuren, die nach Ausgleichzöllen Verlangen trugen, gesellten sich aber die Vertreter des Kolonialzuckers. Westindien, die älteste und einst die ergiebigste Kolonie Englands, ging seinem wirtschaftlichen Verfall entgegen. Es schien, als ob die Konkurrenz des Prämienzuckers die alleinige Ursache dieses Rückgangs sei; wenigstens suchte man andere Ursachen zu verschweigen. In Ostindien hängt die Existenz der meisten kleinen landwirtschaftlichen Produzenten von dem Zuckerrohrbau ab; außerdem war Ostindien das natürliche Absatzgebiet der Insel Mauritius, die auch ausschließlich vom Zuckerrohr lebte. Das Eindringen des Prämienzuckers wurde von diesen Kolonialgebieten als drohende Gefahr empfunden. Ihre Sorgen fanden bei der englischen Regierung bereitwilliges Verständnis, nachdem Joe Chamberlain am 25. Juli 1895 in das Kolonialamt eingezogen war. Er befürwortete jedes Mittel, das geeignet war, die Kolonien enger mit dem Mutterlande zu verbinden und zur Verwirklichung seiner imperialistischen Hoffnungen beizutragen. Auf seine Veranlassung wurde 1897 eine Kommission nach Westindien zur Untersuchung der dortigen Verhältnisse geschickt und wurde 1898/99 eine Enquete in Ostindien veranstaltet. Das Ergebnis war, daß zunächst in Ostindien am 20. März 1899 Ausgleichzölle gegen Prämienzucker nach amerikanischem Vorbild eingeführt wurden. Chamberlain drohte, daß auch die englische Regierung bereit sein würde, sich gegen die freie Einfuhr zu wehren, wenn nicht eine internationale Vereinigung über Beseitigung der Prämien zustande käme. Die völlige Steuerfreiheit wurde infolge der durch den Burenkrieg veranlaßten Finanznot beseitigt, indem im April 1901 der Zucker wieder mit einem mäßigen Finanzzoll belegt wurde. Das Kolonialinteresse war so kräftig in den Vordergrund gerückt worden, daß das Konsumenteninteresse sich fügen mußte.

Digitized by Google

V.

Während die Produktion und der Export durch Prämien von Jahr zu Jahr immer weiter in die Höhe getrieben wurde, rückte die Gefahr immer näher, daß die Aufnahmefähigkeit des Weltmarkts sich verringern würde. Schon jetzt waren viele europäische Staaten, die früher Einfuhrländer gewesen, in Rübenbau soweit fortgeschritten, daß sie keiner fremden Zufuhr mehr bedurften, oder daß sie sogar Überschüsse abzugeben hatten. Auch hier hatte das Prämiensystem seine Wirkung nicht verfehlt. Würden neben Nordamerika auch England und seine sämtlichen Kolonien gegen die Prämien mit Prohibitivzöllen, wie Chamberlain sie in Aussicht gestellt hatte, vorgehen, so war bei fieberhaft anwachsender Produktion mit abnehmender Absatzgelegenheit zu rechnen. Es mußte ein Zusammenbruch folgen, von dem nicht nur die Industrie, sondern auch die Landwirtschaft Deutschlands mehr als die anderer Länder betroffen werden würde. Auch das deutsche Kartell, das im Jahre 1900 zur Überwindung der Zuschlagszölle gebildet worden war, würde seine hauptsächliche Wirkung verfehlen; denn sowohl die Vereinigten Staaten, wie Ostindien schickten sich an, auch die Kartellprämie durch besondere Zuschläge zum Zuschlagszoll zu treffen.

Die trostlosen Aussichten, die sich jetzt allen Ausfuhrländern eröffneten, mußten die Erzielung einer internationalen Einigung erleichtern. Was seit 1863 vergeblich versucht worden war, geschah jetzt. Durch die Brüsseler Konvention von 1902 wurde die Beseitigung der Ausfuhrprämien beschlossen und vom 1. September 1903 ab wurde, wie Schippel bemerkt, „der Gebrauch einer der vergiftetsten und gefährlichsten Waffen des Konkurrenzkampfes unter den Völkern für ein wichtiges Produktionsgebiet und für einen nicht unbeträchtlichen Staatenkreis im wesentlichen aufgehört haben zu bestehen."

Von den europäischen Ausfuhrstaaten ist nur Rußland der Konvention nicht beigetreten. Gegen das vereinigte Vorgehen der übrigen Staaten wird es aber kaum etwas ausrichten können und es wird sein Absatzgebiet fernerhin mehr im eigenen Land und in Asien suchen müssen.

Jetzt, nachdem das Zuckerrohr der Runkelrübe im internationalen Wettbewerb wieder gleichgestellt ist, fragt es sich, ob jenes nicht auf Kosten dieser sich wieder ausbreiten und emporschwingen werde. Die Rübe braucht die Konkurrenz des Rohres nicht zu fürchten. Zunächst läßt die Aufnahmefähigkeit des

Digitized by Google

nationalen Marktes noch eine große Steigerung zu. Wenn man bedenkt, daß in dem zollfreien England 1900/1901 der Zuckerkonsum pro Kopf auf 44,52 kg berechnet wurde, während er in Deutschland nur 13,65 kg betrug, so kann man sich leicht vorstellen, daß das ganze Quantum, das Deutschland jetzt exportiert, später einmal im Innern zum Verbrauch gelangen würde. Ist bisher die eigene Konsumtionsfähigkeit wenig elastisch gewesen, so lag das daran, daß die Preise durch Steuern, Prämien und Kartellnutzen künstlich hochgehalten wurden. Wenn die Verbrauchsabgabe und der Zoll nach dem Beschlusse der deutschen Regierung erst ermäßigt und die Prämien beseitigt sind, so wird auch der Kartellnutzen in sich zusammenfallen und dann werden die Preise sinken und der Konsum wird sich ganz beträchtlich erhöhen.

Trotz der niedrigen Produktionskosten des Rohrzuckers wird dieser dem Rübenzucker keine bedrohliche Konkurrenz bereiten. Wir können in dieser Beziehung Max Schippel zustimmen, der seine interessanten Ausführungen mit folgenden Worten schließt:

„Nicht die treibende Kraft der Sonne, nicht der urwüchsige Reichtum des Bodens, noch weniger die Bedürfnislosigkeit und der geduldige Stumpfsinn blind schaffender Halbsklaven verleiht den Sieg in dem wirtschaftlichen Ringen der Völker — sondern die Reife und Vielseitigkeit der geistigen Kultur, die Fülle und Beweglichkeit des Kapitals, und vor allem der soziale Hochstand und die freie Mannhaftigkeit der handarbeitenden Bevölkerung.

Solange hierin Europa seinen Vorsprung, das Erbe von Jahrhunderten nicht preisgibt, braucht ihm auf keinem Gebiete um seine Wettbewerbsfähigkeit bange zu sein."

Digitized by Google

Die alte Loßmann.

Von Elisabeth Gnade.

„Also Sie können mir wirklich kein Mittel empfehlen, Herr Doktor, das — dauernde Heilung verspricht?“

Hedwig fragt scheinbar ruhig; ihre Hände halten den roten Sonnenschirm und das Visitenkartentäschchen fest umspannt. Der Arzt zuckt mit den Achseln, wie er es im Laufe dieser Unterhaltung schon mehrmals getan hat.

„Ich sagte Ihnen ja schon, meine gnädige Frau . . . . . gewiß . . . . . Sie können immerhin noch dies und das versuchen . . . . vielleicht . . . . Aber die Hauptsache wird für Sie bleiben: ein ganz gleichmäßiges Leben . . . . Kopf und Augen möglichst schonen . . . . gar keine Anstrengung, keine Aufregung, keine schwere Lektüre . . . . überhaupt . . . . ich kann das nicht oft genug wiederholen, Gnädigste: durchaus keine geistige Arbeit —“

„Herr Doktor, ich muß arbeiten!“

„Nein, nein, Sie haben mir doch gesagt, daß Sie in sorgenfreien Verhältnissen lebten —“

„Herr Doktor, es gibt auch ein innerliches Müssen —“

„Meine verehrte, gnädige Frau, das darf es eben nicht mehr für Sie geben —“

Hedwigs Gesicht hat sich gerötet, und die Augen, welche sie voll auf den Arzt richtet, haben in ihrem Forschen etwas Trotziges und zugleich Angstvolles.

„Wenn es mir nun aber nicht gelingt, mich so ganz und gar auszulöschen . . . . wenn ich die jämmerlichen, kranken Nerven auch noch weiterhin gewaltsam zwinge . . . was, meinen Sie . . was würde dann daraus werden?“

„Ja — —“ ein ungewisser Laut mit scharfem j und kurzem a. Um den Mund des Mannes spielt ein Verlegenheitszug, der wie Lächeln wirkt. „Ja meine Gnädige, dann — —“

Es folgen ein paar schonende, zögernde, andeutende Sätze.

Hedwigs Augen werden unsicher und irren von dem Gesicht des Sprechers ab, ein Fröstеln läuft ihr über den Rücken: sie hat verstanden. Langsam steht sie auf und Dr. Z. folgt ihrem Beispiel.

„Also, gnädige Frau,“ sagt er verabschiedend in herzlich

Digitized by Google

munterem Ton, „reisen Sie sobald als möglich nach Hause — Seeluft ist ja das Allerungeeignetste für Sie! . . . . seien Sie recht vorsichtig und wiederholen Sie es sich selber jeden Tag, daß Sie immer noch sehr glücklich sind . . . glücklich vor tausend Anderen . . . weil Sie keine Nahrungssorgen kennen."

„Herr Doktor", ruft Hedwig in lautem, verzweifeltem Ton, „ein Leben ohne Arbeit ist das Furchtbarste, was es überhaupt gibt, das Entsetzlichste".

Ruhig antwortet der Arzt:

„Nein, wenn Sie mich einmal auf meinen Gängen durch die armen Fischerwohnungen begleiten könnten, dann würden Sie mir Recht geben; das Grundübel ist die materielle Not, das Schlimmste ist: hungern . . . . seine Kinder hungern seh'n."

Hedwig wirft den Kopf ein wenig zurück, um ihre Lippen zuckt es bitter.

„Ach ja . . . . gewiß . . . . als innerlich kultivierter Mensch sagt man sich dergleichen wohl selber . . . . wenn aber der Arzt, an den man sich um Hilfe wendet, einem auch nichts anderes zu bieten weiß, so ist das . . . ein wenig . . . hart."

Dann nimmt sie sich zusammen, reicht ihm die Hand, und als Dame von Welt lächelt sie sogar zu ihren höflichen Abschieds- und Dankesworten. Dr. Z. ist jetzt ganz liebenswürdige Verbindlichkeit, wiederholt seine Wünsche für eine glückliche Reise, fügt Empfehlungen an den Herrn Gemahl hinzu und geleitet Hedwig noch durch den Vorsaal.

Aus dem gedämpften Licht, der kühlen Stille des Hauses tritt sie dann auf die Hauptstraße des Badeortes, welche zu dieser Stunde von Menschen, Seewind und Vormittagssonnenschein durchflutet ist. Der unvermittelte Wechsel nimmt die Sinne gefangen: willenlos, gedankenlos gleitet Hedwig in das Gewühl hinein, dem ihre schlanke, weißgekleidete Gestalt sich harmonisch einfügt.

Alles um sie her scheint auf heiter müßigen Genuß zugeschnitten: die lachenden Stimmen, die in mehreren Sprachen durcheinander schwirren . . . . die hellen Strandtoiletten mit ihren Modeneuheiten und Modetorheiten . . . . die lockenden Luxuswaren hinter den Schaufenstern . . . . die Konditoreigärten, in denen Schokolade getrunken und Eis gelöffelt wird . . . . die herübergewehte Kurmusik . . . . das Klirren der Spaten, welche ihre kleinen Besitzer auf den Steinen nachschleppen lassen.

Digitized by Google

Und über allen Farben der wolkenlos reine Himmel! Über allen Tönen das tiefe, starke, stetige, verheißungsvolle Rauschen!

Hedwig weiß: es ist die Stimme der Feindin, vor welcher sie so dringlich gewarnt worden ist, der wunderschönen, von Kindheit an geliebten Feindin, von welcher sie Abschied nehmen muß — wahrscheinlich für immer.

Jetzt steht sie am Strande.

Die See ist bewegt: so weit das Auge reicht, blitzen schneeweiße Wellenkämme auf der ultramarinblauen Fläche; wieder und wieder rollen durchsichtig klare, schaumgekrönte Wogen heran, bäumen, überschlagen sich und rinnen in weitem, flachem Bogen über den Sand, daß die spielenden Kinder unter halb entzücktem, halb ängstlichem Aufkreischen davor zurückweichen.

Aber es liegt dennoch kein Drohen in dieser Wildheit; sie wirkt wie lachender Kraftüberschwang eines Riesen.

Hedwig geht auf die rechte Seite vom großen Seestege, die wunderlicher Weise immer fast verödet daliegt, während die linke von bunten, wimmelnden Gestalten überfüllt ist; sie streckt sich in eine herrenlose, halb verwehte Grube, leiht Auge und Ohr dem Getümmel der Wasser und trinkt die salzige Frische der Luft mit geöffneten Lippen in sich hinein.

Diese Luft und dieses Rauschen haben ihre Seele befruchtet, so lange sie denken kann; seit ihrer Verheiratung ist sie ihnen aus dem Binnenlande Jahr um Jahr entgegengefahren, und immer von neuem| war's, als löste die Berührung des Meeres alle schöpferischen Kräfte aus.

Auch heute steigt etwas Mächtiges, Beglückendes, Begeisterndes in Hedwigs Brust empor, aber schon diese eine innerliche Wallung reicht hin, um den dumpfen Druck im Kopf, das körgerliche Angst- und Schmerzgefühl herbeizurufen.

Wohin mit allem, was in ihr lebt und an den Eindrücken der Sinne aufschwillt? Der Segen der Arbeit ist für sie in Fluch gewandelt, die Fülle des Daseins, die Schönheit der Erde in Tantalusqual!

Wind und Wellen werden mit jeder Minute stärker.

Nicht weit von Hedwig entfernt, liegt ein Boot auf den Sand geschoben. Jetzt kommt der Eigentümer und macht sich damit zu schaffen. Eine rechte Schiffergestalt in dunkelblauer Joppe und Mütze: gedrungen, breitbeinig, gemächlich in seinen Bewegungen, die untere Hälfte des braunen Gesichtes vom mangelhaft gepflegten „Hänge"bart umsäumt. Der Mann prüft

Digitized by Google

den Boden des Kahnes, rasselt mit der eisernen Ankerkette, legt sich die Ruder zurecht, nimmt dann die kurze Pfeife aus dem Munde und ruft:

„Jung, komm' mal her!"

Aus einer Gruppe halbwüchsiger Burschen, die mit hoch hinaufgestreiften Hosen und nackten Beinen im Wasser umherwaten, um kleine Fische zu erhaschen, löst sich der längste, strammste.

„Was willst, Vater?"

Der deutet mit seiner Pfeife nach dem äußersten, weit entfernten Ende des Steges.

„Die Herrschaften wollen all' 'n bißchen segeln. Hilf mir mal."

Dort, auf dem unteren Bollwerk, wo der Schaum zwischen den Brettern hindurchspritzt, stehen mehrere Personen: drei, vier Herren, eine schmale Mädchengestalt. Die Gesichter und der Ausdruck sind von hier aus nicht zu erkennen, aber in der Art, wie sie sich nach dem Ufer hinwenden und die Bemühungen des Schiffers mit lebhaften Gebärden verfolgen, liegt froh gespannte Erwartung.

Der Sohn zieht nun, halb im Wasser stehend, den Kahn vorwärts und der Vater hilft mit Schieben nach. Wie der Kiel den steinig knirschenden Sand durchschnitten hat und das Fahrzeug sich schwimmend zu schaukeln beginnt, springen beide hinein; der Mann greift nach den Rudern und biegt sich weit zurück. Ein paar mächtige Schläge: das Boot schießt seewärts, aber die nächste Woge treibt es beinahe zur selben Stelle zurück. Dies Spiel wiederholt sich zwei-, dreimal, immer wieder; der Schiffer rudert mit ganzer Kraft und hält nur zuweilen inne, um sich Schweißtropfen von der Stirn zu wischen; sein Schifflein tanzt auf den Schaumhügeln und verschwindet in den glasklaren Wellentälern — aber der Abstand zwischen ihm und den Wartenden auf dem Stege bleibt scheinbar immer derselbe.

Jene winken ungeduldig: „geht's nicht?" der Mann nickt gemütsruhig zurück:

„Ich komm' schon, komm' schon noch ran."

Hedwig beobachtet den einfachen Vorgang mit seltsam leidenschaftlicher Aufmerksamkeit.

Das sind nun so ein paar aus den armen Fischerhäusern, von denen der Arzt heute zu ihr gesprochen hat. Du lieber Gott, ja, wenn es im Winter keine Badegäste gibt und das

Digitized by Google

Meer weithin zugefroren ist, dann mögen die wohl manchen Tag nicht wissen, wo sie etwas zum Beißen hernehmen sollen. Den Hunger — ja, den Hunger mögen sie kennen. Aber hat er ihre Wangen bleich, ihre Arme matt, ihre Augen stumpf gemacht? Hat der Hunger sie um sich selbst betrogen?

Hedwig lacht bitter auf.

Dieser muskelstarke Mann, der sich zollweise seine Bahn durch das widerstrebende Element ertrotzt — dieser braune, sehnige Bube, der ihm zur Hand geht — sie sind gesund! sie sind glücklich! sie sind beneidenswert!

Zu Hause, in Hedwigs Wohnzimmer, hängt ein schön gemaltes Wandbrett mit dem Spruch: Arbeiten und nicht verzweifeln. Wenn sie zurückkommt, wird sie das Brett herunterreißen; mit großen Buchstaben wird sie an die Wand schreiben: Nicht arbeiten und verzweifeln.

Jetzt! nein, die Brandung schleudert den Kahn noch einmal vom Bollwerk fort, dem er sich schon auf Armeslänge genähert hatte. Aber jetzt — endlich! Jene vier nervigen Fäuste zwingen den Bootrand neben den Rand des Steges, und die eiserne Kette wird um den Pfosten geschlungen. Die Leute, die da steh'n, freuen sich. Ohne der hilfbereit ausgestreckten Hände zu achten, springt das Mädchen als erste elastisch aufs Sitzbrett herunter; der Schiffer weist jedem Einzelnen seinen Platz an und wickelt die Segel auseinander, der Wind fährt in die hellen Leinwandflächen, daß sie sich knitternd straffen. Noch wenige Augenblicke, und das Schiffchen durchschneidet die Wellen: pfeilgeschwind, auf einer Seite tief gegen das Wasser geneigt.

Die Herren lüften ihre Mützen gegen ein paar Zurückgebliebene, das Mädchen schwenkt den zusammengerollten Schirm.

Hedwig schaut ihnen mit heißen, starren Augen nach.

Aber auch dies bloße Schauen in Glanz und Freude, in Schönheit und Farbe hinein wird ihr zum Unheil. Sie zuckt plötzlich zusammen, stützt die beiden auseinandergespreizten Hände auf den Sand, schließt die Augen und erwartet so bewegungslos den Feind.

Dieser rasende Schmerz! Als ob eine Pfeilspitze durch den Augapfel in den Kopf hineingestoßen und immer hin- und hergedreht würde!

Hedwigs Gesicht ist dunkel gerötet, unter dem gesenkten Lide hervor rollen ihr Tränentropfen über die Wange, aber sie selber

Digitized by Google

rührt sich nicht; denn sie weiß, daß jeder leiseste Widerstand die Qual ins Unmögliche steigert.

Endlich Erleichterung .... allmähliches Nachlassen .... Nun kann es wohl zwei oder drei Stunden dauern, bis der nächste Anfall kommt.

Langsam richtet Hedwig sich auf, wischt die Tränen fort und entfernt sich schleppenden Schrittes, mit gebeugtem Kopf, der sich nicht mehr zum letzten Abschiedsblick nach dem rauschenden Meere rückwärts wendet. Sie wählt diesmal auch nicht die glänzende Promenade, sondern ein schmales, grün beschattetes Gäßchen, das zwischen Gärten dem Hause zuführt, wo Hedwig sich für die Zeit ihres Aufenthaltes in Pension gegeben hat.

Es muß bald Mittagsstunde sein: unter den Kolonnaden werden schon Tische gedeckt.

Als Hedwig die schmale Holztreppe zum ersten Stock hinauf will, gewahrt sie eine klägliche Gestalt, die auf den obersten Stufen vor der Glastür kauert und fast den Zutritt versperrt. Hedwig meint bei flüchtigem Hinschauen, sie habe noch niemals ein so verschrumpftes Weiblein mit solchem winzig faltigen Gesicht und solchen rot entzündeten Augen gesehen. Die ganze zerlumpte Erscheinung entsendet einen unerfreulichen Hauch, so daß Hedwig die Oberlippe kräuselt und die hellen, spitzenbesetzten Röcke zusammenrafft, um unversehrt vorbeizukommen. Aber da rückt die Frau schon von selber zur Seite, versucht sich noch kleiner zu machen, als die Natur sie gebildet hat, und murmelt etwas von dem schönen Kleide: „ach Gottchen, so fein!“

Ein Zimmermädchen öffnet die Tür, begrüßt die Dame, die immer so reichliche Trinkgelder gibt, mit schmeichelnder Freundlichkeit und wirft einen verachtungsvollen Seitenblick nach dem Häufchen Unglück, das da auf der Treppe hockt.

„Nein, ich sag', die alte Loßmann schon wieder! Nächstens kommen Sie wohl alle Tage zweimal, was?“

Die Frau beginnt von neuem ein demütiges Gemurmel, aus dem Hedwig nur heraushört: „Ach, mein liebes, trautstes“, — „Ach, ich hab' ja heute noch rein nichts —“

„Sie sollen doch bloß einmal die Woche kommen“ schilt das Mädchen. „Die gnädige Frau ist viel zu gut für Ihnen.“

Damit geht sie zur Küche. Die alte Loßmann muß ihre Lage aber doch nicht für ganz hoffnungslos halten, denn sie bleibt wartend sitzen und brummelt in sich hinein.

„Sind Sie krank?“ fragt Hedwig.

Digitized by Google

Die Frau schrickt förmlich zusammen und blinzelt mit ihren tiefliegenden, entstellten Äuglein unsicher empor.

„Waschen?“

Hedwig fragt noch einmal vernehmlicher.

„Ach Gott doch man, mein gutstes, gnäd'jes Frauchen, ja, ja, ich bin krank und schlächt is's mir jegangen — .... so schlächt —“

„Wie so denn? Was fehlt Ihnen? Wohnen Sie hier am Ort?“

„Im Armenhaus wohn' ich“, erzählt die alte Loßmann mit kläglich weinerlichem Tonfall, „'n ganzes End' weiter draußen. Ich hab' so'n Reißen in die Füß', aber ich muß doch immer kommen .... zu die Herrschaften, die so gut sind und mich Essen jeben —“

„Haben Sie denn niemanden, der das für Sie holen kann? Keinen Mann ... keine Kinder oder Großkinder .... nein?“

„Gnäd'jes Frauchen, ich hab' keinen Menschen nich. Was mein Mann war ... der is vor viele, viele Jahre ertrunken ... ach Gott doch man, ich weiß gar nich mehr, wenn das jewesen is ... einmal im Winter is's jewesen, wie se so weit 'rausjefahren sind zum Fischen ... und da kam so'n großer Sturm ... se haben ihn gar nich mehr jefunden, und ich kann nich an sein Grabchen jeh'n ... nein, nein.“

„Und auch keine Kinder?“ wiederholt Hedwig, da der Redestrom der Alten in einem zitternden, tonlosen Schluchzen zu versiegen droht.

„Eine Tochter hab' ich jehabt, gnäd'jes Frauchen, eine Tochter, und die hat die Krämpfe jekriegt, wie se vier Jahr alt is jewesen, und seitdem hat se immer die Krämpfe jehabt bis vierundfünfzig Jahr, wo sie gestorben is.“

„Um Gottes Willen!“ ruft Hedwig.

„Ja, ich weiß nich, wie lang das is, ich kann nich so viel zählen, liebe, gnäd'jes Frauchen, aber die Tochter hat nischt jearbeit't, die war immer wie'n kleines Kind, und denn is se so oft hingefallen, mitten in die Stub', und hat die Krämpfe bekommen, und abwarten mußt' ich ihr auch wie'n kleines Kind, immer, jede Nacht, hat sie —“

„Diese kranke Tochter ist die ganze Zeit über bei Ihnen gewesen?“ fragt Hedwig schnell, von innerlichem Ekel geschüttelt, aber doch entschlossen, sich das armselige Stückchen Menschendasein nicht entgehen zu lassen.

Digitized by Google

„Wo sollt' ich ihr denn lassen?“ schluchzt die alte Loßmann zurück. „Wie mein Mann is tot jewesen, da haben wir 'raus jemußt aus uns're beide Stuben; Betten, Sachen, allens is verkauft, und ich mit die Tochter . . . wir beid' sind ins Armenhaus jekommen. Eine Kammer haben wir jehabt, gnäd'jes Frauchen . . . da is bloß ganz oben 'n kleines Fensterchen drin jewesen. Immer war es ganz duster bei uns, und wenn ich 'mal was flicken wollt', denn hab' ich mich die Augen verdorben. In der großen Stub' nebenan haben vier jewohnt: die Schulzen und die Koblinska mit ihre Tochter und die olle Neubauern, die haben 'n Ofen jehabt, und uns're Kammer sollt' auch warm werden von, aber, ach Gott, gnäd'jes Frauchen, die sind so falsch jewesen, so kröt'sch sind die jewesen . . . immer haben sie die Tür zujeschmissen, damit sie die schöne Wärme für sich behalten konnten. Und wenn ich die Tür wieder aufmacht', haben se auf mir jeschumpfen, und die Neubauern, das A . ., hat mir 'mal mit den Stiel vom Besen 'n Loch in den Kopf jeschlagen . . . 'n ganz blut'jes Loch . . . daß der Doktor kommen mußt' und das Loch zunähen . . . ach Gott . . . ach Gott . . . ja . . . ich sag' schon —“

Die alte Loßmann muß ein Weilchen schluchzen, und Hedwig unterbricht sie nicht.

„Gnäd'jes Frauchen, und wie es mit der Tochter auf die Letzt jing — da war es Winter und so kalt, so kalt, die Koblinska hat auch jesagt, solche Kälte hätt' sie noch nie nich erlebt. An der Wand von uns're Kammer hat das man immer so jeglitzert . . . und der Sturm hat auf'm Dach jeknastert und die See hat jebullert . . . ich hab' all jemeint: die Welt jeht unter.“

„In solcher schlimmen Zeit starb Ihre arme Tochter?“

„In der Nacht, ja, da hat sie ihre Krämpfe noch doller jekriegt, wie sonst . . . der Schaum hat ihr am Mund jestanden und um sich jeschlagen hat sie . . . ich konnt' ihr kaum halten. Zuletzt is sie ganz schwach jeworden . . . ganz schwach . . . und des Morgens . . . da war es aus mit sie . . . ach Gott . . . ach Gott . . . ja . . .“

„Es ist doch ein Glück, auch für Sie, gewesen, daß der liebe Gott die Arme erlöst hat,“ spricht Hedwig in das Jammern der alten Loßmann hinein.

„Gnäd'jes Frauchen, und ich bloß in meine dünne Kattunjack' . . . denken Sie sich das man . . . wie die Tochter hat tot jelegen, da hab' ich mir kaum noch können rühren: solche Hitz' im Kopf und so'n Stechen im Rücken und die Füß' ganz jeschwollen!

Digitized by Google

Ich hab' die andern so jebeten, sie möchten jehen und bei den Herrn Amtsvorstand melden, daß die Tochter jestorben is, aber sie wollten nich; sie haben mir bloß erlaubt, daß ich die Nacht bei ihnen in der Stub' konnt' schlafen, nich in der Kammer bei die Leich'. Am andern Morjen hab' ich mir denn selber hinjeschleppt zu den Herrn Amtsvorstand, da hat mir die Schulzen noch 'n kleines Tuchchen jejeben, das hab' ich mir über meine Jack' jebunden. Ich bin durch und durchjepustet von dem Wind, und jegraupelt hat es . . . ich hab' immer jedacht: nu' kannst du nich' weiter in den Schnee, mit deine schlimmen Füß'. Wie ich zu den Herrn Amtsvorstand jekommen bin, da hat er mich allens jefragt, und dann hat er jesagt: ‚Ja', hat er jesagt, ‚warum haben Sie das nich früher jemeld't?' Ich wollt' ihm erzählen, daß ich doch bin krank jewesen, aber da hat er gar nich drauf jehört, gleich anjefahren hat er mir, in den ersten vierundzwanzig Stunden hätt' ich müssen kommen, jetzt sollt' ich Straf' bezahlen, oder ich müßt' auf'n Tag ins Jefängnis."

Die alte Loßmann heult laut auf, und Hedwig ruft: „Ins Gefängnis?"

„Ja, ich hatt' doch kein Jeld, und da mußt' ich ins Jefängnis, gnäd'jes Frauchen, und da war es so kalt . . . ich hab' immer jebebbert und jebebbert vor Kälte . . . und seitdem hab' ich die schlimme Augen . . . und weil ich soviel weinen mußt' . . . immerzu weinen . . . über die Schand' . . . mit ihre Finger haben sie nachher auf mir jezeigt und jeschrien: etsch, die alte Loßmann hat jesessen!"

Ob die Frau noch mehr erzählen könnte? Hedwig hat genug gehört. Sie bückt sich, greift nach der verschrumpften, braunen Hand, die zwischen den Falten des zerrissenen Rockes liegt, und läßt ein Geldstück in diese Hand gleiten. Mit Tränen und einem Übermaß von Dank und Segenswünschen wird die Gabe in Empfang genommen.

„Ich wünschte, ich könnte Ihnen noch mehr und noch besser helfen," sagt Hedwig ganz leise.

„Ach, meine liebe, gutste, gnäd'je Frauchen, wenn Sie bloß 'mal mein Bettchen könnten seh'n . . . Federn sind schon garmehr drin . . . und ich werd' nich warm im Winter . . . wenn ich nur könnt' ein neues Bettchen haben — —"

Ehe Hedwig etwas Tröstlich-Verheißungsvolles erwidern kann, kommt das Mädchen aus der Küche und weist mit ziemlich verächtlicher Gebärde auf den Teller, den sie in der Hand trägt:

Digitized by Google

„Na, da haben Sie, die Frau läßt Ihnen aber auch sagen, Sie sollen nicht mehr so oft — —“

Die alte Loßmann murmelt aufs neue ihren Dank und will sich sogleich über den Inhalt des Tellers hermachen: es ist ein Rest von Sauerkraut mit einem Bratwurstzipfel.

„Nein, hier essen sollen Sie nicht,“ herrscht ihr das Dienstmädchen zu, „Sie sollen gleich machen, daß Sie wegkommen, in zwei Minuten klingelt es schon zu Mittag, und Sie sollen den Damen nicht den Weg auf der Treppe versperren —“

Demütig bittet die alte Loßmann, ob sie vielleicht den Teller mitnehmen dürfte, sie wollte ihn ganz gewiß morgen — —

„Nein, das geht nicht, den brauchen wir immer.“

Da zieht die alte Loßmann ein schlimmes Tüchlein aus der Tasche, schüttet Sauerkraut und Bratwurst hinein, faßt die Zipfel des Tuches zusammen, erhebt sich schwerfällig, wünscht, daß der liebe Gott alles vergelten möge, und humpelt die Treppe hinunter. Hedwig stellt sich ans Fenster, um zu sehen, wie diese verkrümmte Gestalt durch den Vorgarten geht, sich an der Außenseite des Zaunes auf einer Bank niederläßt, das Tüchlein lüftet und mit ungeschickter Hast ihr Mittagsmahl verspeist.

„Gnädige Frau haben der alten Loßmann doch kein bares Geld in die Hand gegeben?“ fragt das Mädchen hinter Hedwig mit zudringlicher Neugier. „Das ist so eine — wenn die 'mal 'n Groschen hat, kauft sie sich Schnaps . . . und glauben dürfen die gnädige Frau ihr auch nicht alles, was sie erzählt . . . die alte Loßmann lügt wie gedruckt.“

„Der Hunger ist jedenfalls echt,“ sagt Hedwig abweisend, und ihr Gedanke redet leise weiter:

Ja, ja, das ist der Hunger, der mit dem Leibe die Seele verkümmern läßt, und das ist die Lebensnot, die den Menschen wieder dem Tiere nähert . . . Wer darf dich schelten, wenn du deine jämmerlichen Pfennige um ein Mittel hingibst, das dich für ein paar Stunden satt und warm und zufrieden macht . . . Wir lassen uns vom Doktor Morphium oder Sulfonal oder Chloral verschreiben, wenn wir leiden: das klingt anständiger, aber schließlich ist's doch dasselbe für uns, was der Schnaps für dich ist, du arme, alte Loßmann, du!

Seit Monaten hat Hedwig in schlaflosen Nächten und inhaltleeren Tagen um einen Ausgleich mit dem Schicksal gekämpft, das unabwendbar über ihr stand; dies Schicksal hat ihre Seele

Digitized by Google

so bis zum Rande erfüllt, daß für nichts anderes Raum darin gewesen ist.

Die Versöhnung hat sie auch jetzt noch nicht gefunden, aber dennoch fühlt sie sich wie von erdrückender Last befreit: es ist etwas Ungewohntes, Warmes, Weiches in ihr aufgestiegen; sie gibt sich an die Vorstellung hin, wie es sein müßte, das klägliche Geschöpf, sauber gewaschen und gekleidet, in eine sonnige Stube zu führen . . . erst an einen Tisch mit kräftig duftender, dampfender Schüssel . . . dann zu einem Bette . . . frisch und neu, mit quellenden Federkissen . . .

Hedwig fühlt das Behagen förmlich durch ihren eigenen Körper rieseln.

Wenn sie der alten Loßmann so etwas verschaffen könnte . . so ein Gehegt- und Geborgensein bis zum nahen Tode . . . wenn sie den bitterlichen Eindruck in Worte fassen und in die Welt hinaussprechen könnte . . . vielleicht käme ein Widerhall zurück . . . Mitleid . . . Mithilfe . . .

Um Hedwigs Lippen stiehlt sich ein kleines Hoffnungslächeln: Diese Arbeit wird sie doch am Ende noch leisten können!

Kunstberichte.

Berliner Kunst-Ausstellungen.

Von Max Osborn.

Weit mehr als alle Ausstellungen der Salons stand in den letzten Wochen die schroffe Spaltung der deutschen Künstlerschaft durch die Begründung des „Deutschen Künstlerbundes“ im Mittelpunkt des hauptstädtischen Interesses. Was man seit Jahren schon voraussah, ist nun endlich Ereignis geworden: der „Allgemeinen deutschen Kunstgenossenschaft“, der einzigen Körperschaft seit einem runden halben Jahrhundert, die sich als eine Vertretung der deutschen Künstler bezeichnen konnte, ist eine neue Institution zur Seite getreten, durch welche die gesamten Kunstverhältnisse Deutschlands mit einem Schlage ein anderes Gesicht bekommen haben. Die Genossenschaft hat von früheren Jahrzehnten her zweifellos

Digitized by Google

ihr Verdienst, aber seit geraumer Zeit schon ist sie für die frische und freie Entfaltung des deutschen Kunstlebens mehr ein Hemmnis als eine Hilfe gewesen. Nun haben sich im „Deutschen Künstlerbunde“ diejenigen Künstlergruppen organisiert, die man im wesentlichen die „modernen“ oder die „sezessionistischen“ nennen kann, die aber in Wahrheit weit mehr sind als das: nämlich die Summe der eigenartigen Individualitäten und vorwärtsweisenden Kräfte, die wir heute überhaupt in Deutschland besitzen, — wenn man von wenigen vereinzelten großen Persönlichkeiten aus den Kreisen der Genossenschaft absieht. Ein Bund, dem Max Klinger, Hans Thoma, Max Liebermann, Fritz v. Uhde, die Worpsweder, Graf Kalckreuth, Franz Stuck, Walter Leistikow, Ludwig v. Hofmann, Hans Olde, August Gaul, Wilhelm Trübner, Arthur Kampf, Max Slevogt, Theodor Hagen, Reinhold Lepsius, Louis Tuaillon, Hugo v. Habermann, Albert v. Keller, Louis Corinth usw. angehören, stellt eben eine Vereinigung derjenigen Namen dar, die dem Auslande und den meisten deutschen Kunstfreunden heute gerade als die Repräsentanten unserer lebendigen, zukunftskräftigen Kunst gelten. Die Regierung wird auf die Dauer nicht umhin können, dem Bunde die offizielle Gleichberechtigung neben der Genossenschaft einzuräumen, wenn sie sich auch in der Frage der Beschickung der St. Louiser Weltausstellung, bei welcher der Künstlerbund zum ersten Male mit dem Anspruch auf diese Gleichberechtigung auftrat, mit völligem Mangel an Verständnis für das, was unserer Kunst schon vom nationalen Standpunkt aus frommt, einseitig auf die Partei der Genossenschaft gestellt hat. Die Folge muß sein, daß unsere Kunstabteilung in St. Louis ein ganz schiefes Bild der tatsächlich zur Zeit in Deutschland herrschenden Zustände geben wird, und daß wir hinter den anderen Völkern beträchtlich zurückstehen werden.

Es ist eine offenkundige Tatsache, daß das Verhalten der Regierung in unmittelbarem Zusammenhang steht mit der oftmals energisch zum Ausdruck gelangten Abneigung Kaiser Wilhelms II. gegen die moderne Kunst in jeglicher Gestalt. Niemand wird es dem Kaiser verdenken, wenn er seiner Meinung folgt, bei den Bestellungen, die er selbst vergibt, die Künstler wählt, die ihm genehm sind, und da, wo seine Entscheidung angerufen wird, den Ausschlag im Sinne seiner Überzeugung gibt. Aber es wird sich nicht mehr länger durchführen lassen, daß der persönliche Geschmack des Kaisers überall und ausschließlich für die staatliche Behandlung sämtlicher Kunstangelegenheiten maßgebend ist und daß ihm gegenüber die Meinungen aller Sachverständigen überhaupt nicht ins Gewicht fallen. Ohne Zweifel wird diese Angelegenheit, die längst den Charakter einer Sache von allgemeinem öffentlichen Interesse angenommen hat, in nächster Zeit die Parlamente beschäftigen. Ob darum freilich etwas anders werden wird, ist nicht vorauszusagen. Dann aber wird das unerquickliche Schauspiel, das nun schon begonnen hat, seinen Fortgang nehmen und der Kampf zwischen der lebendigen und ausschlaggebenden deutschen Kunst der Gegenwart und der Regierung sich immer erbitterter gestalten.

Nach einer Richtung hin haben alle diese Dinge, so wenig anmutig sie an sich sein mögen, allerdings einen unverkennbaren Vorteil: sie lenken die Aufmerksamkeit des Publikums immer energischer auf die Angelegenheiten der Kunst und stacheln darum wieder alle die Stellen, die sich die Belebung und Ausnutzung des gesteigerten Kunstinteresses zu Nutze machen, zu lebhafter

Digitized by Google

Tätigkeit an. Die Berliner Salons spannen ihre Kräfte wie nie zuvor an und man kann ihnen die Anerkennung nicht versagen, daß sie in der Tat Außerordentliches leisten. Bei Keller und Reiner wurde die Ludwig Richter-Ausstellung durch eine Kollektion neuerer Skulpturen abgelöst, die gerade in Berlin, der Stadt der schrecklichsten plastischen Verwilderung, besondere Beachtung verdiente. Im Mittelpunkt dieser Ausstellung stand ein belgischer Bildhauer, Jef Lambeaux, eine der kraftvollsten Erscheinungen der ausgezeichneten modernen Brüsseler Schule, die neben Meunier, van der Stappen, Dillens und Lagae, Lambeaux zu ihren hervorragendsten Mitgliedern zählt. Dieser Künstler hat noch altvlämisches Blut in seinen Adern: es ist, als sei die saftige und kerngesunde Sinnenfreude Rubens' in ihm aufs neue lebendig geworden. Was der Meister des siebzehnten Jahrhunderts mit der rauschenden Pracht seiner Farben erreichte, das sucht Lambeaux mit dem Formgefühl seiner Hände zu gewinnen: den künstlerischen Ausdruck intensiven, von keines Gedankens Bläße angekränkelten Lebensgefühls. Die Gestalten des Belgiers haben eine wunderbare Kraft körperlichen Lebens; kein Schablonengesetz beherrscht die Bildung ihrer Glieder, in denen das warme Blut zu klopfen scheint. Es ist ein Fest für das Auge, die innere Bewegung zu verfolgen, die in diesen Linien und Flächen weise gebändigt ruht, und zu beobachten, wie Lambeaux die Fülle der andrängenden Einzelheiten des Wirklichkeitseindrucks souverän auf die entscheidenden Züge reduziert, in jedem Falle von realistischer Naturnachbildung zu großem, monumentalem Stil fortschreitend.

Zugleich mit dem belgischen Bildhauer trat bei Keller und Reiner nach langer Pause wieder einmal der seltsame holländische Maler Jan Toorop auf, der zuerst vor zehn Jahren das Berliner Publikum durch seine sonderbaren, von der primitiven Kunst der Malaien beeinflußten Linienphantasien verblüffte. Auch jetzt sah man noch Kompositionen dieser Art von seiner Hand. Über die „tiefsinnige" Bizarrerie, die darin mit tausend geheimnisvollen Symbolen spielt, regte man sich nicht mehr auf; dafür empfand man stärker als früher den eigentümlichen Reiz der aparten Zeichenkunst Toorops. Daneben aber trat der Holländer mit ganz modernen malerischen Experimenten auf, die zum Teil auf dem Wege des analytischen Impressionismus zu einem geradezu grotesken Pointillismus führten, zum Teil jedoch überaus feine koloristische und stilisierende Studien und Landschaftsstimmungen darboten. Toorop ist ein raffinierter Geschmacksmensch, den seine Hyperkultur wohl manchmal zu allerlei Exzentrizitäten verleitet, der aber dafür auch einen Sinn für feinste malerische Reize hat wie wenige.

Bei Cassirer führten zwei der temperamentvollsten Vertreter des deutschen Impressionismus in umfangreichen Ausstellungen ihre Werke vor: Louis Corinth und Max Slevogt. Corinth gab einen Überblick über seine ganze bisherige Entwickelung, die allerdings das Fazit ergab, daß er mit seinen jüngsten Arbeiten auf einen falschen Weg geraten ist, und die darum für die weitere Entfaltung seiner Kunst eine Lehre und eine Warnung bedeutete. Die Bilder aus Corinths Münchner Zeit, die man wiedersah, riefen in ihrer soliden, kraftvollen Malerei aufs neue großen Respekt hervor, die „Salome", die wohl als sein bisheriges Hauptwerk gelten kann, schien seit ihrem ersten Hervortreten nur gewonnen zu haben (das Bild

Digitized by Google

hat einen eigentümlich schönen goldnen Ton bekommen), aber die letzten Studien und Porträts fielen in ihrer diffusen, absichtlich „hingehauenen" Art gegen ihre älteren Geschwister auffallend ab. Nur ein Bildnis des Komponisten Conrad Ansorge zeigte Corinths alte Kraft und wies zugleich auf den Weg hin, den der glänzend begabte Künstler in Zukunft zu gehen hat, indem er seine sinnlich schäumende Malerlust, die immer in Gefahr schwebt, ins Brutale zu verfallen, in strenge Zucht nimmt.

Slevogt hat die gefährliche Epoche, in der Corinth sich gegenwärtig befindet, bereits hinter sich. Er hat sie glücklich überwunden und sich selbst wiedergefunden. Auch er war in Gefahr, sich in einen allzu lockeren und unsoliden Impressionismus zu verlieren — eine Gefahr, die für die aus München kommenden Künstler sozusagen in der Berliner Luft zu liegen scheint. Das neue große Bild Slevogts aber, „Der Ritter und die Frauen", zeigt ihn wieder auf der alten Höhe und im vollen Besitz seiner persönlichen Sprache. Man sieht einen eisengepanzerten Helden in den Jahren blühender Jugend, der sich durch eine verführerische Schar schöner junger Weiber energisch den Weg bahnt. Die schlanken Hetären, deren gleißende Leiber ein paar leuchtende Seidenfetzen mehr ent- als verhüllen, wälzen sich wollüstig am Boden und suchen mit allen Künsten sinnlicher Berückung den Davonstürmenden zu halten. Der aber würdigt die tollen Mänaden nicht eines Blickes und entzieht sich mit Gewalt ihrer dürstenden Gier. Das Symbol ist alt und aus tausend literarischen wie künstlerischen Quellen bekannt. Aber Slevogt hat es in völlig origineller Art vorgetragen. Die ganze Anordnung, die wirksame Kontrastierung der blinkenden kalten Rüstung und des warmen blühenden Fleisches, die feine, scheinbar launisch hingeworfene, in Wahrheit sorgfältig abgewogene Farbenzusammenstellung läßt des Künstlers charakteristische Handschrift erkennen. Auch ein neues Bildnis Francesko d'Andrades als Don Juan in schwarzem Kostüm — ein Gegenstück zu dem bekannten Bravourstück Slevogts, das den Sänger im weißen Festkleide beim Champagnerliede zeigte — ist ein echtes Stück temperamentvoll-nervöser Impressionismus-Malerei, ohne daß unter artistischen Spielereien der Eindruck der Wahrheit und Natur zu leiden hat.

Die Münchner Sezession, aus deren Kreise Corinth wie Slevogt stammen, ist in diesen Wochen seit langer Zeit zum ersten Male wieder korporativ in Berlin aufgetreten. Es ist nicht ohne Bedeutung, daß sie diese Ausstellung im Künstlerhause veranstaltete, also als Gast des Vereins Berliner Künstler. Man ersieht daraus abermals, was man längst wußte, daß die Gegensätze in der Künstlerschaft auf dem schönsten Wege wären, sich langsam auszugleichen, wenn nicht von Staatswegen bei uns diesem Ausgleich und der damit verbundenen gegenseitigen Befruchtung fortwährend Steine in den Weg geworfen würden. Die Bildersammlung, welche die Münchner nach Berlin gesandt haben, ist nun allerdings keine überwältigende. Aber sie umfaßt doch die besten Kräfte, die in ihr wirken: Uhde, Albert v. Keller, Habermann, Herterich, Benno Becker, Exter, Samberger, Piepho, Otto Greiner, Keller-Reutlingen, Landenberger usw., dann die ausgezeichneten Tiermaler, wie Zügel, Hubert von Heyden, Schramm-Zittau; sie stellt uns in Friedrich Attenhuber ein junges Talent von bemerkenswerter Kraft vor und amüsiert uns durch die entzückenden farbigen Zeichnungen von Julius Diez. Von besonderem Wert aber ist die plastische Abteilung dieser

Digitized by Google

Münchner Sezessions-Ausstellung. Hier bringt sie uns wirklich etwas Neues und Wichtiges; denn ganz abgesehen von dem Genuß, den die Wirkung dieser Werke gewährt, wird uns hier einmal bewiesen, wie weit auch die deutsche Bildhauerkunst der Gegenwart — außerhalb Berlins schon gelangt ist. Unsere Denkmalsfabrikanten, die ja wohl alle Mitglieder des Vereins Berliner Künstler sind, studieren hoffentlich mit Eifer und Erfolg die Arbeiten dieser Münchner! An der Spitze steht dabei eine herrliche Kollektion von Hermann Hahn; auch das Modell zu dem schönen Liszt-Denkmal in Weimar ist dabei. Dann sieht man eine kostbare Arbeit von Josef Floßmann: den Gipsentwurf zu einer Zierfigur in einer Töchterschule zu München. Wir sehen ein Relief von Adolf Hildebrand, prächtige Dinge von Georg Wrba und Hermann Lang und, wohl zum ersten Male in Berlin, ein paar Werke des ausgezeichneten Hildebrand-Schülers Georg Römer, darunter seine glänzende Büste des Bremer Senators Gildemeister.

Der Kunstsalon Schulte brachte in seiner ersten Ausstellung im neuen Jahre eine größere Sammlung neuer Arbeiten von Gustav Schönleber, dem trefflichen und verehrten Karlsruher Meister. Es scheint nach diesen Proben, als befinde sich Schönleber zur Zeit in einer Art Übergangsepoche. Das Ziel, dem er zustrebt, ist offenbar eine erneute Vertiefung seiner Stimmungsmalerei, die er in eigentümlicher Weise mit dekorativen Effekten verbinden möchte. Ganz einig ist er jedoch noch nicht mit sich über die technischen Mittel, die ihn zu diesem Ziele führen sollen, und es geht dabei manches von der Naturfrische verloren, die Schönlebers Werke sonst immer ausgezeichnet haben. Die Farben sind oft recht trocken, und manche Bilder — hier spricht wohl der Einfluß der Karlsruher Lithographie mit — haben einen etwas druckartigen Charakter erhalten, der mir hier nicht herzugehören scheint. Doch bei Schönleber ist man davon überzeugt, daß er seine alte eindringliche Kraft des Ausdrucks auch auf dem neuen Wege bald wiedergewinnen wird.

Musik.

Von Gustav Dippe.

Der allgemeine Zug nach „Öffentlichkeit des Verfahrens" hat Felix Weingartner in dieser Spielzeit veranlaßt, die gesamten Programme seiner „Symphonie-Abende der Königl. Kapelle" zugleich mit dem ersten Konzert bekannt zu geben. Hoffentlich geht er von dieser dankenswerten Neuerung nicht wieder ab; sie schafft das behagliche Gefühl, mit dem man bei einem festlichen Mahl die Speisenfolge überblickt. Freilich ist ja Überraschung niemals Sache dieser Konzerte gewesen. So ist das Rezept, nach dem die Programme angezeigt sind, auch diesmal das alte und wohlbewährte geblieben: Nimm zwei Liter bekannte klassische Musik auf ein halbes Kilo ebenfalls bekannter Musik aus der romantischen Periode, tue sodann einen gehäuften Eßlöffel Berlioz hinzu und tröpfele unter beständigem Rühren zwei bis drei klassische Ausgrabungen und ein halbes Dutzend Neuheiten — zu gleichen Teilen deutschen und fremden Ursprungs — hin-

Digitized by Google

ein. — Wunderlicherweise ist Richard Wagner dieses Mal garnicht vertreten. Weingartner liebt es auf ursolider Grundlage gelegentlich kleine, aber wohlanständige Kaprizen zu haben. Nun, Wagner zu hören, bietet sich immerhin Gelegenheit genug! Bedauerlicher ist schon, daß auch Richard Strauß fehlt, zu dem doch alle, denen die Entwickelung der deutschen Musik am Herzen liegt, immer festere Stellung zu nehmen wünschen. Und Strauß muß man schon vom Orchester hören, das Surrogat des Klavierauszuges ist bei ihm ungenießbar. —

Von dem, was uns Weingartner schon vorgeführt hat, sei an erster Stelle das Konzert (d-moll) für zwei Violinen von Bach erwähnt. Nicht alle Bachschen Werke geben dem unvorbereiteten und obenein noch tagesmüden Konzertbesucher eine so unmittelbare Klarheit über die schier erschöpfende Bedeutung dieses Größten aller Großen. Die Herren Halir und Dessau spielten das erhabene Werk mit sicherem Stilgefühl. Einen lebhaften Erfolg hatten auch drei kleine „Deutsche Tänze" von Mozart, deren dritter im Trio durch Schellengeläute und Postsignale eine Schlittenfahrt darstellen will und infolge dieses harmlosen musikalischen Scherzchens von der Zuhörerschaft da capo verlangt wurde. Das weitaus hübscheste dieser anspruchslosen Stückchen ist der zweite Tanz (in G). Ihn zeichnen aus ein bezaubernd leicht hingeworfener Kanon im zweiten Teil und überraschend pikante Harmonieverbindungen im Trio. Eine selten gehörte Jugendsymphonie Schuberts zeigte eine erstaunlich formvollendete und glatte Arbeit; enttäuschte aber durch das Fehlen alles dessen, was wir mit dem Namen Schubert verbinden. Von Neuheiten gab es eine Symphonie von E. v. Dohnanyi und das Vorspiel zu „Fest auf Solhaug" von Hans Pfitzner.

Der fünfte Symphonie-Abend war Hektor Berlioz gewidmet zur Feier seines hundertsten Geburtstages am 11. Dezember 1903. Die Auswahl der Werke war auf die Vollblut-Berliozschwärmer berechnet. Unbefangenen gegenüber war sie eher dazu geeignet, eine dem Komponisten feindliche Stimmung zu erregen, als ihn zu feiern. Die Ouvertüre zu „Rob Roy" ist formlos und unglücklich disponiert, die Einzelheiten gehen nicht zu einem Ganzen zusammen. Es bleibt Stückwerk und hinterläßt keinen Eindruck, wie lebhaft auch dieses oder jenes gefesselt haben mag. Es gilt augenblicklich für die Grundnotwendigkeit aller Reputierlichkeits-Ansprüche eines Musikreferenten, daß er sich den Berliozschen Werken gegenüber äußerster Vorsicht befleißige. Ausdrücke, die man z. B. Mendelssohn oder Brahms gegenüber gern und gut gebrauchen mag, verschaffen dem, der sie auf Berlioz anwendet, die appetitliche Wahl, als Ignorant oder Verleumder angesehen zu werden. Unter diesem milden Druck hat sich die Gepflogenheit heraus gebildet, Berliozsche Werke, durch die man reichlich angeödet wurde, immer noch als interessant und geistreich zu bezeichnen. Ich erkläre somit die Ouvertüre zu „Rob Roy" für geistreich und interessant. Geistreich und interessant war auch die Gesangsszene „Kleopatra". Im übrigen war sie maßlos lang und trieb die Musik im kleinen, vom Text ausgehenden Stößen vor sich her, wie ein Kind den Reifen schlägt. Nur gegen den Schluß hin erzwangen sich düstere Klänge von echt Berliozscher Färbung eine aufhorchende Anteilnahme. Leider lag obenein noch der Sängerin, Frau Plaichinger, der Part zu tief; zu Beginn war der Tonansatz von peinlicher Unsicherheit. Das schwächste der drei

Digitized by Google

Werke des ersten Teils war jedoch der Trojanische Marsch, aus der Oper „Die Einnahme von Troja". Er war sehr geistreich und sehr interessant.

Das Hauptstück der Berlioz-Feier bildete die „Phantastische Symphonie." Hier das vom Komponisten selbst entworfene Programm:

„Ein junger Musiker, von krankhafter Empfindsamkeit, hat sich in einem Anfalle verliebter Verzweiflung mit Opium vergiftet. Zu schwach, den Tod herbeizuführen, versetzt ihn die narkotische Dosis in einen langen Schlaf, den die seltsamsten Visionen begleiten. In diesem Zustande geben sich seine Empfindungen, seine Gefühle und Erinnerungen durch musikalische Gedanken und Bilder seinem kranken Gehirne kund. Die Geliebte wird für ihn zur Melodie, zu einer fixen Idee, die er überall wiederfindet, überall hört.

Erster Satz.

Träumereien, Leidenschaften.

Zuerst gedenkt er des beängstigenden Seelenzustandes, der dunklen Sehnsucht, der Schwermut und des freudigen Aufwallens, ohne bewußten Grund, die er empfand, bevor ihm die Geliebte erschienen war; sodann erinnert er sich der heißen Liebe, die sie so plötzlich in ihm entfachte, seiner fast wahnsinnigen Herzensangst, seiner wütenden Eifersucht, seiner wieder erwachenden Liebe, seiner religiösen Tröstungen.

Zweiter Satz.

Ein Ball.

Auf einem Balle, im Tumulte eines glänzenden Festes findet er die Geliebte wieder.

Dritter Satz.

Auf dem Lande.

An einem Sommerabende auf dem Lande hört er zwei Schäfer, die abwechselnd den Kuhreigen blasen. Dieses Schäferduett, der Schauplatz, das leise Flüstern der sanft vom Winde bewegten Bäume, einige Aussichten auf Hoffnung, die ihm erst kürzlich bekannt geworden, alles vereinigt sich, um seinem Herzen eine ungewohnte Ruhe wiederzugeben, seinen Vorstellungen eine lachende Farbe zu verleihen. Da erscheint sie aufs neue; sein Herz stockt, schmerzliche Ahnungen steigen in ihm auf: Wenn sie ihn hinterginge! Der eine Schäfer nimmt die naive Melodie wieder auf; der andere anwortet nicht mehr .... Sonnenuntergang — fernes Rollen des Donners ... Einsamkeit ... Stille ...

Vierter Satz.

Der Gang zum Hochgericht.

Ihm träumt, er habe seine Geliebte ermordet, er sei zum Tode verdammt und werde zum Richtplatz geführt. Ein bald düsterer und wilder, bald glänzender und feierlicher Marsch begleitet den Zug. Den lärmendsten Ausbrüchen folgen ohne Übergang dumpfe, abgemessene Schritte. Zuletzt erscheint neuerdings die fixe Idee, auf einen Augenblick, gleichsam ein letzter Liebesgedanke, den der Todesstreich unterbricht.

Fünfter Satz.

Hexensabbat.

Er glaubt, einem Hexentanze beizuwohnen inmitten grausiger Gespenster, unter Zauberern und vielgestaltigen Ungeheuern, die sich zu seinem

Digitized by Google

Begräbnis eingefunden haben. Seltsame Töne, Ächzen, gellendes Lachen, fernes Schreien, auf welches anderes Geschrei zu antworten scheint. Die geliebte Melodie taucht wieder auf, aber sie hat ihren edlen und schüchternen Charakter nicht mehr, sie ist zu einer gemeinen, trivialen und grotesken Tanzweise geworden. Sie ist's die zur Hexenversammlung kommt. Freudiges Gebrüll begrüßt ihre Ankunft .... Sie mischt sich unter die höllische Orgie, Sterbegeläute ... burleske Parodie des Dies Irae; Hexen-Rundtanz. Der Tanz und dieses Dies Irae zu gleicher Zeit."

Dieses ungeheuerliche Programm ist unzählige Male mit großem Aufwand an Respekt zu rechtfertigen gesucht. Die allgemeine Vorliebe der damaligen Zeit für das Dämonische und Schauervolle, insbesondere die Dichter Byron, Victor Hugo und E. T. A. Hoffmann, vor allem aber die einzelnen Stadien von Berlioz' hysterischer Leidenschaft für die englische Schauspielerin Henriette Smithson, alles ist zur Erklärung der Zusammenstellung der beiden letzten Sätze mit den drei ersten herangezogen. Aber wozu uns eine Sache verständlich machen wollen, die uns am letzten Ende unverständlich bleiben muß, weil sie eben französisch und durchaus undeutsch ist. Tritt doch Berlioz nicht nur dieses eine Mal seinen Stoffen mit solch ungezügeltem Bedürfnis nach äußerlichen Wirkungen gegenüber. Wie in dieser Symphonie der Liebesleidenschaft alles mögliche vorkommt, was den Grundgedanken mehr trübt und verzerrt als bereichert, so ist doch auch in „Fausts Verdammung" die Faustische Stimmung verkümmert unter allen möglichen Effektstücken, die sich Berlioz aus den szenischen Äußerlichkeiten zurecht geschnitten hat und die sogar zum Teil mit erstaunlicher Vorurteilslosigkeit hineingetragen sind. So muß sich z. B. Faust nach der ungarischen Ebene versetzen lassen, damit ihn Berlioz mit seinem pompösen Rakoczy-Marsch bekannt machen kann. Im „Harald in Italien" kommt ein wüstes Räubergelage vor, das mit der Grundidee des Werks nichts zu tun hat und in der dramatischen Symphonie „Romeo und Julie" wird die bei Shakespeare kaum als episodisch zu bezeichnende Erzählung von der Fee Mab zu einem wichtigen Teil des Ganzen gestaltet. Und machen es andere französische Künstler nicht gerade ebenso? Tritt uns nicht derselbe Geist in den Verballhornungen: „Margarete" und „Mignon" entgegen?

Nun sind bei Berlioz diese ausartenden Teile regelmäßig die besten Stücke der Partitur. Die Hauptschwäche der Berliozschen Musik ist ihre unsichere spezifisch-musikalische Logik. Nicht immer geben die musikalischen Wortgebilde einen ganzen Satz und die Sätze eine fortschreitende Gedankenreihe. Der melodischen Linie fehlt gar oft der überzeugende Verlauf, sofern es sich nicht um Trivialitäten handelt, die leider nicht gar so selten anzutreffen sind. Übernimmt aber die zugespitzte Vorstellung eines Vorganges von zwingendem Stimmungsgehalt, wie „Gang zum Hochgericht", die musikalische Führung, so tritt an Stelle der rein musikalischen Logik die Stimmung des Vorganges und hilft über alle toten Punkte hinweg; die im Zuhörer tätige Vorstellung verbindet Musikalisch-Unverbundenes und zieht Abirrendes an den Grundgedanken heran. Mit sicherem Instinkt für die ihm eigentümlichen Fähigkeiten weiß sich Berlioz allemal eine Situation zu schaffen, in der man nur die Vorzüge seiner Kunst empfindet, ohne durch ihre schwerwiegenden Mängel gestört zu werden. So ist das hinreißende Scherzo „Königin Mab, die Traumfee" zum Glanzpunkt der Symphonie

Digitized by Google

„Romeo und Julie“ geworden, so hat uns „Fausts Verdammung“ die faszinierende Serenade Mephistos mit dem Chorrefrain der Irrlichter gebracht und so sind auch die beiden letzten Sätze der „Phantastischen Symphonie“ — die einstweilen am meisten angefeindeten — vollendete Kunstwerke geworden, weil sich hier Wollen und Können durchaus deckt, während die ersten drei Sätze, die einen allgemeineren und mehr musikalischen Stimmungsgehalt zum Vorwurf haben aus gar zu verschiedenwertigen Stücken zusammengesetzt sind.

Gleichviel ob das Wort: „Berlioz ist ein Genie ohne Talent“ von Grillparzer oder von einem anderen herstammt, es ist wohl eine feiner geschliffene Bemerkung über Berlioz nie gemacht worden. Seine Kunst fängt in der Tat erst da an, wo die Fähigkeiten des Talents enden, wandelt dafür aber auf den Bahnen, die das Talent mit ruhiger Sicherheit beschreitet, wie ein Talentloser. Man könnte ihn auch einer Stimme vergleichen, die mit glänzenden Tönen da einsetzt, wo die normale Stimme aufhört, die aber in den natürlichen Lagen von unsicherem und seelenlosem Klange ist.

Wie oben schon angedeutet, herrscht zur Zeit in Deutschland ein krampfhafter Übereifer in Sachen Berlioz, der naturgemäß auch seine Reaktion findet. Wenn wir seinen Namen nicht so oft in Verbindung mit Beethoven und Wagner zu hören bekämen, wenn nicht jeder, der das ihm zudiktierte Maß von Berlioz-Ekstase nicht aufzubringen vermag, eine handfeste Injurie an den Kopf geworfen erhielte, könnte man mehr Freude haben an den reichlichen Gelegenheiten, diese jedenfalls höchst merkwürdigen Werke zu hören. Zum mindesten aber wäre es Pflicht aller derer, die sich über Berlioz öffentlich äußern, dem armen, durch übermäßige italienische, russische, französische, skandinavische Musik stilverwirrten deutschen Publikum offen und ehrlich zu sagen, daß der Mensch und Künstler Berlioz trotz seiner reichlichen Beziehungen, die er zu Deutschland angestrebt und gefunden hat, nur als Franzose zu verstehen ist. Und diejenigen, die betreffs der Aufführung Berliozscher Werke in Deutschland mit den Worten „Pflicht und Ehrenschuld“ um sich werfen, sollten noch einmal über die Anwendbarkeit dieser Begriffe auf einen Ausländer nachdenken und sollten, wenn sie aus eigenem gesunden Instinkt zu keinem Resultat gelangen können, bei dem Angehörigen eines anderen Volkes Belehrung holen.

Berliner Theaterkunst.

Von Theodor Kappstein.

Eine eigenartige Entwickelung unter den deutschen Dramatikern hat Max Halbe genommen. Er dichtete als blutjunger Mann das heiße Liebesdrama „Jugend“, das die Theaterwelt bejubelte, den Dichter als einen neuaufgegangenen Stern erster Größe preisend, und wurde ein Jahr darnach als elender Stümper von den Verehrern ausgehöhnt für ein mißratenes Scherzspiel in Knittelreimen. Seither kämpfte Halbe um seine künstlerische Daseinsberechtigung. Achtungserfolge, die einer dürstenden Poetenseele wie lauwarmes Wasser schmecken, wechselten mit grausamer Ablehnung; die Tragödie „Der Eroberer“ brachte einen Theaterskandal. Halbe biß die Zähne über einander; er ballte die Faust, aber sie öffnete sich ihm

Digitized by Google

auch wieder zu neuem Wagnis der Feder. So war er das umstrittenste Dichterobjekt, noch vor einem Jahre mußte er nach seinem „Walpurgistag" als unüberwundener Besiegter Glücklicheren das Feld räumen. Halbe trägt einen ominösen Namen; das Halbe seiner Stücke war das Verhängnis: oft dichterisch-echt gesehen, verfielen sie im Ausbau der Szenen auf abstruse Wunderlichkeiten, in die Gestalten wurden unpsychologische Züge eingezeichnet, das Ganze wuchs sich zum Rätsel aus, halb Kunstwerk halb Kurpfuscherei. Aber wer tiefer sah und alles überdachte, der ließ sich an diesem ringenden Poeten nicht irre machen, der nicht nur die sonnedurchtränkte „Jugend" aus seinem Innern gehoben, sondern der in „Mutter Erde", in dem „Tausendjährigen Reich" und in „Haus Rosenhagen" die starken Hoffnungen seines Anfangs neu belebt und halb erfüllt hatte. „Der Strom" ist endlich wieder ein ganzer dramatischer Sieg des todesmutigen Ringers. Das Neue Theater bringt das Stück, das die feste Brücke schlägt über reißenden Wassern zu den seligen Gefilden seiner „Jugend".

„Der Strom" erzählt uns eine traurige, aber durchaus nicht ungewöhnliche Familiengeschichte; indem jedoch in sicherer Linienführung diese simple Haustragödie in Parallele gebracht wird zu einem elementaren Naturvorgang, wird das Symbol gewonnen, das das zufällige Einzelgeschehen zu unserem eigenen Erleben umsetzt. Wer sich an Anzengrubers Meineidbauern erinnert, steht in Halbes Stoffkreis mitten inne. Drei Brüder, von denen der älteste, um das väterliche Anwesen an sich zu bringen, das Zusatztestament des Vaters zugunsten des jüngsten Sohnes unterschlägt. Die alte, etwas schwachsinnige Mutter weiß um das Unrecht; aber sie nicht allein: Peter Doorn, Gutsbesitzer und Deichhauptmann, hat in einer furchtbaren Stunde, als seine beiden blühenden Kinder in der wildgehenden Weichsel ertrunken waren und man die Leichen seiner Lieblinge eben geborgen hatte, unter dem übermächtigen Gefühl eines Gottesgerichts seinem Weibe Renate das alte Verbrechen eingestanden. Seither gehen die Gatten verständnislos nebeneinander her. Der siebenzehnjährige Jakob, halb Junge, halb Mann, ist von Peter um alles betrogen worden: um seinen Besitz, um seine Bildung — man hat ihn in die Dorfschule gesteckt und läßt ihn im Hause Knechtsdienste verrichten —, um seinen Glauben an die Menschheit, denn vor seinem Tode hatte ihm der Vater das Erbe feierlich versprochen. In ihm sind alle Kräfte und Säfte im Aufruhr; — er flucht dem Vater und grollt seiner Umgebung und fragt die Sterne um Rat wegen Renate, in die er verliebt ist, weil sie gut zu ihm ist. Auch das kluge Hausfaktotum Ulrichs ist sein Freund, der seine trockenen Späßchen macht und dem doch das Herz auf dem rechten Fleck sitzt, wenn er auch heimlich ein bischen säuft. Die Lage ändert sich, als Heinrich, der mittlere Bruder, das Haus betritt. Er hat noch bei gesunden Tagen des Alten seine gediegene Ausbildung genossen; nachdem er sich inzwischen ordentlich in der Welt umgesehen, kehrt er zurück mit dem Auftrag der Regierung, als Strombaumeister die Weichsel zu regulieren. Das Erbhaus steht an der gefährlichsten Stelle, und eben jetzt ist der Strom im Steigen. Die bisherigen Dammvorkehrungen genügen nicht bei irgendwie ernsterer Gefahr. Renatens erste Liebe ist Heinrich gewesen; wie nunmehr ihr Mann, der die beiden argwöhnisch beobachtet, in einer erregten Stunde brutal sein Eherecht sich nehmen will, das ihm Renate, die ihn verabscheut, weigert, da rettet sie sich, indem sie Heinrich das

Digitized by Google

Geheimnis des Hauses verrät. Peter, zur Verantwortung aufgerufen, beschimpft Renate und vertrotzt sich auf die Gewalt. Jakob, dem über dieser Aussprache das letzte Stück Boden unter den Füßen entweicht, als sich Renate zu Heinrich wendet und er merkt, wie sie und sein alter Ullrichs von dem bösen Zusammenhang der Dinge längst gewußt haben, ohne ihm zu seinem Recht zu verhelfen, stürzt vor's Haus und versucht in Wut, die ihrer selbst nicht mächtig ist, den Damm an der schmalsten Stelle zu durchstechen, daß das entfesselte Element all das himmelschreiende Unrecht gegen ihn unter sich begrabe. Peter eilt ihm nach, beide ringen miteinander und werden von der reißenden Flut verschlungen.

Dem aufschwellenden Unheil im Hause Doorn entspricht die wachsende Gefahr des schwellenden Stroms, in dem Halbe die Jugendkonzeption seines „Eisgang" neu aufgenommen hat. Es ist ergreifend, wie es ihm hier gelungen ist, die beiden Reihen von Vorgängen sinnvoll zu parallelisieren. „... Neben mir hat das Wasser am Damm gefressen. Da hab' ich mir gesagt, was du da siehst, ist wie ein Bild. Der Strom, der ist das Leben oder das Schicksal oder so was, und die Menschen, das sind die Eisschollen, die ziehen so reihenweise runter zur See," erzählt Jakob, in dem ein Stück Dorfpoet steckt. Die Dichtung verdient in ihrer gestaltenden Kraft und symbolischen Schönheit einen der ersten Plätze unter den Dramen der Gegenwart. Hilde Wangel und Agnes Sorma, Emanuel Reicher und Eduard von Winterstein halten die Besucher des tatenfrohen Theaters am Schiffbauerdamm auch ihrerseits im Bann ihrer Kunst in der Ausprägung der Gestalten des Stückes. Der bühnentechnische Apparat bedroht leider zuweilen mit seinem lauten Stromgang das geistige Bild des Stromes.

Ebenso tüchtig wie der realistisch-symbolische Halbe hält sich diesmal — nach der Schlappe des Vorjahres — Ludwig Fulda mit der historisch-romantischen Dichtung: Novella d'Andrea. Die Rechtsgeschichte des Mittelalters meldet, gestützt auf das Zeugnis der humanistischen Dichterin Christine de Pisan: der berühmte Bologneser Lehrer des kanonischen Rechts Johannes Andreä unterrichtete seine ebenso schöne wie kluge Tochter Novella in seiner Wissenschaft, sie vertrat wohlausgerüstet den kranken Vater auf dem Katheder. Um jedoch die Scholaren nicht vom ernsten Gegenstande der Vorlesungen abzulenken, las Novella hinter einem Vorhang, so daß nur ihre Stimme zu den Hörern drang, die ihre Schönheit verwirrt haben würde. Der Vater liebte diese gelehrte Tochter so, daß er seinem Kommentar der Dekretalen ihren Namen „Novella" gab. Novellas Schwester Bettina heiratete den Rechtslehrer Johannes de San Georgio. Aus diesen dürftigen chronistischen Notizen hat Fulda sein farbiges Schauspiel mit Geist und Eleganz gestaltet. Er kennt die Grenzen seines Talentes und weiß sich klug innerhalb dieser Grenzen zu halten. Er darf nicht an Grillparzers „Sappho" gemessen werden, die vor bald hundert Jahren den Konflikt zwischen Kunst und Liebe gewaltig im Wurf wie in der Sprache klassisch behandelt hat; aber er hat, angeregt durch Molières „Gelehrte Frauen", deren berufener Dolmetsch er bekanntlich ist, nach mehrmaliger Verwertung des Problems im eigenen Lustspiel, seine Gedanken zur sogenannten Frauenbewegung in diesem anregenden Schauspiel zusammengefaßt. Novella hat unter der Anleitung Sangiorgios die Wissenschaft ihres alternden Vaters studiert und promoviert nach wohlbestandenem examen rigorosum.

Digitized by Google

trotzdem man erst das vierzehnte Jahrhundert schreibt, mit aller Feierlichkeit zum ersten weiblichen Doktor Bolognas, nachdem sie ihre Probevorlesungen vor den ungebärdigen Scholaren mit Hilfe ihres Schleiers zu Ende zu führen vermochte.

Aber nicht die Liebe zur Wissenschaft hat sie zum trockenen corpus iuris greifen lassen, sondern die Liebe zu ihrem Mentor; in seine geistige Welt eindringend, glaubte sie zu seinem Herzen gelangen zu können, um dann frohbereit den Lorbeer einzutauschen gegen die Rose und die Myrte. Sangiorgio, der an ihrem hohen Ehrentage eine Schicksalsfrage an sie richten will, bittet sie — um ihre Vermittelung seines Antrages bei Bettina, die er gerade um ihrer schlichten, häuslichen und herzlichen Art willen als Ergänzung zu seiner geistigen Atmosphäre zum Weibe begehrt. Novella ist ins Mark getroffen; wild flucht sie der pergamentenen Welt, die sie dem Freunde in ihrem tiefsten Empfinden, in ihrer weiblichen Sehnsucht nach Glück, ganz gegen ihren Willen verhüllt habe — doch sie heißt ihr Herz schweigen und führt dem Gelehrten die unbedeutende Schwester in die Arme. Novella hat die Welt der Gelehrsamkeit um Sangiorgios willen geliebt, nun haßt sie sie um seinetwillen. Als wir sie nach zehn Jahren im Schlußakt wiedersehen, umschattet sie die Bücherwelt „mit sanfter Kühle wie ein Klostergarten"; sie hat ihren Frieden gemacht, während das Haar ergraut. In ihrer stillen Zelle, unter deren Fenster vorbei der fröhliche Student sein italienisch Liebchen über die Alpen in die deutsche Heimat entführt, und das eigene Volk die vergnügten Wallfahrtsfeste der Kirche feiern geht, empfängt die Dozentin zwiefachen Besuch: Ugo, der König von Cypern, den die Sarazenennot zu Schutzbündnissen mit den italienischen Städten zwingt, grüßt seine alte Lehrerin auf der Fahrt. Einst hat er mit dem Degen sie ritterlich geschützt vor den rohen Studenten, er hat ihr in jugendlicher Wallung die eben ererbte Krone Cyperns angetragen — sie hielt sich frei für den Mann ihres Herzens. Ugo hat den Schmerz verwunden und versteht jetzt, daß es für ihn so besser gewesen: „Ihr wart, wie ich, vom Stamme der Gebietenden. Ein Mann, den Ihr geliebt, er wär' an Euch vielleicht zerbrochen, oder Ihr an ihm." In seinem Gefolge ist als sein Rechtsbeistand Sangiorgio. Novella zeigt ihm den Falken, den er der Schwester damals von einer diplomatischen Mission aus Avignon mitbrachte und dem sie in der Stunde der Leidenschaft die Freiheit gegeben — er ist nach Monaten wieder zurückgekehrt; nun sitzt er lahm und erblindet im Erker, wo sie studiert, und empfängt das Gnadenbrot. Als sie den Schwager nach seinen Arbeitsplänen fragt, gesteht er ihr, daß er an Bettinas Seite unglücklich ist, sie versteht ihn nicht und klebt an den kleinen Interessen des Tages. Novella aber zieht den Schleier von dem Geheimnis jenes selig-unseligen Doktortages, um dem Erschütterten „über eine Weltenweite hin, die doch zur Nähe wird vor Gottes Blick", die Hand zu reichen.

Vorbei die Stürme; nicht einmal im Hörsaal
Bedarf ich deines Schleiers mehr, so wenig
Wie dort der Falk noch eine Kappe braucht.
. . Und wie durch dunklen Wald von fern zwei Lichter
Einander grüßen, webe zwischen uns
Ein tröstliches Verstehen hin und her.
Was uns geschieden, trennt uns fürder nicht,
Denn uns vereinigt nun, was wir gelitten.

Digitized by Google

Ob Novella in der Ehe mit Sangiorgio glücklich geworden wäre? Ich glaube, ja; denn ihr gelehrter Beruf ist nicht das Ergebnis eines genialischen Dranges, der sie an die wissenschaftliche Forschung bindet, ob sie will oder nicht, sondern er ist ihr nur ein Mittel zum Zweck, ein Übergang, den sie möglichst schnell und schmerzlos vollziehen möchte. Für Novella bedeutet der Doktorrang eine Ausweitung ihres Horizonts, eine erhöhte Intelligenz, die gegen die Erfüllung der Pflichten einer Lebenskameradin des Mannes so wenig streitet, daß sie vielmehr der Gattin und Mutter helfend entgegenkommt. Die Antwort, die der Dichter gibt, löst also im Grunde ein Problem, das er selber gar nicht gestellt hat — soweit eine letztlich individuell zu erledigende Frage überhaupt allgemein beantwortet werden kann. Ist Wissenschaft oder Kunst in einer Frau eine schöpferische Macht, so wird entweder das Genie oder das Weib in ihr sich zu schmerzlichem Verzicht bereiten müssen. Nach diesem Einwand aber sei Fulda willig zugestanden, daß er sein Thema nach zwei Seiten geistreich bewegt hat: der stolze Mann, der das Gänschen nimmt, um seiner Eitelkeit einen dankbaren Reflex zu schaffen, und das experimentierende Mädchen, das mit den Grenzen seiner Natur als mit Feuer spielt, erhalten das heilsame Rezept. Die wirtschaftlichen Fragen, die am Frauenstudium haften, wie sie ein integrierender Bestandteil der ganzen Frauenbewegung sind — die die Not zum Vater hat, was auch die „wilden Weiber" in der Frauengruppe dawider schreien mögen! — bleiben bei Fulda unberücksichtigt; wir sind im Mittelalter und unser Fräulein Doktor trägt schwere Seide. Das Schimmernde und Kunstfreudige der Renaissancezeit hat Fulda prächtig herausgearbeitet, die Kulturgeschichte ist allenthalben liebevoll angegangen worden — ich erinnere nur an das stimmungsvolle Einflechten der carmina burana in die meisterhaft komponierte Vorlesungsszene im zweiten Akt! Der Blankvers ist mit virtuoser Sicherheit gehandhabt, ohne übrigens eine erhebliche sprachliche Bereicherung zu ergeben. Aber alles ist von reinem Wohllaut und von edlem Fluß. Die Darstellung im Deutschen Theater wird gedeckt und getragen von Otto Sommerstorff und Tereſina Geßner, die als Sangiorgio und Novella in Kostüm, Haltung und Spiel sich selbst übertreffen. Wie ehren diese beiden Künstler das Wort in seiner äußeren Gestalt und in seinem besinnlichen Gehalt! Neben ihnen kam niemand auf; aber alle Spielenden fügten sich zu einem seelenvollen Ensemble.

Während sich im Königlichen Schauspielhause ein trostloses, neuestes Machwerk des Talmidichters Felix Philippi „Der grüne Zweig" selbst bei den gutartigen Gästen dieses Theaters eine gründliche Abfuhr holte, darf die einaktige dramatische Plauderei von Oskar Blumenthal: Wann wir altern (auf derselben Bühne) eine ehrenvolle Erwähnung finden. Das Dramolet in flüssigen Versen hat feingrazilösen französischen Witz in sich; ein Rokokostückchen des Pariser Salons im 18. Jahrhundert, das nach einem artigen Disput zwischen der Gräfin Blandine und ihrem Liebhaber einerseits, ihrem Geistesfreund andererseits diesen die Entscheidung fällen läßt:

Nicht der ist alt, der mitleidslos verbannt wird —
Man altert erst, wenn man zum Freund ernannt wird . .

Digitized by Google

Streiflichter.

Krimmitschau! Der Name der sächsischen Industriestadt ist seit vielen Wochen in aller Mund. Auf die volkswirtschaftliche Bedeutung des unheilvollen Streites zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgebern, auf die Frage: wer hat Recht, wer Unrecht, soll hier nicht eingegangen werden; schon deshalb nicht, weil, wie ich glaube, beides: volkswirtschaftliche Folgen und Verteilung von Licht und Schatten, Recht und Unrecht sich gegenwärtig noch gar nicht abschließend beurteilen lassen. Ein anderer Punkt fordert Besprechung, umsomehr, weil er von der Tagespresse — aus sehr naheliegenden Gründen, wie wir sehen werden — nicht berührt worden ist und wohl auch kaum berührt werden wird, und weil er von grundsätzlicher, allgemeiner, weit über den vorliegenden Einzelfall hinausragender Bedeutung ist. Es handelt sich um die Berichterstattung der Tagespresse über die Krimmitschauer Ereignisse.

Vor mir liegt ein ausführlicher Brief, den der Oberpfarrer von Krimmitschau, Herr Schink, in der „Christlichen Welt" über den Krimmitschauer Streik veröffentlicht hat. Es ist das Zeugnis eines mitten in den Dingen über die er schreibt stehenden, kenntnisreichen und ehrlichen Mannes; also ein einwandfreies Zeugnis. An sechs Stellen seiner Ausführungen kommt er auf die Berichte der Zeitungen zu sprechen, und überall enthalten seine Worte über sie eine klare, bündige Verurteilung, oft so scharf gefaßt, daß ich mich scheue, sie wiederzugeben. Er wirft den Zeitungen vor irreführend, unwahr, sensationell berichtet und dadurch großen Schaden verursacht und vor allem schwere Verantwortung auf sich geladen zu haben. Er nimmt keine Zeitung aus; er erhebt seine bitteren Vorwürfe zwar nicht gegen jedes einzelne Blatt im besonderen, aber er faßt sie allgemein, er deutet hin auf ein weit verbreitetes Übel, auf einen Übelstand, von dem, wenn auch in verschiedenem Maße, unsere gesamte Presse leider ergriffen ist. Die Macht der Presse! Wer erkennt sie mehr und freudiger an, als ich. Aber dieser machtvollen Stellung entspricht ein Pflicht-, ein Verantwortungsgefühl, das nicht immer ganz empfunden, nur selten voll betätigt wird. Die Aufgabe der Presse ist nicht die schnelle, sondern die wahrhaftige Berichterstattung. Alle „Fixigkeit" muß zurückstehen hinter der Wahrheit. Stehen alle Redaktionen auf diesem Grundsatz? Geht ihnen die Wahrheit des Inhaltes ihres Blattes über Parteirücksicht, über Sensation? Wie ganz anders sähe es in unserem Deutschland, in der Welt aus, wenn diese Fragen bejaht werden könnten! Wohl weiß ich, welchen Schwierigkeiten gerade die Forderung nach wahrhaftiger Berichterstattung begegnet: Man muß sich auf andere verlassen, man will die ersten, die schnellsten Meldungen haben, die Zeit zur Nachprüfung fehlt, die Neugierde, um nicht zu sagen die Sensationslust des Publikums soll befriedigt werden usw. Aber je mehr Schwierigkeiten gerade der hauptsächlichsten Anforderung gegenüber stehen, die eine wirklich gute und vornehme Presse an sich selbst stellen muß, um so größer muß die Anstrengung sein, dieser Forderung zu entsprechen. Ohne Erfüllung dieser Forderung ist es unmöglich, daß die Presse ihrer hohen Aufgabe gerecht

Digitized by Google

wird: Wahrheit und Aufklärung zu verbreiten; ist es unmöglich, daß sie zu einem Bildungsmittel für das Publikum wird. Die Presse fällt ab von ihrem Beruf, wenn sie Rücksicht nimmt auf Leidenschaften und Instinkte der Menschen. Fort mit der Sensation in der Presse! Lieber einen gewissenhaft, wahrheitsgetreu abgefaßten Bericht 48 Stunden später, als einen „fixen", sensationellen aber schiefen, irreführenden Bericht. Wir Zeitungsleser können nach dieser Richtung hin viel tun. Scheuen wir die Mühe nicht, uns hinzusetzen und der Redaktion zu schreiben, wann immer uns ein Artikel nach Inhalt oder Aufputz mißfällt, wann immer wir Falsches, Schiefes in unserm Blatt entdecken. Jede anständige Redaktion wird uns Dank wissen; aber auch abgesehen davon, wir tun so unsere Pflicht, wir wirken mit, daß die Großmacht der Presse eine Großmacht werde — es kann das nicht genug wiederholt werden — der Wahrheit und Aufklärung.

Zwei Kundgebungen Pius X. sind in der nicht-katholischen Presse so gut wie unbeachtet geblieben, obwohl sie aufmerksamste Beachtung und eingehende Besprechung geradezu forderten. Es gehört dies auch zu dem eben besprochenen Kapitel von der Pflicht der Presse Aufklärung zu verbreiten. Wie soll das große Publikum die Gefährlichkeit des Ultramontanismus, wie sein Wesen erkennen, wenn die Presse versäumt, grundsätzliche, das geistige, das politische Leben des Katholizismus betreffende Erlasse des Papstes bekannt zu machen und zu erläutern? Römische Nichtigkeiten, Klatsch über diese oder jene vatikanische Persönlichkeit läßt man sich in langen Telegrammen aus Rom zuschicken, aber achtlos geht man vorüber an Dingen, von denen aus helles Licht fällt auf die innerste Natur des ultramontanen Systems, auf seine ungeheure Macht in bezug auf Willen und Verstand der Katholiken, und damit (weil die Katholiken in jedem Lande nach vielen Millionen zählen, weil ihr sozialer und politischer Einfluß überall sehr groß ist) auf das gesamte Kulturleben.

Am 8. Dezember v. J. richtete der Papst ein amtliches Schreiben an den Kardinalvikar Respighi. Dies Schreiben ist eine Ergänzung der als sogenanntes Motu proprio unter dem 23. November v. J. erlassenen päpstlichen Bestimmungen „über die Wiederherstellung der Kirchenmusik". Auf den Inhalt des Schreibens und des Motu proprio, soweit er die Reform der Kirchenmusik betrifft, will ich nicht näher eingehen. Neben scharfer Betonung des ausschließlichen Gebrauches der lateinischen Sprache in den Gesängen zum liturgischen Gottesdienst und der strengen Ausschließung des Gesanges in der Muttersprache der Völker, enthalten beide Kundgebungen viel Gutes, indem der Papst die skandalöse und theatralische Kirchenmusik, die in katholischen Kirchen, besonders der romanischen Länder, sich breit macht, scharf verurteilt. Was uns hier interessiert, ist der Standpunkt, auf den der Papst sich stellt, die Art des Gehorsams, den er für seine Worte von den Katholiken heischt. Ein Standpunkt und eine Gehorsamsheischung, die gewiß nicht neu sind; im Gegenteil, sie sind sehr alt, sehr echt ultramontan seit den Tagen Gregor VII. her. Aber gerade in dieser Gleichartigkeit mit längst vergangenen Jahrhunderten, in dieser Unveränderlichkeit liegt die eindringlichste Belehrung. Der betreffende Satz aus dem Schreiben an den Kardinal Respighi lautet nach der „Originalübersetzung" der „Germania" (1. Jan. 1904, 3. Blatt): „Wir nähren die

Digitized by Google

Hoffnung, daß alle uns in dieser ersehnten Wiederherstellung (der Musik) unterstützen werden, und zwar nicht nur durch jenen blinden Gehorsam, welcher, an und für sich lobenswert, wenn er auch nur aus seinem Gehorsamsgefühl selbst lästige und nicht mit dem eigenen Denken und Fühlen übereinstimmende Befehle annimmt, sondern auch mit jener Promptheit des Wollens, welche aus der innersten Überzeugung entspringt, so handeln zu müssen aus schuldigermaßen erlernten, klaren, einleuchtenden, unbestreitbaren Gründen." Der Papst des 20. Jahrhunderts verlangt „blinden Gehorsam" und „Promptheit des Wollens" seinen „auch nicht mit dem eigenen Denken (!) und Fühlen (!) übereinstimmenden Befehlen gegenüber". Daß dieser „blinde Gehorsam" und diese „Promptheit des Wollens" dem Papste geleistet werden wird, und zwar nicht nur, wenn es sich um Kirchenmusik handelt, ist selbstverständlich.

Die zweite wichtige Kundgebung ist das päpstliche „Motu proprio" vom 18. Dezember v. J. „über die christliche Demokratie". Aus Anlaß der sozialpolitischen Verhandlungen auf dem Katholikenkongreß zu Bologna (1903) stellt Pius X. 18 Leitsätze auf, die in der katholischen Sozialpolitik maßgebend sein sollen und zwar so, „daß niemand es wage, sich von diesen Grundsätzen auch nur ein wenig zu entfernen" (ich zitiere nach der Übersetzung der „Germania" vom 29. Dezember 1903, zweites Blatt). Der für die „Streiflichter" verfügbare Raum gestattet nicht, die 18 päpstlichen Leitsätze zu kommentieren; zudem hoffe ich, in nächster Zeit aus berufener Feder eine sachgemäße Beurteilung dieser Leitsätze zu veröffentlichen, „von denen niemand es wagen darf, sich auch nur ein wenig zu entfernen." Schon allein dieser Satz ist wert, bei jeder sozialpolitischen Verhandlung im Reichstag oder sonst wo, dem Zentrum entgegengehalten zu werden: Wage es nicht, anderes zu denken und zu wollen, als der Papst befiehlt. Aber auch noch andere Sätze verdienen hervorgehoben zu werden: „Die christliche Demokratie hat bei der Erfüllung ihrer Aufgabe die strengste Pflicht, die kirchliche Autorität zu wahren, indem sie den Bischöfen und deren Vertretern vollen Gehorsam und Unterwerfung erweist .... Besonders in jenen Dingen, welche religiöse Interessen und die Tätigkeit der Kirche in der (menschlichen) Gesellschaft berühren, müssen die katholischen Schriftsteller vollständig mit ihren Ansichten und Neigungen (!), sowie alle übrigen Gläubigen ihren Bischöfen und dem Papste unterstehen. Sie müssen sich besonders hüten, bei allen wichtigen Angelegenheiten den Entschließungen des apostolischen Stuhles vorzugreifen. Die christlich-demokratischen Schriftsteller müssen, sowie alle übrigen katholischen Schriftsteller alle Schriften, welche die Religion, die christliche Moral und die natürliche Ethik betreffen, nach den Bestimmungen der Konstitution officiorum ac munerum der Präventivzensur des Ordinarius (d. h. des Bischofs) unterbreiten. Die Geistlichen müssen nach den Bestimmungen derselben Konstitution auch dann, wenn sie Schriften rein wissenschaftlichen Charakters veröffentlichen, die vorherige Zustimmung des Ordinarius einholen .... Wir verordnen, daß die katholischen Journale diese Fundamentalnormen vollinhaltlich veröffentlichen und rung abgeben,

Digitized by Google

dieselben zu beachten. Sie sollen dieselben gewissenhaft beobachten, widrigenfalls sind sie streng zu ermahnen und wenn sie nach erfolgter Ermahnung sich nicht fügen, sollen sie von der kirchlichen Behörde verboten werden". Diese Sprache spricht nach Inhalt und Form für sich selbst. Es ist — das sei nochmals wiederholt — die Sprache eines Papstes des 20. Jahrhunderts, des Papstes, der bei seiner Erwählung von der nicht-katholischen Presse, unsere offiziösen Blätter natürlich an der Spitze, als „moderner", als „liberaler" Papst verherrlicht worden ist! Es geht eben nichts über „Sachkenntnis" in katholischen Dingen.

Eines ist bei diesen sehr charakteristischen päpstlichen Erlassen noch zu erwähnen. Kaum war das Motu proprio mit den 18 sozialpolitischen „Fundamentalnormen" erschienen, da machte sich die politisch-ultramontane Zentrumspresse Deutschlands daran, der Welt zu suggerieren, „der Papst spräche nur zu den italienischen Katholiken, die deutschen Verhältnisse, die deutschen katholischen Sozialpolitiker und Zeitungen würden dadurch nicht berührt" usw. Es ist das zwar offensichtlich unwahr und dem Wortlaute des Erlasses schnurstracks widersprechend, aber die Zentrumspresse weiß, erstens, daß das, was sie laut und andauernd ausposaunt, schließlich doch Glauben findet auch in nicht-katholischen Kreisen, und zweitens, daß die nicht-katholischen Kreise erfahrungsmäßig päpstliche Kundgebungen nur sehr oberflächlich lesen, und so erreicht die verbreitete Unwahrheit, um nicht zu sagen Lüge, ihren Zweck doch, nämlich die Welt zu täuschen über die grundsätzliche, allgemeine Bedeutung des Motu proprio für die katholische Sozialpolitik, für die katholische Schriftstellerei, für die katholische Presse. Übrigens, selbst wenn es wahr wäre, daß der Papst sich zunächst nur an seine „italienischen Söhne" gewandt hätte, was hindert ihn, sich morgen an seine deutschen, übermorgen an seine französischen „Söhne" und sofort in ganz der gleichen Weise zu wenden? Er ist der „Vater", sie alle haben „blind" zu gehorchen!

Da wir gerade bei Rom sind, sei auch noch eine von ihm begangene wissenschaftliche Vergewaltigung hervorgehoben. Indexkongregation, Inquisitionskongregation und Papst — stärkere Batterien ins Feuer zu führen, ist unmöglich — haben am 4., 17. und 19. Dezember v. J. fünf Schriften des französischen Theologen Alfred Loisy verdammt. Loisy ist der gegenwärtig bedeutendste katholische Bibelforscher Frankreichs. Aber eben weil er forscht, weil er auch der Bibel gegenüber die Wissenschaft zu Worte kommen läßt, kann Rom ihn nicht brauchen; und so läßt es den zentnerschweren Leichenstein des Index auf ihn fallen. Wird Loisy darunter begraben bleiben, wird er die Zertrümmerung seiner wissenschaftlichen Überzeugung anerkennen? Die Zukunft muß lehren, ob er ein Schell oder ein Luther sein will.

So zeigt uns das Ende des Jahres 1903 Rom in seiner unveränderten, mittelalterlichen Anmaßung und Gewaltherrschaft, in dem uralten Bestreben, die Menschengeister der Denkfreiheit zu berauben, sie zu knebeln, sie sich und seiner Weltherrschaft dienstbar zu machen. Wir danken Pius X. für diese Erweise. Gerade in unserer sozialpolitischen Zeit sind die päpstlichen sozialpolitischen „Fundamentalnormen" ein unschätzbares document humain. Discite moniti!

Sehr bemerkenswert ist, daß die katholische „Wissenschaft" Deutsch-

Digitized by Google

lands zur Verurteilung der in Loisy sich hervorwagenden wissenschaftlichen Regung sofort ihr gehorsames Ja und Amen gesprochen hat. Der katholische Theologieprofessor von Schanz in Tübingen hat soeben in der „Literarischen Beilage" zur Köln. Volksztg. (14. Jan. 1904) einen Aufsatz über Loisys Verdammung veröffentlicht, in dem sie als berechtigt anerkannt wird. Einst setzte man im katholischen Deutschland gerade auf die Tübinger katholisch-theologische Fakultät berechtigte Hoffnungen für wissenschaftliche Freiheit und für wenigstens etwas freie Wissenschaftlichkeit. Die Hoffnungen knüpften sich an die Namen Hirscher, Möhler, Kuhn, Hefele, Dreyer. Lang, lang ist's her! Auch dort hat die ultramontane Totenstarre Platz gegriffen. Wie alle übrigen katholisch-theologischen Fakultäten der deutschen Hochschulen, so empfängt auch die Tübinger ihr „wissenschaftliches" Scheinleben von ultra montes her. Galvanisierte Leichen! Und eine solche Leiche hat die deutsche Regierung unter schweren Opfern an Geld und Ansehen mitten in die Straßburger Hochschule hineingestellt! Sie hätte sie der dortigen Anatomie überweisen sollen; dagegen wäre nichts einzuwenden gewesen (vgl. meinen Artikel in dieser Zeitschrift: „die katholisch-theologische Fakultät zu Straßburg", Februar-Heft 1903, S. 593—609).

Der Zentrumseinfluß vor und besonders hinter den Kulissen scheint immer mehr zu wachsen. Aus gut unterrichteter Quelle wird mir mitgeteilt, daß die schlesischen Ultramontanen sich gegen die Versetzung des Geheimen Ober-Bergrats Hilger von Saarbrücken nach Breslau sträuben, weil Herr Hilger antiultramontan sei; besonders seien es die geistliche und weltliche Spitze des schlesischen Ultramontanismus, Bischof Kopp und Graf Ballestrem, die gegen die Versetzung des Herrn Hilger nach Breslau minierten. Es ist erstaunlich! Dem Zentrum zu Liebe entfernt die Regierung Herrn Hilger aus Saarbrücken; Herr Dasbach und seine Presse wollten es so; jetzt will ihn dasselbe Zentrum nicht dort, wohin die Regierung ihn schicken wollte. So schwebt Herr Hilger in der Luft. Armer Herr Hilger; aber noch ärmere Regierung!

Schwere Ereignisse scheinen über unsere süd-westafrikanischen Kolonien hereinzubrechen. Die letzten Nachrichten über den Aufstand der Hereros lauten schlimm. Wie werden diese Schwierigkeiten ausgenutzt werden von jenen „Politikern", die unseren überseeischen Unternehmungen stets feindlich gegenüberstanden! Der Reichstag wird widerhallen von ihren Deklamationen und Tiraden über verschwendetes Geld, vergeudete Kraft. Habeant sibi! Es muß auch törichte Käuze und kurzsichtige Nörgeler geben. Wir wollen uns freuen über unsere Kolonien, die für das Mutterland eine politische und volkswirtschaftliche Notwendigkeit sind; wir wollen mutig und getrost die Schwierigkeiten überwinden, die mit jedem großen Unternehmen verknüpft sind. Das deutsche Geld, das dort ausgegeben, das deutsche Blut, das dort vergossen wird, sind segensreiche Saat für die Größe, die Macht, den Wohlstand unseres Vaterlandes. Und das ist es, worauf es ankommt. Freilich können und müssen die schweren Opfer, die wir wahrscheinlich gerade jetzt wieder für unsere Kolonien zu bringen haben werden, und Antrieb sein, ernst zu prüfen ob die Art, wie wir kolonisieren die richtige ist. Und es sind nicht nur Nörgeler, die über den in unseren Kolonien herrschenden Assessorismus, Bureaukratismus und Mili-

Digitized by Google

tarismus klagen. Sehr patriotische, kolonialfreundliche und zugleich sachverständige Männer urteilen, daß die geheimrätliche „Weisheit" des grünen Tisches sich da draußen viel zu breit macht, daß nicht die praktischen Bedürfnisse und das praktische Leben, sondern die starre Schablone in unserer Kolonialpolitik zum großen Schaden für ihre Fruchtbarkeit vielfach die erste, tonangebende Rolle spielen. Sollen unsere Kolonien Quellpunkte volkswirtschaftlichen Wohlstandes, ergiebige Absatzgebiete für unsere heimische Industrie und damit Stützpunkte deutscher Erwerbs- und Handelstätigkeit auf dem weiten Weltmarkt sein und bleiben, dann heißt es, ihren Verwaltungs- und Betriebsapparat mit kaufmännischem Geist zu erfüllen. Das ist schon hundert Mal gesagt worden, kann aber nie genug wiederholt werden. Möchten die kolonialfreundlichen Reichstagsmitglieder immer und immer wieder diesen Angelpunkt jeder guten Kolonialpolitik energisch betonen.

Auch noch etwas anderes bei der Kolonialfrage ist von äußerster Wichtigkeit; es kann aber hier nur noch eben gestreift werden. Unsere Kolonialpolitik ist viel zu viel verquickt mit den Angelegenheiten der Missionen und der Missionare. Beide Teile nehmen bei solcher Verquickung schweren Schaden. Wenn irgendwo, dann sollte in den Kolonien die Trennung von Kirche und Staat oder besser, Trennung von Religion und Politik scharf durchgeführt werden. Die Türe des auswärtigen Amtes und des Kolonialdirektors müßte für jeden Missionar hermetisch geschlossen sein, außer er käme, wie irgend ein anderer in persönlichen Angelegenheiten als deutscher Staatsangehöriger. Der christliche Missionar hat bei Ministern und Kolonialdirektoren nichts zu suchen.

Sehr beschämend für die Würde und das Ansehen des Deutschen Reichs war die Reichstagsverhandlung vom 19. Januar über die organisierte Tätigkeit russischer Polizeiagenten innerhalb der deutschen Reichsgrenze. Der Ton der sozialdemokratischen Interpellanten war gewiß ein verfehlter; sie benutzten den Gegenstand lediglich zur gewohnheitsmäßigen Hetze, aber in der Sache hatten die „Genossen" Auer, Haase, Bebel auch diesmal wieder recht. Warum überlassen die nationalen Parteien die Aufdeckung und Besprechung von Mißständen fast lediglich den Sozialdemokraten, die ja doch nur agitatorische Zwecke, Erregung von Unzufriedenheit damit verfolgen? Was der Staatssekretär Freiherr von Richthofen auf die Interpellation erwiderte, war kurz gesagt erbärmlich. Daß in Deutschland eine regelrechte Polizeitruppe eines fremden Staates ihre Tätigkeit betreiben darf, ist eine Schande für unsere Souveränität, und alles Gerede von der „internationalen Solidarität der Kulturstaaten" ändert daran nichts. Ein Reich wie das Deutsche bedarf, um seiner internationalen Kulturpflichten zu genügen, keiner fremden Polizeispitzel. Und noch dazu russische! Wie schnell würden nicht deutsche Polizeiagenten entweder nach Sibirien oder über die Grenze spediert werden, wenn wir in Rußland mißliebige Deutsche polizeilich überwachen lassen wollten! Ich wiederhole noch einmal: ein Vertreter der Regierung, ob Reichskanzler oder Staatssekretär, der solch unwürdige Liebedienerei Rußland gegenüber verteidigt, hat für die wahre Würde des Deutschen Reichs kein Verständnis; er mag mit noch so tönenden Phrasen von dieser Würde sprechen.

H. 20. Januar 1904

Digitized by Google

Bücherbesprechungen.

Geschichte der deutschen Literatur von Adolf Bartels. In zwei Bänden. Leipzig, Eduard Avenarius, 1901 und 1902. 510 und 850 Seiten. Preis je Mk. 5,—.

Das Werk, das hier angezeigt wird, ist seit dem Erscheinen des zweiten Bandes so heftig umstritten wie wenige geschichtliche Arbeiten vor ihm. Eine eingehende Würdigung müßte sich zuvörderst mit der Streitfrage befassen, inwieweit der Historiker Persönlichkeit sein darf. Denn Adolf Bartels hat sich noch in jedem seiner Erzeugnisse als so bestimmt umgrenzte, rauhkantige Charakterfigur zu erkennen gegeben, daß seine Persönlichkeit bei Betrachtung seiner Literaturgeschichte im Vordergrund stehen muß. Zum andern müßte der Zergliederer dieses Werkes unter die Politiker gehen — wozu nicht jedermann Lust und Talent hat. Bei der Art, wie Bartels' nationaler Eifer die Rassenfrage, insbesondere die Judenfrage behandelt, konnte es nicht ausbleiben, daß die politischen Leidenschaften links und rechts wach wurden. Zwei so verwickelten Erscheinungen mit ihrem Rattenkönig von prinzipiellen Fragen auf den Grund zu gehen, ist hier nicht Raum.

Es muß bei der Feststellung sein Bewenden haben, daß Adolf Bartels' Deutsche Literatur-Geschichte ein verhältnismäßig subjektives Buch ist, und daß die übermäßig bevorzugte und betonte Beurteilung nach Stammes- und Rassenmerkmalen dessen wissenschaftliche und künstlerische Bedeutung wesentlich beeinträchtigt. Es kann von vornherein die Literaturgeschichte vom Standpunkt der Gegenwart nicht schlechtweg für das ganze deutsche, auch nicht für das ganze gut national gesinnte Publikum, sondern nur für den konservativ-antisemitischen Teil sein. Die Rassenprobleme sind in unseren naturwissenschaftlichen Tagen sicher nicht zu übersehen. Aber die Gegenwart ist darin über den Zustand des Studiums noch nicht hinausgelangt. Was Bartels da zutage fördern konnte, ist zum großen Teil Gefühlswissenschaft und Gefühlspolitik, eine Art überzeugungstreuen Dilettantismus, der in seinen Folgerungen öfters daneben greifen und von judenfreundlicher Seite den Vorwurf hören muß, Irrtümer über die Abstammung einzelner Schriftsteller vorgebracht zu haben. Die Einseitigkeit, die Bartels Wesen kennzeichnet, geht noch weiter: Er ist schließlich nicht so sehr deutscher, als norddeutscher Patriot. Dem Süddeutschen kann sein Werk nicht dasselbe sein wie dem Bruder im nördlichen Bereich. Der Österreicher fühlt sich zurückgesetzt oder gar verletzt. Alles in allem ist Bartels zu sehr Kämpfernatur, zu befangener und beflissener Rassenpsychologe, zu sehr bewußt enger Stammestypus, um in absehbarer Zeit ein einwandfreies Werk über die deutsche Nationalliteratur schaffen zu können. Seine an Überschätzung grenzende, unablässige Verherrlichung Friedrich Hebbels, (dessen literarische Urteile in beiden Bänden vielfach angeführt werden), spricht für den verdienstvollen Verkünder des großen Landsmannes, noch nicht aber für einen historischen Geist. Auch der Stil verrät die Unruhe des von den Kämpfen und Mühen des Tages noch nicht Gelösten.

Digitized by Google

Dennoch ist die Bedeutung des neuen Geschichtwerkes nicht zu verkennen. Wer die Schattenseiten der subjektiven Verfassersart einmal als gegeben nimmt, wird auf der andern Seite die Vorzüge einer so bis zum Eigensinn ausgeprägten Individualität schätzen können. Die Energie der Zusammenziehung und der Darstellung, die übersichtliche Gruppierung, (wenn sie auch nicht jedem gefällt), die Belesenheit, auch das idealische Wollen, das aus dem Ganzen spricht, fordert Anerkennung. Vor allem aber das Vermeiden aller philologischen Prätention und Schwerfälligkeit; die Durchführung einer (abgesehen vom oben Angemerkten) bloß ästhetischen, deduktiven Methode, die freilich von Lehrhaftigkeit trotzdem nicht frei ist, aber vielfach zu feinsinnigster Charakteristik führt. Der angreifbare Geschichtschreiber bleibt eben doch mit einem vortrefflichen, wenn auch nicht unfehlbaren Literaturkritiker verwachsen, wie zwei siamesische Zwillinge von verschiedenem Gesundheitstand miteinander. Die kühne Neuerung, daß zuerst jede Epoche im Zusammenhang, dann die bedeutendsten Dichter daraus für sich behandelt werden, scheint mir überwiegend Nutzen zu bringen. Auch die Verteilung des gesamten Stoffes dergestalt, daß der erste, minder starke Band die gesamte deutsche Literatur der Vergangenheit bis zur Vollendung des 18. Jahrhunderts (einschließend Goethes letzte Jahrzehnte), der zweite lediglich das (übrige) neunzehnte Jahrhundert berücksichtigt, läßt sich sehr wohl rechtfertigen. Wir konnten ja nicht immer mit dem alten Vilmar bei Goethes Tod die Literaturgeschichte enden lassen und dürfen uns die Freiheit nehmen, nur das als lebend zu betrachten, was „noch wirklich lebt oder aus irgend einem Grunde zu leben verdient."

Berlin. Willy Rath.

Verantwortlicher Redakteur: Graf Paul von Hoensbroech, Groß-Lichterfelde.
Verantwortlich für die Anzeigen: Alexander Schmidt, Berlin.
Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn, Berlin W., Schöneberger Ufer 43.

Digitized by Google

Zur Jahrhundertfeier des Todestages Imanuel Kants.

Von Prof. Lipps, München.

Ich möchte in einfachen und, wie ich hoffe, jedermann verständlichen Worten zu sagen versuchen, wer Kant war, und was er uns sein kann. Nicht eine allseitige Würdigung Kants ist beabsichtigt, sondern es soll im wesentlichen ein einziger Punkt herausgehoben werden. Aber dies ist der Punkt, den ich — andere mögen anders urteilen — als den Kernpunkt ansehe.

Etwas von dem, was Kant war, weiß Jeder. Z. B.: Er war Königsberger, Sohn eines Sattlermeisters. Er ist selten aus seiner Vaterstadt, nie aus seiner Provinz herausgekommen. Er wurde in seinem elterlichen Hause in strenger Zucht erzogen. Er besuchte das Gymnasium, studierte, promovierte, wurde Hauslehrer, Privatdozent, Professor.

Sein äußeres Leben war ein streng geregeltes, ans Pedantische streifendes. Aber er war das Gegenteil eines Sauertopfs; ein freier, heiterer, innerlich froher Mensch. Licht und Wärme ging von ihm aus auf solche, die ihm näher traten. Verheiratet war er, obgleich keineswegs ein Feind der Ehe, nicht.

In Kants philosophische Lehrtätigkeit kam eine vorübergehende Störung durch einen Brief, in welchem der Minister Wöllner im Auftrage des Königs Friedrich Wilhelm II. ihm mitteilte, er möge künftighin statt seine Philosophie zur Entstellung und Herabwürdigung der Haupt- und Grundlehren der heiligen Schrift und des Christentums zu mißbrauchen, vielmehr sein Ansehen und seine Talente dazu verwenden, daß die landesväterliche Intention Seiner allergnädigsten Majestät mehr und mehr erreicht werde.

Für Kant bedeutete diese Störung wenig. Er unterließ ein paar Jahre, nämlich bis zum Tode jenes Königs, seine religionsphilosophischen Vorlesungen. Für die Nachwelt hat jenes Vorkommnis mehr Bedeutung. Die Torheiten, von denen die Ge-

Digitized by Google

schichte berichtet, haben mehr als die selteneren Weisheiten für die Nachwelt belehrende Kraft, insofern nämlich die Nachwelt zu lernen fähig ist.

Zum Märtyrer der Wahrheit hat man Kant nicht gemacht. Kant bedurfte auch nicht solcher welthistorischen Reklame.

Indessen unsere Frage, wer Kant war, geht nicht auf seine äußeren Lebensumstände. Sie geht am wenigsten auf Kleinigkeiten von der soeben bezeichneten Art. Aus ganz anderem Grunde feiern wir Kant. Nämlich, weil er ein Großer war in der Geschichte der Menschheit, einer, der den Menschen ihren Weg zeigte.

Kant hat ein paar Entdeckungen gemacht. Alle diese Entdeckungen führen sich schließlich auf eine einzige zurück; nämlich auf die Entdeckung jenes Weges. Von dieser einzigen Entdeckung wiederum könnte man meinen, sie brauchte gar nicht gemacht zu werden. Tatsachen des menschlichen Bewußtseins, und um solche handelt es sich hier, können sich nicht verbergen. Und entdecken heißt doch Verborgenes ans Licht ziehen. Aber es gilt das Sonderbare und doch bei genauerem Zusehen auch wiederum gar nicht Sonderbare, daß Tatsachen des Bewußtseins ans Licht zu ziehen wohl die schwierigste Aufgabe ist, die dem menschlichen Geiste gestellt werden kann.

Nicht als hätte Kant diesen Weg zu allererst *gesehen*. Andere haben, was er entdeckte, gesucht und geahnt und teilweise gefunden. Ja sie sind vielleicht mit Bewußtsein den Weg gegangen. So muß man am Ende sagen, Kant hat die Entdeckung, die wir ihm zuschreiben, nur *wiederum* gemacht. Aber es ist die Frage, wie sicher und vollständig eine Entdeckung gemacht, und wie klar sie gefaßt und mitgeteilt ist. Und da nun ergibt sich das Besondere an Kants Entdeckung. Sie war die allseitige und *wissenschaftliche* Entdeckung jenes Weges oder jener Tatsache des Bewußtseins.

Kant ist hervorgegangen aus der Wolffschen Schule. Diese Schule glaubte an eine rationale Wissenschaft, d. h. eine Wissenschaft rein aus der Tätigkeit der menschlichen Vernunft heraus; eine Erkenntnis, auch da, wo die Erfahrung nicht mehr Führerin sein kann; z. B. an eine rationale Kosmologie, eine rationale Theologie, eine rationale Psychologie.

An solcher vermeintlichen Wissenschaft hatten schon lange vor Kant die Engländer Kritik geübt. Baco verglich die Rationalisten, die Vernünftler, die spekulierenden Philosophen mit den Spinnen,

Digitized by Google

die aus sich selbst die Fäden ziehen, mit denen sie ihr Netz bauen. Dies können die Spinnen. Aber der Mensch, der ein Gebäude der Erkenntnis bauen soll, bedarf des ihm von außen gegebenen Materials. Dies Material sind die Tatsachen der Erfahrung. Sonst baut er Luftgebäude. Wenn sie stattlich sind, so nennt man sie Luftschlösser. Aber auch in den stattlichsten Luftschlössern kann man nicht wohnen.

Noch bestimmter als Baco wendete sich Hume gegen den Rationalismus und die angebliche rationale Wissenschaft, also die vermeintliche Erkenntnis aus bloßer Tätigkeit des Denkens. Hume sagt kurz und bestimmt: Es gibt außer der Mathematik — die nicht den Anspruch erhebt über die Wirklichkeit zu urteilen — keine andere menschliche Erkenntnis als die aus der Erfahrung. Wenn wir, so fügt er hinzu, eine Bibliothek durchstöbern, und es fällt uns ein Buch aus der Theologie oder der Schul-Metaphysik in die Hand, so müssen wir fragen: Enthält das Buch abstrakte Betrachtungen über Größen und Zahlen? Nein. Enthält es auf Erfahrung gegründete Untersuchungen über Tatsachen oder existierende Dinge? Nein. Dann werft es ins Feuer, denn es kann nur auf Sophisterei und Täuschung hinauslaufen.

Indessen mit solcher Kritik des Rationalismus ist es nicht getan. Es ist damit kein Verständnis der menschlichen Erkenntnis gegeben, nämlich derjenigen, die auf diesen Namen Anspruch hat.

Nehmen wir an, ein Bau sei nicht ein Luftgebäude, sondern aus festen Steinen gebaut. Besteht dann der Bau aus Steinen? In gewissem Sinne, ja. Wenn ich die Steine wegnehme, so ist der Bau ganz und gar verschwunden. Aber die gestellte Frage ist so gemeint: Sind die Steine der Bau, machen sie den Bau aus?

Darauf ist mit „nein" zu antworten. Der Bau ist nicht da, einfach indem die Steine da sind, sondern er entsteht, indem die Steine nach technischen und auch wohl nach ästhetischen, kurz nach architektonischen Gesetzen verarbeitet und zusammengefügt werden. Zu den Steinen muß die Form, einschließlich der Weise der Verknüpfung im einzelnen und im ganzen, hinzutreten. Und diese Form bestimmt sich nach jenen architektonischen Gesetzen.

Und wer fügt die Form hinzu? Offenbar der Baumeister. Und wo finden sich diese Gesetze? Offenbar im Baumeister. Er empfängt die Steine aus der Hand der Natur, und gibt ihnen die Form, und wendet die architektonischen Gesetze auf sie an, bannt oder zwingt sie unter dieselben. So entsteht der Bau.

Digitized by Google

Und wie mit solchem steinernen Bau ist es nun auch mit dem Gebäude der menschlichen Erkenntnis bestellt. Auch der erkennende Geist *empfängt* seine Bausteine, d. h. die Tatsachen der Erfahrung, aus der Hand der *Natur*. Aber die menschliche Erkenntnis ist nicht ein Haufe von Erfahrungen. Der menschliche Geist muß die Bausteine zurichten und zu einem Ganzen fügen. Und dies tut er nach in *ihm* liegenden *Gesetzen*.

Achten wir, um uns dies zu verdeutlichen, auf verschiedenartige Erkenntnisse. Ein Geometer beweist einen Satz an einer einzelnen Figur, etwa den Satz von der Winkelsumme des Dreiecks an einem einzelnen Dreieck. Aber er behauptet dann, daß nicht nur dies Dreieck, sondern jedes Dreieck der Welt die Winkelsumme = 2 R. habe.

Da fragen wir: Woher weiß er dies? Hat er etwa alle Dreiecke der Welt, nicht nur die gegenwärtigen, sondern auch die zukünftigen, betrachtet, untersucht, gemessen, oder an ihnen im einzelnen der Reihe nach jenen Satz bewiesen? Natürlich nicht. Sondern er urteilt so nach einem *Gesetz*. Wir können dasselbe als ein Gesetz der Anschauung bezeichnen.

Dies sage ich etwas genauer: Die Dinge, die wir wahrnehmen, sind räumlich ausgedehnt und räumlich geordnet. Sie sind in die Form der Räumlichkeit gebannt. Diese Form ist eine bestimmte und überall gleiche, z. B. dieselbe auf dem Monde wie auf der Erde; dieselbe jetzt wie vor 2000 Jahren. Ich weiß sicher, daß es so ist.

Aber *woher* weiß ich dies? Etwa daher, daß ich mich von der Beschaffenheit der Räumlichkeit auf dem Monde oder vor 2000 Jahren durch Betrachtung derselben besonders überzeugt hätte? Nein; sondern ich weiß, daß es so ist, weil ich nicht umhin kann, die Dinge auf dem Monde oder die Dinge vor 2000 Jahren in meiner Vorstellung genau in dieselbe Raumform einzuschließen, in welche ich die Dinge einschließe, die ich jetzt unmittelbar vor mir sehe. Und dies muß ich, weil ich eben keine andere Raumform oder keine andere räumliche Anschauung *habe*. Ich bin nun einmal an diese Raumform gebunden. Ich bin, d. h. mein Vorstellen ist in sie gebannt. Möchten die Dinge auf dem Monde oder möchten die Dinge vor 2000 Jahren an sich oder für ein anderes Wesen sein wie sie wollten, für mich sind sie, was ihre räumliche Daseinsweise betrifft, so, wie es eben das Gesetz meiner räumlichen Anschauung ihnen vorschreibt. Die Welt, wie sie für meine Vorstellung besteht und einzig bestehen kann, *meine*

Digitized by Google

Welt also, ist überall und jederzeit notwendig in diesen Raum gefaßt.

Und dieser Raum nun ist es, der dem Dreieck seine Winkelsumme = 2 R. ein für allemal vorschreibt. Statt dessen kann ich ebensowohl sagen, ich schreibe sie ihm vor. Ich, d. h. das Gesetz meiner Anschauung tut dies. Und, weil es so ist, darum und darum allein hat für mich unweigerlich jedes Dreieck, mag es der Gegenwart oder der Vergangenheit oder der Zukunft angehören, mag es in diesem oder in jenem Teile der Welt sich finden oder von mir gedacht sein, jene Winkelsumme.

Von solchen und ähnlichen Dingen redet Kant im ersten Buche seiner „Kritik der reinen Vernunft", das den besonderen Titel „transzendentale Ästhetik" trägt. Wir fassen die Dinge in die überall gleiche Raumform, vermöge der Gesetzmäßigkeit unserer Anschauung. Diese Gesetzmäßigkeit, oder was dasselbe sagt, ich, sofern ich in der bestimmten, überall gleichen und überall dem gleichen Gesetz unterworfenen Weise anschaue, schaffe damit zugleich den geometrischen Sätzen ihre allgemeine Gültigkeit.

Und sofern die geometrischen Tatsachen in solchen allgemeinen Sätzen bestehen oder zum Ausdruck kommen, kann ich auch sagen: Ich mache die geometrischen Tatsachen. — Damit ist nicht der ganze Inhalt der „transzendentalen Ästhetik" — die, wie man sieht, mit „Ästhetik" in unserem Sinne nichts zu tun hat — bezeichnet, sondern es ist nur der einfachst verständliche Punkt derselben herausgehoben, zugleich aber derjenige, der in einfachster Weise das illustriert, worauf es uns hier eigentlich ankommt.

Im zweiten Buche der Kritik der reinen Vernunft, in der „transzendentalen Analytik" wendet sich dann Kant zu den naturwissenschaftlichen Erkenntnissen. Auch daraus greife ich nur das einfachste heraus.

Wenn der Naturforscher unter gewissen, genau und allseitig bestimmten Umständen ein Ereignis hat eintreten sehen, dann weiß er, dies Ereignis muß unter denselben Umständen immer wiederum eintreten. Gesetzt das Ereignis träte in einem Falle nicht ein, so wüßte er: In diesem Falle können die Umstände nicht genau die gleichen sein, es muß etwas in ihnen eine Veränderung erfahren haben.

Hier erhebt sich wiederum die Frage: Woher weiß dies der Naturforscher? Warum muß es sich so verhalten? Die Antwort lautet: Der Naturforscher weiß, daß es so sein muß, nicht weil er von der Geltung seiner Regel in allen einzelnen Fällen sich über-

Digitized by Google

zeugt hätte. Dies ist unmöglich. Die Regel gilt ja auch für alle zukünftigen Fälle. Sondern, was ihn zu solcher Aussage bestimmt, ist ein Gesetz seines Denkens. Wir nennen es das Kausalgesetz. Nur weil das Denken des Naturforschers, wie das Denken jedes Menschen, vom Kausalgesetz beherrscht ist, gibt es für unser Bewußtsein solche allgemeinen Regeln des Geschehens in der Natur oder gibt es für uns Naturgesetze. Allgemeiner gesagt: Nur weil unser Denken vom Kausalgesetze beherrscht ist, gibt es für uns Gesetze der Wirklichkeit.

Jene Gesetze der Anschauung und diese Gesetze des Denkens sind Gesetze des Geistes. Im Geist liegende Notwendigkeiten seines Urteilens. Diesen unterwirft der Geist die Dinge und dadurch werden die Dinge für ihn gesetzmäßig.

Wenn es so ist, wer ist dann der Gesetzgeber der Natur? Man kann antworten: Gott. Aber dies hieße den Sinn der Frage mißverstehen. Die Meinung ist: Woher stammen die Gesetze, von denen wir sagen, daß *wir* sie in der Natur *finden*? Woher stammen die Naturgesetze *für uns* oder für unser *Bewußtsein*? Dann müssen wir sagen: Aus uns. Insofern sind *wir* die Gesetzgeber der Natur. Genauer gesagt, der denkende Geist ist dieser Gesetzgeber. Und sofern die Naturgesetze erst „die Natur" konstituieren, oder „die Natur" für uns einen *gesetzmäßigen Zusammenhang* bedeutet, können wir auch sagen: Der denkende Geist schafft die Natur. Er verwandelt durch seine Gesetze die Erscheinungen in „Natur". Die Welt, die wir die wirkliche nennen, ist die nach Gesetzen unseres Geistes von uns denkend aufgebaute. Oder umgekehrt, die Welt, die wir nach Gesetzen des Geistes, nämlich aus dem Material der Erfahrungen, denkend aufbauen, das ist die Welt, die wir die wirkliche nennen. „Die wirkliche Welt", dies Wort hat für uns gar keinen anderen Sinn.

Daß die Gesetze des denkenden Geistes nicht von uns aus der Erfahrung abgelesen sind, sondern von uns zur Erfahrung hinzugebracht werden, daß sie eigenstes und ursprüngliches Eigentum des denkenden Geistes sind, dies drückt Kant so aus: Diese Gesetze sind a priori. Dem a priori steht gegenüber das a posteriori. Dies ist das einfach aus der Erfahrung Abgelesene. Das a posteriori Gegebene, die nackten Tatsachen der Erfahrung also, und das a priori gegebene Gesetz, das sind die beiden Komponenten der Erkenntnis. Aus beiden zusammen weben sich insbesondere die Naturgesetze, oder weben wir die Natur.

Digitized by Google

Hiermit sind wir schon auf die Entdeckung gestoßen, um derentwillen wir Kant feiern. Es ist die Entdeckung dieses „a priori". Keine Entdeckung, so scheint es, kann einfacher sein, als diese. Aber die Einfachheit mindert nicht ihre Größe.

Vielleicht wird diese Größe sofort einleuchtend, wenn wir den Namen ändern. Sofern die a priori im Geiste liegenden Gesetze Gesetze des Geistes sind, meine Gesetze, ist diese Entdeckung nichts Geringeres als die Entdeckung der Autonomie des denkenden Geistes. Diese also hat Kant entdeckt. Zugleich halten wir fest: Kants Entdeckung des a priori und seine Entdeckung der Autonomie des denkenden Geistes, das ist eine und dieselbe Sache.

Dieser denkende Geist bin ich. Aber nicht das empirische Ich, d. h. das Ich mit seinen zufälligen gegenwärtigen Dispositionen, Launen, Denkneigungen, „Suggestionen", auch nicht dies individuelle Ich mit seinen besonderen Gewohnheiten, seiner Enge und vielleicht Stumpfheit, endlich seiner Abhängigkeit von Autoritäten, die ihm zufällig entgegentraten oder in die der Zufall es hat hineingeboren werden lassen, sondern es ist das, von allem dem freie, denkende und denkend ganz den Tatsachen hingegebene, und alle Tatsachen dem Gesetz des Denkens unterwerfende Ich. Es ist das über jene Triebmomente frei herrschende, das Vernunft-Ich, die reine Vernunft. Es ist der Logos in dem mehr oder minder alogischen Ich, der denkende Mensch in dem jederzeit mehr oder minder gedankenlosen menschlichen Individuum.

Vergessen wir aber über der Bedeutung der Gesetze des denkenden Geistes nicht die Kehrseite. Erfahrung muß für die Erkenntnis das Material sein. Wo die Erfahrung fehlt, sind die Gesetze ohne mögliche Anwendung. Sie sind Herrscher, aber ohne Reich. Dies will sagen: Nur soweit die Erfahrung reicht, gibt es ein Erkennen. Und dies wiederum heißt: Wir können denkend Erscheinungen verknüpfen, aber wir vermögen wissenschaftlich nichts auszusagen darüber, wie die Welt an sich ist. Die Erscheinungen sind das Erste, der Ausgangs- und der überall notwendige Stützpunkt. Und sowenig das Denken sich mit den Erscheinungen, sowie sie unmittelbar vorliegen, begnügen mag, immer bleibt es an die Erscheinung gebunden. Alles was es irgend statuiert, ist jederzeit aus Elementen der Erscheinung gewoben.

Damit ist insbesondere Eines gesagt: Erscheinungen, so sahen wir, sind notwendig räumlich und zeitlich ausgedehnt und geordnet. Sie sind dies, weil unser Vorstellen nun einmal an die

Digitized by Google

Raum- und Zeitform gebunden ist. Aber der Welt, wie sie an sich ist, oder kurz dem „Ding an sich“ dergleichen zuzuschreiben, haben wir kein Recht. Raum und Zeit sind Formen, welche die Dinge für uns haben. So müssen wir sie vorstellen. Aber wie die Welt zu denken ist, wenn wir sie denkend loslösen von den Formen unserer Anschauung oder der Weise, wie wir sie vorstellen müssen, das wissen wir nicht. Das Ding an sich ist unserem Verstande ein durchaus Unbekanntes, ein X.

Hier ist der Punkt, wo der dritte Teil der „Kritik der reinen Vernunft“ einsetzt, die „transzendentale Dialektik“.

Es hat allerlei metaphysische Systeme gegeben, die ernstlich den Anspruch erhoben, über die Welt, so wie sie an sich ist, Bestimmtes auszusagen, die einen Erkenntnisbesitz vorgaben jenseits aller Erfahrung.

Diese vermeintliche Erkenntnis nun wird von Kant in der „transzendentalen Dialektik“ der Kritik unterzogen. Er wendet sich insbesondere gegen die rationale Kosmologie, Theologie, Psychologie, gegen die Behauptungen über das letzte Wesen der Welt; gegen die Beweise für das Dasein Gottes; gegen die Spekulationen über die Natur der Seele und ihre Unsterblichkeit. Er zeigt, daß sie auf falschen Voraussetzungen beruhen, oder auf Verwechslung von Begriffen, oder daß den Beweisen ebenso stichhaltige Beweise für das Gegenteil gegenübergestellt werden können.

Das letzte Ergebnis ist: Der Verstand vermag über diese „letzten und höchsten“ Fragen, diese „Welträtsel“, schlechterdings nichts auszumachen, weder positiv noch negativ. Materialismus und Spiritualismus, der Atheismus, wie die Beweise für das Dasein Gottes, die Behauptung der Unsterblichkeit wie die gegenteilige Behauptung, dies alles hat gleich wenig auf den Namen „wissenschaftliche Erkenntnis“ Anspruch.

Damit nun wäre der Mensch verurteilt allen diesen Fragen gegenüber ewig in der Schwebe zu bleiben, wenn es im Menschen nicht noch etwas anderes gäbe als den Verstand; nicht noch eine andere Gewißheit als die der theoretischen Vernunft.

In Wahrheit aber gibt es im Menschen auch den Willen und das sittliche Bewußtsein; es gibt in ihm neben der theoretischen die praktische Vernunft. Und es gibt damit zugleich neben der Gewißheit des Verstandes die moralische Gewißheit, die Gewißheit des moralisch begründeten Glaubens.

Digitized by Google

Daß das sittliche Bewußtsein eine Gewißheit begründet, da wo der Verstand versagt, das ist der Sinn der Kantschen Lehre vom Vorrang oder vom „Primat" des sittlichen Bewußtseins oder der praktischen Vernunft im Vergleich mit der theoretischen Vernunft oder dem Verstande. Die Grenzen der Verstandeserkenntnis zeigte die transzendentale Dialektik. Diese Grenzbestimmung erscheint jetzt zugleich als Gebietsabgrenzung zwischen verstandesmäßigem Wissen und moralisch begründetem Glauben.

Was nun aber ist, so müssen wir hier zunächst fragen, das sittliche Bewußtsein? Die allgemeine Antwort lautet — nicht nur für Kant, sondern für jedermann: Es ist das Bewußtsein von dem, was sein soll; es ist ein Bewußtsein von Forderungen.

Von Forderungen nun kann in mannigfachem Sinne geredet werden. Ich meine vielleicht, ich solle eine Handlung vollbringen, weil es mich jetzt gerade verlockt oder beglückt so zu handeln. Oder ich habe einen Zweck irgend welcher Art, und die Verwirklichung des Zweckes fordert von mir als Mittel dazu eine bestimmte Handlung. Oder eine Autorität, d. h. ein fremder Wille stellt an mich eine Forderung.

Alle solchen Forderungen nun sind bedingungsweise; sie sind vielleicht im nächsten Augenblicke hinfällig. Erst galten sie, dann gelten sie nicht mehr.

Ich bin in einer Laune oder Stimmung und darum erscheint mir etwas gefordert. Dann bin ich in einer anderen Laune oder Stimmung, und nun scheint mir etwas anderes gefordert.

Oder ich hatte einen Zweck. Dieser Zweck forderte von mir eine bestimmte Verhaltungsweise. Dann aber habe ich einen anderen Zweck, und dieser fordert eine andere, vielleicht die entgegengesetzte Verhaltungsweise.

Oder endlich: eine Autorität ist für mich zur Autorität geworden. Ich bin nun einmal in sie hinein geboren und hinein erzogen. Und nun besteht für mich eine Forderung. Aber gesetzt, der Zufall hätte es gefügt, daß ich in eine andere Autorität hineingeboren und hineinerzogen wäre; dann bestände für mich vielleicht die genau entgegengesetzte Forderung. Und ich würde dieser entgegengesetzten Forderung genau in der gleichen Weise, weil genau aus dem gleichen Grunde, Geltung zugestehen und zugestehen müssen, wie ich jetzt jener Forderung Geltung zugestehe.

Solche bedingungsweisen oder zufälligen Forderungen nun sind die sittlichen Forderungen nicht. Sondern sie sind unbedingte

Digitized by Google

Forderungen. Sie gelten nicht, um auch wiederum oder unter anderen Umständen nicht zu gelten, sondern sie gelten schlechtweg. Das sittliche Bewußtsein sagt nicht: „Du sollst, falls oder weil", sondern es sagt einfach: Du sollst. Es ist das einfache Bewußtsein: So ist es recht. Und die Antwort auf die Frage warum es recht sei, lautet letzten Endes: Weil es eben recht ist. Ersetzen wir die beiden Worte „unbedingt" und „Forderung" durch Fremdworte, jenes durch das Wort „kategorisch", dies durch das Wort „Imperativ", so dürfen wir auch sagen, ethische Forderungen sind kategorische Imperative. — Mit diesem Satz stellt Kant nicht eine Lehre auf, sondern er stellt eine Tatsache fest und gibt eine Gebietsabgrenzung. Er sagt, was ethische Forderungen ihrer Natur nach sind und nicht sind. Es gibt eine Ethik, wenn und so weit es solche kategorische Imperative gibt.

Solche kategorische Imperative aber muß es geben, wenn überhaupt irgendwelche Imperative, d. h. irgend welche Forderungen, gelten sollen. Eine Handlung, sagt man, sei gefordert um eines Zweckes willen. Dann fragt es sich: Ist denn der Zweck gefordert? Wenn nicht, dann ist auch die Handlung nicht gefordert. Die Forderung, die auf sie abzielt, gilt nicht. Vielleicht sagt man, der Zweck sei gefordert, nämlich um eines anderen Zweckes willen. Dann wiederholt sich jene Frage.

Die Folge dieser Fragen kann aber nicht ins Endlose gehen. Die Reihe der Forderungen, von denen immer eine an der anderen hängt, muß einen festen Endpunkt haben. Irgendwo muß eine Forderung sich finden, an welcher die ganze Kette hängt, und welche selbst an nichts mehr hängt, die also in sich selbst fest steht, kurz eine unbedingte Forderung. Hängt die Kette an keiner solchen, dann schwebt sie, und es schwebt damit zugleich jedes Glied derselben in der Luft, d. h. alle die angeblichen Forderungen gelten nicht. Auch die lauteste und eifrigste Versicherung, daß sie gelten, kann daran nichts ändern.

Wo aber oder wie finden wir solche unbedingte Forderungen oder solche kategorische Imperative? Die Antwort hierauf ist die einfachste von der Welt. Sie lautet: Denke.

Ich erhebe einen Anspruch. Dann stellt Kant die Frage, vielmehr ich frage so, wenn ich nicht etwa als mein oberstes Recht das Recht der Gedankenlosigkeit ansehe: Warum, d. h. mit welchem Rechte stelle ich den Anspruch? Gesetzt, ich gebe darauf eine Antwort, dann habe ich einen Rechtsgrund für meinen Anspruch angegeben. Und nun fragt Kant, oder ich frage,

Digitized by Google

— wiederum unter der obigen Voraussetzung — ob dieser Rechtsgrund ein wirklicher Rechtsgrund sei, d. h. ob er stichhaltig sei. Und dies wiederum heißt, ob er allgemeiner Rechtsgrund sein könne.

Ich beanspruche etwa reichlichen Lebensgenuß. Dann frage ich mich — weil ich doch eben ein denkendes Wesen bin —: Warum? Ich antworte vielleicht: Weil ich das Bedürfnis dazu in mir verspüre. Jetzt lautet die weitere Frage, ob dieser Rechtsgrund ein wirklicher Rechtsgrund sei, d. h. ob ich den gleichen Lebensgenuß für jeden fordern kann, der das gleiche Bedürfnis in sich verspürt. Ob ich dies fordern kann nicht in Worten, sondern wollend und in der Tat, ob ich bereit bin mit dieser meiner Forderung vollen Ernst zu machen.

Statt des Wortes Rechtsgrund können wir auch ein anderes setzen. Nämlich das Wort Maxime. Wer einen Rechtsgrund für sein Wollen angibt, erkennt damit ein Maxime an. Sie würde in dem angeführten Falle lauten: Wer das Bedürfnis nach einer bestimmten Höhe des Lebensgenusses fühlt, soll diesen Lebensgenuß haben. Und hier nun fordert Kant oder fordert meine Vernunft: Siehe zu, ob diese Maxime eine wirkliche Maxime sei, ob sie unter allen Umständen von dir aufrecht erhalten werden könne, ob du wollen kannst, sie solle ein allgemeines praktisches Gesetz sein. Und meine Vernunft fügt hinzu: Wo nicht, so betrügst du dich mit dieser Maxime oder diesem Rechtsgrunde. Bist du wahrhaftig, so sagst du dir, die Maxime *gilt nicht*. Der Rechtsgrund ist *kein* Rechtsgrund. Du darfst also *nicht* den Anspruch auf einen Lebensgenuß erheben, bloß weil du dazu das Bedürfnis in dir verspürst. Du mußt einen stichhaltigeren Rechtsgrund aufzeigen können.

Damit ist Kants oberstes Sittengesetz bezeichnet, und mit ihm zugleich derjenige kategorische Imperativ, in welchem sich alle kategorischen Imperative zusammenfassen: Handle so, daß du wollen kannst, es solle die Maxime deines Wollens allgemeines Gesetz sein; nämlich daß du dies wollen kannst bei vollem und ernstem, allseitigem und rücksichtslosem *Denken*.

Dies Sittengesetz ist lediglich formal. Es schreibt mir keinen Inhalt meines Wollens vor. Es sagt nicht: Wolle dies und wolle jenes andere nicht. Dies ist nicht mehr als selbstverständlich. Die Inhalte meines Wollens brauchen mir nicht vorgeschrieben zu werden. Und es hat keinen Sinn von einem Sittengesetz zu fordern, daß es dies tue. Nichts in der Welt,

Digitized by Google

auch kein Sittengesetz kann Ziele meines Wollens in mich hineinpflanzen oder aus mir herausreißen. Sondern die Ziele meines Wollens sind da, unabhängig von dem Sittengesetz. Sie ergeben sich mir aus der Erfahrung und der Hingabe an dieselbe. Hier finde ich das, was meinen Willen bestimmen kann, die möglichen Zwecke oder Motive meines Wollens. Wie bei den Gesetzen des Verstandes, so ist bei diesem Gesetz des Willens oder der praktischen Vernunft die Erfahrung und die Hingabe an dieselbe vorausgesetzt. Wie dort, so ist hier das Gesetz — nicht *Inhalte* schaffendes, sondern ordnendes und *vereinheitlichendes* Prinzip.

Aber nicht irgend welche, sondern alle Erfahrungen setzt *letzten Endes* das Sittengesetz voraus. Es sagt uns, Maximen sollen allgemein gültige, d. h. sie sollen unter allen Umständen stichhaltige sein. Ob sie dies aber sein können, darüber kann ich nur dann volle Sicherheit haben, wenn ich alle Umstände kenne, nicht im Sinne einer äußerlichen Kenntnis, sondern im Sinne der vollen Wirkung derselben auf mich und in mir. So fordert also das Sittengesetz zunächst: Laß alles auf dich wirken, was menschlicher Erfahrung zugänglich ist und irgend deinen Willen und deine Maximen bestimmen kann. Sei allen möglichen menschlichen Zwecken oder Motiven, aller Lust und allem Leid, allen Wünschen und Sorgen, allen Hoffnungen und Befürchtungen der Menschen unbedingt offen. *Nichts Menschliches sei dir fremd.* Erlebe alles dies in dir mit voller Kraft. — Und dazu tritt dann die Forderung: Dies alles unterwirf jenem Gesetz; in allem dem oder allem dem gegenüber verhalte dich nach den Maximen, von denen du wollen kannst, sie sollen allgemeines Gesetz sein.

Beachten wir dies, so erscheint die Aufgabe des sittlichen Bewußtseins als keine leichte. Es gibt für die Sittlichkeit keine Rezepte. Sondern sittliches Bewußtsein will erkämpft sein durch Erfahrung, durch äußere und innere, durch ernste Prüfung der Tatsachen und meiner selbst, und durch Messung aller Motive und Zwecke an jenem obersten Gesetz.

Dies Gesetz ist *mein* Gesetz; nicht mir auferlegt, sondern in mir gefunden. Also die Achtung vor ihm, die in allem Handeln mich treiben soll, Selbstachtung.

Daß das Sittengesetz *mein* Gesetz ist, Eigentum des Geistes, dies kann ich auch so ausdrücken: Es ist a priori. Damit völlig gleichbedeutend ist aber auch hier der Satz: Die sittliche Gesetzgebung ist Selbstgesetzgebung oder sie ist Autonomie. Auch im

Digitized by Google

Sittlichen bin ich der Gesetzgeber. Wiederum doch nicht ich mit meinen Launen, Gewohnheiten, zufälligen Neigungen und Abneigungen; der zufälligen Bestimmtheit durch diese oder jene Autoritäten. Sondern das überempirische und überindividuelle Ich; die reine praktische Vernunft; das Gewissen; oder, wie Kant auch sagt, der reine Wille. Gesetzgeber des Sittengesetzes ist mit einem Worte das Ich, das durch nichts beirrt, fragt: Was ist der Rechtsgrund oder die Maxime meines Wollens; und welcher Rechtsgrund ist wirklicher Rechtsgrund? Welche Maxime kann wirkliche Maxime sein? D. h. von welcher Maxime kann ich wollen, daß sie allgemein gelte?

Damit ist zugleich gesagt, daß die Selbstachtung, aus welcher das sittliche Wollen quillt, Achtung ist vor diesem Ich, vor dem Ich, dem nichts Menschliches fremd ist, und das alles dies seinem eigenen Gesetze unterwirft.

Zwei Dinge allein nennt Kant erhaben. Den Sternenhimmel über mir und das Sittengesetz in mir. Kein Wunder, jenes ist die mittelbare, dies die unmittelbare Offenbarung Gottes in mir.

Der mit diesem Gesetze oder mit dem reinen Willen einstimmige Wille ist der gute Wille. Ihm gilt das schöne Wort Kants: Es ist überall nichts in der Welt, ja auch außerhalb derselben zu denken möglich, das ohne Einschränkung für gut könnte gehalten werden, als allein ein guter Wille.

Und was ist das Ziel des guten Willens? Oder was ist sein oberster Zweck? Nichts anderes als er selbst; die sittlich freie Persönlichkeit. Kant sagt: die Menschheit in mir und anderen. So lautet das oberste Sittengesetz auch: Handle so, daß in allem deinem Handeln die Menschheit in dir und anderen niemals bloßes Mittel, sondern jederzeit Zweck sei.

Das sittliche Sollen, so sahen wir, ist ein kategorisches oder unbedingtes. Was das Sittengesetz fordert, das Gute, soll sein unbedingt, nicht um eines anderen, sondern um seiner selbst willen.

Das aber das Gute unbedingt sein soll, das heißt zugleich, es soll sein nicht da oder dort, sondern allewege, und nicht stückweise, sondern ganz.

Das Bewußtsein nun davon, daß das Gute in diesem Sinne unbedingt sein solle, das volle Durchdrungensein hiervon, schließt als Voraussetzung in sich, daß das Gute auch in solcher Weise

Digitized by Google

sein könne. Der auf das vollendete Gute gerichtete Wille kann nicht sein ohne das Vertrauen auf die Möglichkeit seiner Verwirklichung. Damit ist eine allgemeine Tatsache bezeichnet. Wer unbedingt will, vertraut auf die Möglichkeit des Gewollten. Der unbedingte Wille schließt dieses praktische Postulat in sich. — Hiermit sind wir an dem Punkte, wo sich auf dem sittlichen Bewußtsein das religiöse aufbaut.

Daß die Vollendung des Guten in aller Welt möglich sein müsse, dies besagt zunächst, daß der Weltverlauf darauf eingerichtet, d. h. daß er durch einen sittlichen Zweck geleitet sei. Und dies wiederum will besagen: Der sittliche Wille kann nicht umhin darauf zu vertrauen, daß der letzte Weltgrund ein geistiger und sittlicher sei. Hier erwächst aus dem sittlichen Bewußtsein die moralische Gewißheit vom Dasein Gottes.

Und die Vollendung des Guten ist die Vollendung der sittlichen Persönlichkeit. Sie allein ja ist das Gute. Solche Vollendung weist dies irdische Leben nicht auf. So ergibt sich aus dem sittlichen Bewußtsein weiter der Glaube und das Vertrauen, daß der Persönlichkeit jenseits dieses Lebens die Möglichkeit geboten sei, das sittliche Ziel zu erreichen. Nicht mit einem Male, sondern in unendlicher Arbeit und unendlichem Fortschritt.

Und soll ich das Gute wollen, so muß ich auch die Kraft haben, es zu wollen. Es muß etwas in mir sein, das herrschen kann über die Triebe. Freiheit des Willens in diesem Sinne ist darnach ein drittes Postulat des sittlichen Bewußtseins oder der praktischen Vernunft.

Und daraus nun zieht Kant weitere Konsequenzen. Er führt sie aus in seinem Werke „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft", dem Werke, das Friedrich Wilhelms II. landesväterlichen Intentionen so zuwider war.

Doch darauf gehen wir nicht ein. Das Wesentliche ist gewonnen. Es ist dies, daß religiöses Bewußtsein im sittlichen Bewußtsein wurzelt.

Und es kann für Kant einzig und allein darin wurzeln. Es ist nichtig, sofern ihm diese Wurzel fehlt.

Und wir verstehen, warum es so sein muß. Glauben ist für Kant, den tief Religiösen, seiner Natur nach, das Innerste und Eigenste, was es im Menschen gibt, das Allerpersönlichste, sozusagen die privateste aller Privatsachen. Ich könnte hinzufügen, es ist dasjenige, das niemanden in der Welt etwas angeht als mich selbst, das aber zugleich mich am allertiefsten angeht. Wie kann

Digitized by Google

es dann einen Glauben geben, der nicht aus meiner tiefsten Tiefe stammte. Wie kann ich sagen, daß ich glaube, d. h. daß der Glaube in meiner Persönlichkeit wurzelt, wenn es doch eben nicht so ist.

Und nicht in einer Schwäche meiner Persönlichkeit, in der Leichtgläubigkeit oder Gewohnheit, dem blinden Hinnehmen, das niemals etwas anderes ist als Schwäche, kann der Glaube wurzeln, wenn er selbst eine Kraft, ein Positives und positiv Wertvolles in mir sein soll, sondern er muß wurzeln in dem, was meine größte Stärke ausmacht. Und dies kann nichts heißen, als: Er wurzelt im sittlichen Bewußtsein, in der Strenge seiner Forderungen. Er ist das Vertrauen, das daraus sich ergibt.

Von diesem Standpunkte aus läßt Kant keinen Zweifel, daß jeder Glaube auf Autorität ohne jene innere Begründung Aberglaube ist. Und er hat harte Worte für die Kirchen, die nicht Hüterinnen sind der sittlich begründeten Religion, d. h. nicht Erzieherinnen zur sittlichen Autonomie, und durch diese hindurch zur religiösen Gewißheit, sondern die mit äußeren Machtmitteln den Menschen Dogmen aufnötigen, und sie ihren Geboten unterwerfen oder unterwerfen wollen. Er nennt die Priester dieser Priesterkirchen Pfaffen und ihren Kultus Fetischismus. Doch auch diese Konsequenzen verfolgen wir nicht weiter.

Was ist es nun, was Kant entdeckt hat? Ganz allgemein gesagt: Das a priori. Nicht auf einem einzigen, sondern auf den verschiedenen Gebieten des menschlichen Geisteslebens. Und damit zugleich oder eben darin hat er die Autonomie des Geistes entdeckt, des erkennenden und des sittlich wollenden; die Autonomie des Verstandes, des Gewissens und die Autonomie des religiösen Bewußtseins. Und er hat entdeckt den Träger dieser Autonomie, das autonome Ich, das Vernunft-Ich. Er hat es entdeckt, indem er es schied von dem Trieb-Ich oder Instinkt-Ich, dem innerlich oder äußerlich gebundenen Ich.

Diese Entdeckung ist, in ihrer vollen Tiefe erfaßt, nichts geringeres, als die Entdeckung des Menschen im individuellen Menschen; des göttlichen im sinnlichen Menschen; des Menschen, den Sokrates in sich spürte und andere in sich finden lassen wollte; den Plato ahnte in seiner jenseitigen „Idee des Menschen"; des Menschen, den auf sittlichem Gebiete Christus gelehrt, und so weit es ein Mensch vermag, gelebt hat; den Paulus sich bemüht als pneumatischen oder geistigen Menschen vom sarkischen oder fleischlichen Menschen

Digitized by Google

zu sondern. Es ist der Mensch, auf den alle die großen Geister, die Gottsucher und Lebenspfadfinder in der Weltgeschichte hingezielt haben: der junge Luther, Giordano Bruno, Spinoza; den nach Kant Fichte am deutlichsten bezeichnet hat. Es ist der Herrenmensch im Gegensatz zum Sklavenmenschen, wie ihn in unseren Tagen auch Nietzsche suchte, aber vom Instinktmenschen nicht zu sondern gewußt hat. Und Kant hat diesen Menschen allseitig und in wissenschaftlicher Erkenntnis gefunden, obgleich nicht überall begrifflich klar herausgearbeitet. Er hat damit das Göttliche im Menschen gefunden; oder er hat Gott gefunden, da wo er einzig unmittelbar sich uns offenbart.

Ich habe die doppelte Frage gestellt, wer Kant war, und was er uns sein kann. Die zweite Frage ist zugleich mit der ersten beantwortet. Kant kann uns sein, was er war, derjenige, als der er aufgetreten ist. Er kann uns Führer sein im Finden des autonomen Ich, Führer zur geistigen und sittlichen und religiösen Freiheit. Es ist dasselbe, wenn ich sage, er kann uns Führer sein zur Wahrhaftigkeit.

Kant nennt seine Philosophie die kritische; und wir nennen ihn den Begründer des Kritizismus. Die Kritik aber, um die es hier sich handelt, ist die Kritik des Geistes; sie ist umfassende wissenschaftliche Selbstkritik. Und solche Kritik, und sie allein, ist volle Wahrhaftigkeit. Und sie führt zur Wahrheit. Alle Erkenntnis der Wahrheit muß ruhen auf solcher Kritik. Kant hat sie uns gelehrt. Wehe der vermeintlichen Erkenntnis, die nichts von ihm gelernt hat.

Statt Wahrhaftigkeit der Erkenntnis sagen wir auch wohl Voraussetzungslosigkeit. Wie ist dies Wort mißverstanden oder künstlich verdreht worden. Und doch weiß jeder oder kann jeder wissen, was sie ist. Nämlich der ehrliche Wille in Sachen der Erkenntnis durch nichts sich bestimmen zu lassen als durch die Wahrheit. Und Kant sagt uns, was dies heißt. Wir sollen uns bestimmen lassen einzig durch die Tatsachen, nämlich die in sicherer Erfahrung gegebenen Tatsachen, nicht eine Auswahl unter ihnen, sondern die ganze Fülle der Tatsachen und — durch das Gesetz des denkenden Geistes. Mit anderen Worten: die voraussetzungslose Erkenntnis ist die autonome, die durch nichts sich knechten läßt.

Und ethische Wahrhaftigkeit ist nichts anderes als dies, daß ich nach Rechtsgründen meines Wollens ehrlich frage, und nur

Digitized by Google

solche Rechtsgründe anerkenne, die als wirkliche Rechtsgründe sich erweisen. Nur solche Maximen, die ich, wollend und handelnd, als allgemein gültige festhalten kann.

Und wie Kant uns den Weg lehren kann zu solcher Wahrhaftigkeit der Erkenntnis und des sittlichen Bewußtseins, so kann er uns den Weg zeigen zur religiösen Wahrhaftigkeit. Sie ist die Frage, ob mein religiöses Bewußtsein mein religiöses Bewußtsein sei, d. h. gegründet in meiner Persönlichkeit, ihrem tiefsten Wesen und ihrer höchsten Kraft, dem sittlichen Bewußtsein und seinen Forderungen.

Und ich darf hinzufügen, Kant kann uns Führer sein auch zur ästhetischen Wahrhaftigkeit, zur ästhetischen und künstlerischen Autonomie. Auch diese künstlerische Autonomie, die, wie alle Autonomie, Freiheit ist in strenger Selbstgesetzgebung, hat Kant gefunden, wenn auch gewiß nicht allseitig vollständig beschrieben.

Und indem uns Kant Führer sein kann zu solcher Wahrhaftigkeit, kann er uns und kann die hundertjährige Wiederkehr seines Todestages uns eine Mahnung sein an unsere heiligste Pflicht; ich meine die Pflicht zu eben dieser Wahrhaftigkeit. Sie ist zugleich die Pflicht zum Kampfe gegen jede Unwahrhaftigkeit; d. h. gegen jede Bedrohung der Freiheit und Autonomie des Geistes, jede Gefahr der geistigen, sittlichen und religiösen, der wissenschaftlichen und künstlerischen Knechtung, mag sie drohen von innen oder von außen, von uns selbst oder von anderen her, von unserer eigenen Trägheit, Enge und Schlaffheit, unserem Egoismus und unseren Gewohnheiten, unseren zufälligen Vorlieben und Abneigungen, oder aus der geistigen Enge, der Selbstsucht und den Herrschaftsgelüsten anderer.

Kämpfen wir diesen Kampf im Geist der Kantschen Kritik, d. h. im Namen der Wahrhaftigkeit und wahrer geistiger Freiheit, die, ich wiederhole, nichts anderes ist, als die unbedingte Herrschaft des Gesetzes in uns, des einzigen Gesetzes, das in Wahrheit diesen Namen verdient, das einzig unverbrüchlich ist, dann wissen wir nicht nur, wer Kant war, und was er uns sein kann, sondern er ist uns das, was er uns sein soll: ein Führer auf dem Wege zum Menschen und durch diesen zu Gott. Es gibt zu Gott keinen anderen Weg.

Digitized by Google

Rückblicke auf deutsche Volkswirtschaft und Kultur.

Von Ferdinand Tönnies.

[Teil II.]

III.

Eine eigentliche Geschichte der deutschen Volkswirtschaft des verflossenen Jahrhunderts hat Sombart nicht schreiben wollen. Was er gibt, sind philosophische und soziologisch-statistische Studien über diese Geschichte, und zwar 1., was bisher besprochen wurde, über die Faktoren und Ursachen der Entwickelung, 2. über die Richtungen und Ergebnisse der Entwickelung, 3. über ihre Folgen und Wirkungen. Das Mittelstück ist durch Inhalt und Bedeutung das Hauptstück, es bildet auch dem Umfange nach so zu sagen den Rumpf des Buches. Und eben hier zeigen sich Geist, Methode und Stil Sombarts von ihrer glänzendsten Seite. Sein Plan geht dahin, die großen Gebiete der modernen Volkswirtschaft in der Reihenfolge darzustellen, wie sich der Kapitalismus vollkommen und minder vollkommen in ihnen verwirklicht habe: am einen Ende die Banken und Börsen, am anderen die Landwirtschaft. Es ist unvermeidlich, daß die Schilderung in dem Maße, wie Kapitalismus ihr Gegenstand ist, eine internationale Färbung trägt, wenn auch die Anwendung überall auf die im deutschen Reiche vorliegenden Erfahrungen geschieht. Der ganze Abschnitt („Drittes Buch") ist überschrieben: „Die Genesis der modernen Volkswirtschaft". Zwischen den Banken und dem Ackerbau werden in großen Kapiteln behandelt: der Handel, der Verkehr, das Gewerbe. Überall kommt das Historische hauptsächlich durch Vergleichung des Zustandes vor 100 Jahren mit dem gegenwärtigen Zustande zur Geltung; auf die großen Einschnitte, die epochemachenden Ereignisse wird dabei hingewiesen. Was jedem Leser dunkel bewußt war, wird ihm ganz eigentlich klar gemacht: die erstaunliche Geschwindigkeit, mit der die mächtigen Gebilde, die an der Schwelle des 20. Jahrhunderts stehen, emporgewachsen sind. Das Schema einer Einteilung in drei Menschenalter, von denen das erste die Anfänge, das zweite den entschiedenen Fortschritt, das dritte die Vollendung erlebt und fördert, ließe sich füglich an die gesamte Entwickelung an-

Digitized by Google

legen; Sombart hat speziell die Entwickelung des deutschen Banknotenwesens daran gemessen. In der ersten Periode kaum merkliche Entwickelung: die Staatsregierungen stehen dem Kreditwesen noch mißtrauisch gegenüber; in der zweiten werden alle Fesseln gesprengt; zur Banknotenfreiheit wird beinahe das Privileg der Notenbanken, der Umlauf auch ungedeckter Noten wird ins Unermeßliche vermehrt. Der anfangs wohltätige Regen wird zur Überschwemmung, das Bedürfnis der Eindämmung wird dringend, der Strom des Kredits muß reguliert werden. Die Epoche der Vollendung ist in diesem Gebiete schon ein Stück sozialistischer Gesetzgebung. Die „allmähliche Monopolisierung des Notenprivilegiums" ist ihr Ziel, und gerade darin, daß sie nicht schlechthin erzwungen wird, liegt eine politische Weisheit, die sich hier als unmittelbar geboten erwies. Die Reichsbank wurde begründet, zwar nicht als reines aber doch als überwiegendes Staatsinstitut. Ihr Dasein ist ihre Macht: seitdem ist „die Geschichte des deutschen Banknotenwesens die Geschichte der Reichsbank". Sombart findet in der Kombination eine Aktiengesellschaft mit einer Staatsanstalt eine wunderbar ingeniöse Einrichtung, die den Typus neudeutscher Wirtschaft überhaupt bezeichne: die Kreuzung kapitalistischen Unternehmertums mit altpreußischer Korrektheit, „ein von einem geschickten Reiter gebändigtes Vollblut". Es fließt hier ein Gedanke ein, dem Sombart sonst nicht hinlänglich nachgegangen ist: daß nämlich der moderne, antifeudale Staat überhaupt und überall ein wesentliches Element in der Entwickelung kapitalistischer Wirtschaft ist; ein so moderner, so scharf ausgeprägter, so militärischer Staat, wie der preußische, mehr als andere. Es ist sicherlich auch für die Theorie der Volkswirtschaft eine wichtige Tatsache, daß ein so bedeutendes Eingreifen der öffentlichen Gewalt in die Zirkulationssphäre, wie das Münzregal bedeutet, von altersher als notwendig gegolten und stattgefunden hat. In der Tendenz zu einem Notenregal, das auf eine Bank übergeht, die in nicht ferner Zeit ohne Zweifel rein staatlich (oder „reichlich") werden muß, darf man wohl ein mächtiges Wachstum jenes „springenden Punktes" einer öffentlich-rechtlichen Ökonomie — der „Volkswirtschaft als Staatswirtschaft" — erkennen. Damit steht nun scheinbar in Widerspruch, daß gerade das Bankwesen den Tummelplatz des individualistischen Gewinnstrebens darstellt: sichtbar an der enormen Vermehrung der Personen, die im Geld- und Kredithandel sich betätigen. Darüber, wie über die Konzen-

Digitized by Google

tration der Bankgeschäfte, über das Filialensystem der Großbanken, über die Umwandlung von Privatbanken in Aktiengesellschaften, und viele andere Merkmale, die das Wachstum des Bankgeschäftes in Deutschland bezeichnen, wird man Sombarts Buch mit Genuß und Nutzen lesen; ebenso über die Funktionen der Börse, insbesondere über das Emissionsgeschäft und seine Wirkungen auf den Verteilungsprozeß des Nationalreichtums. In alledem, wie auch durch die direkte Beteiligung der Banken an der Industrie, sind wir in Deutschland hochmodern; schärfer als anderswo zeigt sich daher bei uns der Übergang eines wachsenden Anteils am Gesamteinkommen in die Hände der Finanz- und Börsenkreise. Gerade im deutschen Wirtschaftsleben sind Kreditverkehr und Spekulation „zu unlöslicher Lebensgemeinschaft verschmolzen"; auch „die gewaltige Spannung unserer wirtschaftlichen Kräfte" ist darin vorzugsweise begründet. In den eigentlicheren Handel — der Handel in „Effekten" ist ja ein Handel mit „Scheinen" — führt uns ein ferneres treffliches Kapitel ein. Hier wie dort legt Sombart dar, wie sich an Stelle lebendiger Beziehungen von Person zu Person innerhalb eines kleinen Kreises einander bekannter Menschen ein künstliches System von unpersönlichen Relationen setzt, wodurch die gesamte wirtschaftliche Tätigkeit in eine Summe von Vertragsabschlüssen aufgelöst wird; wie ebenso das Band zwischen Person und Sache zerschnitten wird; wie alle Qualitäten in Quantitäten verflüchtigt werden: Entpersönlichung, Versachlichung, Entseelung. Auch den modernen Detailhandel, die Reklame und ihre „Wissenschaft", die Spezialisierung von Geschäften, Kombinierung von Warengattungen, die kapitalistische Konzentration in Warenhäusern, dies alles weiß uns der Autor als wesentliche und charakteristische Erscheinungen des Zeitalters klar und begreiflich zu machen.

Wundern muß ich mich nur, daß des genossenschaftlichen Eindringens der Konsumenten in den Detailhandel nur im Vorbeigehen gedacht wird; dem Prinzipe nach liegt doch darin erst recht eine „grundstürzende Neuerung"! Und zwar eine solche die über die kapitalistische Wirtschaft hinauszielt! Sombart mißt ihre Bedeutung nur nach dem freilich geringen Umfange, den sie bisher gewonnen hat.

Was wäre aber moderne Privat- oder Volkswirtschaft ohne die Überwindung des Raumes, die geschwinde Bewegung von Ort zu Ort? Die Eisenbahn und das Dampfschiff! Das Nachrichtenwesen! Auch hier muß die Betrachtung unerhörten

Digitized by Google

Veränderungen, Vermehrungen, Vergrößerungen nachgehen. Eisenbahn, Achsentransport, Binnen- und Seeschiffahrt, die Post mit Telegraphie und Telephonie . . . der Wirbel des modernen Verkehrs. „Woher kommt es, daß Deutschland heute in fast allen Zweigen gerade des Verkehrswesens an der Spitze der Nationen schreitet?" Geniale Organisatoren haben geholfen; vor allem aber meint Sombart, weil die Eigenschaften des deutschen Volkstums: Ordnung, Disziplin, Pflichttreue hier so recht zur Geltung kommen. Staatliche Verwaltung, Generäle an der Spitze. Strammstehen vor dem Vorgesetzten — Post und Eisenbahn in ihrer heutigen Gestalt nur die Zivilabteilungen der Armee. Eine wichtige Betrachtung, die an die frühere über das Bankwesen sich anfügt und auf die Begabungsfrage zurückweist: auch hier kann ich nur mit Vorbehalten zustimmen. Das alles aber dient in erster Linie der zunehmenden industriellen Produktion. Ihre gewaltige Vermehrung und Umwandlung gibt dem Jahrhundert seinen Charakter. Die Zurückdrängung des Handwerks durch den Kapitalismus ist das Ergebnis; das Handwerk, soweit es noch besteht, in allen seinen Teilen „angefressen, zersetzt, bedroht, gefährdet". Aus tiefgehenden Forschungen teilt uns hier Sombart reiche Früchte mit. Die kapitalistische Organisation selber schreitet zu immer höheren Formen der Betriebsorganisation und der Technik fort. Alles neukapitalistische Wesen charakterisiert sich durch die Grenzenlosigkeit der Kapitalvereinigung und durch die wachsende Unpersönlichkeit des Kapitalverhältnisses selbst. Auf das Kartell, worin die Einzelunternehmung schon ihre Qualität und Selbständigkeit einbüßt, auf den Trust, worin sie ihre Individualität völlig verliert, steuert die ganze Entwickelung hin. Das Bankkapital wird zuletzt an die Spitze treten: in der Vereinigung von Kredit und Produktion wird der Kapitalismus selber seinen Gipfel erreichen. — Nur in der Landwirtschaft erhält sich ein großes Gebiet der nationalen Arbeit, das gegen Kapitalisierung und Modernisierung sich spröde zeigt. Von den Gesetzen des Marktes ist es weit weniger abhängig, daher die Regelmäßigkeit der Entwickelung, welche die andern Gebiete auszeichnet, hier nicht hervortritt. Speziell in Deutschland hat sich in der äußeren Struktur des ländlichen Besitzes und Betriebes während des 19. Jahrhunderts „so gut wie gar nichts" verändert. Und doch hat auch die Landwirtschaft in diesem fabelhaften Zeitalter mehr Veränderungen erfahren als in einem Jahrtausend vorher! Der kapitalistische Geist hat auch hier seinen

Digitized by Google

Einzug gehalten. Das Vordringen der Pachtwirtschaft ist symptomatisch dafür. Aber wie langsam ist diese Entwickelung! Warum doch? Warum findet die Aktiengesellschaft hier keinen Eingang? Es hat doch auch innere Ursachen. Die Freude am individuellen konkreten Besitz usw. (Ich würde doch stärker betonen: die soziale Bedeutung dieses „Grund"-Besitzes! Daß es dem Landwirt als solchem schwerer werde als anderen Wirten „seine mit liebevoller Hingebung und eingehender Sorgfalt erzeugten Produkte" — z. B. Milch und Butter! — lediglich als Geldgrößen „anzuschauen und zu werten", glaube ich nicht.) Der Kapitalismus hat auch auf die bäuerlichen Wirtschaften Einfluß gewonnen; am mächtigsten bleibt er hier freilich in seiner alten Gestalt als Wucherkapitalismus; hier ist nun die Genossenschaftsbildung als Heilmittel wirksam geworden. Genossenschaften — die der Molker und die der Winzer — wirken aber auch dahin, der kleinen Landwirtschaft Vorteile des Großbetriebes zuzuführen; auch die Beschaffung von Arbeitsmaschinen wird auf diesem Wege erreicht. Indessen bleiben die eigentlichen Merkmale der industriellen Entwickelung ausgeschlossen. Nur insofern der einzelne Betrieb separiert, arrondiert, rationeller Wirtschaft unterworfen wird, haben sich große innere Veränderungen vollzogen. Agrarreformen, landwirtschaftliches Vereins- und Unterrichtswesen wirken dahin zusammen. Die Wachstumsprozesse werden mehr dem Wollen unterworfen, zunächst indem Vergrößerung des Viehbestandes zu reichlicherer Düngung die Möglichkeit gibt, sodann durch Gründüngung und künstliche Dünger: die Tiefkultur wird dadurch befördert. Anwendung von Maschinen ist in raschem Wachstum, selbst in kleinbäuerlichen Betrieben. Der Zuckerrübenkultur sind ebenfalls viele Fortschritte zuzuschreiben. Auch die Viehzucht ist stark verbessert worden. Bessere Ausnutzung des anbaufähigen Bodens, Steigerung der Ernteerträge, Vermehrung der Menge und des Lebendgewichtes der Tiere, Verbesserung der Rassen und Erhöhung des Nutzwerts, sind die volkswirtschaftlichen Ergebnisse. Ob aber eine wirkliche Steigerung der Arbeitsproduktivität stattgefunden habe (oder ob diese sogar nach dem „Gesetze vom abnehmenden Bodenertrage" gesunken sei) ist bisher nicht in hinlänglicher Weise untersucht worden; jedenfalls ist die etwaige Steigerung verschwindend gegenüber derjenigen auf allen übrigen wirtschaftlichen Gebieten. — Die eigentliche „Frage" der Landwirtschaft liegt aber bekanntlich in der Preisbewegung ihrer

Digitized by Google

Produkte. „Den Inbegriff der Schwierigkeiten, die Bodenwerte der veränderten Marktlage anzupassen, pflegt man als Agrarkrisis zu bezeichnen;“ brennend muß diese überall da werden, wo die Landwirte hoch verschuldet sind. Zunehmende Verschuldung folgt aber in unserer Wirtschaftsordnung der Landwirtschaft wie ein Schatten. In dieser Hinsicht stehen — trotz aller technischen Fortschritte — die bäuerlichen Wirtschaften besser da (eben darum auch ‚Westelbier‘ besser als ‚Ostelbier‘), aber auch diese scheinen mehr und mehr sich mit Schulden vollzusaugen. In allen Beziehungen macht sich auch für die Agrikultur die Verflechtung der heimischen Volks- in die Weltwirtschaft geltend. Dieser ist ein besonderes, das letzte Kapitel dieses Abschnittes gewidmet. Sombart glaubt freilich eine Abnahme des Anteils der auswärtigen Handelsbewegung an der Gesamtleistung der wirtschaftlichen Tätigkeit behaupten zu dürfen. Insbesondere sei die Quote der Ausfuhr (von der Gesamtproduktion) in den letzten Jahrzehnten gefallen. Deutschland ist aus einem Ausfuhrland ein Einfuhrland geworden; das ist es, was sonst als Verwandlung des Agrar- in den Industriestaat ausgedrückt wird. Abenteuerlich sei es zu glauben, ein Volk wie das deutsche könne sich noch aus eigener Bodenkraft erhalten. Wenn man nicht nur den Bedarf an Nahrungsmitteln, sondern auch an Rohprodukten rechne, so dürfe man sagen, die deutsche Volkswirtschaft ruhe heute schon auf einer 2—3 mal so großen Bodenfläche, als derjenigen des Reiches. Darin liegt die enorme Bedeutung des Einfuhrhandels, daß er allein die Landwirtschaft in ihrer heutigen Gestalt möglich macht, also auch in dieser Beziehung den „Bodenspielraum“, worauf wir stehen, erweitert. Für Sombart ist also die Bedeutung der Exportindustrie sekundär. „Die Ausfuhr dient nur als Bezahlung.“ Der innere Markt überflügelt immer mehr den Weltmarkt an Bedeutung. — Soll dies wirklich auch für die eigentlichen Sphären des Kapitalismus gelten? Für die unbegrenzte Warenproduktion? So würde die Tatsache mit Sombarts Grundlehren in merkwürdigem, wenn auch nicht unmöglichem Widerspruch stehen.

IV.

Wenn schon die letzten Sätze einen weiten Ausblick eröffnen, so stellt sich unser Autor im „4. Buche“ auf eine noch höhere Warte. Die Grundzüge der neuen Gesellschaft soll es in drei großen Kapiteln („Wirtschaft und Kultur“, „Beruf und Besitz“, „Die

Digitized by Google

sozialen Klassen") entwickeln. Der knappste Bericht über den Inhalt dieser Kapitel würde viele Seiten in Anspruch nehmen. Ich begnüge mich, einiges Charakteristische herauszugreifen.

Sombart verschmäht grundsätzlich die Betrachtung der Dinge unter dem Gesichtspunkte des Erfreulich oder Unerfreulich, Gut oder Böse. Sie ist ihm mit dem Makel der Unwissenschaftlichkeit behaftet. Er will nur sehen, beschreiben, erklären. Lobenswert ist auf jeden Fall der energische Wille, die Werturteile im Hintergrunde zu halten, sie von den Erkenntnisurteilen scharf zu trennen. Völlig gelingen wird dies in der Ansicht menschlicher Dinge niemals, es sei denn, daß die zweite Art von Urteilen in eine reine Kunstsprache gefaßt würde, die gewöhnliche Sprache erfüllt auch die meisten Wörter, in denen wir unsere Begriffe ausdrücken, mit Bejahungen und Verneinungen. Auch ist es uns psychologisch fast unmöglich, unser Gefallen an aufsteigendem, unser Mißfallen an absteigendem Leben zu verbergen; ganz abgesehen von unserem Verhältnis zum eigenen Leben, zum Leben unseres Stammes, unseres Volkes.

So kann auch dieser Autor seine Kritik der von ihm geschilderten kapitalistischen Entwickelung und dadurch bewirkten Kulturveränderungen nicht zurückhalten. „Der Reichtum hat uns zum Sklaven unserer Bedürfnisse gemacht;" „er erzeugt aus sich heraus jene Grundstimmung die wir als die materialistische zu bezeichnen pflegen;" „in der Fülle der Genußgüter die um uns emporwachsen, finden die idealen Regungen des Herzens ihr Grab." „Eine neue Kulturbasis ist geschaffen: das Steinpflaster; es ist daraus eine neue Kultur entstanden: die Asphaltkultur." „Es wächst ein Geschlecht von Menschen heran, das sein Leben ohne rechte Fühlung mit der lebendigen Natur verbringt; das die Sonne nicht mehr grüßt, das nicht mehr in den Sternenhimmel hineinträumt, das nicht mehr die Stimmen der Singvögel kennt, und nicht die weiße Winternacht, wenn der Vollmond auf den Schneefeldern glitzert" . . . . „ein künstliches Geschlecht". Wie Rousseauisch gedacht, wie wahr und gut gesagt! Aber wer ist hier gemeint? die große Menge der Städter, die Proletarier und Kleinbürger? Von diesen „Massen" gilt doch kaum, was sogleich hinzugefügt wird, daß sie sich „einmal im Jahre aus ihren Steinschluchten heraus auf vier Wochen in die Sommerfrische wälzen". Zunächst ist doch wohl an die gebildeten, die besitzenden Volksschichten gedacht: wir denken ja immer an diese zuerst, wenn wir von „modernen Menschen" reden. Nun wohnt aber ein

Digitized by Google

großer Teil von diesen, selbst soweit sie Großstädter sind, in Villen außerhalb der „Steinschluchten", erfreut sich der Natur in anmutigen Gärten, zuweilen in großen Parks, Auserwählte haben noch außerdem ihre Sommerresidenz oder verbringen einen Teil des Jahres an der Riviera, einen Teil im Gebirge, einen dritten Teil an der See . . . abgesehen von Reisen nach Paris, nach London, nach Konstantinopel. An Gelegenheiten, mit der Natur Fühlung zu gewinnen fehlt es dieser jungen Menschheit nicht. Und doch wird gerade hier am allerhäufigsten das Ergebnis der traurigen Etikette würdig sein: „ein künstliches Geschlecht". Der großen Menge, auch in den mittleren Schichten, fehlt es allerdings an jener Gelegenheit; und doch wird man recht vielen so aufgewachsenen, großstädtischen Menschen begegnen, die ganz „natürliche" Menschen geblieben sind, auch ein Verhältnis zur lebendigen Natur in Kenntnis und Liebe gewonnen haben, wenn nur angeborene Begabung und gesunde Erziehung sie darauf hinwiesen. Es scheint also, daß noch andere Umstände, außer denen die Sombart so lebhaft darstellt, jene Entfremdung von der Natur mitbewirken, während einige Umstände ihnen wiederum entgegenwirken. Anlagen und Erziehung sind hier nicht gemeint, außer sofern sie selber durch die Umstände mitbedingt werden. Welche Umstände sind die verhängnisvollen? Sombart hat es selber gesagt: der Reichtum, die Fülle der Genußgüter . . . „Wir sind reich geworden", jawohl, in einem gewissen, wohlverstandenen Sinne sind wir alle reich geworden, aber in einem gewissen anderen eigentlicheren Sinne sind es doch nur die 4—5 von Hundert, die nicht eben in den Steinschluchten massenhaft beisammen wohnen; und so wird wohl auch der Reichtum, wenn er materialistisch macht und den Sinn verhärtet, diese unliebenswürdigen Effekte zu allererst — bei den Reichen hervorbringen, und gerade ihnen den Geschmack für die einfachen Freuden der Natur an der Wurzel verderben, indem er durch „reellere" Genüsse sie verwöhnt und ihre Seelen erschlafft. Sombart verbirgt an diesem Punkte nicht sein Mißfallen an den Früchten des großstädtischen Lebens; aber ihn tröstet eine Bemerkung, deren Inhalt er selber als „seltsam" bezeichnet: aus diesen Steinwüsten blühe „eine Blume hervor, die man nicht anstehen darf, als eine der köstlichsten menschlicher Kultur zu preisen, die Kunst, in ihrer höchsten und vollendetsten Form, als schöne Sinnlichkeit, als bildende Kunst". Er spricht dann von „einer ganz neuen Kulturepoche: der Epoche der sinnlich-künstlerischen Kultur"; diese be-

Digitized by Google

ginne in Deutschland neuerdings vorzudringen, als Konsequenz städtischer Entwickelung „bei gleichzeitig zunehmender Wohlhäbigkeit der Bevölkerung". Die Übermächtigkeit der wirtschaftlichen Lebensbedingungen zeige sich darin, daß selbst Rasseneigenschaften — wir Deutsche haben ja keine künstlerische Anlagen — ihnen nicht widerstehen können. Den Gegensatz aber solcher wirtschaftlichen Bedingungen identifiziert unser Verfasser mit dem Gegensatze von Stadt und Land. „Ländliche Kulturen haben wohl die Philosophie, die Dichtung, die Musik geboren: die Kunst in ihrer hohen Vollendung nie. Soviel wir von der Menschheitsgeschichte wissen, haben nur städtische Kulturen die Blüte der bildenden Kunst getrieben."

Ich behaupte, daß diese Dinge nicht so einfach liegen, wie sie hier dargestellt werden. Sombart selber versteht unter städtischer Kultur nicht schlechthin die in Städten wurzelnde und blühende Kultur. Er spricht von unserer deutschen Kultur, wie sie vor 100 Jahren gediehen war, als von einer ländlichen Kultur mit „geistig-philosophisch-ästhetisch-literarischem Wesen". Diese unsere deutsche Kultur war aber geboren und beheimatet in Städten, und zwar in Städten mit ausgeprägt-städtischem Charakter, wie Wien, Frankfurt, Leipzig, Hamburg, Königsberg; auch Berlin spielte schon seine Rolle; die kleinen Residenzen und Universitätsstädte mögen allenfalls als ländlich gelten. Daß alle Künste ihre Blüte und Reife nur in Städten erreichen, ist eine fast selbstverständliche Wahrheit. Daraus folgt aber nicht, daß die höchste Kunst oder das höchste Kunstbewußtsein so etwas wie eine moderne Großstadt zu seiner Basis braucht. Auf diese Verallgemeinerung kommt aber Sombarts Meinung hinaus. Ich finde, daß das Kunstbewußtsein vor 100 Jahren höher und reiner war in Deutschland als es heute ist; im Zusammenhange mit der größeren Macht einer höheren Welt- und Lebensanschauung überhaupt. Die Nüchternheit und geometrische Denkungsart des Rationalismus war gerade genug überwunden, und noch gerade genug wirksam, um einen unserem Zeitalter angemessenen, Anmut und Würde verbindenden Stil entstehen und leben zu lassen. Man kann unser Zeitalter nicht mit Gewalt zu einem künstlerischen machen in dem Sinne, wie Zeitalter, da die Volksphantasie noch schöpferisch, Aberglaube und Religion noch lebendig waren, die klassischen Epochen der Kunst gewesen sind. Es gibt auch heute viele vortreffliche, einige bedeutende Künstler; eine starke Hebung des Geschmackes ist seit etwa 15 Jahren unverkennbar. Denkmäler

Digitized by Google

des herrschenden Geschmackes bleiben — neben der Masse unserer Gebäude, die — Denkmäler. Das Hereinbrechen einer neuen künstlerischen Kulturepoche vermag ich in der großen Stilvermischung und Eklektik nicht zu erkennen; wohl aber Prunk, Üppigkeit, gedankenleere Sinnlichkeit — die schließlich immer die Kunstgesundheit zerrütten — in Fülle; und mehr und mehr ein weibisch-unmäßiges Schmuckbedürfnis. Aus den Großstädten soll die höchste Kunst emporblühen? Ich habe noch nicht gehört, daß im Altertum Rom, Alexandria, Antiochien, Byzanz, daß in unserer Zeit London, Liverpool, Glasgow oder gar New-York und Chicago die Stätten einer unsprünglichen und heilen Kunstübung gewesen seien. Was wir heute in Europa noch Gutes in dieser Hinsicht haben, verdanken wir einer großen Tradition und unserem historischen Bewußtsein, das sie mit Verständnis belebt; der neue Nationalreichtum kommt gerade den bildenden Künsten, die kostbaren Stoffes bedürfen, sehr bedeutend zu Hilfe, verdirbt und verhunzt aber auch nicht wenig. Die Neurasthenie und die Pathologie der Seele führen zur Sterilität und zum Untergange. Ethische und ästhetische Motive sind sich — ich wiederhole es — nicht schlechthin feind; in ihren Tiefen harmonieren sie mit einander. Die Empörung gegen Lügen und Fälschungen der Zivilisation kommt dem Kunstsinne zugute, auch wenn sie den schönen Schein ebenso zornig angreift wie den häßlichen; denn die Wiederherstellung des schönen hat die Zerstörung des massenhaften häßlichen zur Voraussetzung. Unser Zeitalter ist in seinem geistigen Kerne durch Wissenschaft bestimmt: das ist sein Stolz und Halt. Nur in dem Maße als wissenschaftliche Kultur — sie muß in Philosophie sich verdichten — die Menschen dieses Zeitalters tief und besonnen macht, werden sie auch eine echte Welt der Schönheit um sich aufzubauen vermögen, nachdem und obgleich die eigentlichen künstlerischen Triebe viel schwächer geworden sind.

Ich nehme, von der Fülle des Stoffes bedrängt, hiermit Abschied von Sombarts bedeutendem Buche. Es trägt wie wenige neuere Werke, den Stempel einer Persönlichkeit. Einer durchaus modernen Persönlichkeit. Einige Schwächen und Vorurteile der modernen Seele haften ihr an; aber ihrem weit überwiegenden Charakter nach ist diese Modernität von starker und erfreulicher Art. Sie ist erfüllt von Lust an der Theorie — der Punkt, wo der wissenschaftliche Sinn in den künstlerischen übergeht. An eben diesem Punkte liegt die philosophische Begabung, die Sombart in hohem Grade auszeichnet. Seine Schriften sind

Digitized by Google

Werke eines echten Gelehrten, darum sehr unterrichtend für Anfänger, fördernd für Erfahrene; sie sind aber auch Werke eines echten Denkers; darum geben sie viel zu denken: jedem der über dieselben Gegenstände denkt und gedacht hat. Zu denken und — wie Figura zeigt — zu streiten.

Eine schwäbische Dichterin.

Von Theodor Ebner.

Ich weiß nicht, ob es von mir klug getan ist, meinen Aufsatz mit einer Erörterung über die Verdienste unserer Schriftstellerinnen um die deutsche Literatur zu beginnen. Denn die Frage ist eine heikle, und sie ist allmählich in ein Stadium getreten, das ein abfälliges Urteil als unmodern und spießbürgerlich erscheinen läßt. Und doch liegt die Versuchung dazu nahe, um so mehr, wenn es sich um eine schwäbische Schriftstellerin und dabei um die Frage handelt, warum gerade bei uns die Heldinnen der Feder so dünn gesäet sind, daß man gerade jetzt eigentlich nur von einer einzigen schwäbischen Dichterin, eben von Isolde Kurz, sprechen kann. Denn was wir sonst an schriftstellernden Damen in unserem schönen Schwabenlande besitzen das sind ja recht liebe und geschickte Dutzendtalentchen, die einen leidlich guten Stil schreiben, eine freundliche Phantasie besitzen, und ihre emanzipatorischen Gelüste und Ansichten recht bescheidentlich zur Geltung bringen. Sie fühlen es vielleicht selbst: der schwäbische Boden ist nichts für derartige, in ihrer modernsten Ausgestaltung doch recht problematische Errungenschaften unseres geistigen Lebens. Dem Schwaben erscheint die mit einer rein schriftstellerischen Tätigkeit notwendigerweise verknüpfte Art von Frauenfreiheit, die jeglicher hausmütterlichen und hausfraulichen Tätigkeit mitleidig bedauernd oder verständnislos gegenübersteht, auch heute noch als ein Ausnahmezustand im Leben des Weibes, der sich seiner Ansicht nach nur wenig oder

Digitized by Google

gar nicht mit Frauenpflichten und Frauenrechten verträgt. Zudem: der Schwabe ist Ordnungsmensch starrster Observanz. Schon beim Manne hat der Beruf des freien Schriftstellers für seinen ökonomischen Sinn etwas beinahe Unverständliches! Und dann erst bei der Frau! Aber es wäre vergebliche Liebesmüh, darüber mit ihm zu rechten, ihn am Ende gar eines Besseren belehren zu wollen. Derlei Ansichten sind auch kein Verbrechen — sie haben im Gegenteil volles Anrecht auf unser unbefangenes Verständnis dafür. Bildungsmächte, die Jahrhunderte lang in Haus und Familie, geheiligt durch die Tradition, das geistige Leben bestimmten, lassen sich nicht in wenigen Jahrzehnten verdrängen durch soziale Forderungen, die auf neue Bahnen überlenken sollen. Insonderheit nicht beim Schwaben. Der ist ja im öffentlichen und politischen Leben alles, nur kein Umstürzler und Unruhstifter; aber es dauert lange, manchmal recht lange, bis er sein Mißtrauen gegen das Neue da oder dort, in Politik oder Literatur überwindet. Schritt für Schritt nur, bei Gelegenheit recht unliebenswürdig und eigensinnig nörgelnd, oft auch gar sehr rechthaberisch weicht er zurück. Konservativ und liberal zugleich, in der Politik ein demokratischer Realist von denkbar schärfster Prägung und daneben doch wieder ein eifriger Verfechter von allerhand sozialen Utopien, ein Träumer und Mystiker, und zugleich auch noch literarisch ein Idealist, dem das Wehen und Stürmen einer neuen Zeit noch immer nicht recht passen will, hat er viele Mühe sich überall zurechtzufinden, und in der unheimlich raschen Flucht der Erscheinungen auf allen Gebieten immer wieder auf den Punkt zu gelangen, von dem aus er einen Kompromiß zwischen Vergangenheit und Gegenwart schließen kann.

Indessen was hat dies alles mit dem Thema „Isolde Kurz" zu tun? Vielleicht wenig, vielleicht viel. Die Dichterin ist eben zugleich Schwäbin, und diese zeigt in ihrem ganzen literarischen Wirken nicht allein eine sehr energisch und eigenartig ausgeprägte Persönlichkeit, sondern auch die verschiedenen Stammesangehörigkeiten deutlich genug. Das darf dabei freilich sofort betont werden: Der Name der Dichterin und Schriftstellerin ist kein populärer, auch heute noch nicht, wo sie festen Fuß gefaßt hat in der deutschen Literatur. Und namentlich in der deutschen Frauenwelt wird ihr Name nur wenig genannt. Vielleicht spricht das in maßgebenden Kreisen nur noch mehr zu ihren Gunsten. Ihr fehlt vor allen Dingen jene weniger staunens-

Digitized by Google

werte als unheimlich fabrikmäßige Produktivität, die heute namentlich bei den Frauen einzig und allein als Zeichen des Talents gilt. Und dann ist Isolde Kurz, deren äußerer Lebensgang zudem nichts, aber auch gar nichts Außergewöhnliches oder nach modernen Begriffen „Interessantes“ bietet, gründlich abhold aller Weichlichkeit und unfruchtbaren Gefühlsschwelgerei. Ihr Dichterauge sieht in den Tiefen des Menschenlebens andere Konflikte schlummern, und andere Mächte walten, als diejenigen einer weltscheuen Aufopferung jeder Individualität. Den naheliegenden Vergleich mit Marie Ebner-Eschenbach hier eingehend darzulegen, unterlassen wir und möchten für das tiefere Verständnis ihres literarischen Schaffens vielleicht lieber auf ihren immerhin merkwürdigen Bildungsgang hinweisen. Aus der Feder einer Freundin, und derjenigen der Dichterin selbst liegen uns hierfür die nötigen Dokumente vor. Emmy Becher, die feingebildete Tochter des alten württembergischen Achtundvierzigers, Rechtsanwalt Becher, erzählt: „Isolde Kurz ist in Stuttgart im Dezember 1853 geboren. Hermann Kurz (der leider zu schnell vergessene Dichter von „Schillers Heimatjahren“) der damals die Redaktion des „Beobachters“, des Organs der schwäbischen Volkspartei, führte, befand sich zu jener Zeit in sehr ungünstiger äußerer Lage, die Kindeszeit seiner Kinder mag für den Vater eine schwere Zeit gewesen sein, was aber den von warmer Liebe umfangenen Kindern selbst nicht zum Bewußtsein kam. Wenige Jahre nach Isoldens Geburt zog sich die Familie nach Ober-Eßlingen, einem kleinen Weiler in der Nähe der alten malerischen Reichsstadt Eßlingen zurück, wo die Mutter ein altes einfaches Häuschen und einen verwilderten Garten besaß, der so recht dazu angetan war, einer träumerischen Kinderseele eine ganze Welt darzustellen. Dort wuchs das kleine Häuflein in beneidenswerter Freiheit auf: Edgar der älteste Knabe, jetzt ein angesehener Arzt in Florenz, dann Isolde, und die beiden jüngeren Söhne Alfred und Erwin, der erstere gleichfalls Arzt, der zweite, ein hochbegabter Bildhauer, Schüler von Adolf Hildebrand in München. Die Mutter eine feingebildete, geistvolle und warmherzige Frau, leitete die ganze Erziehung und den Unterricht selbst, Isolde Kurz hat wohl niemals eine öffentliche Schule besucht. Sie lernte von der Mutter und mit den Brüdern die alten Sprachen, und die Zeile „Du lehrtest im Homer mich lesen,“ beruht auf buchstäblicher Wahrheit. Ausgeschlossen aus dem Gesichts- und Ideenkreis der Kinder war das Christentum, und zwar so konsequent und voll-

Digitized by Google

ständig, daß sie wohl in der Schule das erste Wort davon vernahmen, wo die Knaben übrigens vom Religionsunterricht dispensiert waren. Der kleine Besitz in Ober-Eßlingen war mittlerweile verkauft worden, und die Familie siedelte nach Kirchheim unter Teck, einem freundlichen Landstädtchen Schwabens, über. Hermann Kurz war immer ohne Anstellung, und die Sorge um seine Familie wirkte hemmend auf seine literarische Tätigkeit, so daß er den Kindern um jene Zeit durch gedrückte Stimmung wohl ziemlich unverständlich blieb. Im Jahre 1864 folgte die Berufung als Universitäts-Bibliothekar nach Tübingen, durch die er eine angenehme, ihm entsprechende Arbeit und geregelte, wenn auch bescheidene Verhältnisse erlangte, und außerdem für die Erziehung seiner Kinder am rechten Orte war. Hier nun erwuchs Isolde Kurz zur jungen Dame, und daß sie als Dame, die mit einer ausgeprägten Vornehmheit der Erscheinung und des Auftretens viel Sinn und Geschmack, sich zu kleiden — die Dichterin schneidert selbst meisterhaft — und eine Leidenschaftlichkeit für Sport, Reiten, Schlittschuhlaufen verband, aus dem schmucklosen Rahmen ihrer Häuslichkeit hervortrat, erregte natürlich in der kleinen Stadt großes Befremden. Nun beschäftigte sich Isolde Kurz auch sehr viel mit neueren Sprachen, lernte u. a. Russisch, und machte ihre ersten Übersetzungen, unter denen namentlich Emersons „Neue Essays" eine hervorragende Stellung einnehmen. Durch die Brüder entwickelte sich im Hause ein lebhafter Verkehr von jungen Leuten, und eine große Anzahl begabter Studenten sammelte sich um die geistig lebendige anregende Mutter und widmete dabei auch der Tochter eine mehr oder weniger leidenschaftliche Bewunderung, die von ihr aber ausnahmslos kühl aufgenommen wurde. Seitdem Paul Heyse den Vater zur Teilnahme an der Herausgabe des Novellenschatzes bewogen hatte, knüpften sich auch nach dieser Seite hin neue Fäden an, und Besuche in München boten der jungen Schriftstellerin mancherlei Anregung, die sie um so höher schätzte, als der Aufenthalt in Tübingen für sie etwas unerquicklich war, da sie die Enge und Kleinlichkeit der dortigen Verhältnisse besonders empfand. Im Jahre 1873 erfolgte der Tod des Vaters, der ihr sehr nahe ging, und als sich drei Jahre später der älteste Bruder, mit dem sie in einem besonders innigen Verhältnis stand, entschloß, sich in Florenz als Arzt niederzulassen, siedelte die Familie mit ihm dorthin über, für die Entwickelung der Dichterin eine überaus günstige und notwendige Änderung. Ein reicher

Digitized by Google

Kreis von Künstlern und Literaten ging bei ihr aus und ein, sie verkehrte sehr viel in italienischen Familien, studierte Italiens Sprache, Kunst und Geschichte, und hat besonders über die Zeit der Mediceer eingehende Studien gemacht, als deren „künstlerisches Resultat" die Florentiner Novellen zu bezeichnen sind. So ist sie", schließt Emmy Becher ihre biographische Skizze, „geworden, was sie jetzt ist, eine großartig angelegte, große und warmfühlende, edle und vornehme Natur von ausgesprochenster Weiblichkeit, nichts Menschlichem fremd und doch hoch über allem Alltäglichen stehend, keines kleinlichen Gedankens fähig, aber wo sie sich ganz gibt, oft von einer bezaubernden Kindlichkeit. Zur schwäbischen Heimat steht sie jetzt, da der Durst nach Welt und Freude gestillt ist, im innigsten Verhältnis. Im gesellschaftlichen Verkehr alle Formen vollkommen beherrschend, spricht sie nur, wenn sie dazu angeregt ist, dann aber hinreißend gut und plastisch klar. Ein ganz besonderes Interesse widmet sie den Forschungen in Afrika, die ihren Sinn für Heldentum fesseln."

Und Isolde Kurz selbst schrieb mir einmal: „Eine Schule habe ich niemals besucht, sondern lief frei wie ein Füllen, eignete mir aber doch, teils auf Wunsch der Mutter, teils aus eigenem Interesse, die klassischen Sprachen an, während ich die modernen auf Reisen und in vielem Verkehr mit Ausländern erlernte. Aber alles geschah ohne Regelmäßigkeit und Ordnung, was ich später stets bedauerte. Dagegen war ich eine unersättliche Leserin, soweit ich nicht eigenen Produktionen nachhing, die ich stets vor Eltern und Geschwistern verheimlichte, und trieb mit Leidenschaft jede Art von Sport, die mir erreichbar war. Jugendfreundschaften hatte ich so gut wie keine und litt sehr unter der Vereinsamung, die notwendig aus dem Kontrast meiner freien Erziehung mit den spießbürgerlichen Verhältnissen der Heimat entsprang. Als ich die Enge gar nicht mehr ertrug, zog ich gemeinsam mit meinem Bruder, der an der Akademie studierte, nach München, wo ich mich mit Übersetzungen (ich trieb dieses Handwerk schon seit meinem dreizehnten Jahre) und mit eigenen poetischen Erfindungen beschäftigte, die ich zum ersten Male an die Öffentlichkeit brachte. Dort führte mich unser verstorbener Freund Ludwig Pfau im Hause des geistvollen Komponisten R. v. Hornstein ein, mit dessen liebenswürdiger reichbegabter Familie ich mich schnell aufs innigste befreundete. Im Hornsteinschen Hause verkehrte alles, was in Literatur, Kunst und Wissenschaft einen Namen hatte, und ich lernte dort das Glück einer höheren Geselligkeit kennen, das ich bisher noch nicht

Digitized by Google

im Traume für möglich gehalten hätte. Außerdem stand ich von meinem Vater her in freundschaftlichen Beziehungen zu den Häusern der Dichter Paul Heyse, Wilhelm Hertz, Hermann Lingg. Dennoch litt es mich auch dort nicht lange; ich fühlte mich selbst noch zu unfertig und strebte nach neuen stärkeren Eindrücken, und einer abermaligen Erweiterung meiner Grenzen. Daher, als nach dreiviertel Jahren meine Familie der Gesundheit meines jüngsten schwer leidenden Bruders wegen nach Florenz übersiedelte, gab ich unbedenklich das lieb gewordene München auf und schloß mich den Meinigen an. In Italien erst wurde ich die ewige Unruhe los und fand mich in Übereinstimmung mit meiner äußeren Umgebung. Was mir das herrliche Land und sein Künstlervolk geworden sind, das steht auf jeder Seite, die ich geschrieben habe. Schließlich erfuhr ich aber doch, daß es nicht möglich ist, sich ganz einer fremden Nation anzuschließen, wieviel der eigenen Natur verwandte Züge man auch in ihr finde. Immer stärker sehnte ich mich nach Deutschland zurück, um nur einmal wieder in unseren Eichenwäldern unsre Bauernburschе ein schwäbisches Volkslied singen zu hören, oder den süßlichen Neckargeruch einzuatmen, der mir von meiner Kindheit her so gut in Erinnerung ist. Darum lebe ich jetzt seit einer Reihe von Jahren, soweit es die Verhältnisse gestatten, abwechselnd zwischen zwei sehr unähnlichen Nationen und Kulturen, von denen ich keine entbehren kann, und verstehe mich jetzt auch, wenn ich von außen komme, besser mit meinen Landsleuten, weil doch der Anblick so viel ernsten Strebens nach dem ewig lächelnden italienischen Schlendrian wohl tut."

Nichts liegt uns ferner, als über einen tatsächlich so „eigenartigen" Bildungsgang, wie ihn Isolde Kurz durchgemacht, irgendwie kritisch uns zu äußern. Pädagogische Erörterungen, namentlich bei einer solchen Gelegenheit, sind ohnedem eine undankbare Sache. Ein Problem bleibt eine Erziehungsmethode, wie diejenige von Isoldens Vater, immer, zumalen bei einem so vielseitigen und ausnahmsweise reich veranlagten Talente, wie demjenigen von Isolde Kurz, das nach allen seinen Äußerungen sich zumeist nur von einer im besten Sinne des Wortes gesagten trotzigen Eigenart und dem unanfechtbaren Rechte der Selbstbestimmung leiten läßt. Später vielleicht, dann aber auch um so sicherer finden solche Menschen den Weg, den sie gehen müssen und sie gehen denselben mit jenem starken und vollberechtigten Selbstbewußtsein, das nur derjenige in sich tragen kann, der auch dem Leid' und der Sorge des Daseins seinen vollen Tribut entrichtet hat. Wehr und

Digitized by Google

Stütze in einem solchen Kampf um die Weltanschauung zu finden, dazu bedarf es freilich einer starken und energischen Denkungsart, vor allem aber auch einer unbedingten Klarheit über das eigene religiöse Empfinden. Ohne religiösen Schulunterricht aufgewachsen zu sein, heißt noch lange nicht ohne religiöse Erziehung geblieben sein, wenn man das religiöse Gefühl nur im richtigen Sinne als freudige und selbstlose Hingabe an Gottes Geist in Natur und Geschichte, als das Bewußtsein selbstgewählter Abhängigkeit von seinem Schalten und Walten betrachten will. Das ist vielleicht nicht christlich im engeren und landläufigen Sinne des Wortes, allein es ist vielleicht darum nicht minder verehrungswert, zumalen wenn es in einer so edlen und idealen Gestalt vor uns tritt, wie bei Isolde Kurz. In den trüben Tagen ihrer Kindheit hat ihr, wie sie selbst in einem ihrer schönsten Gedichte sagt, nur die Sonne Homers gelächelt, und damals schon hat sie sich aus einer Welt der Kleinlichkeit und nüchternen Alltäglichkeit hinübergerettet in die heitere und ewig helle Götter- und Heroenwelt der Hellenen. Lenau hat einmal in seinem „Savonarola" als den größten Zauber, durch den uns die Antike rühre, den bezeichnet, daß sie am Schmerz, den sie nicht zu trösten wisse, sanft vorüberführe. Isolde Kurz hat in einem großen Teil ihrer „Gedichte", die um das gleich in den herkömmlichen Phrasen zu berichten, bei ihrem erstmaligen Erscheinen bedeutendes Aufsehen erregten, diese Melodie, auf welche ja ihre ganze Weltanschauung gestimmt ist, festgehalten und ihr namentlich in dem tiefergreifenden Liederzyklus „Asphodill" Sprache und Ausdruck gegeben. Wenn diese Lieder trotz ihrer klassischen Stimmung und ihres Apparates an antiken Worten und Formen nicht antik nach akademischem Sinn genannt werden können, so liegt dies wohl in erster Linie daran, daß gerade in ihnen die antike Weltanschauung durchdrungen ist von jenem lebendigen Naturgefühl und jener frommen Hingabe des eigenen Ich an die ewig schaffende und ewig zerstörende Kraft, die wir kurz und gut nur christlich im eminentesten Sinne des Wortes nennen können. Diesem christlichen Gedanken, dessen idealste Verkörperung Isolde Kurz selbst in der Persönlichkeit des Weltenheilandes sieht, und dem sie in einem ihrer gehaltvollsten Gedichte „Weltgericht" Ausdruck gegeben, begegnen wir in ihren Dichtungen oft und viel. Da und dort klingt ein Ton mächtigen Heimwehs und stiller Sehnsucht hindurch nach einer Ruhestätte für die leidensmüde Seele, die sich über dem Jammer des Erdenlebens in jenseitigen Höhen so gerne ein neues Leben und eine neue Daseinsfreude erträumen möchte.

Digitized by Google

Aber in starker und mutiger Resignation kehren die Gedanken der Dichterin doch immer wieder zurück zur Erde, deren Frühlingspracht und Winterstürme im ewigen Wechsel von Werden und Vergehen ein unvergängliches Evangelium verkünden. Hassen und Lieben sind wandelbar, und glücklich ist allein derjenige, den sie gelehrt haben, sich selbst vertrauen, und jenseits von Gut und Böse festzuhalten an dem Glauben, daß ein Leben voll und ganz nur ausleben kann, wer mutig verzichtet auf alle Hoffnungen, die über die Grenzen unseres Erkennens hinausgehen.

Das ist ja freilich keine Moral für den Alltagsmenschen, und ihre Poesie taugt auch nicht für jene Durchschnittsgeister, die sich nicht besinnen mögen auf eine Lösung des Daseinsrätsels, weil sie fürchten, hinter ihr nur das dunkle und drohende Nichts zu entdecken. Und sie werden auch der Dichterin, die ihnen solches mit erbarmungslosem Ernst und Spott verkündigt, kaum ein Verständnis dafür entgegenbringen. Denn einmal ist es ja nur eine Dichterin und dann tut man nach dem Erachten solcher bildungs- und gedankensatten Menschen nicht gut daran, sich mit Problemen zu beschäftigen, deren Lösung auch so gar keinen praktischen Gewinn abwirft. Das Gefühl der Kindesliebe, Leid und Trauer um herbe Verluste, der mächtige Zauber der echten Liebe und das schöne Geschenk treuer Freundschaft sind keine Faktoren, mit denen das Leben von heut mehr rechnen kann, und es sind keine Dinge mehr, mit denen man weiter kommt in diesem Kampf ums Dasein. Das sind aber eben die Ideale, die Isolde Kurz hoch hält, und das sind die Elemente, nach deren Maß sie den Wert des Lebens bestimmt wissen will. Es kommt dazu, daß ihre geläuterte und universelle Bildung, für die sie sogar aus den mechanischen Übersetzungsarbeiten Nutzen und Gewinn zog, ihren Gesichtskreis so erweiterte und ihre Weltanschauung so vertiefte, daß sie frei schaltend und waltend mit ihrem eigenen Talent, dasselbe doch unter den Einfluß dieser verschiedenartigen Elemente stellen und ihm jene ideale Harmonie geben konnte, mit welcher allein Dauerndes und Vollgültiges geschaffen werden kann. Und doch bleibt bei aller dieser Universalität Isolde Kurz in ihrem ganzen Denken und Empfinden eine deutsche Dichterin. Wenn man aus ihren Versen auf ihre Vorbilder meint schließen zu können, so sind es schon in der äußeren Form Goethe und der ihm als Lyriker ebenbürtige Schwabe Eduard Mörike, an den namentlich auch ihre begeisterte Liebe für die hellenische Mythen- und Kulturwelt erinnert; und es ist daneben vielleicht auch noch in der scheinbar etwas willkür-

Digitized by Google

lichen, und doch reifen und durchgearbeiteten Form ihrer epiſch-lyriſchen Dichtungen der Münchener Dichter und Freund Wilhelm Hertz, deſſen Wegen ſie hier folgt.

Die Charakteriſierung von Iſolde Kurz als deutſcher Dichterin, die in der bisherigen Darſtellung vielleicht noch nicht gehörig zu Tage getreten, bedarf noch einer ausführlichen Begründung, denn was man heutzutage unter einer ſolchen verſteht, das deckt ſich doch nicht ganz mit dem, was Iſolde Kurz als deutſche Dichterin iſt. Wir verſtehen darunter vor allen Dingen die ideale Erfaſſung aller Daſeinsfragen und deren Löſung durch die Erkenntnis, daß unſeres ganzen Daſeins Wert und Inhalt nicht durch die Zufälligkeit äußerer Verhältniſſe, ſondern durch den Mut des freien Bekenntniſſes ſeiner ſelbſtgewählten Lebensaufgabe geſchaffen wird. Solches in die Sprache der Poeſie zu überſetzen, iſt freilich nicht leicht; wir meinen indeſſen, das Wageſtück, an dem ſchon ſo manches Talent geſcheitert iſt, ſei Iſolde Kurz gelungen, und wer ihre Gedichte lieſt, wird dieſen Eindruck mit uns teilen. Das wäre denn ungefähr das, was man nach altem ſchablonenhaften Herkommen „Gedankentiefe“ nennt, und ihr natürliches Seitenſtück, die „Wärme des Gefühls“, gleichfalls eines unſerer modernen Schlagworte, unter denen man ſich ja alles und nichts denken kann, wird der Leſer dieſer Gedichte ebenfalls nicht vermiſſen. Warum auch? Bei einer Dichterin, die ſo froh und freimütig bekennt, daß ihr nichts Menſchliches fremd ſei, wird niemand etwas anderes finden wollen, und ſonderlich zum Verdienſt rechnen wir es ihr, daß ſie nicht gleich ihrer italieniſchen Kollegin Ada Negri, in ihren Verſen die ſoziale Frage in deren manchmal recht problematiſchen Schattierungen erörtert hat. Denn das ſind unſeres Erachtens nicht allein unfruchtbare und undankbare Bemühungen, — ſolch eine ſoziale Poeſie gerät auch gar leicht auf Irrwege, wo ſogar das nackte und rohe Laſter zum Märtyrer und die gemeine Selbſtſucht und Leidenſchaft zur ſcheinbar vollberechtigten Klägerin gegen unſere Geſellſchaftsordnung wird. Und zudem: Iſolde Kurz, in deren Adern ja auch etliche Tropfen echt demokratiſchen Blutes fließen, faßt eben die Kontraſte des ſozialen Lebens als etwas anderes auf, als die „Schickſals“-Dichterin Ada Negri, der man ſeinerzeit wohl auch deswegen in Deutſchland zu Ruhm und Bedeutung zu helfen geſucht hat, weil wir eben arm an echten Dichterinnen ſind, trotz eines beinahe unheimlichen Reichtums an Heldinnen der Feder. Deren Tendenzen und Ziele ſind freilich ganz andere als diejenigen von Iſolde Kurz. Wer den Menſchen zur

Digitized by Google

sittlichen und damit auch zur religiösen Freiheit leiten will, der darf nicht auf Wegen gehen, die ausgetreten sind von den Massen literarischer Lohn- und Tagesarbeiter. Er muß im Dämmerdunkel der Einsamkeit sich selbst und seinen Gott suchen, und sich damit auch zu trösten wissen, wenn dessen Bildnis ein anderes ist, als dasjenige aus der Feder unserer Herren Theologen. Weniger rein und erhaben ist es trotzdem nicht; und wenn in ihm auch da und dort Züge zu finden sind, die an die mystischen Probleme unserer mittelalterlichen Dichter und Denker erinnern, so beeinträchtigen dieselben den Eindruck einer klaren und einheitlichen Erfassung auch der religiösen Lebensfrage keineswegs. Man findet in der Tat bei Isolde Kurz einen stark mystischen Zug, eine Neigung zu Problemen, die zwischen Erkennen und Träumen, oder anders gesagt, zwischen einer Welt voller Tatsachen und dem Hereingreifen einer dunklen und rätselhaften Macht in dieselbe eine Vereinigung suchen. Insonderheit wendet sie sich damit, wie dann und wann in ihren neueren Novellen, visionären Erscheinungen zu, deren Erklärung sie freilich dem Urteil und Ermessen der Leser überläßt. Was sie gerade auf dieses Gebiet führte, ist nicht deutlich genug erkennbar und läßt sich vielleicht am ehesten aus der Freude am Phantastischen, aus dem Streben, der brutalen Wirklichkeit die Möglichkeit einer auch dem schärfsten Menschenverstand unerklärlichen Welt von Geheimnissen entgegen zu setzen, erklären. Dem phantastischen Element hat ja die Dichterin in ihren „Märchen" mit ihrem Goldgehalt von Poesie und schalkhafter Naivität ohnedem ihren redlichen Tribut entrichtet, und wenn sie dabei, die freilich meistens verunglückten Versuche unserer Romantiker auf ihre literarische Tagesordnung setzend, die tiefsten Lebensprobleme und auch die herbsten Anklagen gegen die Heuchelei und Unwahrheit unseres Lebens in dem Gewande des Humors und harmloser Satire erörtert, — wir erinnern dabei namentlich an die Geschichte vom erborgten Heiligenschein und vom Leuchtkäfer, der kein Mensch werden wollte, — so zeigt sie sich auch hier als Dichterin im edelsten und besten Sinne des so oft mißbrauchten Wortes. Wohl am meisten an literarische Vorbilder, insonderheit an dasjenige Paul Heyses erinnert Isolde in ihren „Florentiner Novellen", einem glänzenden Zeugnis für ihren Fleiß in geschichtlichen Studien und ihre lebendige Erfassung und Darstellung fremder Kulturepochen. Straffe und einheitliche Komposition, meisterhafte Diktion und rasche Entwickelung der Handlung, deren jeweiliger Schluß stets als ein natürlich gegebener erscheint, sind

Digitized by Google

die Vorzüge dieser Novellen, in denen außerdem ein guter Humor und eine treue Anhänglichkeit an die deutsche Heimat zum Ausdruck kommen. Die Aufgabe der geschichtlichen Erzählung hat Isolde Kurz hier glücklich erfaßt und meisterhaft durchgeführt. Sie geht auch einem gesunden Realismus, wenn er zur Belebung einer Darstellung erforderlich ist, nicht aus dem Wege, ja sie scheut, wie in der letzten und wohl besten Novelle „Anno pestis", auch nicht vor dem Herben und Grausigen zurück, ohne dabei doch abstoßend zu wirken.

Es erscheint wohl als natürlich, daß wir bei den Gedichten von Isolde Kurz am längsten und ausführlichsten verweilt haben. Hier ist sie ganz das, was sie sein will, und als Dichterin auch sein muß, sie zu verstehen ist nicht eine so leichte und oberflächlich zu erfassende Aufgabe. Denn sie ist einmal nicht das, was man gemeinhin „modern" nennt; dazu besitzt sie zu viel Originalität und zu wenig Vorrat an Phrasen und Schlagworten. Und dann will sie ja auch gar nicht der breiten Masse derer dienen, die in der Dichtung der Gegenwart nur eine mehr oder weniger pikante Nervenerregung erblicken. Wie sie selbst sich mutig durchgerungen zu der Höhe der Welt- und Lebensanschauung, auf der sie heute steht, so will sie, eine ernste und vornehme Natur durch und durch, auch nur von denen verstanden sein, die gleich ihr des Lebens Freuden in dem Mut des Leidens und des Lebens Not in der feigen Verehrung der hohlen und trügerischen Ideale der Gegenwart erblicken. Nicht allzu viele sind deren freilich, die sich in solcher Gesinnung um sie sammeln; aber sie sind, gleich der Dichterin, belebt von dem Hoffen, daß die Zukunft manche Bande lösen, und manchen Druck, der auf Herz und Seele lastet, heben und uns so zu einem neuen Dasein führen wird.

Mit guter Absicht haben wir es unterlassen, die Richtigkeit unserer Schilderung etwa mit Anführung einzelner Verse der Dichterin beweisen zu wollen. Das ist immer ein gewagtes und für die dichterische Persönlichkeit keineswegs einwandfreies Versuchen. Wir haben es vielleicht auch nicht ganz genau genommen mit der detaillierten Schilderung der literarischen Arbeiten von Isolde Kurz. Trockene Aufzählung von Titeln und Namen hat noch niemals ein Charakterbild gegeben, und das größte Talent muß sich heutzutage den handwerksmäßigen Anforderungen des deutschen Schriftsteller- und Journalistenberufs fügen. Auch Isolde Kurz mußte sich ja dem „ehernen Lohn-

Digitized by Google

geſetz“ fügen; ſie hat es getan, ohne daß ihr Talent darunter gelitten hätte. Sie ſteht heute auf der Höhe ihres Schaffens, und wir dürfen glauben, daß ſie mit dem ſeither Geſchaffenen ihre Tätigkeit noch nicht abgeſchloſſen hat. Denn ſie iſt keine von denen, die ihre Gaben raſch und beinahe mit einem Male verbrauchen, die Stetigkeit ihrer Entwickelung verbürgt auch zugleich die Dauerhaftigkeit ihres literariſchen Schaffens. Sie iſt darin die echte Tochter ihres Vaters, deſſen ſchwäbiſche Gründlichkeit und Gewiſſenhaftigkeit ſeinem Ruhme vielleicht hinderlich, dagegen ſeinen Schriften von um ſo größerem Nutzen war. Man mag aus dem Geſagten die ſchwäbiſche Eigenart, die auch Iſolde Kurz niemals ganz ablegt, unſchwer herausfinden. Weder die Dichterin noch ihre Landsleute haben Veranlaſſung, ſich ihrer in ſolcher Form zu ſchämen.

Das Schulprogramm des Ultramontanismus.

Von Graf von Hoensbroech.

Der Satz: wer die Schule hat, dem gehört die Zukunft, enthält zwar in ſeiner umfaſſenden Allgemeinheit ſtarke Übertreibung. Denn trotz Schule und Schulmeiſter gehen glücklicherweiſe Tauſende ſpäter ihren eigenen Weg, der von dem in der Schule vorgezeichneten erheblich abweicht. Ein gut Teil Wahrheit ſteckt in dem Satze aber doch. Schuleinfluß macht ſich bei jugendlichen Gemütern ſtark, oft beherrſchend geltend; das weiß jeder, der lange Jahre hindurch Schulbänke gedrückt hat, aus eigener Erfahrung. Die Schule, und zwar in ihrem weiteſten Umfang, von der Volksſchule bis zur Hochſchule, iſt, darüber beſteht kein Zweifel, ein bedeutender Faktor für den Entwickelungsgang, für das geiſtige und materielle Werden des Einzelnen wie des Volkes.

Aus dieſer Wahrheit heraus wird „der Kampf um die Schule“ geboren. In ihm gibt es der Parteien gar viele. Da es nicht

Digitized by Google

Zweck dieser Zeilen ist, eine Darstellung des Kampfes um die Schule zu geben, so führe ich die Kräfte und Mächte, die Richtungen und Bestrebungen, die um die Schulherrschaft ringen, nicht einzeln auf. Zusammenfassend lassen sich alle in drei große Gruppen sondern: Staat, Gemeinde, Kirche. Auch bei diesen Hauptmächten, ihre geschichtlichen und angeborenen Rechte und Pflichten in bezug auf die Schule vergleichend und abwägend, verweile ich nicht. Mein Zweck ist, wie die Aufschrift besagt, ein enger begrenzter.

Es gibt eine Macht in der Welt, ein System, das unter dem Deckmantel von Religion, und zwar der katholischen Religion, die Herrschaft fordert über das gesamte Geistesleben des Menschen. Ein nicht unbedeutender Teil der Kulturmenschheit, die Katholiken, sind dieser Macht unterworfen; sie strebt, auch den übrigen Teil zu bezwingen. Und ihr Streben ist kein aussichtsloses, jedenfalls kein ungefährliches. Religiös und politisch organisiert, wie kein anderes System; im Besitze von Mitteln — Verführungs- und Zwangsmitteln — die Diesseits und Jenseits, irdische Pilgerfahrt und erhoffte oder gefürchtete ewige Seligkeit und Verdammnis umfassen, hat diese Macht allen übrigen gegenüber ein Übergewicht voraus, das zur dräuenden Übermacht wird und im Laufe ihrer vielhundertjährigen Geschichte schon oft als solche sich erwiesen hat.

Dies System, diese Weltmacht ist der Ultramontanismus. Was er in sich ist, wie er geschichtlich geworden, wie sein Wirken innerhalb des Menschengeschlechts gewesen, soll uns hier nicht beschäftigen.*) Einzig sein Schulprogramm ist Gegenstand unserer Aufmerksamkeit.

Zwei Tatsachen machen handgreiflich klar, daß dies Thema ein zeitgemäßes ist. Erstens die Tatsache, daß im neugewählten preußischen Landtag Kämpfe über die Schule sich abspielen werden, und zweitens die Tatsache, daß dort der Ultramontanismus durch das Zentrum ausschlaggebend vertreten ist.

Es kommt hinzu, daß auf dem vorjährigen Katholikentag zu Köln der Präsident der Versammlung, Dr. von Orterer, den Kampf um die Schule im preußischen Abgeordnetenhaus klar und deutlich angekündigt hat. „Wir haben ein gutes Schul-

*) Wer sich für diese wichtigen Fragen interessiert, den verweise ich auf meine beiden Werke: Der Ultramontanismus, sein Wesen und seine Bekämpfung (2. Aufl., Berlin, H. Walther) und: Das Papsttum in seiner sozialkulturellen Wirksamkeit (4. Aufl., Leipzig, Breitkopf & Härtel).

Digitized by Google

gesetz verlangt. Wir brauchen gute, von echt religiösem Geist beseelte Lehrer. In Preußen geht in dieser Beziehung etwas vor. Die Landtagswahlen werden hoffentlich nicht ohne Ergebnis für die Ausgestaltung der Schulen bleiben." Die Herren vom Zentrum sind meist gut unterrichtet; sie wissen, was vor und vor allem was hinter den Kulissen „vorgeht".

So steht also fest: im größten Kulturstaate Deutschlands wird ein Ringen anheben um die Vorherrschaft in der Schule. Als Ringkämpfer stehen sich gegenüber: Fortschritt und Rückschritt, Liberalismus und Reaktion. Der Rückschritt ist verkörpert in seiner machtvollsten, umfassendsten und gewalttätigsten Form: im Ultramontanismus. Er will, wie Herr Orterer sagt, „ein gutes Schulgesetz", er will „von echt religiösem Geist beseelte Lehrer". Das ist das ultramontane Schulprogramm auf seine kürzeste Formel gebracht. Sehen wir, was diese Formel nach ultramontaner Auffassung bedeutet.

Zum besseren Verständnis muß ich einiges vorausschicken.

Der Ultramontanismus lehrt, daß die katholische Kirche ein vom Staate nicht nur vollständig unabhängiger, durchaus selbstständiger Organismus, sondern daß sie in allen „den Glauben und die Sitten betreffenden Angelegenheiten" dem Staate übergeordnet ist, so zwar, daß der Staat sich ihren Anordnungen zu fügen, ihr wirklichen Gehorsam zu leisten hat. Da nun „Glauben und Sitte" so ziemlich das ganze öffentliche Leben umspannen und da überdies die Kirche das Recht besitzt, authentisch, ja unfehlbar festzusetzen, ob etwas und was in das Gebiet des Glaubens und der Sitte gehört, so ist rechtlich und tatsächlich — nach ultramontaner Lehre — die Kirche die Oberherrin des Staates. Das ist die vielgenannte „indirekte Gewalt" der Kirche über den Staat; „indirekt", weil sie sich durch das Geistliche — Glauben und Sitte — auf das Zeitliche — den Staat und seine Ordnung — erstreckt. Der Besitz dieser „indirekten Gewalt" bildet seit den Tagen Gregors VII. bis zur gegenwärtigen Stunde unantastbare Wahrheit; sie zu leugnen ist ein Irrtum, wie noch Papst Pius IX. in seinem berühmten Syllabus (Satz 24) feierlich erklärt hat.

Hält man diese Lehre der ultramontanen Kirche sich vor Augen, so verlieren einerseits ihre Ansprüche und Rechte auf die Schule das für den Nicht-Ultramontanen Überraschende, ja geradezu Verblüffende, denn sie sind nichts anderes als logische

Digitized by Google

Folgerungen aus den Vordersätzen über die „indirekte Gewalt"; andererseits wachsen diese Ansprüche und Rechte ins Riesengroße: Grenzen für sie gibt es nicht. Die Kirche selbst, ihr „Glauben", ihre „Sitte", ihre Festsetzung und Auslegung über „Sitte" und „Glauben" sind das allein Bestimmende; ein einziges, gewaltiges sic volo, sic jubeo: so will ich es, so bestimme ich es, ohne Kontrolle, ohne höhere Richter, ohne auch nur die Möglichkeit einer Berufung.

In diesem Lichte erwäge man das folgende!

Meiner Gewohnheit gemäß lasse ich den Ultramontanismus selbst zu Worte kommen. Noch so geistreiche Erörterungen über ihn tun es nicht; er selbst muß zu uns sprechen. Nur so gewinnen wir eine zuverlässige Kenntnis seines Wesens, seines Wollens, seiner Ziele und Mittel. Die zuverlässige Kenntnis ist aber erstes Erfordernis für seine Bekämpfung.

Der Syllabus:*) „Satz 47: Die beste Staatsform verlangt, daß die Volksschulen, die für Kinder aller Volksklassen offen stehen, und über-

*) Da es bei den Vertretern des politischen Katholizismus aus Zweckmäßigkeitsgründen üblich geworden ist, den Syllabus möglichst belang- und autoritätslos hinzustellen — die Zentrumsabgeordneten Dittrich, Bachem und Spahn tun sich hierin hervor —, ist es angezeigt, diesen unehrlichen Vertuschungsversuchen gegenüber die Wahrheit über Ansehen und Bedeutung des Syllabus festzustellen. Der Syllabus ist eine mit Unfehlbarkeit ausgestattete päpstliche Kundgebung, d. h. es ist unfehlbar gewiß, daß die in ihm und durch ihn verurteilten Sätze — es sind 80 — wirklich verurteilenswerten Inhalt haben; es ist unfehlbar gewiß, daß kein Katholik irgend einen dieser 80 vom Papste verurteilten Sätze äußerlich verteidigen, praktisch befolgen oder auch nur innerlich gutheißen darf. Zum Beweise für diese wichtige Tatsache führe ich einige Zeugnisse hervorragender Theologen an: Der Jesuit Rieß: „Der Syllabus enthält eine Vorschrift, die der Papst als unfehlbarer Lehrer der Kirche erlassen hat; sie muß daher von den Katholiken mit derselben Unterwerfung angenommen werden, welche den unfehlbaren Aussprüchen der lehrenden Kirche überhaupt gebührt." (Eine Vorfrage über die Verpflichtung, Stimmen von Maria-Laach 1869, Heft 1, S. 88.) Der Jesuit Wernz, eine der ersten jetzt lebenden kirchenrechtlichen Autoritäten und Professor an der römisch-päpstlichen Universität: „Auch der Syllabus kann schon in seiner ersten Veröffentlichung [als Anhang der unfehlbaren Enzyklika Quanta cura vom 8. Dezember 1864] mit Recht eine unfehlbare ex cathedra-Entscheidung genannt werden .... Da dem Syllabus nachträglich die Zustimmung der ganzen lehrenden Kirche zuwuchs [gemeint sind die nachträglich ihre Zustimmung zum Syllabus gebenden Bischöfe], so kommt hierdurch auch ihm unfehlbares Ansehen zu." (Jus Decretalium, Romae 1898, I. 854 f.) Der Jesuit Hurter, K. K. Universitätsprofessor in Innsbruck: „Dem Syllabus kommt untrügliches, unfehlbares Ansehen zu" (Compendium

Digitized by Google

haupt die öffentlichen Institute, die zum Unterricht in den höheren Wissenschaften und zur Jugenderziehung bestimmt sind, jeder Autorität, jedem

---

Theolog. dogmat., Oenipontae 1893, Ed. 8, I, n. 518). Neben diese autoritativen Stimmen aus dem Jesuitenorden, die in bezug auf katholische Lehre ein ganz anderes Gewicht haben, als die opportunistischen Redensarten von Zentrumsabgeordneten, stelle ich noch einige andere Zeugnisse. Zunächst das aus dem Schoße der Zentrumskreise hervorgegangene „Staatslexikon." Dort heißt es (V¹, 664): „Es ist gewiß, daß jeder Katholik den Sätzen des Syllabus gegenüber zu einem silentium obsequiosum [gehorsames Schweigen] verpflichtet ist, und daher gegen die Wahrheit, wie gegen den der Kirche schuldigen Gehorsam verstößt, wenn er einen im Syllabus enthaltenen Irrtum, sei es in Wort oder Schrift, sei es öffentlich oder in privaten Kreisen, für wahr ausgibt, oder auch nur einen Zweifel darüber laut werden läßt, ob das [im Syllabus ausgesprochene] kirchliche Verbot berechtigt ist oder nicht. Auch das ist gewiß, daß jeder Katholik die Sätze des Syllabus innerlich als falsch anerkennen muß." Das vom Theologieprofessor zu Bonn, Franz Kaulen, herausgegebene „Kirchenlexikon", ein Werk, das als „das Monumentalwerk des deutschen Katholizismus" bezeichnet wird, schreibt: „Es ist unbestreitbar, daß dem Syllabus durch die allgemeine Annahme vonseiten des Episkopats nachträglich dasselbe Ansehen zuteil geworden ist, das einer Entscheidung ex cathedra zukommt . . . denn der Satz, daß auch dem magisterium ordinarium der Kirche [die Bischöfe] Unfehlbarkeit in der Lehre wie in der Verdammung von Irrtümern, und zwar in demselben Umfang wie dem magisterium ordinarium des Papstes, zukommt, ist katholischer Glaubenssatz" (11, 1021). In gleichem Sinne äußern sich die Theologen Schrader S. J. (Comment. de theolog. gener., n. 84) und Rinaldi (Il valore del Sillabo, Roma 1888). Der Professor des bischöflichen Priesterseminars zu Trier, Einig, schreibt: „Der Syllabus ist freilich aus seiner Zeit heraus entstanden, und gilt für seine Zeit, aber er gilt auch für jegliche Zeit, in welcher die den dort aufgestellten Irrtümern entgegenstehenden Wahrheiten ihre Geltung haben, d. h. für alle Zeit, ganz besonders auch für unsere Zeit; und es wäre geradezu unverantwortlich, wenn Katholiken diese magna Charta der feierlich verkündeten katholischen Wahrheiten zerreißen wollten." (Pastor bonus, Jahrg. 14, Heft 6, S. 274.) Endlich seien als Höhepunkt des Beweises für die Auktorität des Syllabus die Worte Papst Leo XIII. über ihn aus der Enzyklika Immortale Dei vom 1. Nov. 1885 angeführt: „Pius IX. hat aus den am meisten verbreiteten Irrtümern mehrere gebrandmarkt und sie alsdann [im Syllabus] zusammengestellt, damit die Katholiken inmitten einer so großen Flut von Irrtümern einen sicheren Wegweiser hätten."

Allerdings gibt es auch katholische Theologen, die im Syllabus eine unfehlbare ex cathedra-Entscheidung nicht sehen. Aber auch sie lehren, daß, auch wenn dem Syllabus dieser höchste und absolute Grad von Gewißheit vielleicht nicht zukommt, er doch, als oberstkirchliche Entscheidung bindendes Ansehen für die ganze katholische Welt und für jeden einzelnen Katholiken besitzt. Und darauf allein kommt es bei der Frage über die praktische Bedeutung des Syllabus an. So groß auch das quantitative und

Digitized by Google

bestimmenden Einfluß der Kirche entzogen und dem Gutdünken der bürgerlichen und staatlichen Autorität unterworfen werden, entsprechend dem Gutdünken der am Ruder befindlichen und gemäß den herrschenden Ansichten des Zeitalters. Satz 48: Katholiken können jene Art des Jugendunterrichtes billigen, der losgelöst ist vom katholischen Glauben und von der Gewalt der Kirche, und der zum ausschließlichen oder doch zum Hauptzweck hat, die Kenntnis der natürlichen Dinge und die Endziele des irdischen sozialen Lebens. Satz 22: Die Verpflichtung [zum Gehorsam gegen die Kirche], wodurch katholische Lehrer und Schriftsteller unlöslich gebunden sind, erstreckt sich nur auf das, was durch das unfehlbare Urteil der Kirche als von allen zu glaubendes Dogma vorgelegt wird."

Da der Syllabus eine Zusammenfassung sogenannter verdammter, verurteilter Sätze ist, so ist die Lehre der Kirche über die verschiedenen im Syllabus berührten Dinge nicht positiv, sondern negativ in ihm enthalten, d. h. das Gegenteil des verurteilten Satzes ist katholische Lehre, oder wie der Jesuit Hurter, K. K. Professor an der Universität Innsbruck, es ausdrückt: „wie die im Syllabus durch das unfehlbare Urteil des römischen Papstes verurteilten Sätze eine der katholische Lehre in irgend einer Weise schädliche Lehre enthalten, so stellt das kontradiktorische Gegenteil der verurteilten Sätze die katholisch gesunde Lehre dar" (Compendium Theologiae dogmaticae, I, 513, Edit. 8, Innsbruck 1898). Das „kontradiktorische Gegenteil" nun der eben zitierten Sätze lautet Satz 47: „Die beste Staatsform verlangt, daß die Volksschulen, die für Kinder aller Volksklassen offen stehen, und überhaupt die öffentlichen Institute, die zum Unterricht in den höheren Wissenschaften und zur Jugenderziehung bestimmt sind, nicht jeder Autorität, jedem bestimmenden Einfluß der Kirche entzogen werden." Satz 48: „Katholiken können jene Art des Jugendunterrichtes nicht billigen, der losgelöst ist vom katholischen Glauben und von der Gewalt der Kirche, und der zum ausschließlichen oder doch zum Hauptzwecke hat, die Kenntnis der natürlichen Dinge und die Endziele des irdischen sozialen Lebens." „Katholisch gesunde Lehre" ist also: „Die Volksschule und überhaupt alle Schulen müssen dem bestimmenden Einfluß der Kirche unterworfen bleiben; der Jugendunterricht muß in Verbindung bleiben mit der katholischen Glaubenslehre und mit der

---

qualitative Übergewicht derjenigen Theologen ist, die dem Syllabus Unfehlbarkeit zuschreiben, die Untersuchung darüber ist schließlich eine innerkatholische Doktorfrage, von deren Entscheid die praktische Auktorität des Syllabus nicht berührt wird.

Digitized by Google

Gewalt der Kirche, sein Hauptzweck darf nicht die Kenntnis der natürlichen Dinge sein."

Sehr wichtig gerade im Zusammenhang mit diesen Sätzen ist der zitierte Satz 22 des Syllabus, der in sein „kontradiktorisches Gegenteil" übersetzt lautet: „Die Verpflichtung zum Gehorsam gegen die Kirche, wodurch katholische Lehrer und Schriftsteller unlöslich gebunden sind, erstreckt sich nicht nur auf das, was durch das unfehlbare Urteil der Kirche als von allen zu glaubendes Dogma vorgelegt wird." Dieser Satz hat keinen Geringern zum Urheber als Pius IX., der ihn dahin verstanden wissen will, daß diese Gehorsamsverpflichtung besteht gegenüber den Entscheidungen der päpstlichen Kongregationen — man denke an die Entscheidung dieser Kongregationen gegen Galilei! — und gegenüber denjenigen Lehren, die unter allgemeiner und beständiger Übereinstimmung von den Katholiken als gesicherte Wahrheiten und Schlußfolgerungen angenommen werden (Schreiben an den Erzbischof von München vom 21. Dezember 1863). Dadurch entsteht aber für „katholische Lehrer" eine Gebundenheit, die zur geistigen Fessel wird, die freies Denken und Urteilen, und somit auch freies Lehren, selbst auf philosophischem, geschichtlichem und naturwissenschaftlichem Gebiete vollständig ausschließt.

Der Syllabus hat in knappen Sätzen authentisch, ja unfehlbar die Richtlinien des ultramontanen Schulprogramms festgelegt. Er ist damit Grundlage und Richtschnur geworden für alle weiteren Ansprüche und Forderungen, die der Ultramontanismus auf dem Schulgebiete stellt.

Aus diesen Ansprüchen und Forderungen lasse ich die hauptsächlichsten in den Worten der maßgebendsten ultramontanen Schriftsteller folgen:

Der Jesuit Wernz*) (Jus Decretalium, Rom 1898—1901, 3 Bände. Mit Approbation des Magister sacri Palatii — höchste päpstliche Approbation — und der Provinziale der römischen und deutschen Ordensprovinzen des Jesuitenordens):

---

*) Wernz, von Geburt ein Württemberger, ist seit Jahren Professor des Kirchenrechts an der päpstlichen Universität (Gregoriana) zu Rom. Er gilt, auch bei den deutschen Ultramontanen, als maßgebende Autorität. Gerade die Schrift, aus der ich hier Stellen vorlege, ist von der „Kölnischen Volkszeitung" (Literarische Beilage 1901, Nr. 52, S. 399 ff.) mit hohen Lobsprüchen bedacht worden: sie sei „modern (!) im besten Sinn dieses Wortes".

Digitized by Google

„Die katholische Kirche kann aus eigenem von Gott ihr verliehenem Recht nicht nur den religiösen Unterricht und die religiöse Erziehung der katholischen Jugend in allen Schulen, seien sie öffentlich oder privat, mit wahrer vom Staate unabhängiger Jurisdiktionsgewalt, allein leiten, sondern sie beansprucht auch, daß der literarische und bürgerliche Unterricht ihr insoweit unterworfen sei als es zur Sicherung der religiösen Erziehung der katholischen Jugend notwendig ist.*) Obwohl die katholische Kirche sich nicht das alleinige Recht zuschreibt, Elementarschulen, Mittelschulen und Universitäten zu gründen und zu leiten für den Unterricht der Laien in den profanen Wissenschaften und Künsten, so beweist sie doch auf Grund rechtmäßiger Titel, daß ihr gemäß ihrem Gutdünken zur Errichtung und Leitung auch solcher Schulen ein kumulatives und von der Staatsgewalt vollständig unabhängiges Recht zusteht. Endlich, wie die Kirche, nach eigenem Recht, den Gläubigen den Besuch gewisser schlechter Schulen verbieten kann, so kann sie den Gläubigen auch den Besuch der von ihr selbst errichteten Schulen positiv gebieten.**) . . . . Ein derartiges Recht beschränkt sich durchaus nicht auf Schulen, welche die Kirche kraft eigenen und unabhängigen Rechts gegründet hat, sondern es erstreckt sich auf alle anderen Schulen, seien sie vom Staat, von Stadtverwaltungen oder von Privatpersonen errichtet. Übrigens übt die Kirche, je nach Verschiedenheit der Schulen, ihre Rechte auf verschiedene Art aus. Wie das Schulleitungsrecht der Kirche begründet ist in ihrer ganz und gar unabhängigen Jurisdiktionsgewalt, und nicht etwa in einem gewissen Recht, vorstellig zu werden oder eine beratende Stimme abzugeben, so gebührt ihr auch mit Notwendigkeit die Gewalt, den Gegenstand und die Lehrbücher des religiösen Unterrichts zu bezeichnen, Lehrer, Schüler und Lehrart zu beaufsichtigen und zu leiten und ganz besonders gebührt ihr die Gewalt, einzugreifen bei Ernennung, Bestätigung und Absetzung der Lehrer“ (III, 58—60).

„Wenn wir erklären, daß der katholischen Kirche auch der literarische und bürgerliche Unterricht der katholischen Jugend unterworfen ist, so wollen wir damit ausdrücken, daß sich diese kirchliche Gewalt auf alle profanen Disziplinen und auf deren Lehrer und Lehrbücher erstreckt, daß von dieser Gewalt auch die Universitäten nicht ausgenommen sind und daß diese Gewalt begründet ist in den höchsten Grundsätzen für das richtige Verhältnis von Glauben und Vernunft“ (III, 60).

„Die von der Kirche gegründeten und errichteten niederen und höheren Schulen sind rechtlich dem Staate keineswegs unterworfen. Tatsächlich begnügt sich aber die Kirche nicht selten mit demjenigen Recht, dessen sich jeder Privatmann nach gemeinem Recht bei Errichtung und Leitung von Schulen erfreut. Deshalb paßt sich die Kirche den bürgerlichen Gesetzen über die öffentliche Gesundheitspflege in den Schulen, über die Zeichnung

*) Inhalt und Umfang dieser „Notwendigkeit“ bestimmt einzig und allein die katholische Kirche.

**) Authentisch zu erklären, welche Schulen „schlecht“ sind, steht allein der Kirche zu.

Digitized by Google

der Schulbaupläne leicht und klug an, wie sie das nicht selten sogar bei Kirchenbauten tut. Daraus folgt aber durchaus nicht, daß die Kirche zur Beobachtung der von der staatlichen Gewalt erlassenen bürgerlichen Gesetze über gesundheitliche oder bauliche Dinge verpflichtet ist" (III, 61).

„Wenn wir der Kirche das Recht zusprechen, die Gläubigen zum Besuche gewisser Schulen zu zwingen, so bestreiten wir damit dem Staate nicht das Recht und die Pflicht, mit seinem weltlichen Arm die Kirche gegenüber solchen Eltern zu unterstützen, die ihre schweren Verpflichtungen vernachlässigen" (III, 61 f.).

„Diesen entwickelten Grundsätzen steht ein doppelter von den staatlichen Gesetzgebern beibehaltener und verbreiteter Irrtum gegenüber. Es gibt nämlich Gelehrte und Gesetzgeber, die glauben, daß alle Schulen der Leitung des Staates so unterstehen, daß ein eigenes Recht der Kirche und der Eltern ausgeschlossen ist ..... Der andere Irrtum besteht darin, daß die Elementarschulen so einzurichten seien, daß wenigstens zur Zeit des regelmäßigen Unterrichtes in den sonstigen Schulfächern religiöser Unterricht und religiöse Übungen auszuschließen seien, und daß die Kenntnisse in den Naturwissenschaften gelehrt werden sollen, ohne Rücksicht auf Religion ..... Dieser doppelte Irrtum artet in der Praxis leicht aus in eine Verletzung der kirchlichen Rechte, ja sogar in offene Verfolgung der Kirche" (III, 62 f.).

Wernz beweist dann die aufgestellten Grundsätze aus Aussprüchen der Päpste — Leo XIII. fehlt nicht (sein Brief an den römischen Kardinalvikar vom 26. Juni 1878, die Enzyklika Nobilissima vom 8. Februar 1884) —, der Konzile und der bedeutenderen Theologen. Der Syllabus fehlt im Beweismaterial natürlich auch nicht.

Übergehend zu den verschiedenen Arten von Schulen, lehrt Wernz:

„Diejenigen dem kirchlichen Recht entsprechend eingerichteten Schulen werden Elementarschulen genannt, die vorzugsweise den religiösen Unterricht und die religiöse Erziehung bezwecken, dazu auch die Kinder mit derjenigen Kenntnis profaner Dinge versehen, die nach allgemeiner Schätzung für unsere Zeit und je nach Verschiedenheit der Länder für den Einzelnen für unentbehrlich gehalten wird ..... Damit die Elementarschulen Zuwachs erhielten, brauchte die Pseudoreformation durchaus nicht abgewartet zu werden; im Gegenteil, mit ihren falschen Grundsätzen über die kirchliche Gewalt hat sie den Elementarschulen keinen geringen Schaden zugefügt und dem Staate allmählich den Weg geöffnet zu den modernen Theorien und Gesetzen über das Staatsmonopol in bezug auf die Elementarschulen ..... Häufig verlangt die Kirche von den Schullehrern die Ablegung des Glaubensbekenntnisses, damit sie über ihren Glauben und ihre Lehre sicher sei. Der kirchlichen Gewalt, d. h. gewöhnlich dem Bischof steht allein das Recht zu, zu bestimmen, welche Bücher oder welche Katechismen beim Religionsunterricht zu verwenden sind, was, nach welcher Methode und zu welcher Zeit das Einzelne zu lehren ist ..... Besonders

Digitized by Google

die religiösen Orden werden von der Kirche nicht nur nicht gehindert, Schulen zu eröffnen, sondern die Päpste und die Bischöfe ermuntern sie zu diesem lobenswerten Werke. Deshalb wird der Kirche, den katholischen Gläubigen, dem Welt- und Ordensklerus eine offene Beleidigung zugefügt, wenn durch gottlose Gesetze, wie z. B. in Frankreich und in Deutschland, Kleriker und Ordensleute, wenigstens gewisser Orden, von den Elementarschulen fern gehalten und nur Laien als taugliche Lehrer zugelassen werden .... Unter den Rechten in den von der Kirche errichteten Elementarschulen ragt besonders die Befugnis hervor, den gesamten religiösen Unterricht und die Übungen der Frömmigkeit frei zu ordnen, die Lehrbücher auszuwählen und den ganzen Lehrplan festzusetzen, mit vollkommener Freiheit Lehrer und Lehrerinnen zu bezeichnen und sie, wenn sie ihr Amt vernachlässigen, abzusetzen ..... Für alle Mittelschulen (Gymnasien) beansprucht die Kirche auch heute noch das ihr eigentümliche und angeborene Recht, den katholischen Schülern diejenige religiöse Erziehung und denjenigen religiösen Unterricht angedeihen zu lassen, den sie und nicht die staatliche Gewalt für nötig und nützlich hält .... Weil es ein unbezweifelbares Recht der Kirche ist, darüber zu wachen, daß auf den Mittelschulen, die den Katholiken offen stehen, auch der Unterricht in den profanen Wissenschaften der katholischen Glaubenslehre entsprechend sei, so ist es Sache der Bischöfe, erforderlichen Falles die Lehrbücher für die Profanwissenschaften zu prüfen und sie sollen, ihrem Rechte entsprechend, fordern, daß schlechte Lehrer entfernt werden ..... Auch auf den vom Staate errichteten und für den Unterricht von Katholiken bestimmten Universitäten fordert die Kirche, kraft ihres eigenen und angeborenen Rechtes, daß nicht nur die theologischen und kanonistischen Fakultäten, nachdem sie den Bestimmungen des kanonischen Rechts entsprechend errichtet worden sind, der kirchlichen Leitung unterworfen bleiben, sondern daß auch in den anderen Fakultäten Dozenten und Professoren katholisch seien und daß ihre Lehren übereinstimmen mit der katholischen Glaubenslehre und mit den guten Sitten.*) Deshalb leuchtet ein, daß gewisse theologische Fakultäten, die schon von Beginn an der staatlichen Gewalt unterworfen und der kirchlichen stark entfremdet waren, den kirchlichen Vorgesetzten nicht gefielen. Und es ist nicht zu verwundern, daß die Kirche lieber keine theologische Fakultät will, als eine staatliche theologische Fakultät. Gerade in unserer Zeit kann die Kirche den Besuch nicht-katholischer Universitäten für Laien und umsomehr für Kleriker beschränken, verbieten oder auch wieder gestatten" (III, 58—88).

Der Jesuit Laurentius**) (Institutiones juris ecclesiastici, Freiburg, Herder 1903. Mit Approbation des Jesuitenprovinzials der „deutschen" Ordensprovinz und des Erzbischofs von Freiburg):

*) Ob eine solche Übereinstimmung vorhanden ist, oder ob wegen Nicht-Übereinstimmung Grund zur Absetzung vorliegt, entscheidet einzig und allein die Kirche.

**) Laurentius, Mitglied der „deutschen" Ordensprovinz des Jesuitenordens und Professor des Kirchenrechts im Collegium s. Ignatii zu Valken-

Digitized by Google

„Der Kirche eigentümlich ist die Gewalt, daß sie die religiöse Erziehung leitet, indem sie die Religionslehrer anstellt und die zu benutzenden Lehrbücher genehmigt; ferner muß sie imstande sein, Gefahren für Glauben und Sitte von den Schulen abzuhalten und die schon entstandenen Gefahren zu entfernen.*) Dieses Recht ist der Kirche eigentümlich und wesentlich. Die Sorge für den religiösen Unterricht kommt der Kirche in bezug auf alle Schulen zu" (S. 371 f.).

„Die Kirche hat das Recht, eigene Schulen zu errichten, die ihr allein unterstehen, sowohl für Laien wie für Kleriker, um die religiöse Kultur mit der Humanität zu befördern .... Eltern und Kirche haben die direkte Aufgabe, die Erziehung zu leiten, deshalb können sie unmittelbar Schulen gründen. Dem Staate liegt die Erziehungsaufgabe nur indirekt ob, zur Förderung des politischen Wohles und des bürgerlichen und sozialen Gemeinsinnes, und er kann zur Erlangung der für ihn notwendigen Beamten Schulen gründen. Keineswegs kommt aber dem Staate ein derartiger Einfluß auf die Schulen zu, wodurch er das Erziehungsamt der Jugend gegenüber sich selbst aus eigenem Recht zuschreibt" (S. 372).

„Objektiv besteht ein gewisses Recht, die christlichen Kinder zu dem ihnen nötigen Unterricht zu zwingen .... Dies Zwangsrecht kommt aber in erster Linie und als ihr eigentümlich der Kirche und erst in zweiter Linie und subsidiär dem Staate zu .... Der Staat hat kein ihm eigenes Recht, zu erziehen oder zu unterrichten und noch viel weniger ein Recht, jemand zu zwingen, den von ihm beliebten Unterricht und die von ihm beliebte Erziehung anzunehmen" (S. 372 f.).

„Die Kirche kann Schulen, die dem Glauben und der Sitte schädlich sind, schließen oder ihren Besuch den Gläubigen verbieten" (S. 373)**).

„In Elementarschulen, seien sie nun öffentlich oder privat, kirchlich oder weltlich, steht Erteilung, Leitung und Aufsicht über den religiösen Unterricht und die Erziehung der Kirche zu .... Wo äußere Gewalt diese Erziehungs- und Unterrichtsmacht der Kirche hindert, sind eigene kirchliche Schulen zu errichten und mit allem Eifer ist dafür Sorge zu tragen, daß der gebührende kirchliche Einfluß auf die weltlichen Schulen wieder erworben werde" (S. 373).

„Das gleiche Recht kommt der Kirche zu in bezug auf die Normalschulen und die Seminarien für Lehrer und Lehrerinnen. Für katholische Schulen sorgt sie selbst für solche Seminarien, die sie nicht selten,

---

burg an der holländisch-preußischen Grenze, erfreut sich gleichfalls bei den deutschen Ultramontanen großen Ansehens. Auch sein oben zitiertes Buch gilt der „Kölnischen Volkszeitung" (Literarische Beilage 1903, Nr. 31, S. 234) als hervorragende Leistung.

*) Wie weit diese „Gefahren" sich erstrecken, ob sie aus dem Unterricht in den profanen Fächern entstehen, ob Lehrer oder Lehrbücher daran Schuld sind, wie die Beseitigung dieser „Gefahren" zu geschehen hat: das alles entscheidet die Kirche; der Staat hat sich dem Entscheide zu unterwerfen.

**) Die Entscheidung darüber, ob und welche Schulen dem „Glauben und der Sitte schädlich sind" steht einzig und allein der Kirche zu.

Digitized by Google

wie auch die Elementarschulen, der Obsorge religiöser Genossenschaften übergibt" (S. 373).

„Ebenso wie Elementarschulen können von der Kirche auch Gymnasien und Mittelschulen errichtet werden. In allen solchen Schulen, von wem immer sie geleitet werden, ist der religiöse Unterricht von der Kirche zu erteilen und zu leiten. Auch die Festsetzung von Übungen der Frömmigkeit in solchen Schulen sowie die Aufsicht darüber, daß keine schlechten Bücher oder schlechte Lehrer den Seelen Gefahr*) bringen, steht der Kirche zu" (S. 373).

„Den Universitäten hat die Kirche ihre Fürsorge in bezug auf das Religiöse so zuzuwenden, daß sie dafür sorgt, daß die Lehrer schlechter Lehren entfernt werden" (S. 374).

Der Jesuit Cathrein**) (Kirche und Volksschule mit besonderer Berücksichtigung Preußens, Freiburg 1896. Mit Approbation des Erzbischofs von Freiburg). Seine Forderungen sind:

„1. Die erste und wichtigste Aufgabe der Volksschule besteht in der religiösen Erziehung der Kinder; 2. die religiöse Erziehung ist nicht Sache des Staates, sondern der Kirche; 3. die Kirche kann ihre erzieherische Aufgabe nicht erfüllen ohne das Recht einer wirksamen Teilnahme an der Beaufsichtigung und Leitung der ganzen Schule; 4. die Schule muß konfessionell sein" (S. 20 f.).

Aus den Beweisen Cathreins für diese Thesen führe ich an: „Welches ist die eigentliche Aufgabe der Volks- oder Elementarschule? Die Volksschule soll die Kinder mit jenen Kenntnissen und Fertigkeiten ausstatten, welche später allen ohne Unterschied des Standes und Berufes notwendig sind und welche ihnen die Familie nicht genügend zu bieten vermag. Sie hat nicht die Aufgabe, die Kinder für einen bestimmten Beruf heranzubilden, sie soll vielmehr denselben alles das bieten oder anerziehen, was ihnen allen in jedem Stande und Berufe notwendig ist. Was ist nun allen Menschen in jedem Stande und Berufe notwendig, und zwar unbedingt und unter allen Umständen? Daß sie Gott erkennen, ihn lieben, ihm dienen und dadurch selig werden. Das ist die große, furchtbar ernste Aufgabe des Menschen auf Erden, der sich alle anderen unterzuordnen haben. Worauf

*) Welche „schlechte Bücher und schlechte Lehrer den Seelen Gefahr bringen", entscheidet einzig und allein die Kirche.

**) Cathrein, ein Schweizer, ist Mitglied der „deutschen" Ordensprovinz des Jesuitenordens und Professor der „Moralphilosophie" im Collegium s. Ignatii zu Valkenburg an der holländisch-preussischen Grenze. In seinen Äußerungen ist besonders widerwärtig, wie er, der Schweizer, der nie deutsches Bürgerrecht erlangt hat, sich als Deutschen aufspielt: Wir Deutsche, wir deutsche Katholiken, heißt es bei ihm beständig. Er liefert dadurch nicht nur einen Beitrag zum Jesuitismus, d. h. zu der dem Jesuitenorden eigentümlichen Unwahrhaftigkeit, der jedes Mittel recht ist, wenn es nur zum Ziele führt, sondern auch zur Internationalität des Jesuitenordens: in Deutschland ist der nicht-deutsche Jesuit Deutscher, in Frankreich der nicht-französische Jesuit Franzose usw. Nationalität ist ihm ein Rock, den man aus- und anzieht, um die darunter steckende Internationalität zu verbergen.

Digitized by Google

es also für den Menschen an erster Stelle ankommt, ist nicht, daß er mancherlei Kenntnisse und Fertigkeiten für dieses irdische Leben besitze, sondern daß er ein guter Christ sei, wohlgegründet in der Furcht und Liebe Gottes. Vor allem also hat die Schule das Kind für diese große Aufgabe seines Lebens zu erziehen. Die Kinder sollen zu guten, gottesfürchtigen und frommen Christen herangebildet werden, und eine Schule, welche dieses Ziel nicht erreicht, hat ihre Hauptaufgabe verfehlt, mag sie auch in rein irdischer Beziehung noch so schöne Erfolge aufzuweisen haben" (S. 21—23).

„Die religiöse Erziehung umfaßt also nicht bloß den Religionsunterricht, nein, sie erstreckt sich viel weiter, sie umfaßt die ganze Schule mit allen ihren Einrichtungen. Alles muß dieser Erziehung untergeordnet werden, so daß es dieselbe nicht nur niemals hindert, sondern vielmehr nach Kräften unterstützt und fördert. Wem untersteht nun die religiöse Erziehung?

Nach katholischer Anschauung ist die religiöse Erziehung der Kirche anvertraut, d. h. an erster Stelle den mit dem römischen Papste, dem Nachfolger Petri, vereinigten Bischöfen; ferner allen denen, welche von diesen den Auftrag zu lehren (die sogen. missio canonica) erhalten haben" (S. 34. 35)

Dies ist die ausdrückliche Lehre der katholischen Kirche. Es genüge hier, auf das hinzuweisen, was das Vatikanische Konzil in bezug auf die Lehrgewalt der Kirche überhaupt und namentlich über das unfehlbare Lehramt des Papstes in allem, was Glauben und Sitten betrifft, ausgesprochen hat. Besonders eingehend und klar hat Pius IX. in seinem Schreiben an den Erzbischof von Freiburg vom 14. Juli 1864 die kirchlichen Grundsätze in bezug auf die Volksschulen dargelegt. „In diesen Schulen soll die religiöse Unterweisung im Unterricht und in der Erziehung derart die erste und herrschende Stellung einnehmen, daß alle übrigen Kenntnisse, die man den Kindern beibringt, als Nebensache erscheinen" (S. 39 f.).

„Eine konfessionelle katholische Schule ist demnach eine solche, an der nicht nur katholischer Religionsunterricht erteilt wird, sondern auch alle Lehrer der katholischen Kirche angehören, die Lehrbücher nach katholischen Anforderungen und Anschauungen abgefaßt sind, vor und nach der Schule die bei Katholiken üblichen Gebete verrichtet, die Kinder gemeinsam zum katholischen Gottesdienste geführt werden usw." (S. 48).

„Nun kommt man uns mit der alten Redensart: Was hat denn die Religion mit Rechnen und Schreiben zu tun? Die richtige Antwort hierauf hat Weihbischof Dr. Schmitz in seiner herrlichen Schulrede auf dem Koblenzer Katholikentage (1890) gegeben: „„Ja, wenn ein Pudel rechnen und schreiben lernen würde, dann hätte allerdings Lesen und Schreiben nichts mit der Religion zu tun. Wenn aber ein Mensch das lernen soll, dann denkt er dabei, und alles Denken ist im Grunde religiös.""

„Die Religion soll bei all unserem Tun unsere Leuchte, unser Wegweiser sein. Das gilt auch beim Lesen und Schreiben. Aber nicht bloß das. Sie soll auch unsere Absicht, selbst bei gleichgültigen Dingen, heiligen. In diesem Sinne sagt der hl. Paulus: „Möget ihr essen oder trinken, oder sonst etwas tun, tut alles zur Ehre Gottes", d. h. heiligt eure Handlungen durch eine gute Meinung. Das gilt auch vom Lesen, Schreiben und Rechnen" (S. 60, 61).

Digitized by Google

„Könnte ich doch durch ganz Preußen in jedes katholische Haus, in die letzte katholische Hütte eilen und den katholischen Eltern es mit Donnerstimme in die Ohren und tief in die Seele hinein rufen: Es wird Krieg geführt gegen den Glauben eurer Kinder, und zwar in der Schule, geräuschlos und langsam, aber darum nicht minder wirksam. Die Kinder sollen zum Abfall von dem Glauben gebracht werden, den ihr ihnen als euer teuerstes Vermächtnis ins Herz zu pflanzen sucht! Darum rafft euch auf, ihr katholischen Eltern, und ruhet nimmer, bis ihr der Kirche ihren vollen Einfluß auf die Schule gesichert habt!" (S. 104).

„Aufgabe der Katholiken muß es sein, die Schule wieder in innigere Verbindung mit der Kirche zu bringen und zu diesem Zweck das Pfarrschulsystem wieder allgemein herzustellen." (S. 136).

„Für uns Katholiken, ja für alle, denen die Erhaltung des christlichen Charakters der Schule am Herzen liegt, ergibt sich aus unseren Ausführungen als selbstverständliche Schlußfolgerung: Suchen wir die Volksschule wieder in die innigste Verbindung mit der Kirche zu bringen, sie unter die sichere Obhut der Kirche zu stellen. Suchen wir um jeden Preis wenigstens zu dem Zustande zurückzugelangen, der bis zum 11. März 1872 bestanden hat. Dazu ist vor allem erforderlich, daß der Ministerialerlaß vom 18. Februar 1876 aufgehoben und der schulplanmäßige Religionsunterricht der Kirche überlassen werde, so daß diese den Religionsunterricht erteilen und beaufsichtigen kann, durch wen und wie sie will." (S. 162).

„Wir müssen deshalb auf der Forderung bestehen, daß die seit dem Kulturkampf eingeführten Kreisschulinspektoren im Hauptamte allmählich beseitigt und wieder die Kreisschulinspektion im Nebenamt eingeführt und den Geistlichen übertragen werde, oder daß man zum allerwenigsten der Kirche (den Bischöfen) einen maßgebenden Einfluß auf die Ernennung der Kreisschulinspektoren einräume." (S. 165).

In seiner „Moralphilosophie" lehrt Cathrein:

„Das staatliche Schulmonopol im weitern Sinn ist dann vorhanden, wenn zwar Privatschulen zugelassen werden, aber nur mit staatlicher Genehmigung und unter staatlicher Aufsicht. Auch in diesem Sinn halten wir das staatliche Schulmonopol für unzulässig und schädlich . . . Man hält uns entgegen, der Staat habe ein großes Interesse daran, daß unfähige Lehrer von der Schule fernbleiben und das Schulwesen einheitlich geregelt werde. Allein mit dem Grundsatz: Der Staat hat ein Interesse daran, ließe sich jede Tyrannei rechtfertigen. Was gibt es denn im Zusammenleben der Menschen, woran der Staat nicht ein Interesse hätte? Wenn also ein solches Interesse die Staatsgewalt zur Beschlagnahme einer Tätigkeit berechtigt, so gibt es keine Grenzen mehr für staatliche Einmischung und Bevormundung . . . Setzen wir voraus, die Staatsgewalt beanspruche kein Monopol, sie lasse die verschiedenen Religionsgesellschaften und auch einzelne Privatpersonen freie Schulen errichten: darf sie nicht mindestens die Eltern gesetzlich zwingen, ihre Kinder für eine bestimmte Zeit in irgend eine von ihnen beliebig zu wählende Schule zu schicken? [Die Antwort des Verfassers ist: Nein.] Weil die religiöse Seite die wichtigste der

Digitized by Google

ganzen Erziehung ist und von der übrigen Erziehung abhängt, so steht der Kirche die Oberaufsicht über die gesamte Erziehung zu. Sie kann selbst in weltlichen Dingen den Eltern [und dem Staat] Weisungen erteilen, soweit dies zur religiösen Erziehung notwendig ist*) . . . Da die weltliche und religiöse Erziehung der Jugend Hand in Hand gehen müssen und die religiöse Seite der höhere und wichtigere Teil der Erziehung ist so folgt unmittelbar, daß die Kirche das Aufsichtsrecht haben muß über alle Schulen, in denen katholische Kinder unterrichtet werden . . . Die Kirche hat ein natürliches Recht auf die Errichtung von Schulen der verschiedensten Art, von der Volksschule angefangen bis hinauf zur Hochschule" (II, S. 515. 517. 521. 526. 529. 531).

Im Jahre 1897 erschien mit bischöflicher Approbation eine Schrift: „Der Zerstörungsgeist der staatlichen Volksschule" (Mainz, Kirchheim), die es sich zur Aufgabe setzte: „Klar und unumwunden jene Grundsätze samt deren logischen Folgerungen darzulegen, welche vom christlichen Standpunkte aus für die Beurteilung der Volksschule maßgebend sind" (Vorwort). Die Schrift erschien anonym, allein Inhalt und Form lassen deutlich erkennen, daß ihr Verfasser an leitender Stelle innerhalb der katholischen Kirche steht. Um so bedeutungsvoller ist die hetzerische Art in der die „maßgebenden Grundsätze samt deren logischen Folgerungen" vorgetragen werden:

„Es ist eine unumstößliche Forderung des gesunden Menschenverstandes, daß die konfessionelle christliche Volksschule ganz und gar, nach Lehrpersonal und Schulbüchern, Unterrichts- und Erziehungsmethode unter der unmittelbaren Beaufsichtigung und Leitung der betreffenden konfessionellen Autorität steht." Hieraus ergibt sich die weitere unabweisbare Folgerung, daß die christlichen Volksschullehrer in konfessionellen Lehrerseminarien ihre Ausbildung erhalten. Diese Lehrerseminarien müssen daher unter der direkten und völlig unabhängigen Leitung und Aufsicht der betreffenden konfessionellen Autorität stehen, sowohl bezüglich der dort wirkenden Lehrkräfte und gebrauchten Lehrbücher, als auch bezüglich der Ausbildung, namentlich in der Pädagogik, welche dort den angehenden Lehrern zu teil wird." (S. 45).

„Zweck eines jeden Unterrichts ist, die richtige Erkenntnis der Wahrheit zu vermitteln. In der staatlichen Volksschule untersteht die Regelung des gesamten Unterrichts dem Staate. Es wird also folgerichtig das Beamtentum mit dem jeweiligen Kultusminister an der Spitze zu einer Art von Obertribunal der Wahrheit. Der jeweilige Unterrichtsminister formt als geistiger Despot die gesamte Denk- und Anschauungsweise der Schuljugend und somit des Volkes; auf seinen „Erlaß" hin setzt sich der ganze Schreibapparat der Schulbureaukratie in Bewegung, um bis in die letzte Dorfschule hinein die ministeriell verfügte Schwenkung und Ummodelung

*) Ob, wann und in wie weit solche „Weisungen" „notwendig" sind, entscheidet einzig und allein die Kirche.

Digitized by Google

des Unterrichts zu vollziehen. Und weil in unserer unstäten, krankhaft zuckenden Zeit die Ministerien je nach der herrschenden Partei wechseln, so muß notwendig das ganze Unterrichtswesen diese unaufhörliche Ebbe und Flut mitmachen; der Unterricht wird in die Strömungen des öffentlichen Lebens hineingezogen, und Tagesmeinung und Parteiinteresse und bureaukratische Laune spielen mit der unwandelbaren Wahrheit Fangball, zum unersetzlichen Schaden der Jugend und der Gesellschaft." (S. 62. 63).

„Gemäß der souveränen Anordnung Christi ist das christlich-religiöse Erziehungswesen eigenstes Rechtsgebiet seiner bis zum Ende der Welt fortlebenden Apostel, das heißt der kirchlichen Autorität. Der Kirche kommt es daher von Rechtswegen zu, die Mittel auszuwählen und zu bestimmen, welche ihr dazu geeignet scheinen, diese ihr von Christus zugewiesene Aufgabe zu erfüllen. Ihr ausschließlich steht es kraft Christi Gesetz zu, den Stoff des religiösen Unterrichtes zu ordnen, das Maß und die Art und Weise desselben festzustellen und Vorsorge zu treffen, daß die Wirksamkeit desselben eine in jeder Beziehung gesicherte sei; ihr steht es zu, die Lehrbücher zu bestimmen, welche bei dem religiösen Unterrichte gebraucht werden sollen; ihr steht es zu, diejenigen Personen heranzubilden und zu bezeichnen, welche ihr in der Erfüllung ihrer hohen Aufgabe behilflich sein und an ihrer Lehr- und Erziehungs-Autorität teilnehmen sollen; ihr, und ihr allein, steht es zu, diese von ihr bezeichneten und bevollmächtigten Religionslehrer in der Ausübung des ihnen anvertrauten Lehr- und Erziehungsamtes zu überwachen und zu leiten und gegebenen Falles, nach eigenem Ermessen, von demselben zu entfernen."

„Die kirchliche Autorität hat demnach ein unverletzliches, von Gott selbst ihr direkt übertragenes Recht, in der Schulfrage ein Wort mitzusprechen; und zwar das entscheidende Wort, weil die christliche Erziehung, wie früher gezeigt wurde, die vorzüglichste nnd eigentlichste Aufgabe der christlichen Volksschule ist, und jeder andere Unterricht in derselben dieser christlichen Erziehung angepaßt und untergeordnet sein muß. Die kirchliche Autorität hat somit das Recht, sich selbständig zu vergewissern, weß Geistes die Schule ist, in welcher die christliche Jugend erzogen wird, und kraft eigener Machtvollkommenheit darüber zu wachen, daß die im Schulunterrichte vorgetragenen Lehren in keinem Stücke die christliche Erziehung vereiteln oder benachteiligen, damit nicht der christliche Glaube und die christliche Sitte der durch die heilige Taufe ihr angehörenden Kinder Gefahr laufe, Schiffbruch zu leiden. Die kirchliche Autorität hat daher das Recht der Oberaufsicht über die Volksschule, und zwar einer tatkräftigen Oberaufsicht, kraft welcher sie nach eigenem Gutachten die Schulverhältnisse zu beurteilen und etwaige Mißstände direkt und selbständig abzustellen befugt ist. Mit einem Worte, die Kirche ist nach göttlicher Anordnung die erstberechtigte Schulbehörde in der christlichen Gesellschaft." (S. 88f.).

„Christliche Eltern, wie lange noch wollt ihr eure Kinder diesem seelenmörderischen Wolfe im Schafspelze [nämlich dem modernen Staate und seiner Schule] ausliefern!" (S. 128).

„Kinderraub ist ein Verbrechen, welches den tiefsten sittlichen Abscheu erweckt, nicht nur, weil der Kinderräuber sich am Liebsten vergreift,

Digitized by Google

was Eltern besitzen, sondern auch, weil er eine rohe Rechtsvergewaltigung an einem wehrlosen Kinde verübt. Unsäglich roher aber und unsittlicher ist jener Kinderraub, welcher Tag aus Tag ein in der modernen staatlichen Zwangsvolksschule ausgeführt wird. Christliche Kinder werden gegen den Willen ihrer Eltern in Schulen hineingezwungen, welche nach der religiösen Gewissensüberzeugung der Eltern die christliche Erziehung vereiteln und das ewige Heil der unsterblichen Kinderseelen gefährden. Jahrelang werden die christlichen Kinder gegen den ausdrücklichen Willen ihrer Eltern in diesen Schulen gewaltsam zurückgehalten. Und das Empörendste an diesem staatlichen Kinderraube ist, daß er „im Namen des Gesetzes", also „legal", betrieben wird. Unter der Larve des „Rechtsschutzes", der „dem Kinde sein Recht auf Erziehung und Unterricht sichern" soll, wird das wehrlose Kind durch rohe Gewalt in seinem unverletzlichen Rechte auf eine christliche Erziehung gekränkt, und das heilige Recht der Eltern, welches diese von Gott selbst erhalten haben, zertreten; unter der Larve des „Staatsrechts", welches „von keiner Seite verkümmert werden darf", wird das göttliche Recht der Kirche auf die christliche Erziehung der ihr gehörenden Kinder durch rohe Gewalt beiseite geschoben. Das ist der legale Kinderraub im liberalen modernen Staate." (S. 143f.)

„Wie gedenkt der Kultusminister, in dessen Auftrage die moderne staatliche Zwangsvolksschule ihr unchristliches Zerstörungswerk treibt, einst vor dem Richterstuhle Gottes sich zu verantworten, wenn Christus auch ihn zur strengen Rechenschaft über all die verlorenen Kinderseelen ziehen wird, für welche Er Sein göttliches Blut vergossen hat? „Wehe jenem, durch welchen die Ärgernisse kommen! Es wäre ihm besser, wenn ein Mühlstein um seinen Hals gelegt, und er in das Meer geworfen wird, als daß er eines ärgere von diesen Kleinen, welche an mich glauben." (S. 181).*)

„Die moderne Staatsvolksschule hat wohl die Köpfe der Bevölkerung mit allerlei Stück- und Flitterwerk einer oberflächlichen Vielwisserei angefüllt; aber die beiden Lebensnerve einer gedeihlichen gesellschaftlichen Entwickelung, die christliche Weltanschauung und die christliche Gewissenhaftigkeit, hat sie in der Wurzel zerschnitten. In Kopf und Herz des Kindes legt die moderne Staatsvolksschule die Keime zu Eigendünkel, Genußsucht, Unzufriedenheit und Irreligiösität; üppig schießt vor unsern Augen die giftige Saat ins Kraut und verhindert, daß sittliche Charaktere zur Reife gelangen, an denen sich schwächere Glieder der Gesellschaft aufraffen und emporranken können." (S. 197.)

„Das Schlachtfeld des heutigen Kampfes ist die Schule. Als Karthago von dem jüngeren Scipio Africanus bedrängt wurde, brachten Hunderte von Eltern, dem dortigen gräßlichen Gebrauche gemäß, ihre Kinder dem Feuergotte Moloch zum Opfer, um das Vaterland vom Untergange zu retten. Der

*) So lautet der ultramontane Dank für das viele Entgegenkommen, das das Preußische Kultusministerium dem Ultramontanismus erzeigt. Vgl. unten S. 731.

Digitized by Google

moderne Moloch der staatlichen Zwangsvolksschule zwingt alle christlichen Eltern, ihre Kinder ihm in seine ehernen Arme zu legen, damit dieselben leiblich und geistig dem liberal-atheistischen Staatsgötzen zum Opfer fallen — nicht zur Rettung des Vaterlandes, sondern zu seinem Ruine. Voll edler Entrüstung richtete vor einigen Jahren ein französischer Abgeordneter der Vendée an den liberalen Unterrichtsminister Jules Ferry die schönen Worte: ‚Ich kenne keine Gesetze, welche mir die Seelen meiner Kinder entreißen können; und so lange noch ein Tropfen Blut in meinen Adern rollt, und mein Herz noch schlägt, soll das heilige Unterpfand, das Gott mir anvertraut, mir nicht geraubt und Sache und Eigentum des Staates werden.' Von den gleichen Gesinnungen sind alle christlichen Väter und Mütter Deutschlands beseelt; sie alle wollen und dürfen nicht den Kinderraub gutheißen, welchen eine liberal-atheistische Gesetzgebung zu ‚legalisieren' sich erkühnt. Alle christlichen Eltern fordern daher vom Staate ihr Recht auf ihre Kinder zurück. Sie fordern, daß die christliche Religion die Grundlage bilde, auf welcher das gesamte Unterrichts- und Erziehungswesen der Volksschule beruht. Sie fordern, daß die Volksschule, welcher sie ihre Kinder anvertrauen, eine durch und durch konfessionelle sei und daher unter der direkten und völlig unabhängigen Leitung der konfessionellen kirchlichen Behörde stehe. Sie fordern, daß die Volksschullehrer persönlich konfessionell gläubige Christen seien und deshalb in konfessionellen Lehrerseminarien unter der direkten und allseitig unabhängigen Leitung und Aufsicht der konfessionellen kirchlichen Behörde herangebildet werden. Sie fordern die Beseitigung des modernen Schulzwanges, welcher die christlichen Eltern in entwürdigender Weise bevormundet und die berechtigten Interessen ganzer Klassen der Bevölkerung schädigt. Sie fordern die garantierte Unterrichtsfreiheit voll und ganz auch für ihre christliche Konfession, damit nicht länger im Deutschen Reiche die Freiheit des christlichen Geistes geknebelt, und die Freiheit des christlichen Gewissens vergewaltigt werde. Die christlichen Eltern stellen diese Forderungen mit dem festen und entschiedenen Entschlusse, nicht zu ruhen, bis denselben volle gesetzliche Genüge geleistet ist; und nötigenfalls eher einem unchristlichen Schulgesetze den Gehorsam rund zu verweigern, als die Seelen ihrer Kinder an eine unchristliche Volksschule zu verraten." (S. 229f.)

Zu den einflußreichsten und vom katholischen Volke aller Kreise gelesensten Schriftstellern der Gegenwart gehört der Jesuit von Hammerstein. Lange Jahre hindurch (vielleicht heute noch) lebte er als Berater des Bischofs Korum in Trier.*) Seine Schriften, die für unsere Frage in Betracht kommen, sind:

*) Der Gothaische Freiherrnkalender von 1904 bezeichnet (S. 300) als seinen Wohnort: Trier.

Digitized by Google

„Kirche und Staat", „Das preußische Schulmonopol" und „Die Schulfrage". Eine Auswahl von Stellen lege ich vor.

Aus „Kirche und Staat":

„Das gesamte Schulwesen des Staates, nicht bloß die Volksschulen (auf welche er ja eigentlich kein Recht hat), sondern auch seine Gymnasien, seine Universitäten, seine Kadetten-Häuser usw. unterstehen bis zu einem gewissen Grade der Kirche, und zwar direkt in religiöser und sittlicher Beziehung, indirekt in weltlicher Hinsicht, soweit eben die Beziehung auf Religion und Sittlichkeit in Frage kommt. Das richtige Verhältnis ist also ziemlich genau die Umkehr desjenigen, welches die liberale Staatstheorie aufstellt." (S. 132.)

„Da die Kirche auf übernatürlichem Gebiete Elternstelle vertritt, so kann sie, wie die Eltern, die Kinder zu einem bestimmten Schulbesuch anhalten, d. h. Schulzwang üben, und den weltlichen Arm des Staates mit Ausführung desselben betrauen, während der Staat aus eigenem Rechte dieses der Regel nach nicht vermag; denn bei der weltlichen Erziehung kommt derselbe erst an dritter Stelle, nach der Familie und der Gemeinde. Die Kirche ist ferner, durch den Pfarrer vertreten, für das religiöse Gebiet auch Gemeinde, indem sie der von den Eltern verwahrlosten Kinder sich annimmt; sie ist endlich für eben dieses Gebiet gleichsam Staat, d. h. höchste öffentliche Gewalt, indem sie durch ihren Episkopat und Primat in religiös-sittlicher Beziehung dasjenige leistet, was in weltlicher Hinsicht etwa der gesetzgebenden und beaufsichtigenden Tätigkeit des Staates zufällt. Indirekt untersteht wiederum auch hier das ganze Recht, welches in betreff der Erziehung und des Schulwesens der bürgerlichen Gemeinde und dem Staate gebührt, den Vollmachten der Kirche."

„Die Kirche hat also zunächst ein souveränes Recht, Schulen aller Art, von der Volksschule bis zur Universität, zu gründen und nach ihrem Gutbefinden zu leiten, unabhängig von jeglicher staatlicher Einmischung oder Oberaufsicht, weder Gesundheitspolizei noch Pflege des nationalen Geistes vermag dem Staat irgend einen Vorwand der Einmischung zu verleihen gegen den Willen der Kirche. Die Kirche hat ebenso ein souveränes Recht, die religiös-sittliche Erziehung und Unterweisung in allen Schulen, auch den Privatschulen des Staates, zu leiten und zu überwachen, und kraft ihres indirekten Einflusses allen schädlichen Einflüssen vonseiten der bürgerlichen Erziehung sich entgegen zu stellen."

„Das Recht des Staates dagegen ist auch für die weltliche Seite des Schulwesens ein weit beschränkteres, und hat namentlich auf das Volksschulwesen in katholischen Gegenden kaum irgendwelche Anwendung; denn seine Stellung der Erziehung gegenüber ist eine durchaus subsidiäre und kann nur durch das Bedürfnis seiner Einmischung begründet werden. Dieses Bedürfnis aber kommt nicht zur Entstehung, wo die Kirche sich frei zu entfalten vermag; denn sie pflegt alsdann in überreichlicher Weise für das Notwendige Sorge zu tragen, so daß dem Staate nichts erübrigt, als der Kirche hilfreiche Hand zu leisten." (S. 157 u. 158.)*)

*) Das heißt: der Staat muß Geldbeiträge leisten; das ist sein einziges „Recht".

Digitized by Google

„Einstweilen drängt sich uns Katholiken unwillkürlich die Frage auf: Dürfen katholische Eltern ihre Kinder in Schulen schicken, deren oberste Leitung in den Händen einer nicht katholischen oder kirchenfeindlichen Regierung ruht? Zunächst steht fest, daß die Eltern ihre Kinder nicht der Gefahr aussetzen dürfen, Glauben oder Unschuld zu verlieren. Eher müßten sie die größten materiellen Opfer bringen, Geldstrafen über sich ergehen lassen, auswandern oder dergleichen. Ferner steht fest, daß Schulen, welche in letzter Instanz von einer nichtkatholischen Regierung geleitet werden, oder deren Lehrer nicht katholisch sind oder ihre religiösen Pflichten nicht erfüllen, daß solche Schulen keine Garantie bieten für Wahrung des katholischen Glaubens, daß vielmehr die Vermutung gegen sie spricht. Es folgt also, daß Eltern ihre Kinder in solche Schulen nicht schicken dürfen: es sei denn, daß im einzelnen Fall jene Vermutung entkräftet wird, indem durch genügende Erkundigungen bei gewissenhaften sachverständigen Leuten außer Zweifel gestellt wird, daß weder vonseiten der Lehrer, der Schulbücher, der Mitschüler usw. eine erhebliche Gefahr für Glauben oder Unschuld vorliegt." (S. 162.)

„Was das Material angeht, auf welches die Lehrtätigkeit der Kirche sich erstreckt, so stoßen wir hier genau auf dieselbe Abgrenzung, wie bei der Regierungsgewalt überhaupt, direkt nämlich unterstehen der Kirche die religiösen Wahrheiten; indirekt aber die weltlichen, die profanen Wissenschaften, soweit sie eben in die nötige Beziehung zur Religion treten, und dadurch einen gemischten Charakter erhalten. Diese Beziehung tritt ein, wenn profane Wahrheiten als Vorbedingung des Glaubens notwendig sind, oder wenn dieselben durch ihren scheinbaren Widerspruch mit dem Glauben der Religion gefährlich werden." (S. 131.)*)

Aus der Schrift: „Das Preußische Schulmonopol":

„An den Schulen, an welchen Kirche und Staat gemeinsam zu arbeiten haben, gebührt die Hegemonie der Kirche." (S. 46.) „Die Staats- und Schulidee, wie sie vom modernen Staate aufgefaßt und gehandhabt wird und sich seit einem Jahrhundert in mancher Gesetzgebung verkörpert hat, ist daher ungerecht; und zwar nicht bloß ungerecht im weiteren Sinne, d. h. unbillig, sondern ungerecht im eigentlichsten Sinne des Wortes, d. h. die betreffenden Gesetze entbehren für einen großen Teil ihres Umfanges des rechtlichen Fundamentes, sie sind nichtig, so gut wie eine sozialistische, von einem „Volksstaat" dekretierte Aufhebung alles Privateigentums nichtig sein würde. Neben den Prädikaten „unpraktisch" und „ungerecht" verdient die moderne Schulidee unbedenklich noch das weitere, daß sie unchristlich ist." (S. 127.) „Bei genauer Prüfung werden wir endlich sogar genötigt, den Vorwurf der Immoralität und der Unehrenhaftigkeit gegen die moderne Schulidee zu erheben." (S. 129.) „Will der Staat auf diese Forderungen nicht eingehen, hält er vielmehr auch in Zukunft fest an seiner modernen Staats- und Schulidee, so wissen wir nicht — wir wiederholen es — wie wir ihn freisprechen sollen von dem Vorwurf, daß er ein großartiges System von Heuchelei in Szene setzt. Ein solches System muß auf die Dauer auch

*) Ob „die nötige Beziehung zur Religion" vorhanden ist, entscheidet allein die Kirche.

Digitized by Google

in der Jugend und dem gesamten Volke das Grab werden für Treue, Glauben und Sittlichkeit." (S. 137.)

„Den Gipfel der preußischen Schulpyramide bildet das Kultusministerium und der Kultusminister. Schon der bloße Begriff eines Ministers der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten nach dem Zuschnitt der modernen Schulidee wird empfunden wie eine Kriegserklärung gegen die katholische Kirche und ein Manifest zur Protestantisierung." (S. 162 und 163.)*)

„Betreffs der deutschen Klassiker verfügte Kultusminister von Goßler für die Gymnasien: „„daß auf Grund einer wohlgewählten Klassen- und Privatlektüre die Schüler mit den Hauptepochen unserer Literatur bekannt gemacht und für die Heroen unserer Literatur durch das Verständnis der bedeutendsten ihnen zugänglichen Werke mit dankbarer Hochachtung erfüllt werden. Besonders wertvolles aus der klassischen Dichtung des eigenen Volkes als einen unverlierbaren Schatz im Gedächtnis zu bewahren, ist eine nationale Pflicht jedes Gebildeten. Die Schule sorgt für die Erfüllung derselben."" (S. 52.) Diesen Erlaß des preußischen Kultusministers, in dem ausdrücklich die „wohlgewählte" Lektüre der Klassiker betont wird, benutzt der Jesuit Hammerstein zu folgendem Ausfall: „Den ersten Platz unter ihnen (den Klassikern) beansprucht wohl Goethe. Und welches ist das Ideal, das in Goethes Person der deutschen Jugend vorgestellt wird? Goethe selbst zeigt es uns in jenem Bilde, welches er von sich über sein Tun und Treiben entrollt:

„„Ich bin nur durch die Welt gerannt;
Ein jed' Gelüst ergriff ich bei den Haaren"" usw.

Das also ist Goethe! Wie er ein jed' Gelüst bei den Haaren ergriff, zeigt der Katalog seiner unlauteren Liebschaften, die er als Knabe, als Jüngling, als verheirateter Mann und als Greis von mehr als 80 Jahren mit Unverheirateten und Verheirateten unterhielt, und bei denen er seine Opfer suchte aus der Reihe der Fabrikmädchen, Kellnerinnen, Schauspielerinnen, Pfarrerstöchter, adeligen Fräulein usw. Das ist Goethe! Das ist das Lebensideal, welches man unseren Gymnasiasten heutzutage vorstellt. Das also ist Goethe, das ist der Mann, welcher die erste Stelle einnimmt unter den „Heroen der Literatur", unter diesen Heroen, für welche der Kultusminister von Goßler die Jugend mit „dankbarer Hochachtung" erfüllen läßt; dessen wertvollste Dichtungen „als einen unverlierbaren Schatz im Gedächtnis zu bewahren eine nationale Pflicht jedes Gebildeten" sein soll, eine Pflicht für deren Erfüllung die Schule zu sorgen habe!" (S. 52, 57, 58.)

Die ganze Tendenz der Hammersteinschen Schrift läßt sich aus der als Kapitelüberschrift gewählten Frage erkennen:

„Kann man Katholiken zumuten (!) ihre Söhne preußischen Staatsgymnasien anzuvertrauen?" (S. 180.) Natürlich wird diese Frage mit „Nein" beantwortet.

Aus der Schrift: „Die Schulfrage":

„Die Kirche hat das Recht, eine gewisse Überwachung zu üben, wo immer die ihr angehörigen Kinder unterrichtet und erzogen werden, und

(* Vergl. die Anmerkung oben S. 727.

Digitized by Google

insoweit zum Unterricht und zur Beaufsichtigung zugelassen zu werden, daß sie ihre Kinder zu guten Christen erziehen kann. Und hierzu genügen nicht einige Stunden Religionsunterricht, denn das Christentum ist eine sehr praktische Sache und muß den ganzen Menschen durchdringen." (S. 35.)

„Angenommen, die katholische Kirche habe sich zu irgendwelcher Zeit, nicht etwa kraft widerruflichen staatlichen Privilegs, sondern kraft selbstständigen, der Willkür staatlicher Gesetzgebung entzogenen Rechts, im unbestrittenen Besitz des Erziehungswesens, des ganzen oder eines Teiles, befunden; angenommen ferner, es liege kein Verzicht noch sonst irgend ein gültiger Erlöschungsgrund dieses Rechtes vor: so könnten einseitige staatliche Gesetze die Kirche nicht gültig aus diesem ihrem Territorium vertreiben, de jure gebühren ihr diese Rechte noch jetzt." (S. 47.)

„So möchten wir denn über das Portal einer jeden nicht wahrhaft kirchlichen Schule als Kains-Mal die Inschrift setzen:

Durch mich geht's ein zur Stadt der Qualerkornen,
Durch mich geht's ein zum ew'gen Weheschlund,
Durch mich gehts ein zum Volke der Verlornen,
Haß gegen Gott war meines Daseins Grund!" (S. 125.)

Das Staatslexikon*) (2. Auflage 1901):

„In erster Linie steht der Kirche ein Aufsichtsrecht über die Schule zu. Denn die Kirche ist die große Erzieherin des Menschengeschlechtes; dazu hat sie von Gott als dem obersten Erzieher die Sendung erhalten. Nun ist aber die Schule wesentlich Erziehungsanstalt. Folglich muß sie sich als natürliches Glied in den großen Erziehungsorganismus der Kirche eingliedern; diese muß also auch die Aufsicht über die Schule für sich in Anspruch nehmen. Und dies nicht bloß in erziehlicher sondern auch in didaktischer Beziehung; denn der Unterricht ist ja von der Erziehung nicht zu trennen, er ist nur ein Teil, ein Mittel der Erziehung .... Wenn also der erziehliche Unterricht in einer Schule konzentriert wird, dann muß auch der Lehrer, der in der Schule wirkt, von der Kirche autorisiert sein und er und seine ganze Schule muß unter Oberaufsicht und Leitung der Kirche

*) Das „Staatslexikon" wird, im Auftrage der „Görresgesellschaft," deren Vorsitzender Freiherr von Hertling ist, herausgegeben von dem Rechtsanwalt Julius Bachem. Es stellt den politischen Katholizismus des Zentrums dar. Denn die Hauptgrößen und Wortführer des Zentrums sind in ihm durch zahlreiche Artikel vertreten: Bachem, Gröber, Hertling, Spahn, Rintelen, Schädler, Hitze usw., daß dieses „Staatslexikon" in den parlamentarischen und journalistischen Kämpfen so gut wie gar nicht gegen den Ultramontanismus benutzt wird, ist auf's höchste zu bedauern. Seinem Inhalte gegenüber muß das Zentrum mit seinen irreführenden, auf Täuschung berechneten Reden verstummen. Sehr bezeichnend für die herrschende Strömung ist übrigens auch die Tatsache, daß gerade dieses ultramontane „Staatslexikon" von der offiziösen (Reichsanzeiger, Norddeutsche Allgemeine Zeitung) und von einer gewissen evangelisch-orthodoxen Presse (Kreuzzeitung) für ihren Leserkreis angepriesen wird.

Digitized by Google

stehen, sonst dürfen die Eltern als christliche Eltern ihre Kinder gar nicht in diese Schule geben .... Das also ist das normale Verhältnis, das zwischen Kirche und Schule stattfinden muß, wenn letztere als Erziehungsanstalt ihrer Idee in der christlichen Ordnung entsprechen soll. Und das gilt dem Prinzip nach nicht bloß von der Volksschule, sondern es gilt von der Schule ganz allgemein, möge sie auf was immer für einer Stufenleiter im allgemeinen Schulsystem stehen .... Wie die niederen so können also auch die höheren Schulen von der Leitung und Aufsicht der Kirche nicht emanzipiert werden .... Verhält es sich aber also, dann können wir dem Staate auch nicht die Berechtigung zuerkennen, die Schule als ein Glied des staatlichen Organismus für sich in Anspruch zu nehmen und die Oberleitung und die Oberaufsicht über dieselbe zu führen .... Dennoch aber kann man, wenn man vom erziehlichen Standpunkt absieht und jenen Gesichtspunkt festhält, welchen die Bedürfnisse des bürgerlichen Lebens darbieten, dem Staate ein Recht in bezug auf die Schule zuteilen, das freilich nur ein indirektes ist und daher auch nur im Einvernehmen mit der Kirche ausgeübt werden kann .... Dieses Recht kann nun aber nicht in der Weise aufgefaßt werden, als sei der Staat in Kraft desselben befugt, die Schule ganz für sich allein in Anspruch zu nehmen und jede Aufsicht der Kirche über den sogenannten weltlichen Unterricht auszuschließen." (II², 363 ff.)

Das Kirchenlexikon*) (2. Auflage 1897):

„Da die Erziehung in die Kompetenz der Kirche fällt, so muß die Kirche notwendig ein Aufsichtsrecht über die Schulen haben. Die Aufsicht erstreckt sich auf Lehrpersonal, Lehrbücher und Unterricht, durch welche die religiöse Erziehung berührt, also auch gefördert werden kann .... da der Staat weder den Beruf hat, die Unmündigen zu lehren und zu erziehen, noch die Mittel der Erziehung im engern Sinne besitzt, so haben reine Staatsschulen inmitten der christlichen Gesellschaft keine Berechtigung. Schulen können nur dann segensreich wirken, wenn sie in organischer Verbindung mit der Kirche stehen .... der Staat hat kein Recht auf das Schulmonopol. Dieses ist auch in seiner mildern Form, unter Zulassung von Privat- und Korporationsschulen aber bei staatlicher Bevormundung, unberechtigt und verderblich." (X, 1984 ff.)

Wie man sieht, ist das ultramontane Schulprogramm ein umfassendes. Die ganze Schule: Eltern, Kinder, Lehrer, Lehrmittel, religiöser und weltlicher Unterricht, bis herab zu den ersten Anfangsversuchen im Lesen und Schreiben (oben S. 723) beansprucht die ultramontan-katholische Kirche für sich. Gegenüber

*) Das „Kirchenlexikon" mit dem „Staatslexikon" bildet, wie die ultramontane Presse wiederholt verkündet hat „die Monumental-Leistung des deutschen Katholizismus im 19. Jahrhundert." Es wird herausgegeben von dem Bonner Professor der Theologie Kaulen. Mitarbeiter sind die hervorragendsten Vertreter des Katholizismus in Deutschland.

Digitized by Google

diesem Anspruch kann es für uns andere nur eine Antwort geben: ein kategorisches Nein. Die Schule ist, ihrer Geschichte*) und ihrem Begriffe nach wesentlich eine weltliche, nicht religiöse Veranstaltung. Sie in den Bannkreis einer Konfession ziehen, sie religiösem Glauben und religiösen Dogmen unterstellen, heißt, ihre und der Religion Natur vergewaltigen, heißt, sie ihrer eigentlichen Aufgabe entfremden und Zwecken, Bestrebungen dienstbar machen, die auf das Volkswohl geradezu schädigend wirken.**) Gilt dies jedem religiösen System gegenüber, so vor allem in bezug auf das ultramontane. Die Schule unter ultramontanem Schulprogramm wäre ein Heerd religiösen Fanatismus, konfessioneller Fehden, schlimmster Intolleranz und ausgesprochener Bildungsfeindlichkeit. Denn die 1000jährige Geschichte des Ultramontanismus lehrt von ihm, daß er ist: die verkörperte bis zur bru-

*) Daß in Deutschland und auch anderswo die katholische Kirche vielfach die ersten Schulen gegründet hat, ist kein Gegenbeweis. Die Geschichte der Schule ist viel älter als der politische Begriff „Deutschland" oder irgend eines anderen Staates. Die lange Herrschaft der Kirche über die Schule in Deutschland war ein Mißstand.

**) Hiermit bekenne ich mich als Gegner der konfessionellen Schule, wie sie gewöhnlich aufgefaßt wird. Ihre Verteidigung beruht auf gänzlicher Verkennung des Wesens und der Aufgabe sowohl der Schule, wie der Religion; ihre Durchführung führt notwendig zu immer tieferer Zerklüftung innerhalb ein und desselben Volkes und damit zur Hemmung der gemeinsamen Volkskraft und ihrer freudigen Betätigung auf allen Gebieten, von deren Bebauung und Pflege das Blühen und Gedeihen eines Volkes abhängt. Religion und Schule, sind nicht feindliche, aber getrennte Gebiete. Ihre Verquickung ist in ihrer Art ebenso schädlich wie die Verquickung von Politik und Religion. Wer die Schule, d. h. den Unterricht in profanen Dingen konfessional gestalten will, dem ist das Wesen der Religion und besonders des Christentums Christi noch nicht aufgegangen. Ich kann hier auf die konfessionelle Schule nicht weiter eingehen. Nur noch das Eine: wenn ich mich gegen die konfessionelle Schule erkläre, so will ich damit selbstverständlich nicht den konfessionellen Religionsunterricht aus ihr verbannt haben. Ihm, erteilt von Laien oder Geistlichen, die von der betreffenden Konfessionsgesellschaft dazu ermächtigt sind, gebührt ebenso wie anderen Unterrichtsfächern ein Platz auch in der nicht konfessionellen Schule, wobei allerdings zu sagen ist, daß Religionsunterricht in der Schule stets nur Ersatz, Aushilfe für die religiöse Unterweisung in Familie und Kirche ist. Die eingehende Begründnng meiner Gegnerschaft zur konfessionellen Schule kann ich natürlich nicht im Rahmen einer Anmerkung geben; sie erfordert eine eigene Abhandlung. Der Ehrlichkeit wegen glaubte ich aber meine Gegnerschaft hier wenigstens bekennen zu sollen.

Digitized by Google

talen Gewalt und blutigen Verfolgung sich auswachsende Unduldsamkeit, die maßlose Herrschsucht auf allen Gebieten menschlicher Betätigung und die tote, erstarrte Rückständigkeit für das Geistesleben.

Die Menschheit aber braucht Schulen, die ein fortschrittliches, ein freiheitlich gerichtetes, ein religiös duldsames Geschlecht hervorbringen.

Die Kleider unserer lieben Frau.

Von Gertrud Lent.

Der alte Mesner von Campincolto hatte das Mittagsläuten beendet, noch zitterte der letzte Ton des blechern klingenden Glöckleins in der kalten Kirche, so, als schwebe er auf dem leuchtenden Sonnenstrahl, der durch das romanische Fenster links auf das altersbraune Gestühl über den morschen Beichtstuhl hinweg auf die Fliesen fiel und den kleinen Seitenaltar wie durch einen graugelben Schleier hindurch sehen ließ. — Der Mesner sah durch diesen Sonnenstrahl auf die kleine Muttergottes, die auf diesem Altar thronte dicht neben dem Fenster. Er trat vor sie hin und blickte sie lange an. Sie hatte ein liebliches Gesicht, ein Krönchen auf, und in der Rechten hielt sie ein Zepter. Auf ihrem linken Arme saß das Jesuskind, nackt, aus Holz geschnitzt wie sie selbst, gebräunt von der Zeit, fast wie ein Mulattenkind anzuschauen. — Zu ihren Füßen standen Vasen und Töpfe mit künstlichen Blumen, steife Papierlilien mit goldenen Staubfäden dabei und ein verdorrtes Sträußchen verstaubter Alpenblumen. Das hatte der Mesner auf seinen alten unsicheren Füßen von einer der starren Höhen geholt, die das hochgelegene, einsame Campincolto umgaben. — Rings um den Altar, bis in die Fensternische hing ein regelloser Kranz von Bildern, Bildchen und Herzen aller Art, die alle in Worten oder wortlos den Dank so vieler armer Menschen ausdrücken sollten, die geglaubt hatten, nicht ver-

Digitized by Google

geblich zu diesem Bilde unserer lieben Frau von Campincolto gefleht zu haben.

Das wäre nun alles recht schön gewesen, wären nicht die Kleider unserer lieben Frau in dem armseligsten, verblichensten Zustand gewesen. Sie waren wie die Kleider längst Begrabener, die bei der leisesten Berührung in Atome zerfallen können.

Der alte Mesner liebte diese kleine Madonna. Wenn er, wie die Leute seiner Gegend, im Laufe eines Gespräches ausrief: Madonna mia!, so blieb das keine unbewußte Redensart bei ihm, es war „seine Madonna", die ihm dann einfiel als das einzig Schöne, Liebliche und Heilige, das er auf dieser Welt wußte. Um so mehr schmerzte es ihn, daß im Lauf der Zeiten ihr Gewand so notdürftig und flitterhaft geworden war, so — plundrig — dies Beiwort war ihm selbst zu seinem großen Leide eingefallen — es schien ihm eine Blasphemie -- so erbärmlich, und daß die arme kleine Gemeinde keinen Heller über hatte für unsere liebe Frau. Er getraute sich nicht, den Staub aus den Atlasfalten ihres Röckchens zu fegen, — es könnte zerfallen und ihr bloßer Holzkörper zum Vorschein kommen. Jahre lang hatte er gespart — zehn Gulden waren schon beisammen; noch hoffte er's zu erleben, daß er dies saure Geld, auf eine beträchtliche Summe angewachsen, dem Paramentenhändler in Trient schicken könne für neue „Kleider unserer lieben Frau".

So stand er jetzt wie oft vor „seiner" Madonna und sah sie trübselig liebevoll an.

Da klangen Stimmen von außen, dann harte Schritte in der Vorhalle und harte Schritte in der Kirche.

„Die Kirche muß ich allemal ansehen, sie sei, wie sie will", sagte jemand, und eine andere Stimme: „Du mit deinen Kirchen! Und die hier gar! So öde wie diese öde Gegend Camp—incolto!"

Der Mesner sah hinter sich. Fremde! Ein seltener Anblick, noch dazu jetzt mitten im Winter bei hohem Schnee. Es waren drei junge Leute und eine Frau in Mannshosen, so etwas hatte der Mesner noch nie gesehen. Er hielt sie auch für einen Mann. Als die Fremden ihn sahen, dämpften sie ihre Stimmen. Sie hatten ihre Mützen abgenommen, auch die Frau. Der Mesner sah auf ihre Nagelschuhe, ihre dicken Wadenstrümpfe, auf deren Wollhärchen tauendes Eis glänzte; auf die wunderlichen riesigen Schneeschuhe, die sie über der Schulter trugen.

„Wir möchten uns einmal Ihr Kirchlein ansehen", sagte die

Digitized by Google

Frau mit sanfter Stimme und der Mesner wunderte sich, daß sie so sanft klang.

Es durchfuhr ihn heiß und kalt. Die Madonna! Die Madonna! In ihren schäbigen Kleidern! Die durften sie nicht sehen. Sie könnten lächeln — „Madonna mia!“ rief er, „hier ist nichts anzusehen! Wir sind die ärmste Gemeinde meilenweit.“ Damit ging er aber den Mittelgang entlang und führte die Fremden zu dem Hauptaltar, wo sie stehen blieben und in die Höhe sahen über die kahlen Mauern zu dem gesternten Dache empor. Wenn sie sich nur nicht zu der Madonna wendeten, in ihrer Neugier, doch irgend etwas zu sehen!

„Hier“, sagte der Mesner, und lüftete ein wenig das Spitzentuch, das über einem hohen Becher hing — „hier! dieser Becher wurde vor vielen hundert Jahren hier gefunden; die Goten sollen ihn verloren haben, als sie ins Welschland zogen.“

„O, das ist interessant,“ sagte die Frau in den Mannskleidern, der eine junge Mann aber meinte leise: „Nie im Leben! Sieh doch das Barockornament am Fuße —“ Da wandten sie sich ab. „Eine freundliche kleine Kirche haben Sie hier oben!“ lobte die Frau und schüttete allerlei Kupferpfennige in den Opferstock, die darin klingelten und klapperten, als fänden sie nicht viele ihresgleichen darinnen vor. — Schon wollten sie gehen, da sah die Fremde die aufgehängten Bilder und Flammenherzen.

„Halt, hier! doch noch eine Sehenswürdigkeit. Ein wundertätig Gnadenbild!“

„Oh, eigentlich nicht wundertätig gerade — sie ist auch schon etwas alt —“ stotterte der Mesner und ihm war, als stieße ihm jemand ein Messer ins Herz. Er mußte sie herabsetzen, selbst herabwürdigen in den Augen der neugierigen Fremden! „Aber sie sollen nicht lachen über ihre Armut, sie sollen nicht! —“

Sie lachten auch nicht, sondern sahen andächtig zu ihr auf. „Wie lieblich sie ist!“ meinte die Frau, „sieht sie nicht aus wie unsere liebe Frau, wie eine wirkliche sanfte gute Mutter?“

„Was Ihr da redet, alter Freund!“ wandte sich nun der eine junge Mann an den Mesner, „diese Madonna ist schön! Das ist weit und breit das schönste dieser Gegend!“

Der Mesner starrte den Sprecher an. Hohn? Spott? — Nein, nichts davon war in seinem Antlitz zu lesen.

„Euer Ernst, junger Herr?“ Da lachten die Fremden.

„Aber selbstverständlich! Nur wißt Ihr: eine Schande ist's,

Digitized by Google

sie in diesen lumpigen Fähnchen zu lassen! ist ja angeputzt wie eine halbvermoderte Marionettenpuppe!"

Ah, wie weh das tat! Die Schande, die Schande! Seine liebe, kleine Madonna!

„Madonna mia!" seufzte er kläglich, „wir sind so viel arm!"

„Nun, tröstet Euch! Eure kleine Madonna wird nicht erfrieren bei soviel flammenden Herzen ringsum. Vielleicht geschieht ein Wunder und sie kommt zu neuen Kleidern!"

Das war jetzt Spott. Er fühlte es wohl, er fühlte auch, daß es ein ganzer Gulden war, der ihm in die Hand glitt! Erst wollte er ihn abweisen. Von dem Spötter an seinem Heiligsten! Dann aber hielt er ihn fest. Der kam mit zu den andern zehn. Schon begann das Wunder! Er konnte sich in seiner heimlichen Herzensfreude nicht lassen, sie mußte laut werden:

„Ich sammle schon 14 Jahre für ein neu Gewand," flüsterte er dem fremden Spender geheimnisvoll zu — „ich habe schon 10 Gulden beisammen, mit dem da sind's elf!"

Nun lachten sie, weiß Gott.

„Na adjö, alter Heiliger, ist wohl Eure Herzallerliebste, die Mutter Gottes?"

Das sagten sie aber schon in der Vorhalle, sonst wäre es noch schlimmer gewesen.

Ehe der Mesner hinaus ging, wandte er sich noch einmal zurück und hob den Gulden zwischen zwei Fingern empor: „Der elfte!" sagte er, „der elfte, siehst du?"

Dann trat der alte Mann hinaus, schloß zu und ging nach Hause, um das Häuschen herum, das dicht neben die Kirche gebaut war, mehr ein Stadel als ein Haus und doch die Wohnstätte von Menschen war. Es war das Armenhäuschen. Sein freundliches Gesicht nahm einen ärgerlichen, fast bösen Ausdruck an, als er an dem Häuschen vorbei kam. Da saßen nun die fremden Leute darin und wurden gefüttert. Freilich gefüttert! Fuhr nicht ein feiner blauer Herdrauch durch die Giebelsparren hinaus? — Mann und Frau waren sie, auf der Wanderschaft im Frühjahr gekommen. Der Mann, krank und jämmerlich, lag auf einer Wegebank, als wolle er sterben. Wo sollte er bleiben? Man konnte ihn nicht auf der Straße sterben lassen! Hinein mit ihnen in das leere Häuschen, das irgendwie der Gemeinde gehörte. Das tat der Gemeindevorsteher, der litt nicht, daß man den armen Kranken auf einer Schleife zu Tal brachte; auf den Schub, ihn, den Heimatlosen. Und dann: Monate lang galt es

Digitized by Google

für ihn zu sorgen. Sie, die selber nichts hatten, fütterten Fremde. Die Frau arbeitete hie und da, soviel sie konnte oder soviel man ihr an Arbeit gab. Dann war der Mann gestorben und die Frau blieb zurück. Die hätte jetzt wandern können, heim zu ihren Leuten. Doch da kam das kleine Kind — und der frühe Hochgebirgswinter. Und als das Kind die Taufe erhalten sollte, da stellte sich erst heraus, wem man denn alle Wohltat erwiesen hatte: Lutherisch war sie auch noch! — Im innersten Herzen zwar sprach es zum Mesner: Ist eine arme unglückliche Gotteskreatur, wie ihr alle seid, und Christus hat auch den Heiden von seiner Barmherzigkeit erwiesen — aber darum mochte er sie doch nicht leiden. Jeder Heller, der aus der Tasche der Dörfler in den Suppentopf der armen Fremden seinen Weg machte, oder der zu einem warmen Kittel für sie wirkte, schien ihm ein Diebstahl an derjenigen, die für ihre Wohltaten und Liebe statt in eitel Gold und Spitzen in Lappen und Lumpen ging.

„Madonna mia!“ Einen bösen Blick noch warf er auf den Rauch des Herdfeuers, der durch die Sparren wehte. „Der Wind hat gedreht. Der Rauch steht auf die Kirche“, murmelte er.

In der Morgenfrühe, als noch die Nacht silbergrau in den Schründen zögerte vor dem Rot des Morgens, das auf den Felswänden wie ein unheimliches, inneres Feuer leuchtete, als noch die lilablauen Schatten die Schneefelder und Geröllhänge zu gespenstischer Unendlichkeit vergrößerten, hörten Pfarrer und Mesner und wer da sonst noch an dem kleinen Kirchplatz wohnte, ein merkwürdiges Prasseln und Krachen. Das war nicht Lawinenhall und Steinfall, das klang genau so, als ob ein Stadel brenne.

Und so war es auch. Alles eilte hinaus. Da lag aufglühend, glimmend, verkohlend, ein Aschenhäufchen schon, auf dem feurige Balken gekreuzt lagen, das Armenhäuschen. Eine hohe Flackerflamme aber lief gerade leckend und zitternd an dem Kreuz des Kirchenfensters empor, die Scheiben barsten und klingelten, die Flamme fuhr hinein durchs Fenster, und als der Mesner kaum in die Kirche geeilt war, sah er sie schnell, schnell, all die Bilder und Bildchen fressen, am Altarhimmel emporfahren, und ehe er noch seinen Sinnen traute, lief das Feuer schon knisternd, vernichtend über den Altar; die Blumen glühten auf und fielen zitternd zusammen, die Lilien gaben jede eine kleine Flamme, ehe sie verschwanden, und die Kleider — die morschen Kleider —

Digitized by Google

„Madonna mia!“ — die morschen Kleider unserer lieben Frau zerstoben in einem kurzen krampfhaften Aufglühen!

Dann fiel die Flamme nieder wie ein Spiritusfeuer, dem es an Nahrung fehlt und erstarb.

Nackt und bloß stand unsere liebe Frau. Hinter dem Mesner her waren der Pfarrer und viele Leute in die Kirche geeilt, sahen das Feuer erlöscht, sahen die Verkohlung um den Altar, sahen die kleine Madonna in ihrer Blöße. Gleich war ihnen zu Mute, als sähen sie etwas wunderbares. Dies Gefühl schloß ihnen die Lippen, nur der Mesner stammelte: „Das Wunder! das Wunder!“ Er sah aber nicht mehr in die Höhe zu der Figur empor, die jetzt so kleiderlos wie etwas Fremdes vor ihm stand. Er sah vor sich hin, in großer Verlegenheit, er schämte sich. So sah seine Madonna aus! Ein schöner Körper in herrlichstem Ebenmaß hatte unter dem Plunder gesessen. Nicht nur ein hölzerner Gliederbau, der in bekleidetem Zustand einer weiblichen Gestalt gleicht, nein.

Und so wurde sie in diesem Augenblick eine andere für ihn. Eine viel höhere, heiligere, der er noch viel mehr Liebe und Andacht entgegentrug. „Madonna mia! — Hätte ihr doch jemand ein Mäntelchen umgehängt!“ Ihm war fast, als sei sie ein lebendiges heiliges Weib, das vor rohem Pöbel, eine Märtyrerin, entkleidet dastand.

Da kam die arme Fremde in die Kirche geeilt. Ihre Kleider waren verkohlt, ihr Haarabgesengt, von ihren Händen hing die Haut und das einzige, was sie heil an sich, gerettet trug, das war ihr kleines Kind, das in Lumpen gehüllt war, die freilich auch schon die Bekanntschaft des Feuers gemacht hatten.

Bei ihr war das Feuer ausgekommen. Als sie die Kirche unversehrt sah, nur mit geringem Schaden an dem Altar, auf welchem die Madonna selbst nur ihr schäbiges Gewand hatte opfern müssen, rief sie aufatmend: „Gott sei Dank! Es ist niemandem etwas geschehen außer mir.“ Da fuhr der Mesner zusammen. Am liebsten wäre er ihr an die Gurgel gesprungen. „Niemandem etwas geschehen?“ zischte er, — „und die Madonna?“ — Da lächelte die Fremde gar noch, zeigte ihm ihre blutenden, wunden Hände und ihr versengtes Haupt. Noch einen glücklichen Blick ließ sie über ihr gerettetes Kind gleiten — dann fiel sie sacht ohnmächtig um. — „Die Kälte, der Schreck und die Wunden!“ sagte der Pfarrer. Und während alle beiseite standen ohne jede Hilfereichung und empörte Worte fanden für die Un-

Digitized by Google

glückliche, hob der Gemeindevorsteher die Ohnmächtige auf seine starken Arme. Der Pfarrer nahm das Kindchen, das ihren laß werdenden Armen entglitten war, auf und folgte ihm in sein Haus, das weder das größte, noch neueste des armen Campincolto war.

Nun standen sie alle im Frühschein vor der Kirche. Der Wind war eingeschlafen. Von dem Häuschen war nur ein kleiner schwarzer Trümmerhaufen übrig, der in einer räucherigen Schmutzlache lag. Der Schnee umher war an der Hitze geschmolzen. Diejenigen, die nicht früher von der Unruhe der Begebenheit gehört hatten, kamen herbeigelaufen. Ein großes Erzählen ging an. Sie sprachen alle auf einmal. Und als der Strom der Berichte verrann, wußten sie es alle: Es war so etwas wie ein Wunder geschehen. Der fremden Sünderin war das Obdach über dem Kopfe verbrannt, kaum daß sie ihr Leben gerettet hatte, — und die Madonna hatte mit dem heiligen Feuer der Empörung ihr schlechtes Gewand von sich geworfen und verlangte neue Kleider! — Das sprach keiner in Worten aus, wenn sie auch von „Wunder" redeten, aber sie fühlten es so, und der Mesner lief, holte seine 11 Gulden, zeigte sie den Versammelten und forderte sie auf, hinzuzulegen, bis genug Geld beisammen sei. Vierzig Gulden müßten sein, dann bekäme die Mutter Gottes ein prächtiges Kleid, Gold und Spitzen, neue Vergoldung auf Krone und Zepter, neue Blumen ringsum und das sei nicht mehr als würdig ihrer Wunderkraft.

Da lief alles nach Hause und scharrte seine Heller zusammen. Manche in einer Art von Begeisterung, manche weil sie nicht zurückstehen wollten, viele mit Seufzen und Murren. Und das machte sich in bitteren Worten gegen Pfarrer und Gemeindevorsteher Luft. Die hatten die fremde Brut geduldet, geherbergt, gefüttert. Was hatten sie nicht schon alles an Suppe, Plenten und Arbeitslohn gegeben, was hatte nicht der Pfarrer schon erbettelt und selbst geopfert! Mindestens zwanzig Gulden. Die hätten schon ein Gewand gegeben.

Es kamen aber 40 Gulden zusammen, sogar etwas mehr. Da sich aber ein jeder schämte, seinen Heller zurückzufordern, blieb es bei dem Überfluß und der Mesner und die Ersten des Ortes gingen in das Haus des Gemeindevorstehers und übergaben ihm das gesammelte Geld.

„Da, heb's auf. Der Pfarrer soll gleich nach Trient schreiben um die Kleider."

Digitized by Google

Der Pfarrer meinte, sie könnten vielleicht hier im Ort ein Gewand nähen, das manierlich und fein genug würde und dabei nicht soviel Geld koste. Da sahen sie ihn aber erstaunt an. Der Pfarrer wollte ihrer Madonna, ihrer eigenen Madonna mit so einem Notbehelf kommen? Der gönnte ihnen am Ende nicht das bißchen Glanz? — „Die Fremden selbst sagten schon längst, daß es eine Schande sei, eine Schande, die Mutter Gottes in diesen schäbigen Kleidern zu lassen —“ sagte der Mesner. Der Gemeindevorsteher aber murmelte sogar etwas, als ob man das Geld der obdachlosen Frau solle zukommen lassen und die Madonna auf bessere Zeiten vertrösten: „Vielleicht daß noch ein Wunder geschieht und sie eines Tages in Kleidern dasteht!“ hörten sie ihn noch vor sich hinmurren, als er das Geld verschloß. Der Pfarrer sagte noch: „So vergeßt wenigstens nicht, daß ihr das Bild der Gottesmutter ihm zu Ehren kleidet, nicht euch zu Ehren —“ dem alten Mesner aber drückte er die Hand: „Hab' schon gehört von deinen zehn Gulden! Dein Notpfennig! Die sind zur Ehre Gottes gegeben!“

Der Mesner war nur halb gerührt. Er war voll der Kränkung, die er an Stelle der Madonna, gewissermaßen für sie, empfand. Hatte man ihr nicht wiederum stehlen wollen, was für sie bestimmt war?

„Schreibt schon bald, Hochwürden?“ fragte er noch im Gehen. „Heut noch, Mesner.“ — „Vergelt's Gott.“

Der Pfarrer schrieb wirklich noch am selben Tage. Das ward dem Mesner zur freudigen Gewißheit, als der Knecht gelaufen kam mit der Aufforderung, er solle geschwind einmal nachmessen, wie hoch und wie dick die hölzerne Muttergottes sei. Maß nehmen! Ja, daran hatte er noch nicht gedacht! Schnell entschlossen ging er mit einem Maßband in die Kirche. Der Knecht kam mit. So schnell es bei der Unbeholfenheit seines Alters ging, erklomm er auch den Altar und stand nun dicht vor der Figur ... „Erst die Höhe, und dann einen Knoten machen,“ sagte der Knecht. Dem Mesner zitterten die Hände. Das kam nicht vom Hinaufklimmen. Sein Herz klopfte. Er konnte um keinen Preis die nackte heilige Figur berühren. Er schämte sich. „Madonna mia!“ seufzte er, „mir wird hier oben schwindelig!“ — „Nun so kommt herab! Laßt mich!“ „Ja, meßt Ihr.“ Jetzt war der Knecht oben und wollte schon das Maßband anlegen — „Rühr sie nicht an — halt, halt!“ rief der Alte entsetzt. —

Digitized by Google

„Ja, was ist denn? Seid Ihr nicht gescheit, Mesner?“ — „Nicht anfassen!“ bat der Mesner kleinlaut. „Meßt vor ihr; so ungefähr in der Luft.“ — „Werd doch wohl eine geschnitzelte Holzpuppen angreifen dürfen!“ und damit maß der Knecht resolut die Höhe und schlang einen Merkknoten in das Band.“ „So, nun noch die Taille, haha!“

Das alles waren Qualen für den armen Mesner, der seine verehrte Heilige entweiht fühlte. Er sah sie schmerzlich an. Aber ihr Antlitz blieb lieblich wie zuvor. Sie fühlte nicht die Verunglimpfung.

Eine schwachleuchtende Hängelampe erhellte den Tisch in der Stube des Gemeindevorstehers, an welchem er mit seiner Frau in oft stockendem Gespräche saß. In der Kammer nebenan schlief bei den Kindern die fremde Frau mit ihrem Kleinen. Sie war von Wunden und Schreck genesen und schlief den erquicklichen Schlaf desjenigen, dem endlich im Leben ein kleines Hoffnungsfünkchen zu erglühen begann. Von einem ihrer Anverwandten, an den sich der Gemeindevorsteher gewandt hatte, war eine Nachricht eingetroffen: sie solle ihr Kind aufpacken und zu ihm kommen. Er hatte eine Stelle für sie, wo sie mitsamt dem Kleinen Obdach, Unterhalt und Arbeit finden sollte. Aber sofort müsse sie dann kommen, sonst träte eine andere an ihre Stelle. Der Weg war weit. Das Reisegeld und eine warme Kleidung zwar konnte ihr Anverwandter nicht schaffen, da sollte sie selbst Rat finden. Der Gemeindevorsteher aber hatte ihr mit den tröstlichen Worten Gutenacht gesagt, daß er wohl Rat schaffen würde.

Und es schien auch, als hätte er welchen gefunden. Eben war er dabei, ihn seiner Frau mitzuteilen. Die wollte aber von der Sache nichts hören. „Nein, Giannino“, — so nannte sie den großen starken Mann, wenn sie besonders ernst zu ihm sprach — „das geht nicht; wahrhaftig nicht. Hast du nicht im Blatt gelesen, wie sie das nennen, und so arg schwer bestrafen.“ — „Ah geh, das ist nicht das Gleiche —“ — „Doch, doch! Unterschlagung anvertrauten Gutes — gel so war's?“ „Nun ja. Ja schon so. Aber ich schade niemand damit, ich tue ein gutes Werk. Die guten Werke, Annina —“

„Ah, Giannino! ein gutes Werk durch ein schlechtes! und ich weiß noch nicht einmal, ob's nicht besonders schlecht ist, einen Heiligen, gar die Mutter Gottes zu prellen —“ — „Nun hör

Digitized by Google

aber auf! Erstens einmal bekommt sie ihr Gewand; ist schon unterwegs. Zweitens: mit der Bezahlung wird's nicht so schnell gehen. Drittens: ich stehl niemand nix, ich bring's schon nach und nach auf —" „Lieber Gott, mir scheint, du habest noch nie solchen Unsinn geredet —" Jetzt stand der Mann schwerfällig auf, kam zwischen Bank und Tisch hervor und begann in der engen Stube umher zu wandern. Die Frau sah von ihrer Näherei auf und blickte ihn an. Da blieb er vor ihr stehen: „Sonst weißt' nix?" fragte er. „Jaja, es ist ja recht und gut von dir, daß du ihr beistehen willst, wo sich eine Aussicht für sie bietet —" „Aussicht, was Aussicht! Der ihr ganz Leben können wir verschandeln oder erretten! He?" — „Ja, siehst, Giannino! Mit dem Abzahlen möcht's noch gehen, aber wenn nun morgen einer daher kommt, und sagt: Giovanni, tu dein Kastl auf, laß mich einmal die 45 Gulden anschauen, ob sie wohl gut verwahrt sind! He? — Alsdann!" — „Dann muß sich auch ein Weg finden." — „Wenn's nur nicht gerad der Mutter Gottes ihr Gewand wäre! Und wenn der Händler sein Sach' zurück verlangt, weil er nicht gleich gezahlt wird —" — „Wenn der Himmel einfallt, sind alle Spatzen tot! Zum Teufel noch einmal, Anna! Erst soll ein lebendig Menschenkind ein Kleid auf den Leib und Obdach und Nahrung bekommen — die Holzpuppen wird nicht erfrieren." — Jetzt stand die Frau auch auf und trat dicht vor ihren Mann:

„So? Holzpuppen? Und wenn sie's droben am End doch spüren möchten, ob du sie frieren läßt oder nicht, und schimpfst sie eine Holzpuppen, he?" — Da legte der Gemeindevorsteher seine beiden Hände auf die Schultern der erregten Frau und lächelte auf einmal ganz ruhig und friedlich: „Annina! Wenn sie's oben spüren sollte, daß ich ihr hölzern Bildnis eher frieren lassen will als ein arm Weib und ihr Kind: dann werden die droben sich die Hände reiben und sagen: rechtschaffen so! Selig seid ihr Barmherzigen, ihr werdet Barmherzigkeit erlangen! Heißt's so? Glaub mir nur. Annina: unser Herr Jesus Christus, der tat sein Gewand herunter, um die arme Frau zu kleiden — und die Mutter Gottes sollte anders denken? Bedenke dich doch einmal, Annina, wenn du die Mutter Gottes wärest —" — „Giannino!!" „Laß nur, laß. Das ist keine Sünde. Würdest du nicht dein Letztes geben denen, so Not leiden?" „Aber die Menschen, Giannino! die da kommen können, in deinen Kasten schauen!" „Die Menschen! Die

Digitized by Google

werden halt einsehen müssen, daß ihr Gemeindevorstand nicht anders gehandelt hat, als sie's auch hätten tun sollen: christlich, recht und billig." — „Dann sag's ihnen vorher!" „Kind! die kann ich jetzt nicht fragen. Die haben ihr Herz voll Wunder und Eitelkeit. Die muß erst befriedigt und eingeschlafen sein —" Die Frau seufzte: „Und den Pfarrer?" — „Der darf es nicht wissen und gutheißen, wenn er auch möchte —"

„So tu es nur, Giannino."

Beim Pfarrer von Campincolto kam ein Paket an, aus Trient. Bevor er es öffnete, schickte er zum Mesner, der sollte der erste sein, der die Herrlichkeit zu sehen bekam. Der sollte sich freuen. — Als er bescheiden, aber erwartungsvoller Miene beim Pfarrer eintrat, sagte der bloß: „Die Kleider unserer lieben Frau, Mesner!" und wies mit der Hand auf das Paket. Da fühlte der Mesner von diesem Anblick etwas in seinen Augen, daß er mit der Hand darüber fahren mußte. Er konnte nicht einmal lächeln. So sollte er es noch erleben! Er mußte es aufgeben, die Verschnürung herunter zu basteln, er wollte recht schnell sein, und es ging dadurch immer langsamer. So machte denn der Pfarrer selber das Paket auf. Seine Wirtschafterin stand dabei und sah mit Neugier auf das viele Seidenpapier, das erst abgewickelt werden mußte. Aber welche Pracht!

Dann, am Vormittag, als sie in die Kirche gingen, um die Madonna zu kleiden — am folgenden Tage sollten die Leute von Campincolto strahlend und reich ihre Mutter Gottes im neuen Kleide sehen — da war der alte Mesner zu nichts nutz. Er mußte die Schaffnerin des Pfarrers ruhig gewähren lassen. „Das Anziehen ist jetzt aber Weibersache" hatte der Pfarrer gesagt, als der Mesner selber seiner kleinen Madonna in den neuen Staat verhelfen wollte. — Endlich stand sie fertig da, in starrer, steifer Pracht. Auf dem Altar lag ein neues weißes Tuch mit breiter Kante. Eh noch die Wirtschafterin die Blumen zu ihren Füßen in den Vasen geordnet hatte, stürzte der Mesner fort — in die Vorhalle und zog in seiner Aufregung die Glocke. Nur ein paar unruhige Schläge wurden es, dann packte ihn der Pfarrer sanft, aber fest beim Arm: „Ruhig, ruhig, alter Freund. Ihr läutet ja Feuer!" — „Ich freue mich zu Tode, Hochwürden!" — „Jaja, aber alles muß seine Ordnung haben!" — Es kamen aber schon die Nachbarn herbei und die Leute, die gerade über den Platz gingen. Nun war ein kleiner Kreis in

Digitized by Google

der Vorhalle versammelt, hörte von den Kleidern unserer lieben Frau und drängte in die Kirche.

Da erklang ein Schlittenläuten draußen und zog ihre Blicke noch einmal hinaus. Ein fremder Schlitten fuhr talabwärts. Darin saß wahrhaftig die arme Frau, die den Brand verschuldet hatte, warm eingepackt mit ihrem Kinde. Hinten war sogar noch eine kleine Holztruhe aufgebunden, als hätte sie weiß Gott was für Hab und Gut mitzunehmen.

„Sie fahrt fort!“ rief der Mesner und starrte dem blau gestrichenen Schlitten nach.

Dann traten sie alle vor die Mutter Gottes. „Holt doch einer den Gemeindevorstand,“ meinte der Pfarrer. „Da ist er schon!“ hieß es, und wirklich kam er mit seiner Frau, die merkwürdigerweise leichtes Sommerzeug an hatte und aussah, als ob sie geweint hätte. Da wagte keiner, nach der Abreise der Fremden zu fragen. Der Mesner war sehr stolz. Er rieb sich die Hände, knöpfte seinen langen Rock auf und wieder zu, befühlte die neue Altardecke und konnte kein Wort hervorbringen.

Am folgenden Tag sah ganz Campincolto die neuen Kleider unserer lieben Frau. Der Gottesdienst schien allen besonders feierlich. Der Mesner läutete, als wolle er die Toten erwecken oder den Himmel aufmerksam machen, wie man hier unten — oder hier oben — in Campincolto die Mutter Gottes ehre; der Pfarrer predigte von der Demut, der Hoffart, der Eitelkeit, und die Himmlischen droben konnten sich unmöglich geehrter und geschmeichelter fühlen als die Leute von Campincolto selber.

Nach dem Gottesdienst ging der Mesner zum Gemeindevorsteher. „Nun, wo fehlt's?“ sagte der, als der Besucher bei ihm eintrat. Das war so eine Gewohnheit von ihm. Denn wenn ihn jemand aufsuchte, so geschah es meist, um einen Rat oder eine Wohltat zu erbitten. —

„Fehlen fehlt nichts,“ sagte der Mesner nergnügt.“ „Ich möcht nur erinnern, daß die 45 Gulden recht bald eingezahlt werden.“

„Nun, das eilt nicht so, alter Freund! Wenn's weiter nichts ist!“

„Aber die nächsten Tage, ja?“ „Jaja! Wird alles ordentlich besorgt!“

Der Mesner ging. Wenn er künftig den Giovanni traf, machte er immer ein paar Worte über die Bezahlung. „Nun,

Digitized by Google

ſchon erledigt?“ oder dann wieder: „Vergeßt ſchon nicht aufs Zahlen?“ Und ein ander Mal: Na, wann gehts zu Tal, zur Poſt?“ oder: „Habt's ſchon dem Boten mitgegeben?“ Als er einige Tage lang immer nur vertröſtende, verneinende Antwort erhielt, ärgerte er ſich. Warum ſtand die Madonna ſo lange in unbezahlten Kleidern? Der Giovanni war ein fauler Menſch, der nicht die paar Stunden opfern oder einen Boten zahlen wollte, um endlich das Geld zur nächſten Poſtſtation zu bringen. Er ſprach ſchüchtern dem Pfarrer davon. Der vertröſtete ihn auch nur: „Das iſt ja nicht ſo eilig; wir laufen dem Händler ja nicht davon!“ Damit war dem Mesner nicht gedient. Dann wollte er wenigſtens das Geld einmal anſehen, deſſen Anblick er zuweilen entbehrte. Als er beim Gemeindevorſteher eintrat, fragte der diesmal nicht:

„Nun, wo fehlt's?“ ſondern grüßte nur lächelnd, dem Mesner ſchien es, faſt verlegen. „Lieber Giovanni“, begann er, „Ihr könnt leicht raten, wegen was ich komme.“

„Ihr wollt mich mahnen. Weiß ſchon.“ „Lieber Giovanni, in allem Ernſt. Es ſchickt ſich ganz und gar nicht, daß die Mutter Gottes in ungezahlten Kleidern ſteht. Wir ſind hier oben arme Leute, aber ſo ſchlecht ſind wir darum doch nicht daran, daß wir ſollen irgend etwas ſchuldig bleiben. Das ſoll uns keiner nachſagen. Wozu auch? Da in deinem Kaſtl liegt ja doch das Geld.“ Der Gemeindevorſteher hatte ſich vor ſeinen Kaſten geſtellt, als wolle er den Mesner verhindern, durch die Holzwand zu ſehen. „Ja, ja, heute nehm ich noch mit dem Pfarrer Rückſprache und dann wird die Sache geregelt.“ — „Da braucht's keiner Rückſprache. Und regeln! regeln! Du tuſt gerade, als ob wir das Geld nicht hätten.“

Das ſagte der Mesner in dem ſtolzen Bewußtſein, daß die Leute von Campincolto, beſonders er an der Spitze, freilich das Geld im Kaſten hatten, um ſo viel goldene Pracht zu bezahlen. — „Alſo, lieber Mesner, es kommt alles in Ordnung, heut noch.“ Nun hätte der Alte gehen ſollen. Der Vorſteher hielt ihm auch die Hand zum Lebewohl hin. Er nahm ſie auch, ſagte aber dabei vergnüglich: „So, nun laßt mich das ſchöne Geld noch einmal anſchauen. Meine elf Gulden, — weißt ſchon — du kannſt dir nicht denken, Giovanni, was das für ein herrliches Gefühl iſt, ſo zu wiſſen, daß man all ſein mühſelig Erſpartes, das auf das Alter das einzige Gut hätte ſein ſollen, ſo ruhig, ſo ſeelenruhig hingeben hat und ſich denkt: jetzt haſt du nichts

Digitized by Google

von dieser Welt; nur Gottvertrauen, soviel großes Vertrauen: die droben wird schon helfen. Hab ich ihr doch all mein Hab und Gut gern gegeben."

Das griff dem Gemeindevorsteher ans Herz; er drückte dem Mesner kräftiger die Hand: „Bist zu beneiden, Alter. Na, lebwohl." „Nein, nein! Erst laß mich's anschauen, ja? Schließ 'es Kastl auf!" — „Ich hab's nicht mehr im Kastl," sagte der Giovanni unwirsch.

„Ah? besser verwahrt? Recht so. Nachher, wo hast's denn hintan?"

Der andere wandte sich ab, senkte beide Hände tief in die Hosentaschen, zuckte mit den Achseln, kehrte sich dann kurz um und sagte wie ärgerlich, wie ungeduldig: „Jaja, ich besorg's also noch heute!" Da wunderte sich der Mesner: „Na, na, was ist denn? Wirst es nicht vergraben haben? Also heraus damit, ich will mein Geld sehen." — „Ihr bekommt es wieder auf Heller und Pfennig! Es wird alles bezahlt. Ich rede jetzt noch mit dem Pfarrer darüber." Der Mesner fuhr zurück: „Hast du's oder hast du's nicht?" rief er voller Verzweiflung. „Also: ich habs nicht!" Der Mesner hielt sich am Tische: „Madonna mia! hast es nicht! Wo? wo?" — „Ich hab das Geld nicht für mich gebraucht. Ich habe damit etwas erkauft, das, so Gott will, hundert Mal mehr wert ist als hundert goldene Kleider für Eure Madonna." Der Mesner starrte den Sprechenden entsetzt an. Langsam breitete sich ein böser Schatten von Haß, Wut und Schmerz über sein ganzes Antlitz, ja, der Schmerz floß durch seine ganze Gestalt.

„Hast es am End gar der Fremden — ja, im Schlitten ist sie davon — in warmen Kleidern — Dieb! Schurke! Lump du! Betrüger." — Er sah sich wild um, als suche er etwas, womit er dem andern zuleibe gehen könne, fiel aber schwach auf einen Stuhl. —

„Laßt es Euch erklären, Mesner, Ihr hättet auch nicht anders gehandelt."

„Betrüger!" rief der Wütende nur, sprang auf und lief hinaus.

Beim Pfarrer drang er in die Stube ein. Der saß gerade zu Tische.

„Hochwürden! Gestohlen ist es, gestohlen. Der Giovanni hat das Geld unterschlagen — der fremden Brandstifterin gegeben — Madonna mia! — ich hole den Gendarm herauf, er

Digitized by Google

muß ihn verhaften —" Er wartete nicht bis der erschreckte Pfarrer Worte fand, sondern eilte weiter. Als der Pfarrer seinen Hut genommen hatte, um hinüber zu Giovanni zu gehen, lief er diesem fast in die Arme. Er war schon im Flur des Viddums.

„Hochwürden —" „Weiß schon, weiß schon! Ja, da müssen wir sehen, was zu tun ist. Wieviel ist es denn, Giovanni?"

„45 Gulden, 83 Kreuzer —" „Nun ja, nun ja. Setzt Euch! — Gleich."

„Herr Pfarrer, ich zahle Ihnen alles zurück auf Heller und Pfennig —"

„Laßt das. Ich weiß schon — halt ja — was wollt' ich denn? — gebt mir die Hand, Giovanni!"

„Herr Pfarrer, in die Hand hinein versprechen tu' ich's —"

„Das mein ich ja nicht! Ich wollte Euch nur sagen, wie ich mich freue, daß Ihr das Geld —"

Da besann er sich: „Nein! das wollte ich nicht sagen. — Also: Ihr seht es, hoff' ich, selbst ein, daß Ihr Euch eines großen Vertrauensbruches schuldig gemacht habt, einer Unterschlagung — gar nicht zu reden davon, daß Ihr eine Summe unterschlagen habt, um sie für Eure Zwecke zu verwenden, die Euch gewissermaßen zu einem kirchlichen, heiligen Zweck anvertraut war — ja — obenein seid Ihr der Vorstand dieser Gemeinde, der Ihr nach dem Pfarrer als Beispiel von Pflicht, Treue und Rechtlichkeit — ja — also Giovanni — jetzt setzt Euch einmal —" Das alles hatte der Pfarrer mit Stocken und Widerwillen herausgebracht. Dann schloß er die Lade seines Pultes auf und kramte.

„Hier —" meinte er; doch verbesserte er sich gleich: „Nein, das geht nicht; der Winter ist noch lang — da werden noch viel Almosen gegeben werden müssen — hier — so!" Er langte eine alte Zigarrenkiste heraus und stellte sie vor Giovanni auf den Tisch. Auf ihrem Deckel klebte ein Etiquette, wie die Schreibhefte sie haben, darauf stand: „Persönliche Bedürfnisse."

„Hier, Giovanni, zählt einmal nach." Der Gemeindevorsteher schüttete den Inhalt auf den Tisch. Mit hastigen Händen zählten sie. Es langte nicht ganz. „Hier sind noch 6 Gulden," sagte Giovanni und legte seinen Geldbeutel auf den Tisch, „das ist alles, was ich daheim gefunden habe." — „Jaja. Noch nicht genug — Dorothea!" rief der Pfarrer hinaus. Die Wirtschafterin kam herbei. „Gib mal den Gulden wieder her, den ich für die Strumpfwolle gestern gegeben habe!" „Aber Hochwürden, es geht wirklich nicht mehr mit den alten Socken —"

Digitized by Google

„Bring den Gulden —“ „Gleich, Hochwürden, komm schon.“ Der Pfarrer atmete auf, als habe er einen hohen Berg erklommen. Giovanni saß ganz still am Tisch. „Ich wußt' es ja, ich wußt' es ja, Hochwürden,“ sagte er schließlich mit gleicher Befreiung aufatmend wie der Pfarrer. „Hast doch ein Unrecht getan, Giovanni, bist deinem Herzen gefolgt, das durftest du nicht — so Dorothea, gib her. Hier, zähl noch einmal nach: 45 Gulden, 83 Kreuzer.“

„Ich zahle sie zurück, Hochwürden —“ „Das sollst du auch! Mit fremdem Gut wäre zu leicht wohltun.“ Da gab es ein großes Getöse im Hausflur. Der Pfarrer öffnete hastig die Stubentür und sah hinaus. „Was gibt's denn da draußen, seid ihr betrunken?“ „Wir kommen, den Giovanni festnehmen, den Dieb —“ scholl es zurück und der Mesner und einige Leute von Campincolto erschienen an der Tür. Doch ihr Ungestüm verstummte schüchtern, als sie dem Pfarrer so dicht gegenüberstanden. „Was soll das heißen, Leute?“ „Er hat — er hat —“ Der Mesner war mutiger: „Er hat das Geld gestohlen für die Kleider unserer lieben Frau!“ „Kommt herein,“ rief der Pfarrer, „und merkt wohl auf: er lieh mir auf einige Tage das Geld für ein Werk der Barmherzigkeit — hier liegt es auf dem Tische bei Heller und Pfennig und heute noch geht ein Bote zur Post —“ „Ah!“ machten sie verlegen und hoben die Hände auf. Giovanni zählte dem Mesner das Geld vor: „Und dreiundachtzig Kreuzer — zugleich möchte ich vor diesen Zeugen und dem Herrn Pfarrer erklären, daß ich hiermit mein Amt niederlege als Gemeindevorstand.“ Ein Ausruf entfuhr ihnen. Der Pfarrer legte dem Giovanni die Hand auf die Schulter: „Recht so! Ihr aber — Mesner, Ihr vor allen — hört, was ich Euch sage: Selig sind die Barmherzigen, und selig, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden —“ Da murmelten sie eine Antwort: „Haben nur gemeint — Herr Pfarrer, nichts für ungut —“

„Madonna mia!“ seufzte der Mesner.

Dann gingen sie.

Giovanni aber fuhr zu Tal und zahlte die Kleider unserer lieben Frau.

Digitized by Google

Mythologie und Völkerkunde.

Von Th. Achelis.

Je mehr die ursprüngliche ungetrübte Naivetät der Auffassung kritischer Nüchternheit und gar skeptischem Mißtrauen Platz macht, je weiter sich das Gebiet der klaren, wissenschaftlichen Untersuchung ausdehnt, desto mehr schwindet die Macht und Bedeutung der phantasievollen Betrachtung der Natur und der menschlichen Umgebung. In scharf sentimentaler Beleuchtung hat Schiller bekanntlich in dem rhetorisch-deklamatorischen Meisterstück der Götter Griechenlands diesen unaufhaltsamen Sieg der mechanischen Naturwissenschaft gegenüber der animistisch-mythologischen Naturbeseelung beklagt, — es wiederholt sich im übrigen bei allen intellektuell höher stehenden Menschen derselbe psychologische Prozeß mit unwiderstehlicher Notwendigkeit, und es fragt sich schließlich nur, wie weit das Wunder als des Glaubens liebstes Kind noch geduldet wird. Trotzdem wäre es eine Täuschung, die auch schon durch einen oberflächlichen Blick auf die Gegenwart beseitigt wird, wenn man sich einreden wollte, daß eben zufolge des angedeuteten geistigen Fortschritts, der Aufklärung, um das beliebte Wort des 18. Jahrhunderts zu gebrauchen, abergläubische Vorstellungen völlig ihren Boden innerhalb unserer gesellschaftlichen Kreise verloren hätten. Daß das Volk in seinen niederen Schichten noch unentwegt an uralten Überlieferungen und Wahnideen trotz Schule und aller anderweitiger Bildungsmittel festhält, ist eine allgemein zugestandene Tatsache, die neuerdings auch noch durch die dankenswerten Bemühungen der eifrig umherspürenden Folkloristen nach allen Seiten hin ihre Bestätigung findet. Aber wir selbst, wenn wir auch sonst noch so überzeugungseifrige Jünger der Wissenschaft sind, können uns in unbewachten Augenblicken auf völlig magischen Anschauungen und Voraussetzungen ertappen. Das hat ganz humoristisch, wenn auch sachlich völlig zutreffend, der erfahrene Reisende und Ethnograph v. d. Steinen geschildert: Man pflegt sich das Zaubern und Hexen der Naturvölker als eine Kunst vorzustellen, die uns ganz fern liegt. Geht man jedoch vom Wesen ihrer Kunst aus, so ist nichts gewöhnlicher auch im Leben des Kulturmenschen als das Hexen, freilich ein unsystematisches laienhaftes Hexen. Wer träumt, hext; er ist nicht an den Ort und die Gestalt gebunden und ist zu beliebigen

Digitized by Google

Leistungen mit jeder Person oder Sache befähigt. Lebhafte Spiele der Einbildungskraft sind nur quantitativ, nicht qualitativ vom Traumwesen unterschieden. Wer das Bild der Geliebten küßt, bereitet sich zum Hexen vor. Wer seinem fern weilenden Schatz durch die Luft einen Kuß zuwirft, macht sich der Hexerei schon dringend verdächtig; denn es steht zu befürchten, daß er glaubt, der süße Hauch erreiche die Adresse und werde dort empfunden. Wer aber, wie der große Zauberer Goethe, seinem Freunde Eckermann erklärt: Ich habe in meinen Jugendjahren Fälle genug erlebt, wo auf einsamen Spaziergängen mich ein mächtiges Verlangen nach einem geliebten Mädchen überfiel, und ich so lange an sie dachte, bis sie mir wirklich entgegenkam, — der hext nach allen Regeln. Vollständig im Bann der echten Hexerei steht, wer auch nur eine Sekunde lang, wenn ihm die Ohren klingen, sich der Überzeugnng hingibt, daß man Gutes oder Schlechtes von ihm gesprochen habe, oder wer sich von seinem Freunde den Daumen halten läßt, damit ihm irgend etwas gelinge, oder wer seinen Wünschen die Kraft zutraut, den Ablauf angenehmer oder unangenehmer Geschehnisse zu beeinflussen (Unter den Naturvölkern Zentralbrasiliens, S. 339). Selbst ein so verstandesklarer Kopf wie Lessing durfte in einer so nüchternen Zeit schreiben: Der Same, an Gespenster zu glauben, liegt in uns allen, und in denjenigen am häufigsten, für die der Dichter vornehmlich dichtet. Es kommt nur auf seine Kunst an, diesen Samen zum Keimen zu bringen, nur auf gewisse Handgriffe, den Gründen für ihre Wirklichkeit in der Geschwindigkeit den Schwung zu geben. Hat er diese in seiner Gewalt, so mögen wir im gemeinen Leben glauben, was wir wollen, im Theater müssen wir glauben, was er will.

Den ewig unvergänglichen Ruhm, uns den Blick in die psychologische Struktur dieser Anschauungen eröffnet zu haben, darf die vergleichende Sprachwissenschaft mit Fug und Recht für sich in Anspruch nehmen, und man kann es verstehen, wenn der kürzlich verstorbene Max Müller, im Hochgefühl dieser epochemachenden und nicht zum wenigsten durch seine eigene Mitarbeit herbeigeführten Enthüllungen, etwas pathetisch ausrief: Wenn man mich fragen würde, was ich für die wichtigste Entdeckung halte, die im neunzehnten Jahrhundert in Bezug auf die alte Geschichte der Menschheit gemacht worden ist, so würde ich sagen, es sei die folgende einfache etymologische Gleichung: Sanskrit = Dyansh Pitar = Griechisch Zeuspater = Lateinisch Jupiter = Altnordisch = Tyr. Man bedenke, was diese Gleichung besagt; sie besagt nicht

Digitized by Google

nur, daß unsere eigenen Vorfahren und die Vorfahren von Homer und Cicero dieselbe Sprache redeten, wie die Bewohner Indiens — dies ist eine Entdeckung, die längst aufgehört hat, Staunen zu erregen, so unglaublich sie auch anfangs klang — sondern sie besagt und beweist auch, daß sie alle einst denselben Glauben hatten und eine Zeit lang dieselbe höchste Gottheit unter genau demselben Namen verehrten, einem Namen, welcher Himmel=Vater bedeutet. Ein Gelehrter, welcher sich auf die See der alten Geschichte und namentlich der alten Religion und Mythologie hinauswagt, ohne diese kurze Gleichung stets vor Augen zu haben, ist ebenso hülflos wie ein alter Seefahrer ohne einen Kompas; er mag manchen Sturm überstehen, am Ende aber muß er doch Schiffbruch leiden (Anthropol. Religion, S. 80). Immerhin blieben auch diesem bahnbrechenden Forscher nicht mancherlei Bedenken erspart, die die stets wachsende psychologische Vergleichung des zuständigen Materials ganz von selbst hervorriefen; mußte doch auch er von der überraschenden Gleichartigkeit in den deutschen Märchen und in denen der Zulus Akt nehmen, oder zwischen den polynesischen und indianischen Sagenbildungen, wo jede sprachliche Verwandtschaft und ein etwaiger Austausch von vornherein ausgeschlossen war. Es ist u. a. sehr bezeichnend, daß er das bedeutsame Buch von Gill, Myths and Songs from the South Pacific mit einer längeren Einleitung versah. Daß er im allgemeinen, wie aus folgenden Worten hervorgehen dürfte, an der sprachwissenschaftlichen Basis festhielt, wird kaum Wunder nehmen: Als man fand, daß fast jedes Volk, ob nun zivilisiert oder unzivilisiert, etwas ähnliches besaß, und daß diese verschiedenen Mythologien die überraschendsten Übereinstimmungen aufwiesen, konnten sich die Philosophen nicht der Annahme entschlagen, daß die Mythologie notwendig in der menschlichen Natur begründet sein müsse, und daß in all der Unvernunft, die unter dem Namen der Mythologie geht, doch auch einige Vernunft liegen müsse. Den Grund entdeckte man in der Sprache, in ihrer natürlich voranschreitenden Entwicklung von den Wurzeln zu Worten, in dem Zwange, Wurzeln, die menschliche Tätigkeiten bezeichneten, zur Benennung der auffallendsten Erscheinungen der objektiven Welt verwenden zu müssen, vielfach auch darin, daß die ursprüngliche Bedeutung solcher Namen vergessen wurde. Die Mythologie, welche zuerst gleichsam Wahnsinn zu sein schien, der über das Menschengeschlecht in einer bestimmten Periode seiner Entwicklung gekommen war, ist jetzt als unvermeidliche Entwicklungsstufe in dem Wachs-

Digitized by Google

tum der Sprache und des Denkens — denn die beiden sind immer untrennbar — erkannt worden. Sie repräsentiert, was wir in der Geologie eine metamorphische Schicht nennen würden, eine durch vulkanische Ausbrüche der darunter liegenden Felsmassen herbeigeführte Erschütterung der vernünftigen, verständlichen und gehörig geschichteten Sprache. Es ist metamorphische Sprache und Denken, und es ist die Pflicht des Geologen der Sprache, in den weithin zerstreuten Fragmenten dieser mythologischen Schicht die Reste von organischem Leben, vernünftigem Denken und dem ältesten religiösen Sehnen des menschlichen Herzens zu entdecken (Natürl. Religion S. 498). Im übrigen ist aber Max Müller, wie schon angedeutet, vorurteilsfrei genug, auch der völkerpsychologischen, nicht an bestimmte Sprachgrenzen gebundenen Richtung nicht ihren Wert abzusprechen. In der Tat enthält diese Perspektive nur die denknotwendige Erweiterung der innerhalb der einzelnen Völker und Sprachen bisher geübten Vergleichung; während die Sprachwissenschaft stets diese Beschränkung zu beachten hat, will sie nicht zu farblosen Abstraktionen und Phrasen greifen, so nähern wir uns eben in der Völkerkunde dem bis dahin immer vergeblich gesuchten Porträt des allgemein Menschlichen, ein Standpunkt und ein Ideal zugleich, das sichtlich nicht überboten werden kann.

Erst die moderne Forschung, die sich prinzipiell aller Parteilichkeit und Rhetorik enthält, konnte zufolge des immer wachsenden ethnologischen Materials die schwierige Aufgabe ins Auge fassen, die Entwicklung der ganzen Menschheit von ihren dürftigsten Anfängen an bis zu den kompliziertesten Gebilden hin in organischem Zusammenhang darzustellen, wobei (was hier gleich bemerkt sein möge) der gewöhnliche chronologische Rahmen freilich völlig außer Acht blieb. Zunächst mußte mit dem Wahngebilde des „edlen Wilden", wie ihn das gefühlsselige 18. Jahrhundert unter dem maßgebenden Einfluß Rousseaus erzeugt hatte und das dann auch seinen Eingang in die Dichtung fand, aufgeräumt werden. Ferner konnte nicht mehr die durch die landläufige weltgeschichtliche Perspektive bedingte Auffassung eines regelmäßigen Fortschrittes der Völker oder gar der Menschheit überhaupt festgehalten werden, schon aus dem einfachen Grunde, weil diesem spekulativen Schema die nüchternen Tatsachen allzu wenig entsprachen. Es handelte sich lediglich in erster Linie um die Beschaffung eines einwandsfreien Materials und zwar in möglichster Vielseitigkeit und Lückenlosigkeit. Endlich bedurfte es der maßgebenden Erkenntnis, daß wir es hier, wie schon angedeutet, nicht mit einer

Digitized by Google

geschichtlichen Folge der Ereignisse, sondern lediglich mit der psychologischen Entwicklung des geistigen Wachstums der Völker zu tun haben, wie es auf den verschiedenen Gebieten des geistigen Lebens zutage getreten ist. Aus diesen Dokumenten, die trotz aller Nüanzierungen im einzelnen überall gewisse typische Grundzüge dieses Weltbildes erkennen ließen, konnten die Urelemente des menschlichen Geistes, besonders auch für Religion, Mythologie und Recht, mit einer gewissen Sicherheit erschlossen werden. Es ist bezeichnend für unseren historisch geschulten Sinn, daß man deshalb anfangs, als die schlagendsten und überraschendsten Analogien aus allen Winkeln des Erdballs zusammentrafen, um eine Erklärung zu ermöglichen, auf die abenteuerlichsten Entlehnungs- und Übertragungs-Hypothesen verfiel. Unter den Rothäuten sollten sich versprengte Reste der verlorenen israelitischen Stämme vorfinden, auf den polynesischen Eilanden die zweifelhaften Kuftriten-Elemente der Genesis verbreitet haben u. s. w., bis man sich zu der einzig richtigen Forderung verstand, für alle solche etwaige Übertragungen einen genauen Beweis zu verlangen. Selbst Forscher, die an und für sich der sozialpsychologischen Perspektive, wie sie Bastian in seiner Theorie des Völkergedankens aufstellte, abgeneigt waren, wie z. B. der treffliche Friedr. Ratzel, konnte doch angesichts des überwältigenden Materials nicht umhin, dieser Anschauung eine gewisse Berechtigung zuzugestehen. So schreibt er: Wenn wir höher steigen, so kommen wir zu jenen mythologischen Entwickelungen der Götter- und Seelenlehren und der Kosmogonien, welche, Pflanzen vergleichbar, deren Same der Wind verträgt, überall, wo Menschen sind, gleich in Grundgedanken, aber auch erstaunlich ähnlich in Einzelheiten aufsprießen und oft wuchernd sich entfalten. Die Übereinstimmungen und Ähnlichkeiten sind auf diesem Gebiete so häufig, daß selbst Beobachtern, welche gar nicht einmal weit um sich sahen, solche Anklänge auffielen. Hartt, der eine Sammlung von Sagen des Amazonengebietes anlegte, fand sofort die Schwanenjungfrau, den Werwolf, das Überholen im Wettlauf eines schnellen Tiers (Hirsch) durch ein langsames (Schildkröte) heraus. Und sie sind nicht vereinzelt, sondern sie treten in ganzen Mythenbauten und Sagenkreisen auf, wie Bleek einen im Reineke Fuchs in Afrika dargestellt hat. Die Einkleidungen mögen von Ort zu Ort wechseln, wesentlich bleiben zwei Dinge zu beachten: der unverwüstliche Grundgedanke und die zufällig in diesem oder jenem Teil unverändert erhaltenen Einzelheiten der Einkleidung. Ideen scheint der Mensch in unbeschränkter

Digitized by Google

Menge und Mannigfaltigkeit erzeugen zu können, und man mag dann allein an spontane Entstehung gleichartiger Ideen in weitentlegenen Gebieten glauben. Wenn einst eingehende Forschungen nachweisen sollten, daß neben der Armut an materiellen Gütern der Reichtum an Gedanken in Märchen und Sagen bei den Buschmännern überraschend sei, so würden wir darin nichts Erstaunliches sehen (Anthropogeographie II, 718).

Da dies Moment für unsere ganze Betrachtung von ausschlaggebender Bedeutung ist, so müssen wir noch einen Augenblick dabei verweilen. Schon Peschel machte die für seine Zeit paradoxe Bemerkung, daß das Denkvermögen aller Menschenstämme sich bis auf seine seltsamsten Sprünge und Verirrungen gliche. Sehen wir somit von der bis auf den heutigen Tag recht strittigen Hypothese der Menschen ab, so bleibt nur die Annahme einer geistigen Gleichartigkeit des menschlichen Naturells übrig, eine Ansicht, deren Notwendigkeit Altmeister Bastian aus der Entwicklung der ethnologischen Forschung ganz anschaulich ableitet: Als mit Beginn ethnologischer Forschung das darin angesammelte Material sich zu mehren begann, als es wuchs und wuchs, wurde die Aufmerksamkeit bald gefesselt durch die Gleichartigkeit und Übereinstimmung der Vorstellungen, wie sie aus den verschiedensten Gegenden sich mit einander deckten unter ihren lokalen Variationen. Früher war man durch solche manchmal bei oberflächlicher Beobachtung getäuscht worden, mit näherem Eindringen jedoch ließ sich bald die nur lokal bedingte Färbung von dem überall gleichartig darunter waltenden Gesetz scheiden. Anfangs war man noch geneigt, wenn frappiert, vom Zufall zu sprechen, aber der stets wiederholte Zufall negiert sich selbst. Dann wunderte man sich über die wunderlichen Koinzidenzen, und bald war, wie immer, der „geheime Bautrieb" bereit, seine Hypothesen aufzustellen, in Übertragungen und Künsteleien monströse Völkerbeziehungen schürzend. Dies war der gefährlichste Feind der Ethnologie, besonders auf so schlüpfrigem Gebiet wie dem psychischen. Jetzt infolge des sich teilweise erschöpfenden Materials haben sich leitende Gesetze von selbst zusammengeschlossen und dürfen so als nicht mit subjektiver Absicht, sondern rein objektiv gewonnen auf naturgemäße Begründung Anspruch machen. Von allen Seiten, aus allen Kontinenten tritt uns unter gleichartigen Bedingungen ein gleichartiger Menschengedanke entgegen, mit eiserner Notwendigkeit. Allerdings ist unter klimatischen (oder lokalen) Variationen anders die Tanne des Nordens, anders die Palme der Tropen,

Digitized by Google

aber in beiden schafft das gleiche Wachstumsgesetz, das sich für das pflanzliche Ganze auf wissenschaftliche Normen zurückführen läßt. Und so finden wir den Griechen unter seinem heiteren Himmel von einer anderen Götterwelt geistiger Schöpfungen umgeben, als den Skandinavier an nebliger Küste, anders die Mythologie des Inders in wunderbaren Gestaltungen des Urwaldes und so über weite Meeresflächen treibend die des Polynesiers. Überall aber gelangt ein schärferes Vordringen der Analyse zu gleichartigen Grundvorstellungen, und diese in ihren primitiven Elementargedanken unter dem Gange des einwohnenden Entwicklungsgesetzes festzustellen sowohl für die rechtlichen und ästhetischen Anschauungen wie für die religiösen, also diese Erforschung der in den gesellschaftlichen Denkschöpfungen manifestierten Wachstumsgesetze des Menschengeistes, das bildet die Aufgabe der Ethnologie, um mitzuhelfen bei der Begründung einer Wissenschaft vom Menschen (Der Völkergedanke S. 8). Daß trotzdem nicht selten, besonders auf vorgerückten Stufen der Gesittung, Übertragungen vorkommen können und wirklich vorgekommen sind, soll damit selbstverständlich nicht geleugnet werden; nur bedarf es in einem solchen Fall, wie bereits bemerkt, des induktiven Nachweises, da eine bloße Vermutung eben wertlos ist.

In zweiter Linie würde es sich nach diesen methodischen Erörterungen um eine, wenn auch noch so kurze, Skizze der Ergebnisse handeln, die wir der Völkerkunde in Bezug auf die Mythologie zu verdanken haben. Zunächst ist es beachtenswert, daß ihr Bild, das sie von diesen Schöpfungen entwirft, besonders auf den Anfangsstufen menschlicher Gesittung, nicht unerheblich von demjenigen Porträt abweicht, das z. B. die vergleichende Sprachwissenschaft hinsichtlich der urarischen Zustände zeichnet. Hier wird durchweg eine Feinheit des religiösen Gefühls und namentlich der Naturempfindung angenommen, die mit allen übrigen Analogien aus dem Leben der Naturvölker im schroffsten Widerspruch steht. Gerade die Anerkennung der so charakteristischen Naivetät, die sich nicht mit den uns geläufigen sprachlichen Vergleichungen und Bildern behilft, sondern unumwunden an ihre eigene phantastische Auffassung der Wirklichkeit glaubt, suchen wir bei den Vertretern dieser Richtung vergebens, und doch lehrt ein einfaches Besinnen, daß alle Symbole und Metaphern ursprünglich, in längst entfernten Perioden der Entwicklung, einmal der Vorstellung eines Realen entsprungen sein müssen — das Märchen ist erst späterhin ein dichterisches Spiel der Phantasie geworden, die bewußt zwischen

Digitized by Google

Gegenstand und Nachbild unterschied. Wir beziehen uns noch einmal auf eine Äußerung des bereits angeführten erfahrenen Ethnographen K. v. d. Steinens, der nach längerem und wiederholtem Aufenthalt unter den zentralbrasilianischen Waldindianern erklärt: Wir sagen, der Eingeborene anthropomorphisiert in seinen Märchen, er läßt die Tiere reden und handeln wie Menschen. Das ist von unserem Standpunkt aus richtig, aber wenn wir glauben wollten, er statte die Tiere nur zu dem Zwecke, eine hübsche Geschichte zu erzählen, mit menschlichen Eigenschaften aus, so wäre das ein gewaltiges Mißverstehen; es hieße nicht mehr und nicht weniger, als ihm all seinen Glauben und Wissen wegdisputieren. Sein Glauben: denn in die wunderbaren Geschichten, die er von den Tieren berichtet, setzt er dasselbe Vertrauen, wie jeder überzeugte Christ in die Wunder der Bibel; sein Wissen: denn er könnte die ihn umgebende Welt ohne seine Märchentiere ebensowenig begreifen als der Physiker die Kraftzentren ohne Stoffatome (Unter den Naturvölkern Zentralbrasiliens S. 351). Die für uns fast unübersteigliche Scheidegrenze zwischen Mensch und Tier fehlt eben für seine Vorstellung völlig, die Tiere sind eben auch Persönlichkeiten, wie wir, nur anders geartet und entwickelt, und ebenso ist die ganze übrige Natur beseelt, mit geistigen Kräften ausgestattet, wie er selbst, und deshalb mußten seiner phantastischen Auffassung auch alle Vorgänge in der Umgebung als unmittelbare Abbilder seines eigenen geistigen Lebens erscheinen, ein psychologischer Standpunkt, den z. B. Tylor konsequent in seiner bekannten Theorie des Animismus ausgeführt und mit einer überzeugenden Zahl von schlagenden Belegen begründet hat. Daß dabei zunächst mächtige elementare Erscheinungen (Gewitter, Stürme, vulkanische Eruptionen u. s. w.) eine besonders hervorragende Rolle gespielt haben, soll durchaus nicht geleugnet werden, wie das Schwartz unter gleichzeitiger Betonung der vollen Realität des naiven Glaubens hervorhebt. Es ist eben keine auf dem Doppelsinn des Wortes bloß beruhende Darstellung der Natur, wenn der sich schlängelnde Blitz als Schlange, der heulende Sturm als Hund oder Wolf, der dröhnende Donner als Hufschlag himmlischer Donnerrosse, der brüllende als das Brüllen eines himmlischen Stiers galt, oder wenn in den Regenströmen des Gewitters der Himmel als ein Meer erschien, der hin- und herschießende Blitz als ein Fisch, der den Feuerfunken verschluckt u. s. w., sondern für den Glauben waren alles dies Realitäten, wie die indischen, die sich nur durch das Wunderbare, Zauberhafte, Ge-

Digitized by Google

heimnisvolle und Gewaltige von diesen unterschieden, die aber eben dadurch nur um so mehr die Phantasie anregten und geeignet waren, Gegenstände des Glaubens zu werden (Prähistorisch-anthropol. Studien, Berlin 1884).

Ist nun, wie wir uns früher überzeugten, das menschliche Naturell in seinen Urelementen gleichartig (bei aller Verschiedenheit der Begabung), so müssen sich auch folgerecht gewisse übereinstimmende typische Züge des Mythus zeigen und das ist denn auch in der Tat nach verschiedenen Richtungen hin der Fall. Nur dürfen wir dabei, besonders was religiöse Vorstellungen anlangt, einen Umstand nicht außer Acht lassen; in den meisten Fällen hat die priesterliche Spekulation die ursprünglichen volkstümlichen Anschauungen umgestaltet und zu einem freilich vielfach noch widerspruchsvollen Ganzen verknüpft, — ein derartiger psychologischer Umschmelzungsprozeß entspricht im übrigen auch dem normalen Verlauf der Dinge. So wenig das einfache, schlichte Bewußtsein abstraktem Denken zuneigt, so vielfach begegnen wir doch inmitten des bunten polytheistischen Gewimmels gewissen mächtigeren Gottheiten bei den Naturvölkern, die eine zentrale Stellung einnehmen. Beispiele sind für die Polynesier die erhabene Gestalt von Tanaoa, der geheimnisvolle Manito bei den nordamerikanischen Indianern, bei den Peruanern Viracocha, bei den Zulus der ewig alte Ukulunkulu, der für den gewöhnlichen Sterblichen unnahbare Nyankupong der Odschi an der Westküste Afrikas u. s. w. Äußerst charakteristisch ist es, daß für die Sorgen des gewöhnlichen Lebens dieser mächtige Herrscher kein Ohr besitzt, dafür existieren meist eine ganze Reihe niederer Götter, die in der Regel in einem ganz persönlichen Verhältnis zu den Eingeborenen stehen. Im ganzen und großen wird man sich unbedenklich Tylor anschließen dürfen, der sich über dies Problem so äußert: Die Lehre, an der niedere Rassen festhalten, ist ein Polytheismus, der in der Oberherrschaft einer höchsten Gottheit gipfelt. Hoch über der Lehre von den Seelen, von den göttlichen Manen, von den lokalen Naturgeistern, von den großen Wasser- und Elementargottheiten lassen sich in der wilden Theologie bald verzerrt, bald majestätisch gewisse Schattenbilder der Vorstellung von einem höchsten Wesen unterscheiden, welche durch die Geschichte der Religion hindurch mit wachsender Stärke und zunehmendem Glanze zu verfolgen sind (Anfänge der Kultur II, 33). Die zweite, äußerst wichtige, von der Sprachforschung durchweg viel zu wenig gewürdigte Fundgrube der Mythologie ist die soziale Welt und

Digitized by Google

Umgebung des Naturmenschen; denn auch diese ist ein sehr bedeutsames und ihm noch viel näher liegendes Erregungsmittel für seine Phantasie, als die äußere Natur. Seine eigene Persönlichkeit versteht er nur durch die fortgesetzte unmittelbare (sei es freundliche, sei es feindliche) Wechselwirkung mit seinesgleichen, zu denen, wie wir uns überzeugten, auch die Tiere gehören. Die durch die unheimliche Tatsache des Todes nicht wenig geförderte Vorstellung von der Seele hat auch hier nach verschiedenen Richtungen einen üppigen Nährboden gefunden, so, um an das zuletzt Erwähnte anzuknüpfen, in der Verehrung der in großen und mächtigen Tieren wohnenden Seele. Nur auf Grund dieser ursprünglichen Wesensgleichheit von Mensch und Tier ist die bekannte Verwandlung der Menschen in Tiere, wie sie sich in allen möglichen Sagen, selbst noch bis tief in die Kultur hinein, erhalten hat, psychologisch erklärlich. Dazu tritt der über die ganze Erde verbreitete Tierdienst, wo die Tiere geradezu als die Inkarnationen der Gottheiten erscheinen, von dem eigenartigen indianischen Totemismus, wo ein gewisses Tier das Wappenzeichen und die Gottheit eines bestimmten Stammes ist (das auch nur unter sühnenden Zeremonien gejagt werden darf) noch ganz abgesehen. Soziale Motive (enger Zusammenschluß aller Stammesgenossen, straffe Gliederung der Horde u. s. f.) vereinigen sich auf diesem Punkte, wie so häufig im Völkerleben, mit religiös-ethischen Elementen, die in dem Kultus ihren gebührenden Ausdruck finden, namentlich unter den Händen einer geschickten und herrschsüchtigen Priesterschaft. Das tritt besonders anschaulich in der Ahnenverehrung hervor, indem der Stammvater eines Geschlechts, der durch hervorragende Eigenschaften unter den Seinen hervorragte, in der Form eines Tieres nach seinem Abscheiden göttliche Anbetung genießt, um wenigstens in einem Abbilde den Seinen nahe zu sein. Das wichtigste soziale Moment offenbart sich aber (meist freilich erst auf etwas vorgerückteren Kulturstufen) im Kult der Kulturheroen, d. h. der göttlich verehrten Lichtbringer, was zumeist auch an die Erfindung des Feuers als des bedeutsamsten zivilisatorischen Faktoren geknüpft. Die aus der Antike bekannte Gestalt des griechischen Prometheus wiederholt sich in den entlegensten Sagenkreisen, so bei den geistig ungemein regen Polynesiern in dem listigen und verschlagenen Mani, dem volkstümlichen Helden, der auch durch mancherlei burleske Streiche über alle Feinde den Sieg davonzutragen versteht. Genau derselben Idee begegnen wir bei den nordamerikanischen Indianern in der Figur des Menabozto oder Michalo,

Digitized by Google

bei den Peruanern in Viracocha u. s. w. (vgl. das interessante Buch von Brinton, American Hero-Myths, Philadelphia 1882). Von der letzterwähnten Gottheit erzählt der für die amerikanische Mythologie bahnbrechende Forscher Brinton: Sein Interesse an dem Fortschritt der Menschen war derart, daß er persönlich unter den Vorfahren des Volks erschien und ihnen die nützlichen Künste lehrte, ihnen Mais gab und andere Pflanzen, sie in die Mysterien ihrer Religion einweihte, die Gesetze bestimmte, welche ihr soziales Leben ordneten, und nachdem er sie auf diese Weise auf den Weg zu ihrer eigenen Vervollkommnung brachte, sie verließ, ohne den Tod erlitten zu haben, sondern in geheimnisvoller Art ihren Blicken entschwand (a. a. O. p. 27). Ein weiterer typischer Zug ist die jungfräuliche Geburt dieser Kulturschöpfer, die sich in allen Sagen und Erzählungen wiederholt, das Hervorbrechen der Sonne aus dem Schoße der Nacht und Dämmerung, und auch hier ist der übliche historische und chronologische Rahmen ganz und gar durchbrochen durch die geistige Gleichartigkeit der Anschauungen, wie das z. B. sehr auffällig in einer Parallele zwischen egyptischer und peruanischer Fassung des Stoffes hervortritt. Es ist übrigens bezeichnend, daß diese Gestalten durchweg höheren Gesittungsstufen angehören, schon deshalb, weil hier hin und wieder und in einigen Sagenkreisen sogar in breiterer Ausführung sittliche Elemente sich offenbaren, die sonst dem primitiven Glauben recht fremd zu sein pflegen. Selbst in so feinsinnigen oder wenigstens spekulativ angelegten kosmogonischen Dichtungen, wie z. B. in den hawaiischen, fehlt dieser Einschlag, wie Moerenhout, Fornander und andere sachkundige Forscher ohne weiteres zugestehen, fast völlig; höhere ethische Ideale sind eben erst ein langsam reifendes Produkt späterer Entwicklung.

Der weiteren Entfaltung und Ausgestaltung der Mythologie können wir hier aus leicht begreiflichen Gründen nicht nachgehen — es handelte sich für uns nur um eine psychologische Grundlegung und eine methodische Analyse des fast riesengroß sich vor unseren Blicken auftürmenden Stoffes —, nur die Bemerkung wollen wir zum Schluß nicht unterdrücken, daß für den Standpunkt der Völkerkunde Mythologie, Religion und Kultus ein unlösbares, organisches Ganze bilden, mit dem sich noch außerdem manche uralte rechtliche Anschauungen verknüpfen. Für das sinnliche Naturell des Naturmenschen bildet gerade der Kultus mit seinen weiteren Verzweigungen des Opfers, der Fasten, der Priesterschaft in ihrem beherrschenden Einfluß, der so weit ver-

Digitized by Google

breiteten Jünglingsweihen, der Geheimbünde u. s. w. das Zentrum seiner ganzen religiösen Welt, und so vermag ein geschärfter Blick, der namentlich an den Tatsachen der Völkerkunde geschult ist, in den primären Fasern des allbekannten, durchaus nicht, wie man noch immer meint, nur auf Afrika beschränkten Fetischismus die bedeutsamen Ansatzpunkte für religiöse Bildungen zu erkennen, die noch mitten hinein in unsere Kultur ragen. Namentlich gilt das von manchen Zeremonien des Katholizismus, wie denn mancher Gebirgsbauer in Bayern und Tirol genau genommen noch auf dem psychologischen Entwicklungsstandpunkt eines Negers steht.

Wie wichtig aber eine völkerpsychologische, vergleichende Perspektive für die Erklärung mythologischer und religiöser Probleme ist, das möge zum Schluß noch eine Auslassung aus dem viel zu wenig gewürdigten Jugendwerk Altmeisters Bastian veranschaulichen, durch das der große Ethnograph zum erstenmal die Blicke der gelehrten Welt auf das Arsenal der Völkerkunde lenkte: Ihre allzu große Gelehrsamkeit macht die Mythologen gewöhnlich unachtsam gegen das Nächstliegende, sie lassen die Natur unbeachtet und sehen, wie man zu sagen pflegt, gewöhnlich den Wald vor Bäumen nicht. Die Kultur des Westens hat nie jene Warnung des chinesischen Weisen beachtet, daß es zu früh sei, den Himmel erforschen zu wollen, bevor die Erde gekannt sei. Wenn man die Arestas und Verdas studiert, um den weitverbreiteten Feuerkultus zu erklären, so darf kaum erwartet werden, die unendliche Verschiedenheit individueller Ansichten je auf eine für alle gleichmäßig genügende Einsicht zurückzuführen. Der Student unseres Nordens steckt seine Lampe mit einem Streichholz an, breitet die Bücher einer vergangenen Zeit vor sich aus und sucht nun Pshat in Hephäestlos, zieht Vergleichungen zwischen Vesta, Brahm und Agni. Das heißt meiner Ansicht nach die Sache am verkehrten Ende, statt am Anfang, beginnen. Weshalb bedenkt er nicht zunächst, daß Streichhölzer eine sehr moderne Erfindung sind, daß im Altertum die Erzeugung des Feuers mit den höchsten Schwierigkeiten verbunden war, wie sie noch jetzt unter Wilden stundenlange Vorbereitungen erfordert? Der Lucifer, der uns so zur Gewohnheit geworden ist, daß wir nie daran denken, darüber zu denken, gehörte einst zu den Mysteriösesten der Wunder, zu den Wundern, die eine um so mächtigere Gewalt auf das menschliche Gemüt ausüben mußten, da von dem Eintreffen desselben alle Bequemlichkeiten nicht nur, sondern auch die ersten Bedürfnisse des Lebens, besonders in kalten Gegenden, abhängen. Hieraus

Digitized by Google

wird sich leicht verstehen, weshalb überall das heilige Feuer in den Kapellen leuchtete, weshalb ihm seine Hüter bestellt waren und sein Kultus in die Anordnungen der ganzen Staatsverfassung, wie in jede Verrichtung des Privatlebens eingriff. Hier haben wir eine fest umschriebene, sichere Anschauung, die nicht durch die subjektiven Gedankenoperationen eines Philosophen geschaffen ist, sondern die mit Notwendigkeit aus den einfachsten Verhältnissen des untersten Naturzustandes emporgewachsen ist und hat emporwachsen müssen, eine Anschauung, die wegen des mit ihr verknüpften materiellen Interesses zugleich den durchgreifendsten Eindruck auf die stumpfsinnigsten Barbaren hat machen müssen, und die nun graduell, mit der Verfeinerung und Ausbildung desselben, sich auch selbst zu immer feineren und geistigeren Auffassungen abklären wird. Umschreibt und definiert die Mythologie mit Genauigkeit die Verhältnisse, in denen das Leben der Naturvölker verläuft, die Eindrücke, die sie von ihrer Umgebung erfahren müssen, die Anregungen, die ihnen durch gegenseitigen Ideenaustausch geworden sind, so wird die Psychologie daraus nach feststehenden Gesetzen die Religionsbegriffe, die sich entwickeln mußten, ableiten und die gegenseitige Kontrolle bei den Wissenschaften die Richtigkeit ihrer Resultate verbürgen (San Salvador S. 342).

Böcklin-Literatur.

Von Eugen Kalkschmidt.

Gustav Floerke, der „Zehn Jahre mit Böcklin“*) teils persönlich, teils brieflich intimer verkehren durfte, war ein Temperament, daneben ein unterrichteter Mann; ein Kunstprofessor, ein unsystematischer aber spekulativer Kopf. Solche Köpfe bauen keine neuen Gedanken in massiven, grundlegenden Werken aus, auch für irgendwelche „Leitfäden“ fehlt es ihnen am geistigen

*) Zweite vermehrte Auflage. Mit 14 Illustrationen. München, Verlagsanstalt Bruckmann. 269 S. geb. 7,50 Mk.

Digitized by Google

Zwirn, aber sie sind eindrucksfähig, empfindlich für das Kommende, können tüchtige Pioniere sein, die die Brücken schlagen von Mißverständnis und Ablehnung zum gutwilligen Eingehen in das Verständnis neuer Kunst. Sie haben Einfälle, und der Aphorismus wird ihnen zu natürlichem Ausdruck. Floerke lernte Böcklin 1881 in Florenz kennen, wie man sich so kennen lernt, beim Wein. Und der Eindruck dieser kraftvollen, gewaltigen Natur ist so groß, daß der Ästhetiker Floerke sofort seiner Suggestion verfällt und blitzartig instinktiv erkennt: da ist Zukunft! An seiner Hand fühlst du dich bis zum Mittelpunkt. So zu fühlen, zu erkennen und auch für uns Spätere durch Niederschrift etwas zu tun, den Augenblick zu nutzen, das setzt eine spezifische Begabung voraus, die mehr ist als die nicht eben seltene Fähigkeit einer schmiegsamen Anpassung. Der Umgang mit Künstlern ist an und für sich nicht leicht noch dankbar, und die Genies können oft ganz unausstehlich werden, grob und einseitig, rücksichtslos und herausfahrend wie der allseitig durch gesellschaftliche Bildung abgehobelte Durchschnittsmensch gar nie. Von Böcklin ist es bekannt genug, wie schroff er seine Kreise gegen ästhetisierende Zudränger, gegen Vernünftler und Moralisten der Kunst zu wahren wußte. Hielt er es also mit Floerke ausnahmsweise aus, so muß ihm der doch wohl auch etwas haben geben, ihm haben „die Stange halten" können. Er war eben auch ein Temperament, ein reichlich überschwängliches zwar und ein oft steuerloses, aber wenigstens eines, das vor kräftiger Rede nicht so leicht fühlsam verstummte, sondern leidlich kunstverständig wider- und mitzureden wußte. So vertrugen sich die Beiden im ganzen anscheinend nicht schlecht, denn die Fälle, in denen Floerke dem Maler „auf die Nerven gefallen" sein dürfte, sind uns nicht überliefert und also nicht berechenbar. Überliefert aber ist uns ein ganzes Rutenbündel reifiger Worte Böcklins, umwunden freilich von den bewegtesten Phantasien des Theoretikers Floerke, und so vielfältig durchschlungen, verwickelt und verknüpft, daß man oft nicht weiß: spricht der Meister oder sein Adept? Daß man selbst in den wörtlich angeführten Aussprüchen Böcklins das Salz des Floerkeschen Temperamentes deutlicher durchzuspüren glaubt, als man es für objektive Bekundungen wünschen möchte.

Gleichviel, es kann kein Zweifel sein, daß wir in diesen Aufzeichnungen das bisher wichtigste Dokument zum Thema Böcklin besitzen, das ein einzelner aus eigenen Erlebnissen gegeben hat. Denn Friedrich Schick — Böcklin nennt ihn bei Floerke gut-

Digitized by Google

mütig spottend „Gottlieb", den göttlich exakten Philister — hat wohl technische Bemerkungen ausgiebig mitgeteilt und seine eigenen Versuche ermüdend fleißig beschrieben, aber über den künstlerischen wie den reinmenschlichen Charakter Böcklins bleibt alles schülerhaft. Auch war ja der Böcklin der Jahre 66, 68, 69 erst im Anfang der Vierziger und im Beginne seines Überganges zu reifstem Können. So tritt denn Floerke ergänzend ein für die überaus wichtige Spanne etwa des 55. bis zum 65. Lebensjahre, jener Zeit also, in der (1885) das lebensfreudige Selbstbildnis Böcklins entstand, das Halbfigurenbild mit dem erhobenen Weinglase und dem aufgestemmten Arm, ein Bild, recht wie ein Merkmal für den Geist der Periode als Titelbild dem Buche vorgesetzt.

Als ein guter und zuverlässiger Beitrag zur Böcklin-Biographie erscheint mir die Schrift von Adolf Frey.*) Ursprünglich bestimmt, Böcklin im Spiegel seiner Züricher Freunde für die Zeit seines siebenjährigen Aufenthalts (1885—92) in Zürich zu zeigen, greift sie weit über dieses Ziel hinaus und bringt namentlich aus den Jugendjahren wie aus den darauf folgenden Zeiten von Böcklins schweizerischen Aufenthalten und Beziehungen vieles Wertvolle ans Licht. Frey hat eine Fülle persönlicher Mitteilungen verwerten können und sie ganz geschickt und anschaulich mit dem, was bereits veröffentlicht vorlag an Erinnerungen, Briefen usw., zur neuen Einheit verflochten. Wenn es seiner Arbeit trotzdem an der rechten Plastik fehlt, so liegt das, wie er selbst sicher gefühlt haben wird, an der Fülle und Schwierigkeit des Stoffes, der ihm zufloß und die Darstellung notwendig über die gesteckten Grenzen hinaustrieb, ohne doch eine entwickelungsgeschichtliche Betrachtung in vollem Umfange zu ermöglichen. Diese ist ja nun doch nicht zu umgehen, und neben H. A. Schmid ist Frey vielleicht der Berufenste zu einer umfassenden Biographie des Meisters, die uns noch fehlt. Frey hat eine sehr ansprechende schlichte Art zu schildern, bleibt ganz sachlich und unverzückt, wie sich's für einen Biographen gehört, ohne doch die nötige Herzenswärme vermissen zu lassen. Wieweit er freilich der überragenden Erscheinung Böcklins ästhetisch und kunstgeschichtlich gerecht werden könnte, steht dahin, und doch wäre dieser Teil der Arbeit der schwierigste, gerade weil in der heutigen Böcklinmode fast alle kritische Erkenntnis in der literarischen Betrachtung, der mehr

*) Arnold Böcklin. Stuttgart, Cotta. 272 S. 4,50 Mk.

Digitized by Google

oder minder poetischen Anempfindung kraft- und sinnlos untergeht. Nun, auch für das vorliegende biographische Kapitel verdient Frey bedankt zu werden. Für weitere Kreise am interessantesten ist wohl die Aufklärnng über Entstehung und Verlauf des Verhältnisses zwischen Böcklin und Keller, der vor der persönlichen Bekanntschaft nicht eben viel auf die Kunst des Malers gab, danach freilich sein Geschick pries, das ihm den Verkehr mit einem schöpferischen Menschen vom Schlage Böcklins, in so später Stunde noch, gnädig verstattete. Auch die bis ans Ende währende Entfremdung Böcklins von Jakob Burckhardt wird aufgehellt. Maltechnische Erörterungen sind mit viel wirklichem Verständnis angestellt; das lange Kapitel über die beiden Medaillen — die Gottfried Keller- und die Bundesmedaille — wird die Schweizer Leser gewiß mehr interessieren als uns im Reiche, für die die ausführlich quellenmäßige Darstellung eines Intermezzos auf einem sehr gelegentlichen Schaffensgebiete Böcklins ziemlich unerheblich ist. Da zahlreiche einzelne Abschnitte des Buches durch Abdruck in deutschen Zeitschriften bekannt geworden sind, erübrigt sich eine weitere Besprechung.

Der Maler Otto Lasius hat in den Jahren 1884—89 in Zürich durch seinen Vater, der mit Böcklin bekannt war, des öfteren Gelegenheit gehabt, bei diesem zu sein und sich an ihm zu bilden, ohne daß er zu ihm in ein besonderes Lehrverhältnis getreten wäre. Böcklin scheint dem bescheidenen jungen Menschen, der des Meisters Werke mit der ganzen Inbrunst des Werdenden dankbar in sich aufzunehmen und zu verarbeiten suchte, wohlgewollt zu haben. Dann und wann bringt ihm Lasius seine neuen Arbeiten, erfährt meist recht scharfe Kritik, trägt aber immer auch einen guten Rat heim, und notiert dergleichen, zusammen mit gelegentlich aufgefangenen Bemerkungen von Spaziergängen und anderer Geselligkeit her, fleißig in seine Tagebücher. Aus ihnen hat dann später er oder die Herausgeberin Maria Lina Lasius die vorliegende ganz lesbare Schrift*) zusammengestellt. Ohne grade neue Seiten Böcklins zu enthüllen, gibt sie in ihrer Objektivität Ergänzungen und zugleich Bestätigungen dessen, was Floerke so sehr temperamentvoll und subjektiv überliefert hat. Diesen schildert übrigens Lasius nicht sehr anmutend: „Flott gekleidet, braunes Sammetjackett, fliegende Krawatte, ein Lockenkopf, von dem eine Locke halb in die Stirne herabfiel, ein Spitzbart, den eine

*) Arnold Böcklin. Berlin, Fleischel & Co. 141 S. 3.— Mk.

Digitized by Google

selbstgefällige Hand nur allzuoft strich, die Gestikulation etwas stark selbstbewußt — und dieser Mann, der mit großen Phrasen und vielen Fremdwörtern nur so um sich warf und alles für selbstverständlich hielt, —" usw. So korrigiert der eine Tagebüchler den andern, vielleicht schon aus dem instinktiven Gefühl des Wettbewerbes heraus, des Wettbewerbes um das Zutrauen des Meisters, dessen Wesen in heiterer Frische und Gesundheit aus den toten Papieren beider lebendig zu uns spricht.

Beowulf und das altdeutsche Heldenzeitalter in England.

Von Ferdinand Vetter (Bern).

[Teil II.]

Ein rauhes Lied aus rauher Zeit, so erscheint uns der Beowulf, besonders wenn wir, wie jetzt eben, nur die darin erzählten Tatsachen in Betracht ziehen. Eine möglichst geradlinige Handlung oder Folge von Handlungen ohne tiefere Konflikte oder Motivierungen; zwei oder drei Heldentaten ziemlich ähnlicher Art, hervorgegangen aus demselben mannhaften Sinn für Ehre und Recht und verlaufend ohne Widerstreit von Pflichten oder Einbuße von inneren Gütern; endlich ein sieghaftes Unterliegen im Abendrot eines ewigen Nachruhms. Der Held hat noch etwas von den unwiderstehlich wirkenden Naturmächten an sich, aus denen er hervorgegangen ist, vor deren Waffen — dem Sonnenstrahl und dem Frühlingssturm — die Eisberge hinschmelzen und die Felsen donnernd zu Tale stürzen, oder von jenen Götterbildern einer frühen Kunst, die lächelnd zwischen geblendeten und taumelnden Giganten dahinwandeln. Kaum daß vielleicht an zwei Stellen eine niedrigdenkende Umgebung den Helden an seine Menschlichkeit erinnert: daß etwa ein Däne frühere Taten des Ankömmlings zu bemäkeln wagt, aber, kräftig zurückgewiesen, zum warmen Verehrer des Helden wird, oder daß im letzten schweren Kampfe

Digitized by Google

ihm sogar die erlesenen Genossen untreu werden: sonst hat Beowulf nichts Menschliches an oder um sich — ein arbeitsreicher Herakles, aber ohne einen herrischen Eurystheus, ohne eine entmannende Omphale, auch ohne eine neidische Juno, vielmehr er selbst Gott, wenigstens seinen Taten nach. Den Grundton der Dichtung gibt eben immer noch der Göttermythus der alten Angeln und Sachsen an, der noch nicht, wie später der vom Sonnengott und Sonnenhelden Siegfried, durch dichterische und ethische Motive vermenschlicht ist. Die Vermenschlichung, die allerdings auch mit unserem alten anglischen Meermythus vorgegangen ist, erstreckt sich in dieser frühen Zeit nur erst auf die Einreihung des Mythus in die Geschichte eines damals befreundeten Nachbarvolkes, der Dänen, und auf die gelegentliche Aufnahme zusammenhangsloser historischen Stoffes in Gesängen und Episoden, sodann aber namentlich auf Kostüm, Rede und Umgebung des Helden, und darin besteht für uns neben der mythischen Grundlage der Hauptwert des Gedichtes von Beowulf.

Der Dichter des Beowulf — denn wir können uns trotz der scharfsinnigen Ausscheidung von zwei Liedern und spätern Zutaten, wie sie namentlich Müllenhoff vorgenommen und Sarrazin in der kühnen Annahme eines skandinavischen Originals und einer angelsächsischen Überarbeitung weitergeführt hat, das uns vorliegende Gedicht nur als durch einen Dichter auf Grund mündlicher Überlieferung entstanden denken, und zwar, abgesehen von einigen Umstellungen, bereits in der uns überlieferten Gestalt — der Dichter also hat die überkommene Mär vom Grendel- und Drachenbezwinger der nordischen Küstenlande in das Kostüm seiner Zeit gekleidet und uns dadurch ein treues Bild des altenglischen Heldenzeitalters, damit aber zugleich das älteste eingehende Bild altgermanischen Lebens überhaupt, geliefert.

Dieses Leben ist allerdings ausschließlich das Leben der Ersten im Volke: der Fürsten und ihrer edelsten Krieger (eorlas). Von dem täglichen Leben und Arbeiten hört man auch bei diesen nichts; das Volk vollends — Freie (ceorlas) wie Sklaven — ist für die Dichtung hier und noch auf lange hinaus nicht vorhanden. Auch wo der Eindruck von Ereignissen wie die Tötung Grendels oder der Tod Beowulfs geschildert wird, ist meist nur von Kriegern, von Mannschaft (weorod), von Heerführern (folctogan) die Rede, die erfreut oder betrübt zusammenkommen, nicht vom ganzen Volke. „Es soll der Sänger mit dem König gehen," dieses stolze Wort war noch Wahrheit in der altgermanischen Zeit, wo

Digitized by Google

es außerhalb der fürstlichen Kreise noch keinen Gegenstand der Dichtung gab.

In diesen Kreisen herrscht eigentlich ein einziges Ideal: das der persönlichen Tüchtigkeit im Verhältnis zwischen dem Fürsten und der Gefolgschaft. Das Gefolgschaftswesen, wie es Tacitus als bezeichnende germanische Einrichtung geschildert hat, ist noch im Beowulf die Grundlage aller Lebensverhältnisse. Vornehme Krieger bilden die ständige Umgebung des Fürsten in Krieg und Frieden. Wie sie ihm zur Treue bis in den Tod, so ist er ihnen zur „Milde" verpflichtet: zur Darbietung von Unterhalt, Ausrüstung, Geschenken. In der Todesstunde Beowulfs wird seinen flüchtigen Genossen vorgehalten, wie ihr Herr ihnen die Kleinode, die Helme und Brünnen, den ritterlichen Schmuck, in dem sie hier stehen, in der Halle bei der Ölbank so freigebig gespendet habe; diese Gaben seien schnöde verschwendet, da die Gefolgsleute den Herrn nun im Stich gelassen hätten; fortan

„soll Schmuckesempfang und Schwertesgabe
Und Erbsitzwonne eurem Geschlechte
Darnieder liegen; verlustig des Grundguts
Muß aus der Magschaft von euch Mannen ein jeder
Schweifen umher, wenn Geschlechter der Edlen
Fernhin erfahren eure feige Flucht,
Eure schimpfliche Tat. Der Tod ist schöner
Einem jeden der Edlen, denn ein ehrloses Leben!"*)

Auch von dem fremden Dänenkönig und seiner Gemahlin, denen Beowulf gedient hat, erhalten er und seine Mannen Rosse, Waffen und Kleinode; einen Teil dieser Gaben schenkt er heimkehrend seinem eigenen Fürstenpaar: der Königin den Halsschmuck der Dänenherrscherin, kostbar wie das sagenberühmte Brosingenhalsband Hamas; Hygelak hat ihn später auf seiner Todesfahrt getragen und den Franken lassen müssen. Schwerter schenken sich auch die Mannen verschiedener Völker gegenseitig: der Däne Hunferd dem Beowulf, dieser dem dänischen Strandwart, der fortan vermöge dieses Geschenkes auf der Metbank viel höher geachtet ist. „Brauche es wohl!" ist die gewöhnliche Formel, womit die Übergabe eines Geschenkes begleitet wird.

Beim Gelage in der Halle wickelt sich der friedliche Teil des Gefolgschaftslebens ab. Eine Straße von bunten Steinen führt

*) Diese und die folgenden Anführungen meist nach Emma Hoffmann, Beowulf, das älteste germanische Heldengedicht, Barmen 1900. Der Text unserer Berner Doktorin ist unter den uns bekannten Verdeutschungen die zugleich deutscheste und treueste Übersetzung.

Digitized by Google

zu ihr hin; Hirschgeweihe schmücken die Giebel; aus allen Völkern der Welt (middan-geard) sind Künstler entboten worden, sie zu zieren; zum Feste werden die Wände von Männern und Frauen mit goldbunten Geweben und wunderbaren Schaustücken geziert. Der Saal ist so geräumig, daß acht Pferde, die als Geschenk dienen sollen, vor die zechenden Krieger geführt werden können. Auf den Ül- und Metbänken sitzen in langen Reihen die Kämpen, auf Sesseln die Edelsten; auf dem Hochsitz thront der König. Gäste und Einheimische sitzen fröhlich gemischt; der Schenk kommt mit dem verzierten Ülkrug; beim Empfang eines wiederkehrenden siegreichen Helden durchschreitet im Königspalaste, wo Hygelak die Ringe verteilt, die junge Königin Hygd selbst mit den Met- und Mostkannen unter freundlichen Reden den Raum. In Heorot erscheint die Königin Wealchtheow im Verlaufe des Mahles, trägt mit ihrer Tochter Met- und Ülkrüge auf, begrüßt die Gäste, beut dem Gemahl und sodann auch dem Beowulf den Metbecher, wechselt mit dem hilfbereiten Gaste huldvolle und siegesfreudige Worte und setzt sich dann wieder neben den greisen Gatten. Und am Festabend tags darauf, nachdem Beowulf seine Rettungstat vollbracht, wird neben Met auch Wein aus wundervollen Gefäßen (wundor-fatum) geschenkt, und wieder richtet die Königin, die unter goldenem Reif einhergeht, freundliche Reden an den Gatten und den Gast, freut sich der allgemeinen Fröhlichkeit und fordert selbst zum Trunke auf:

„Hier ist der eine dem andern hold
Und freundlich gesinnt und dem Fürsten ergeben;
Die Krieger sind willig und wehrhaft das Volk.
Getreue Trinker, tut wie ich bitte!“
Damit schritt sie zum Sessel und es schmausten die Männer
Und tranken Wein.

Beim germanischen Gelage darf der Gesang nicht fehlen. Der Sänger bringt ihn, der Skop (Schöpfer), der gleó-man, Freudenmann (er dauert noch im englischen gleeman fort), der die Worte kunstvoll zu setzen und die Harfe, das Lustholz (gomen-wudu, gleó-beám, neu-engl. wäre dies gamewood, gleebeam), zu schlagen gelernt hat: eine hochgeschätzte Kunst unter den nördlichen Deutschen, deren alte Gesetze (wenigstens bei den Friesen) die Verwundung der Hand bei einem Sänger, ebenso wie bei einem Goldschmied oder einer Kunstweberin, mit einer um ein Viertel höheren Buße belegten als bei anderen Personen sonst gleichen Ranges. Und der Sänger, bewandert in allen Sagen und Landen,

Digitized by Google

wie wir ihn aus dem früheren angelsächsischen Gedichte Widsith kennen, singt in der Dänenhalle von einer großen Tat der dänischen Vorzeit: dem Streit zu Finnsburg zwischen Dänen und Friesen, ein andermal von dem berühmtesten Drachenkampfe der fränkisch-gemeindeutschen Sage: dem des Sigmund, der hier statt des deutschen Sigfrid erscheint; aber er versteht auch ein eben geschehenes Ereignis sofort in Verse und Töne zu kleiden:

Nun formte ein Degen,
Der kampfberühmt war und klug in der Rede,
Und viele Sagen aus früherer Zeit
Vorzutragen verstund, einen trefflichen Sang,
Und richtig reimend berichtete er
Von Beowulfs Wagnis in weiser Rede
Und schuf mit Geschick ein schönes Lied
In gewählten Worten.

Aber bei der feierlichen Einweihung Heorots singt zum Harfenspiel ein Skop, der die ältesten Geschicke der Welt zu erzählen weiß, ein Lied von der Schöpfung der Erde, des Meers, der Sonne und des Mondes und aller Pflanzen und lebenden Wesen auf Erden.

Zwischen Wein und Gesang — und über beides — pflegen wir heutigen Deutschen, und nicht erst seit Luther, das Weib zu setzen; Frauenhuld und Frauenhaß gehören für uns zu Mannestugend und Mannesschuld im Liede. Von Beowulf ist zu sagen, daß das Weibliche bei ihm keine Rolle spielt: er liebt nicht und wird nicht geliebt und stirbt unvermählt; auch das Kind fehlt im Beowulf, außer etwa als Trost des Alters oder als Bürgschaft für die Fortdauer des Geschlechts. Dieses Epos verläuft — das einzige vielleicht in der Weltliteratur — ohne Liebe und Ehe. Wohl treten einige königliche Frauen auf, und besonders die reifgeschmückte Herrscherin Wealchtheow trägt in ihren Glückwunschreden an Beowulf und in ihrer Bezeichnung als „der Skyldinge göttliche Herrin“ (ides, wie sonst die Walkyrien und später die heiligen Frauen heißen) und als „Verknüpferin des Völkerfriedens“ (fridu-sibb folca) etwas von jenem göttlichen und seherischen Wesen an sich, das die Germanen des Tacitus in ihren Frauen sahen und verehrten. Ein andermal wird der leutseligen Gemahlin Hygelaks als Folie eine Gestalt aus der anglischen Stammsage gegenübergestellt, die herbe und grausame Thrydo die jeden Mann, der sie anblickt, töten läßt, später aber als Gattin Offas ihre wilde Natur ablegt, — der Typus der ungebändigten Jungfräulichkeit, der später besonders in Brünhild ausgebildet

Digitized by Google

erscheint. Oder der Dichter läßt, ebenfalls außer dem Zusammenhang der Handlung, den Beowulf zu hause von der Verlobung der Tochter seines dänischen Gastfreundes mit dem Königssohn der Barden (Heaŧoberden = Langobarden) erzählen, wodurch ein alter Krieg beendigt werden soll: der Friede, fürchtet Beowulf, wird keinen Bestand haben, wenn einst der Dänenkönig tot ist; denn bei den gemeinsamen Festen werden die Barden an den mit ihren Frauen erscheinenden Dänen mit Schmerz die Waffen und Kleinode der gefallenen Väter erkennen; die Alten werden die Jungen bei diesem Anblick zur Rache reizen; heimlicher Totschlag und offener Krieg wird folgen, denn auch der junge König wird die Tochter des ehemaligen Feindes nicht mehr lieben können. So spielt Liebesleben und Liebestragik auch um Beowulf her unter den Großen der Welt, wobei die Frauen, von Natur zu Friedeweberinnen zwischen Fürsten und Völkern bestimmt, oft Trägerinnen des Hasses werden. Aber die Handlung des Gedichtes selbst bleibt von Liebesgefühlen und Liebesirrungen unberührt; der Fürst, der Held, der des Gesanges wert ist, scheint für den Dichter über die Liebe erhaben zu sein; nirgends steht bei ihm auch nur ein Wort, das sich auf Gestalt oder Schönheit einer Frau bezöge, wie solche z. B. schon der nordischen Skaldenzeit so reichlich zu Gebote stehen. Höchstens heißt es etwa von jener dänischen Braut, die als die „junge, goldgeschmückte" gelobt wird: daß sie trefflich sei (tauge), aber trotzdem den Mordspeer zwischen den beiden Völkern nicht werde bannen können, und wenn der greise Hrodgar abends mit seiner Kriegerschar die Halle verläßt, um die Königin als „Bettgenossin" aufzusuchen, so ist es bei dieser einzigen mageren Liebesszene dem Dichter offenbar vor allem um einen guten „Abgang" des alten Helden zu tun gewesen, der auch die Nacht in königlicher Weise zubringen muß. Es scheinen in der Tat bei dem Sänger des frühen achten Jahrhunderts noch jene Germanen des Tacitus zu leben, wo der Verkehr der Geschlechter spät begann und die Ehe ein Vertrag auf Leben und Tod war; wo die Frau mehr die Ehe als den Eheherrn zu lieben schien und bereits die strengste Monogamie herrschte außer bei wenigen, die „nicht der Lust, sondern der Vornehmheit wegen" davon abgingen; wo ferner das Verhältnis, das oft nicht die Liebe schloß, durch Hochachtung vor dem ganzen Geschlechte einerseits, durch Treue gegen die geheiligte Ordnung andererseits veredelt ward.

Wenig später, in frühchristlicher Zeit, aber ganz in demselben Boden altgermanischer Gattenliebe wurzelnd, ist bei den Angel-

Digitized by Google

sachsen die erste germanische Liebesklage, die „Klage einer Frau", samt der Antwort des Gemahls, aufgezeichnet worden. Eine Handschrift zu Exeter hat uns dieses Stück heroischer Liebesgeschichte aufbewahrt, die wir uns wohl zwischen den Küsten des neuen und des alten Angeln- und Sachsenlandes spielend denken müssen. Der Mann ist übers Meer gefahren; seine Anverwandten suchen die Liebenden zu trennen und auch den jungen Mann von der Geliebten oder Gattin abzubringen, die in einem dunkeln Hain in einer Erdhöhle oder Bergschlucht wohnen muß. Früh vor Tag naht ihr der „Morgenkummer" (ûhtcearu, wie der stehende Ausdruck für die weckende und wachhaltende Sorge lautet): die Freunde alle, klagt sie, ruhen auf dem Lager,

wenn ich in erster Frühe einsam gehe
unter den Eichbaum durch diese Erdschluchten,
wo ich sitzen soll den sommerlangen Tag,
wo ich beweinen mag mein Wehgeschick. (Grein.)

Er aber entbeut ihr durch Übersendung eines geschnitzten Runenstabs, daß er sie liebe wie immer und daß sie, die schätzegeschmückte Königstochter, beim ersten Kuckucksruf ihm nachkommen soll über die Meeresstraße, über der Möwe Heimat, in die Fremde, wo er jetzt seine Not überwunden hat und über Land und Leute gebietet.

Dieser starken und ernsten Auffassung der Liebe entsprechend, herrscht denn auch bei dem Dichter des Beowulf in den edlen Häusern ein starker Familiensinn. „Nichts mag von der Sippe abwendig machen den der edel denkt", heißt es von Beowulfs Vetter Wiglaf, der ihm allein im letzten Kampfe beisteht; als der einzige Überlebende des Geschlechtes erhält er von dem Sterbenden seine Waffen und Kleinode: Halsring, Helm, Armspange, Brünne. Der edle Held hält auch fremde Sippe und ihre Rechte in Ehren: Hrodgar will den Besieger Grendels als Sohn annehmen; seine Gattin wahrt dagegen die Rechte der eigenen Söhne, bittet aber den Tapfern, deren Beschützer zu sein. Nach Hygelaks Tode bietet ihm die Witwe das Königtum der Geaten an; er will es nur führen, bis der Thronerbe erwachsen ist, und erst nachdem dieser gefallen, wird er Herr des Landes.

Nach außen hin legt der gute Fürst Wert auf freundschaftliche Beziehungen zu anderen Völkern. Als Beowulf von dem Dänenkönig Abschied nimmt, freut sich dieser, daß der Held, als künftiger Herrscher der Geaten, den Friedensbund der nach frühern

Digitized by Google

Kämpfen versöhnten Völker befestigen wird, so daß sie fürder über das Bad der Taucherente (das Meer) hinüber Gaben und Liebeszeichen tauschen werden.

Aber auch von Kriegen hören wir, die Beowulf und Hygelak bei Schweden und Franken, und die andere Herrscher im Norden und Süden führen oder geführt haben. In der Erzählung von Finn, die der Sänger am Festabend in Heorot vorträgt, geht es zwischen Dänen und Friesen herüber und hinüber mit Überfällen und Rachezügen, Verträgen und Vertragsbrüchen, und in einem uns zufällig als Bruchstück erhaltenen anderen Heldenlied aus unserer Zeit wird der Kampf von Finnsburg in der Morgenfrühe mit epischer Anschaulichkeit geschildert: die Vögel singen, es zirpt das Heimchen, das Kriegsholz erdröhnt, Schild antwortet dem Schaft . . . Der Rabe wandert schwarz und dunkelbraun. Und ähnlich heißt es beim Tode des Friedensfürsten Beowulf, nun werde bald der Krieg mit Franken und Friesen und Schweden wieder angehen: da werde der schwarze Rabe, über Gefallenen sitzend, dem Adler viel zu erzählen wissen, welch reicher Fraß ihm ward, da er mit dem Wolfe die Walstatt beraubt.

Natürlich schildert die Dichtung unseres meeranwohnenden Volkes, das auf seinen Schiffen ausgezogen und in der neuen Heimat die größte Seemacht der Welt zu werden bestimmt war, mit besonderer Vorliebe die Seefahrten seines Helden. Sie verfügt dabei bereits über einen ausgedehnten Wort- und Bilderschatz. Beowulf läßt sich seinen guten Wogengänger ausrüsten, der ihn über den Weg der Schwäne ins Dänenland bringen soll. Ein seetüchtiger Mann macht das Sundholz flott, das im Schutz der Klippen im Wasser liegt, wo Wellen das sandige Ufer bespülen; die Männer schieben das wohlgefügte Boot zur erwünschten Fahrt ins Wasser hinaus:

Durch die Wellen wand sich, vom Winde getrieben,
So schnell wie ein Vogel, schaumhalsig das Floß,
Bis zur nämlichen Stunde des neuen Tages
Der gewundene Steven so weit gelangt war,
Daß die Seedurchfahrer sahen das Land,
Die umbrandeten Klippen, die Kämme der Berge,
Die ragenden Felsen: die Flut war durchschifft,
Das Meer zu Ende!

Am Strande bleibt das Floß, der neugeteerte Nachen, in der Obhut des Strandwarts; fest liegt am Anker, vom Seile gehalten, seemüde das breitschoßige Schiff.

Digitized by Google

Ähnlich wird die Rückfahrt geschildert; das geräumige, hinten mit Eisen verklammerte Seeschiff, das am Anker sich haltend seines Herrn harrt, wird mit den Rüstungen, Rossen und Kleinoden beladen und am Mast ein Segel angeseilt. Da dröhnt das Sundholz, Wind und Wellen hindern nicht die Fahrt des Wellendurchschwimmers; der wohlgebaute Seegänger eilt mit beschäumtem Hals durch Wogen und Brandung, bis die wohlbekannten Klippen und Vorgebirge des Geatenlandes erscheinen und der Kiel emporfahrend von Luft umspielt am Lande liegt. Der Hafenwächter, der längst nach den Abwesenden ausgeschaut, empfängt sie fröhlich, seilt das breitbusige Schiff mit den Ankerfesseln an und heißt es ausladen.

Ein späterer angelsächsischer Dichter gibt von der sehnsüchtigen Stimmung des Seeanwohners im Frühling, wo das Meer wieder fahrbar wird, folgendes anschauliche Bild, das er dann freilich weiterhin auf die Himmelssehnsucht des Christen deutet:

Er hat keinen Sinn für die Harfe noch für die Spende der Ringe,
Setzt nicht an ein Weib seine Wonne noch an die Welt seine Freude
Noch an irgend etwas anderes als an des Ozeans Gewühl:
Es fühlt Sehnsucht immer, wer zur See hinstrebt.
Die Bäume bekommen Blüten, es werden die Burgen lieblich
Und wonnsam die Fluren, die Welt ist munter:
Es mahnt dies alles den im Gemüt beengten,
Hinaus zu ziehen, und neu gedenkt er
Fernhin zu wandern auf die Flutenwege;
Es mahnt der Guckuck auch mit jammernder Stimme,
Es singt des Sommers Herold, Sorge entbietend,
Bittre, der Brust. (Grein.)

Naturbilder, wie sie hier bereits in das rauhe Heldenleben hineinblicken, hat das epische Zeitalter der Angelsachsen schon mit lebhaftem Sinne geschaut und wiederzugeben gewußt. Wenn Beowulf sieggekrönt mit seiner Kriegerschar nach der Halle Hygelaks heimkehrt, schreitet er „über das seebespülte sandige Ufer, das weite Gestade. Als Weltleuchter brannte die Sonne im Süden.“ Unheimlich und grauenhaft erscheinen dagegen die Wohnorte böser dämonischer Wesen geschildert. Grendels Aufenthaltsort sind neblige Moore, mistige móras, Nebelklippen oder -Dünen, mist-hleoðu; im Meer der Nicker hat er sein schlammiges Versteck, fen-freoðu. Er und sein Geschlecht hausen verborgen in Wolfsverstecken, an windigen Vorgebirgen, in unzugänglichen Sumpfgegenden, wo der Bach des Gebirgs unter nebligen Klippen sich in die Tiefe ergießt; Bäume mit verschlungenen Wurzeln

Digitized by Google

rauschen darüber her und überdecken das unbewegte Wasser, auf dem nächtlich Feuer leuchtet. Unergründlich ist die Flut; der Hirsch, der Heidegänger, der hornbewehrte, von Hunden gehetzte, läßt lieber sein Leben, als daß er hier im Wald oder im Sumpf Zuflucht suchte. Aber oft steigen auch Fluten hier zu den Wolken auf, der Sturm facht schreckliche Gewitter an, daß die Luft sich verdunkelt und der Himmel weint. Der Weg dahin führt durch einen gespenstigen Wald, wo zwischen steilen Klippen die Häuser der Nicker stehen; auf dem blutig gefärbten Wasser schwimmen die Schlangen und Seedrachen herum.

Naturvorgänge wie der Anbruch des Tages, das Nahen des Frühlings werden anschaulich gemalt. Der Gast ruht in der Halle, bis der schwarze Rabe frohen Herzens die Wonne des Himmels kündet, und die glänzende Sonne über die Gründe gewandelt kommt. Im Frühling schmilzt das Eis, wenn der Vater des Frostes Bande losläßt, die Flutfesseln löst, er der wahrhaftige Schöpfer, der über Zeit und Schicksal waltet.

Und welches sind nun die sittlichen Mächte, die durch ein Leben voll Tatkraft und Genuß, voll starker Sinnes- und Natureindrücke diese deutschen Menschen leiteten und in den Stunden der Einkehr das Denken und Fühlen wenigstens seiner Besten erfüllten? Als das Gedicht geschrieben ward, waren sie Christen, und der Begriff des einen allmächtigen Gottes, dem die Dämonen und Unholde als böse Feinde gegenüberstehen, tritt allerdings durch das ganze Werk hindurch an den verschiedensten Stellen als höchste Idee hervor. Grendel ist der Feind Gottes und der Menschen, der mit den anderen Joten, mit Elben, Seeungeheuern und Giganten von Kain dem Brudermörder abstammt; vermöge teuflischen Zaubers sind er und seine Mutter nicht mit Menschenwaffen zu verwunden. Ein Teil der Giganten ist einst in der großen Flut umgekommen, wie solche auf dem Griff eines altererbten Schwertes der Joten abgebildet war, das Beowulf in der Wohnung Grendels gefunden hat. Die Dänen tun in ihrer Bedrängnis Gelübde in den Götterwohnungen und hoffen Hilfe aus der Hölle von dem Seelenmörder, dem Teufel, denn sie kennen den Schöpfer, den Richter der Taten, den Herrn des Himmels, den Herrscher der Herrlichkeit nicht und müssen einst in Feuers Umarmung ohne Gnade büßen, während dem, der nach dem Tode zu dem Herrn kommen darf, in des Vaters Schoße Frieden gewährt ist und seine Seele zu der Herrlichkeit der Wahrheitszeugen eingeht. Aber diese allgemeinen Vorstellungen von Gott und Teufel, von Seligkeit und

Digitized by Google

Verdammnis sind die einzigen christlichen bei diesen alten Deutschen; von Christus oder dem Erlöser ist nirgends die Rede, und ebensowenig von christlichen Gebräuchen, etwa von Gebet oder Besegnung vor dem Kampf oder in der Todesstunde. Wiederum geschieht der alten Götter, die ja als Teufel bezeichnet werden, weiter keinerlei Erwähnung, wenn auch der Kampfheros, der die Handlung trägt, noch in einzelnen bezeichnenden Zügen (wie daß von seinem Schwert in der Tiefe des Meeres ein Licht gleich der strahlenden Sonne aufflammt und daß dieses Schwert durch die geronnenen Tropfen [giclum] von Grendels Blut zerschmilzt) den Charakter des ursprünglichen Mythus sogar deutlicher zeigt als in seinen Heldentaten selbst. Die einzige Gestalt aus heidnischer Mythologie ist die der Norne Wyrd, die aber zu einer bloßen Bezeichnung für Geschick, Verhängnis abgeblaßt ist: „Wyrd geht immer den Weg, den sie muß"; „Wyrd erhält oft den Tapfern, dem Rettung bestimmt ist"; „Wyrd nahm ihn fort" (= er starb); „Wyrd war ihm sehr nahe" (= der Tod nahte ihm). Das ist alles was von — im engeren Sinne — religiösen Vorstellungen heidnischen und christlichen Ursprungs im Beowulf zutage tritt. Sie beziehen sich eigentlich nur auf Anfang und Ende alles Lebens und zeigen sich etwa noch im Gefühl des Dankes für Güter des Lebens, oder im Schuldbewußtsein bei eintretendem Unglück; Denken und Handeln dieser alten Deutschen wird weder von heidnischer Gottesfurcht noch von christlichem Gottesglauben bebestimmt. Und doch ist auch ihr Leben von Religion durchdrungen: einer Religion der Treue, der Ehre, des Edelmuts, der Ruhmbegierde, wie sie sich bei einem tüchtigen und kampferprobten Volke aus eigener Anlage und aus Betrachtung der menschlichen Dinge in der Schule des politischen und kriegerischen Lebens ausgebildet hatte und wie sie zu allen Zeiten in den Besten aller Nationen gelebt hat. „So soll der Mann handeln," „wer so tut, ist ein guter König" oder „ist kein Feigling", „solches ist einer Königin nicht geziemend", „so zu tun ist schicklich" — so lauten die kategorischen Imperative dieser Männer und Frauen. Jedes Wagnis auf sich zu nehmen, wenn es das Wohl des Herrschers, des Verwandten, des von Not Bedrängten gilt; nicht mit seinen Taten zu prahlen, aber sich auch das Verdienst derselben nicht schmälern zu lassen, und, wes man sich vermessen, festen Sinnes auszuführen; über erlittenes Unglück nicht zu trauern, sondern unentwegt nach Glück und Ruhm zu ringen: das allein ist des Mannes würdig. „Unser jeder muß des Endes seiner Lebens-

Digitized by Google

zeit gewarten: schaffe, wer da kann, sich Ruhm, ehe er stirbt; das ist für den edlen Krieger, wenn er einst tot ist, das herrlichste." Allein das Schwere tun, „der Stärke eines Mannes vertrauen", das ist Heldenart und dafür preisen ihn auch die Nachkommen, wie er selber seiner Vorfahren mit frommer Ehrfurcht gedenkt. „Stark an Kraft, klug an Sinn, weise in Worten", so preist Hrodgar den siegreichen Beowulf, die Haupttugenden des germanischen Helden zusammenfassend. Auch Goldbesitz ist nicht zu verachten; sterbend weidet sich Beowulf an dem Horte des Drachen und dankt Gott, daß er solchen Schatz durch sein altes Leben hat erkaufen können und jetzt seinen Leuten hinterlassen darf. Aber jeder sei auf der Hut, daß ihn das Gold nicht übermütig mache! Gott erhebt wohl den Menschen, gibt ihm Landbesitz und Fülle des Guten, schirmt ihn vor Angriffen und lenkt eine Zeitlang alles wie es jenem wohlbehagt. Aber heimlich wächst in seinem Innern der Übermut heran; der Feind naht, während der Wächter schläft, und schießt ihm den Pfeil des Bösen ins Herz: er wird geizig, verschenkt keine Kleinode mehr und mißachtet was Gott ihm verliehen; schließlich aber muß er sterben und von dem Gute nimmt ein anderer Besitz, der nun freudig die Kleinode und alten Schätze des Fürsten austeilt und deshalb auch nicht in beständiger Angst zu sein braucht.

So hüte, mein Beowulf, vor Habsucht dich sorgsam,
Du kühnster der Krieger, und erkies' dir das Schön're,
Den ew'gen Gewinn, und halt Übermut fern,
Du herrlicher Held! Wohl behältst du die Fülle
Der Kraft eine Weile, doch wendet sich's bald so,
Daß Kampf oder Krankheit die Kraft dir rauben,
Oder Feuers-Gewalt oder Fluten-Gebraus,
Oder Schlag des Schwertes, oder Schnitt der Gers,
Oder elendes Alter; oder der Augen Licht
Wird schwach und verschwindet; dann ist's schnell so weit,
Du tapferer Mann, daß der Tod dich besiegt.

In dieser großen Rede, die der greise Dänenkönig dem sieggekrönten jungen Helden vor seinem Abschied hält, klingen besonders jene zwei starken und innig zusammenklingenden Töne an, die wir — jedenfalls vorchristlicher Anschauung entstammend — schließlich als die ganz vorzugsweise germanischen oder deutschen in unserem Gedichte und unserer Zeit bezeichnen möchten: der fatalistische und der elegische.

„Die Schicksalsgöttin geht wie sie muß"; „Schwer ist es, dem Geschick zu entfliehen — versuche es wer da mag! — jeder

Digitized by Google

der Seelenträger wird einst zu der bereiteten Stätte gelangen, wo sein Leib, auf dem Todeslager festgehalten, fortan den ewigen Schlaf schläft"; „Der Schöpfer bestimmte einem jeden sein Los; viel muß erfahren, Liebes und Leides, wer lange in diesen Kampfestagen der Welt genießt": so findet sich der heidnische und frühchristliche Germane mit dem unabänderlichen Schicksal ab. Aber der germanische Lebensernst, der uns allen noch im Blute liegt und uns bei andern Nationen oft zum Gegenstand des Lächelns macht, äußert sich dichterisch gern in Schilderungen der Vergänglichkeit alles Gegenwärtigen oder in sehnsüchtiger Erinnerung an das einst Gewesene. Diese elegische Stimmung haben unter den neueren Nationen weitaus am frühesten die Angelsachsen angeschlagen, hier im Beowulf und in einigen anderen wenig späteren Gedichten, die wir in der Tat als die bei weitem ältesten Elegieen und lyrischen Dichtungen der nachchristlichen Völker bezeichnen können. Da haben wir z. B. die Klage eines Sängers, der sich Deor nennt und, von einem glücklicheren Kunstgenossen Heorrenda (dem deutschen Horant) verdrängt, sich mit dem härteren Schicksal sagenberühmter Männer und Frauen — Wieland, Dietrich, Baduhild — tröstet, indem er jeden Abschnitt mit dem Spruche schließt:

Jenes war überstanden mag's dies auch so!

Da spricht in einem anderen Gedichte („Wanderer") ein Einsamer zu uns, der als Christ seinen Trost vom Himmel erwartet, im übrigen aber noch ganz in den Anschauungen des altdeutschen Heldenzeitalters steht. Weit überm Meer, fern von den Freunden, gedenkt er der vergangenen Tage und seines lieben Herrn, den er einst geküßt und umarmt und dem er Hände und Haupt aufs Knie gelegt hat, da er noch seines Gabenstuhls sich freute. Erwachend sieht er vor sich die fahlen Wogen, sieht die Seevögel baden, Schnee und Hagel dahertreiben: da erfaßt ihn der Gedanke der allgemeinen Vergänglichkeit. Alles geht dahin: feste Häuser wanken; Männer fallen in der Schlacht, andere werden von Vögeln entführt, von Wölfen erwürgt — öde stehen die Riesenbauten der Vorzeit: Wohin kam alle Wonne der Welt —

Wohin kam das Roß, wohin der Mann, wohin der Kleinodspender?
Wohin kamen die Sitze der Gelage, wohin der Saaljubel?
Ach blinkender Becher! ach Brünnenkämpfer!
Ach Hoheit des Herrschers! wie schwand dahin die Zeit
Unter den Nachthelm dunkelnd, als sei sie nie gewesen!

Der elegische Ton erklingt, vermöge dieser germanischen

Digitized by Google

Stimmung des Lebensernstes und einer bei der Schilderung der Lebensfreude sich von selbst einstellenden gegensätzlichen Gedankenverknüpfung, oft an Stellen wo wir ihn gar nicht erwarten. Beowulf berichtet dem Hygelak von den glänzenden Gastmählern König Hrodgars, fügt aber hinzu, wovon die frühere Erzählung jener Feste gar nichts weiß: oft habe der greise König, einst ein trefflicher Krieger, von den Kampftaten seiner Jugend erzählt und bewegten Herzens deren glänzende Reihe sich zurückgerufen. Da die Geschichte des Drachenhortes erzählt wird, den in alter Heidenzeit ein Greis, der letzte seines Stammes, in unzugänglicher Höhle geborgen hat, wird dieser Alte gleich sprechend und seine Einsamkeit beklagend eingeführt: Nun hab' ich keinen, der mir das Schwert trage oder die goldgetriebene Kanne bringe, das herrliche Trinkgefäß: die Heldenschar ist dahin. Nun wird vom harten Helm, dem goldgeschmückten, das Beschläge abfallen, denn —

Es schlafen die Reiniger,
Die die Heerkampfmasken erhalten mußten.
Auch das Kriegsgewand, das im Kampfe erlitten
Beim Brechen der Schilde die Bisse der Schwerter,
Zerfällt nach dem Helden. Der Harnisch wird nie mehr
Im Gefolge des Fürsten fernhin von Kriegern
Auf der Schulter getragen. Nicht tönt die Harfe,
Die Feste verschönernd, nicht schwingt sich der Falke
Die Halle entlang, leichtfüßige Rosse
Zerstampfen nicht mehr den steinernen Burghof:
Denn der Tod hat getroffen viel tapfere Männer! (Grein.)

Das beliebte Bild der zerstörten Burg, der Stätte einstiger Lust, erscheint auch in einem späteren einzelnen Gedicht, das man „Ruine" betitelt: Das kunstvolle Mauerwerk ist vom Geschick (wyrd) zerbrochen, der Bau der Riesen zerfallen; die Dächer sind eingestürzt, es wanken die Türme usw.

Vor dem letzten Kampfe gedenkt Beowulf seiner Jugenderlebnisse, unter anderem auch einer tragischen Geschichte im geatischen Königshause, wo ein Bruder den Bruder erschossen hat: da verweilt er in ganz unverhältnismäßig eingehender Weise bei dem Schmerz eines Vaters, der den Sohn verloren hat:

„Jede Morgensonne mahnet ihn wieder
An den Tod des Sohnes; . . . . .
In des Sohnes Behausung sieht er voll Herzweh
Den Wonnesaal wüst als Wohnung der Winde,
Beraubt des Jubels, denn der Reiter schlummert,

Digitized by Google

Der Held im Hügel; nicht ist Harfenwonne
Und Freude im Wohnsitz, wie es früher gewesen.
Und der Greise, zur Schlafstatt gehend, erhebt
Ein Wehlied voll Jammer; zu weit ist ihm alles,
Die Burg und die Fluren."

Mit Worten der Entsagung scheidet selbst der herrliche Held Beowulf vom Leben, dem noch die letzte Stunde den Schmerz der feigen Flucht seiner Mannen bereitet: ein Sohn sollte nun seine Waffen erben; aber er hinterläßt keinen Leibessprößling, dafür freilich den Ruhm einer langen kraftvollen und gerechten Regierung. Der getreue Wiglaf ist nun der letzte des Geschlechtes; Wyrd hat alle die Verwandten weggetrieben in Todesgeschick, die tapferen Kämpen; er muß ihnen nach! Und elegisch entsagende Stimmung spricht auch aus dem Entschluß des Volkes, den hinterlassenen Schatz nicht zu behalten, sondern im Leichenbrand dem geliebten Herrscher mitzugeben:

„Kein Degen soll tragen
Den Schmuck zur Erinn'rung, noch schöne Jungfraun
Am Halse haben die herrlichen Ringe,
Sondern glücklos und gramvoll, des Goldes beraubt,
Werden sie oft in das Elend wandern,
Nun der Leiter der Leute das Leben verließ
Und Jubel und Freude.

Aber der germanische Lebensernst ist kein hoffnungsloser Pessimismus, und so folgt auch auf die elegische Todesszene das heroische Bild der Bestattung. Es ist die dritte, die im ganzen Gedichte vorkommt: es beginnt mit der Bestattung des Skeafssohnes im Schiff; in der Mitte wird von einem Sänger die Feuerbestattung eines Dänenhelden beschrieben; hier am Schluß wird Beowulf verbrannt und beigesetzt: der Germane, der auch bei uns sich mit Schmuck und Zier begraben ließ, verweilt auch in der Poesie gern an den Grabstätten seiner großen Toten, wo ihn zugleich das Gefühl der Trauer über den Untergang einer guten Zeit beschleichen mochte, wie wir es in diesen Bestattungsszenen mitsprechen zu hören glauben.

Beowulf hat in seinem letzten Willen bestimmt, daß man ihm nach seiner Verbrennung einen Hügel am umbrandeten Vorgebirge Hronesnäs (Walfischkap) errichte, damit diesen die Seefahrer sehen und Beowulfsberg heißen möchten. Ebenso ist in hellenischer Heldenzeit dem ruhmvollen Achilleus nach seiner Verbrennung der Hügel gehäuft worden

Digitized by Google

„Am vorlaufenden Strande des breiten Hellespontos,
Daß er fern sichtbar aus der Meerflut wäre den Männern",

und wie hier findet auch bei Beowulf die Totenklage und der feierliche Umzug um den Toten statt:

Es errichteten drauf die Recken der Geaten
Dort einen Holzstoß, dicht und fest,
Mit Helmen behangen und Heerkampfschilden,
Mit blitzenden Brünnen, wie Beowulf gebeten.
Und in die Mitte legten den mächtigen König,
Den teuren Herrn, die trauernden Helden
Und begannen sodann das größte der Feuer
Auf dem Berge zu wecken. Der Brandrauch stieg
Schwarz in die Luft, die Lohe sauste,
Wehruf ertönte, der Wind verrauschte,
Bis die Gebeine gebrochen waren
In heißer Umschlingung; voll Herzenskummer
Beklagten die Treuen den Tod des Gebieters.
. . . . . .
Es wirkten sodann die Webernkrieger [Geaten]
Am Hang einen Hügel, hoch und breit
Und den Wogendurchfahrern weithin sichtbar.
Dann zimmerten sie in Zeit von zehn Tagen
Über den Resten des Brandes des Berühmten Grabmal
Und umgaben's mit Wall, wie die weisesten Männer
Im Volk dies am besten finden mochten.
Auch brachten ins Grab sie Baugen [Armringe] und Schätze
Und solchen Heerschmuck, wie vom Horte zuvor
Kampfmutige Krieger erkoren hatten . . .
Dann ritten kühne Recken ums Grab,
Die Söhne der Edlen, zusammen zwölf,
Um die Totenklage ertönen zu lassen
Und würdige Worte zu weihn dem Gebieter,
Dessen Kühnheit sie rühmten, dessen Kraft sie priesen
Aus vollster Seele: so soll der Krieger
Seinen Herrn und Freund erheben mit Worten
Und sein dankbar gedenken, wenn von dannen er muß,
Vom Leben sich trennen und dem Tod sich ergeben.
So beklagten voll Gram die Geatenkrieger
Den Hingang des Herrn, und die Helden sagten,
Der Walkön'ge würdigster wär' er gewesen,
So milde, wie keiner, und mannenfreundlich,
Den Leuten der liebste und lobenswürdigste.

Keines der Völker Europas außer den Griechen besitzt ein so altes und ehrwürdiges Zeugnis des Lebens und Fühlens seiner grauen Vorzeit wie es der Deutsche hat an dieser ältesten Dichtung eines hochbegabten deutschen Stammes. Und es ist unsere Vor-

Digitized by Google

zeit, unsere Poesie, unser Fühlen und Denken, was dieser heute uns so fremdgewordene deutsche Stamm in dem Gedicht von Beowulf uns erhalten hat. Dieser geistige Pangermanismus der Vorzeit ist eine geschichtliche Tatsache; er lebt weiter in der Literatur und Kunst der Völker Goethes und Richard Wagners und Shakespeares; er ist die Grundbedingung auch unserer gesunden geistigen Entwickelung; er ist der einzige, den der deutsche Schweizer kennt.

Katholische Geschichtschreibung.

Von Mathieu Schwann.

[Teil I.]

„Je tüchtiger wir Protestanten in edler Entwickelung voranschreiten, desto schneller werden die Katholiken folgen. Sobald sie sich von der immer wieder um sich greifenden großen Aufklärung der Zeit ergriffen fühlen, müssen sie nach, sie mögen sich stellen, wie sie wollen, und es wird dahin kommen, daß endlich alles nur eins ist.“ — Elf Tage vor seinem Tode sprach Goethe diese Anschauung aus. Ein großes und ernstes Leben hatte sie ihm beigebracht. Und das Jahrhundert ging noch nicht zu Ende, als andere Stimmen in weiten Kreisen ihren Widerhall fanden. Nur ein paar Namen nenne ich: Renan, Strauß, Proudhon, Tolstoj, Chamberlain, Kirchbach und nicht zu vergessen: Nietzsche. An Christus wollte man heran, an den Kern seiner Lehre. Die einen versuchten es auf kritisch-philologischem Wege, die andern auf dem Wege innerer Erfahrung, wieder andere mit dem Mittel „musikalischer Psychologie“, die aus den Worten der Evangelisten die wahren Worte Christi erhorchen wollte. Nietzsche gar rief zur vollen Beseitigung des Christentums auf. Weg damit! „Ich heiße das Christentum den einen großen Fluch, die eine große innerlichste Verdorbenheit, den einen großen Instinkt der Rache, dem kein Mittel giftig, heimlich,

Digitized by Google

unterirdisch, klein genug ist, — ich heiße es den Einen unsterblichen Schandfleck der Menschheit . . ." — Was erreichte Nietzsche mit dieser „ewigen Anklage des Christentums?" Zunächst nur, daß ein protestantischer Superintendent kam und uns eine durchaus nicht schlechte Biographie Nietzsches schenkte, in der darzutun versucht wird, daß „Zarathustra" ungefähr ein heimlicher Christus sei, in der selbst der Tod Jesu als ein heroisches Beispiel des „freien Todes", wie Nietzsche ihn fordert, dargestellt wird. (Gallwitz: Fr. Nietzsche.) — Was erreichte Nietzsche mit seiner Anklage gegen das Christentum, als daß Eugen Heinrich Schmitt ihn als den Propheten an der Grenzscheide zweier Weltalter erkannte, als den Propheten, der zum Verkünder des dritten Reiches, des Reiches des Geistes, wurde, in das uns „Dionysus-Paraklet" hineinzuführen im Begriffe stehe? „Christus im Olymp" — Klinger malte das Bild schon. „Dionysus-Paraklet" — es gibt Geistaugen, die solche Gestalten heute schon sehen. Und daß ich es gerade heraussage, ich selbst sah sie einmal, als mich vor Jahren „die Muse" schüttelte, in einem großen Epos die Entwickelung der Götter zu singen. Die Not des Alltags aber schlug meine Zunge lahm, sie kam nicht zum Singen, nur noch zum Stammeln. Aber wie viele herrliche Ansätze dessen, was da werden möchte, sind uns in diesem maschinenrasselnden 19. Jahrhundert nicht verloren gegangen! Ich erinnere nur an Otto Ludwig und seinen „Christophorusentwurf", an den ersten herrlichen Akkord, das Thema der ganzen Symphonie, wie es in dem Herzen dieses Genies emporblühte: „Der Mensch soll nicht sorgen, daß er in den Himmel, sondern daß der Himmel in ihn komme." Das Reinmenschliche als das Gottnahe begriffen und das „wahre Christentum" als das „Menschentum" empfunden.

So mächtig die Schläge Nietzsches auch waren, Christus fiel nicht um davon, aber das historische Christentum fühlte sie; es fühlte sie so sehr, daß selbst ein Chamberlain übereinstimmend mit Tolstoi erklären mußte: „nicht die Kirchen bilden die Macht des Christentums, sondern diese bildet einzig und allein jener Quell, aus dem die Kirchen selber alle Kraft schöpften: der Anblick des gekreuzigten Menschensohnes." Das kirchliche Christentum — ja — das ward in Tausend und Abertausend Herzen zu Boden geschlagen, es wurde von Tolstoi nicht minder wie von Nietzsche und Proudhon, wie von Schmitt und Kirchbach als die eine große Lüge, als der Widerspruch mit sich selber, als der

Digitized by Google

Antichrist in persona empfunden. Aber dieser extrem abstrakten Ausdeutung stellte sich schon eine historisch vermittelnde gegenüber. Nicht das Christentum, sondern der Loyolismus, das Jesuitentum, der Ultramontanismus — das sei die Verzerrung des wahren Christentums. Indes — auch das Heraufkommen dieser Verzerrung wird schon wieder zurückverfolgt bis Augustinus, ja, weiter zurück bis Paulus. Ein Schritt noch, und wir sind von Paulus wieder bei Christus, und Nietzsche behält recht, daß Christus selbst Wurzel und Ursprung aller Verzerrungen Christi ist. Und warum auch nicht? Nietzsche selbst — sähe er sein Werk und seine Wirkung heute, was man aus ihm gemacht, wie man ihn deutet und zurechtlegt zur Rechtfertigung aller Halbheiten und infernalischen Niedertrachtungen — er würde sich schaudernd abwenden. Und das muß einstweilen noch so sein, wie uns dies Schopenhauer so prächtig erklärte: „die Erkenntnis des Genies muß erst die Umwege unzähliger falscher Auslegungen und schiefen Anwendungen durchwandern, muß die Versuche der Vereinigung mit alten Irrtümern überstehen und so in Kampfe leben, bis ein neues, unbefangenes Geschlecht ihr entgegenwächst, welches allmählich, aus tausend abgeleiteten Kanälen, den Inhalt jener Quelle schon in der Jugend teilweise empfängt, nach und nach assimiliert und so der Wohlfahrt teilhaft wird, welche von jenem großen Geiste aus der Menschheit zufließen sollte."

Nun aber die letzte und jüngste Wandlung in diesem Ringen um Christus! Die Katholiken haben ihrem Papste die Unfehlbarkeit zugestanden. Aber — wohlgemerkt — nicht die Unfehlbarkeit der Persönlichkeit, sondern die Unfehlbarkeit des sozusagen supranaturalen Verwalters des heiligen Geisttums: wenn der Papst ex cathedra spricht, ist er unfehlbar. Erste Folge: der Papst spricht möglichst wenig ex cathedra, damit er davor bewahrt bleibt, offenbare, volltönende Dummheiten als Unfehlbarkeiten von sich zu geben. Zweite Folge: Das „Temporale" — und dazu gehört die ganze kirchliche Außengeschichte, alle Einrichtungen, alle Persönlichkeiten, auch die Persönlichkeiten der Päpste und Kardinäle — verfiel der Kritik. Das Unfehlbarkeitsdogma zeigte sich als ein zweischneidiges Schwert. Zur absoluten Unterwerfung der Katholiken unter das Papsttum geschliffen, hat es die Katholiken innerlich freier gemacht als sie jemals waren. Papst und Papst sind nicht mehr dasselbe, sondern zweierlei, nämlich: Stellvertreter Christi und Mensch. Und sofern der Mensch Stellvertreter Christi ist und sich als solcher erweist, ge-

Digitized by Google

nießt er alle Ehrfurcht; sofern er es nicht ist, wird er menschlich betrachtet und behandelt. Schlug der Unfehlbarkeitsabsolutismus der gesunden Fortentwickelung alle Türen zu, so öffnete sich die Entwickelung selbst nun an dieser Ecke einen breiten Eingang in den Katholismus hinein, und so erleben wir es heute mit staunenden Augen, daß Katholiken selbst das äußere Weltgeschehen der Kirche und des Papsttums mit den allerfreiesten Augen betrachten, kritisieren, preisgeben und allen Wert nur darauf legen, daß die Schätze der christlichen Heilslehre als unantastbarer Besitz des Papsttums und der Kirche von ihnen erkannt und anerkannt werden. Dieses den Katholiken und der ganzen gebildeten Welt darzutun, ist die Aufgabe, welche sich eine Anzahl der tüchtigsten Katholiken Deutschlands stellten. Eine „Weltgeschichte in Charakterbildern“ erscheint eben in Mainz im Verlage von Franz Kirchheim. Den prächtig ausgestatteten „Monographien zur deutschen Kulturgeschichte“, die im Verlage von Diederichs in Leipzig erscheinen, stellen sich diese Persönlichkeitsmonographien von katholischer Seite nun gegenüber. Den Verlegern mag ich hier vorab gern eine Zeile widmen, da sie ihre Bücher mit aller Kunst des modernen Buchdrucks in so geradezu idealer Weise auszuschmücken beflissen sind. Was diese Seite der beiden Erscheinungen betrifft, so ist Diederichs Künstler durch und durch, unübertroffenes Original, Kirchheim Kopie. Aber die Anregungen Diederichs wirken, man versucht, es ihm nachzumachen, und so hat das Leben und der Leser den Vorteil davon, daß er „schöne“ Bücher, Bücher mit ausgezeichnetem Druck und gutem Papier, Bücher in handlichem Format und fröhlichem Buchschmuck erhält. So üppig farbenformen- und bilderfroh nun auch der Verleger und Buchdrucker in den Diederichs-Monographien ins Zeug geht, seine Monographien-Autoren können nicht immer mit. Tüchtige, solide Arbeiten — ja wohl, aber auch manchmal etwas „protestantisch“ nüchtern. Äußeres und Inneres geben keine sich gegenseitig verstärkende Harmonie, sondern der Inhalt steht gegen die Form zurück. Umgekehrt bei Kirchheim. Der Inhalt ist weit lebendiger noch und kräftiger, als die äußere Umhüllung, so daß ich zuweilen heimlich wünschte: solche Autoren bei Diederichs, und die Diederichs Monographen bei Kirchheim! Indes der Mensch muß bescheiden sein, wenigstens ein ganz klein wenig. Alles Beste auf einmal — das ist der höchste Glücksfall und darum selten. Freuen wir uns also an den guten Autoren in ihrem strahlenden

Digitized by Google

Künstlergewande bei Diederichs, und an den Originalautoren in ihrem kopierten Reformkostüm bei Kirchheim!

Sechs Bände liegen von der „Weltgeschichte in Charakterbildern" bereits vor: „Augustin" von Georg Freiherrn von Hertling, „Der große Kurfürst" von Martin Spahn, „König Asoka" von Edmund Hardy, „Cavour" von Franz Xaver Kraus, „Chateaubriand" von Charlotte Lady Blenner-Hasset und „Christus" von Herman Schell.

Hertling, der Lehrer der Philosophie an der Münchener Hochschule, entwarf das Bild des großen Kirchenlehrers Augustinus. Der Blick schweift einen Augenblick zurück in die Zeit, da die Persönlichkeit Karls von Prantl auftauchte, sprach man von Philosophie und Münchener Hochschule. Und Prantl war der Mann, dessen Vorlesungen, wie er mir selbst erzählte, in den bewegten Jahren nach 48 fistiert wurden, weil die „politische Erkenntnis" damals noch an dem deutschen Bunde und seiner Herrlichkeit hing, und die Ultramontanen es fertig brachten, die wichtigsten Vorlesungen durch fortgesetzte rechtswidrige Gewaltakte verbieten zu lassen. (S. Kaufmann: Politische Geschichte Deutschlands im 19. Jhrd.) Und das blieb auch später noch so, als die Regierung sich längst nicht mehr zum Handlanger dieses politischen Katholizismus hergab. Den Alumnen des erzbischöflichen Seminars blieb der Besuch der Prantlschen Vorlesungen untersagt, jedenfalls wurde der bezeichnet und angemerkt, der es dennoch damit wagte, und an seiner „Carrière" bekam der Unbotmäßige es zu spüren, daß er sich dem hierarchischen Willen nicht gefügt hatte. Tempi passati! Aber der Wandel wird offenbar in diesem kleinen Bilde: „Warmherzige deutsche Gesinnung" und „unbeirrte Forscherredlichkeit", wie der Prospekt der „Charakterbilder" meldet, in der Persönlichkeit eines Freigeistes, waren einmal hinreichende Gründe, diesem Manne offen und hinten herum Knüppel zwischen die Füße zu werfen. Warmherzige deutsche Gesinnung und unbeirrte Forscherredlichkeit in der Persönlichkeit eines katholischen Freiherrn, macht heute „vor Gott und Menschen angenehm".

Das Charakterbild Augustins ward in letzter Zeit von einem andern in scharfen Zügen gezeichnet, von Chamberlain in seinen „Grundlagen". Ich habe mich an anderer Stelle genügsam über dieses Werk ausgesprochen, aber es bleibt dabei: für gewisse Zwitternaturen und schwankende Charaktere besitzt Chamberlain nun einmal eine ausgezeichnete Witterung, und für

Digitized by Google

mich ist es keine Frage, daß er den Kern bei Augustins traf. Weitab von dieser nervös pointierten Darstellung Chamberlains liegt nun die Art Hertlings. Ruhig, kühl, fast zu vornehm geht er seinen Weg. Wir sehen die Kämpfe und Krämpfe Augustins in seiner Jugend wohl, aber wir beteiligen uns nicht daran. Sein Übertritt vom Manichäertum zum Katholizismus erscheint nicht als Folge einer eigentümlichen, psychologisch erkennbaren und deutbaren Entwickelung, sondern als „eine wunderbare geschichtliche Fügung". Damit aber sind wir heute nicht mehr zufrieden. Die Frage ist: Was führte Augustin zur Religion des Mani? Was hielt ihn hier fest? Wodurch wurde er später von ihr abgeführt zum Katholizismus? Darauf antwortete Hertling im großen: Augustin erkannte die nichtige Oberflächlichkeit der manichäischen Lehre und ihres damals berühmtesten Vertreters, des Bischofs Faustus von Mileve, während die Gestalt des Ambrosius in Mailand ihn nicht nur theoretisch, sondern auch vor allem durch ihre sittliche Kraft gefangen nahm. Das wäre eine schöne Bestätigung der Milieulehre. Aber das allein genügt nicht. Hertling zeigt uns den ungeheuren Drang Augustins zur Wahrheit und ihrer Erkenntnis. Dieser gleiche Drang hat aber sicher im Lauf der Zeit ebenso viele aus dem Katholizismus hinausgeführt, wie er dem Katholizismus Menschen zuführte. Bei Augustinus nun steht diese persönliche Anlage unter der Pflege der Liebe, der Liebe Augustins zu seiner Mutter und seiner Mutter zu dem Sohne. Die Weisheit der Manichäer genügte Augustin nicht, der die großen Fragen des Menschenlebens: Woher? Wohin? Wozu? alle selbst erlebte. Er fragte bei den Neuplatonikern an, und von ihnen ging der Weg für ihn zum damaligen Katholizismus. Dieser aber war selber noch keineswegs eine abgeschlossene, nach allen Seiten begrenzte Lehre, sondern er rang noch nach seiner eigenen Klärung und grundlegenden Erkenntnis. Für eine tätige, selbstliebende Seele gab es da noch weites freies Feld zum Mittun. Seinen ersten monumentalen Niederschlag hatte dieses innere Ringen in den Briefen des Apostels Paulus gefunden. Und als Augustin an sie herankam, fühlte er sich selber wieder. Hier lernte er sich finden und verstehen, und der verlangende Wahrheitswille seiner Jugend gelangte in diesem größeren Willen zur Ruhe. Ein natürlicher Prozeß, wie wir ihn im großen nnd kleinen immer wieder verfolgen können, wie wir ihn als lebendige Denkwesen vielleicht selbst erlebt haben, wenn wir imstande sind, unser

Digitized by Google

Werden rückwärts zu kontrollieren und unter die Schau einer begrifflichen Analyse zu bringen. Hertling aber sagt hierzu: „Wie Augustin selbst, so erblickt die Kirche in seiner Bekehrung einen übernatürlichen Vorgang, ein Eingreifen der göttlichen Gnade. Darüber läßt sich der Natur der Sache nach mit den Mitteln der Wissenschaft nichts ausmachen."

Da steht der Widerspruch: ich nenne die Entwickelung Augustins einen natürlichen Vorgang, Hertling nennt ihn einen übernatürlichen. Streiten wir einmal nicht, sondern sehen wir zu, was uns am Ende vereinigen könnte. Mir ist ein natürlicher Vorgang ein keineswegs nicht wunderbarer. Im Gegenteil, je mehr ich mein Auge in die Natur selbst hineinblicken ließ, um so herrlichere Wunder taten sich vor mir auf, mit um so größeren Rätselfragen lockte sie mich, und findet mein Verstand keine Erklärung oder Deutung, so findet mein Herz doch die Andacht. Ein stilles, beglückendes Schauen ist die Stimmung, die von mir Besitz ergreift. Aber unwillig werde ich dann auch, wenn mir da einer kommt und sagt: „Göttliche Gnade!" Die ganze grobmaterialistische Erinnerung hängt sich mir an dieses begrifflose Wort, wie sie mir in meiner Kindheit von gräulichen Menschen eingedrillt, eingeprügelt wurde, die mir mit ihrem Stock die Gnade Gottes demonstrieren wollten. Diese katholische „Gnade Gottes" ist mir zu grob. Ich kann damit nichts machen, denn ich fühle: ein Stillstand alles eigenen Denkens und Wollens träte bei mir sofort ein, legte ich mich hier bei diesem „Gott", der nur „von außen stößt", vor Anker. Immerhin: eine wörtliche Übereinstimmung zwischen Hertling und mir ist da: wir sehen beide hier etwas Wunderbares. Er nennt das Wunderbare übernatürlich, ich natürlich. Da trennen wir uns wieder.

Suchen wir also nach einen weiteren Ausblick! — Augustin war mittlerweile dreißig Jahre alt geworden. Dreiunddreißig war er, als er sich von Ambrosius in Mailand taufen ließ. „Das kritische Alter" für einen „Revolutionär", wie Desmoulins meinte, indem er auf den „Sansculotten" Jesus hinwies. Aber auch für Lessing hatte es mit diesem Alter etwas auf sich. Augustin aber erreichte das Alter von 76 Jahren. Die Zeit der Jugend, des Selbstsehens, des Wollens, die Zeit des körperlichen Wachstums, der sinnlichen Orientierung und Ausbreitung lag mit dreiunddreißig Jahren hinter ihm. Und das um so mehr, als wir diesen Kulminationspunkt der menschlichen Entwickelung bei den Südvölkern überhaupt und allgemein um eine Reihe von Jahren früher ansetzen

Digitized by Google

dürfen, als er bei den Nordvölkern meistens eintritt. Man hat neuerdings diese Tatsache dadurch zu erklären versucht, daß den Südvölkern die Gehirnnähte früher verwachsen, sie also deshalb geistig früher fertig sind, fertig in dem doppelten Sinne: Erstens einer früheren Reife und geschärften Intelligenz, zweitens eines früheren Abschlusses des geistigen Wachstums. Nun spricht Hertling von der „Bekehrung" Augustins. Wann eine solche Bekehrung, oder wie es bei Augustin recht eigentlich heißen dürfte, wann eine solche „Sinnesänderung" im Menschen eintreten kann, würde uns an einem solchen Gesetze der natürlichen Entwickelung klar, nämlich dann, wenn sich eben die Entwickelung vom äußeren Wachstum abwendet, wenn dieses zu seiner vollen Entfaltungshöhe emporstieg, wenn die sinnliche Entwickelung zum Abschlusse gelangte. Dann ändert sich der Sinn. Die Frage ist weiter: ob alsdann auch diese Sinnesänderung eintreten muß? Ja, sie tritt überall ein, nur müssen wir dabei in Betracht ziehen, daß sie nicht überall in gleicher Weise eintreten muß und kann. Das Stumpfwerden, ja, das Verkommen selbst ist auch wie Verzweiflung und Pessimismus eine Sinnesänderung, ganz gleich, ob wir darin mit Franz Xaver Kraus Krankheiten sehen, „welche auf einer Desintegration der menschlichen Fakultäten beruhen". Grundtatsache ist, daß den Menschen die äußere Welt nicht mehr reizt, wie ehedem; die Welt der Erscheinungen wird ihm gleichgültig, er fragt nicht mehr viel danach. Auch das ist Sinnesänderung, läuft sie auch nur, in einer großen Negation aus. Die physiologische Grundlage aber erscheint mir überall die gleiche: Die Abwendung der Entwickelung vom äußeren, sinnlichen Wachstum. Daß es nun auf dieser Grundlage zu einer neuen Position komme, die sich ganz vortrefflich als „geistige Wiedergeburt" oder „Wiedergeburt im Geiste" bezeichnen läßt, ist eine weitere Frage. Wie ist und war von je solche Wiedergeburt möglich? Durch die göttliche Gnade — sagt man. Aber das ist eine Antwort, die für mich keine ist. Also fragte ich weiter, dachte weiter, und ich sah, daß nur da von Rücksicht, Reflexion, Religion die Rede war und sein konnte, wo vordem eine Intuition, eine Voraussicht, eine Providentia gewaltet hatte, oder um es rund zu sagen: zurückschauen kann nur der, der schauen lernte, zurücksehen nur der, der einmal vorwärtsging und selber sah. Jedenfalls besteht ein festes Verhältnis zwischen diesen Betätigungen der Jugend und eines reiferen Alters. Dem Drange, mit dem ein Mensch welterobernd, weltschauend in der Jugend

Digitized by Google

vorwärtstrieb, entspricht ein gleicher Drang der geistigen Weltdurchdringung und Weltbeschauung in späterem Alter; je voller und reiner die Weltidee in unsere Sinne drang, um so umfassender wird nachmals auch unser Weltbegriff sein; je heller die providentia, um so schöner nachmals die religio, denn religio ist nichts anderes, als die begriffliche Wiederspiegelung und Zurückstrahlung eines vorangegangenen Schauens. Wer nun ohne Voreingenommenheit die Biographie Augustins von Hertling liest, wird für dieses auch hier obwaltende Verhältnis des jüngeren zu dem reiferen Manne vielfache Zeugnisse finden. Nur — daß hier doch der weltentsagende Geist, der Geist eines weltverleugnenden, nicht aber weltüberwindenden Katholizismus die Interpretation übernimmt.

(Fortsetzung.)

Kunstberichte.

Berliner Kunst-Ausstellungen.

Von Max Osborn.

Was lange schon vorausgesehen und an dieser Stelle im vorigen Monat als unmittelbar bevorstehend angekündigt wurde, ist nun geschehen Die allgemeine Mißstimmung gegenüber der einseitigen „Kunstpolitik" der preußischen und der von ihr beeinflußten Regionen der Reichsregierung ist gelegentlich der Reichstags-Beratungen über die Beteiligung Deutschlands an der Weltausstellung in St. Louis zu offener Aussprache gekommen. Nachdem die Budgetkommission sich bereits am 20. Januar mit diesen Fragen beschäftigt hatte, nahm das Plenum am 15. und 16. Februar die Debatte in erheblich größerem Umfange auf, und es zeigte sich das erstaunliche und kaum erwartete Bild, daß die Regierung für ihr Verhalten unter den Vertretern der verschiedenen Parteien nicht einen einzigen Verteidiger fand. Nacheinander traten die Mitglieder der einzelnen Fraktionen auf und sprachen in energischen Protesten ihr Befremden und ihr Bedauern über das Geschehene aus, einer nach dem andern verlangte gerechte Unparteilichkeit an Stelle der einseitigen und engherzigen Bevorzugung einer offiziellen höfischen Kunst von höchst fragwürdiger Qualität. Der Kunstfreund freilich, der der Debatte beiwohnte, mußte oftmals den Kopf schütteln;

Digitized by Google

denn es fielen zahlreiche unverständige und höchst laienhafte Äußerungen über die moderne Kunst, über das, was die Herren die „sezessionistische Richtung" nennen — schon diese Formulierung ist ja so schief wie möglich —, über die „Extravaganzen", die schlechte Gesinnung, die Skizzenhaftigkeit, ja sogar über die „freche Technik" mancher neueren Gemälde, Äußerungen, die den Beweis erbrachten, daß die Vorkämpfer einer künstlerischen Kultur in Deutschland beileibe noch nicht die Hände in den Schoß legen dürfen. Dennoch stand diese Kunstdebatte auf einem wesentlich höheren Niveau als alle bisherigen Parlamentsverhandlungen ähnlicher Art. Schon deshalb, weil die Einwände gegen die moderne Kunst auf keiner Seite mit dem öden Haß, der früher oft hervortrat, und mit dem Bestreben verbunden waren, das, was man nicht versteht, auch zu unterdrücken; weil auch diejenigen Redner, die bewiesen, daß ihnen für manche künstlerischen Dinge das Organ fehlt, den besonnenen Standpunkt festhielten: wir, das Parlament, können diese Streitfragen so wenig entscheiden wie die Regierung, darum laßt die Jugend sich austoben, laßt der Entwickelung ihre freie Bahn! Man wird sich nicht darüber täuschen, daß es nicht auf allen Seiten allein die reine Freude an dem Auf- und Abwogen künstlerischer Kämpfe war, die zu diesem Standpunkt drängte. Für die einen mag die Verstimmung der außerpreußischen Bundesstaaten gegenüber dem gewalttätigen Vorgehen der Reichsregierung im St. Louiser Falle, für die meisten die politische Entrüstung über das autokratische Prinzip, das sich bei uns auf allen Gebieten immer stärker fühlbar macht, mitbestimmend gewesen sein. Das Zentrum überdies mag seine Kunstfreundschaft bei dieser Gelegenheit besonders betont haben, um sich bei dem, wie es scheint, neuerdings geplanten Lex Heinze-Vorstoß auf seine „Unbefangenheit" in Kunstdingen berufen zu können — man kann nie vorsichtig und mißtrauisch genug sein. Dennoch darf man sich dieser Debatte vom 16. Februar freuen. Daß das deutsche Volk über Nacht plötzlich die erste Kunstnation der Welt geworden sei, wird niemand erwarten. Daß aber immer weitere Kreise einzusehen beginnen, wie unerträglich unsere offizielle Kunst ist, welche bösen Banalitäten unsere Denkmäler darstellen, wie verhängnisvoll die unverantwortliche künstlerische Nebenregierung des Herrn Anton von Werner, und wie wichtig die Pflicht des Staates ist, in die Entwickelung niemals autoritativ eingreifen zu wollen, das ist und bleibt ein Fortschritt.

Die Ausstellungen der Berliner Kunstsalons während des Januar standen zum großen Teil im Zeichen des Internationalismus. Es war in den letzten Wochen mehr ausländische als einheimische Kunst zu sehen, ohne daß es sich gerade in jedem Falle um Dinge handelte, deren Kenntnis für uns eine absolute Notwendigkeit wäre. Damit soll durchaus nicht etwa einem übertriebenen Chauvinismus das Wort geredet werden, der nirgends weniger am Platze ist als in der Kunst; es soll mehr das Niveau der betreffenden Kollektionen angedeutet werden. Bei Schulte gab es eine John Lavery-Ausstellung, die gewiß viel Interessantes bot, ohne jedoch den Beschauer tiefer auf- oder anzuregen. Zweifellos können wir von dem beliebten Londoner Porträtisten manches lernen. Nicht allzu viele von unseren Malern wissen ihre Kräfte so klug zu gebrauchen, zu verteilen und zu schonen wie dieser Engländer. Aber er ist in seiner ganzen Art doch eben so spezifisch englisch, daß uns anderes in seinen Arbeiten wieder fremd er-

Digitized by Google

scheint und kalt läßt. Die Persönlichkeit des Künstlers selbst, die man aus diesen Bildern herausspürt, die Physiognomien der Dargestellten, die Toiletten, die diskret angedeuteten Zimmerinterieurs, alles trägt die charakteristische Note der britischen Kultur: sehr fein, sehr ruhig, sehr abgeklärt-vornehm, sehr sicher, sehr sauber, sehr wohlgepflegt, ein klein wenig träumerisch und — ein bischen blutlos und langweilig. Von dem, was wir Temperament nennen, hat Lavery nur sehr wenig. Für diesen Mangel muß sein allerdings außerordentlicher Geschmack entschädigen, sein ungewöhnliches, nie verlegenes Gefühl für zarteste malerische Wirkungen. Er hat, wie die meisten Londoner Bildnismaler der jüngsten Zeit, nicht mehr den weit ausgreifenden koloristischen Sinn, den einst die Klassiker des englischen Porträts an den Tag legten. Bei Lavery ist alles in Moll gehalten, alles gedämpft, beschwichtigt, abgetönt, und nur als raffiniert wirkende Besonderheit blinkt aus seinen stillen Übergangsnuancen eine rote Seidenrobe, ein bunter Stein an einem Ringe, eine mattglänzende Perle in einem Collier, ein glitzernder Brillant, eine zartblaue Schärpe, eine grünliche Taille, eine rosa Hutfeder auf. Und diese Bilder, in sich schon aufs feinste abgestimmt und geschlossen, werden dann von diskreten Empirerahmen in matter Vergoldung, oft im vergrößerten Medaillonoval, von der übrigen Welt isoliert. Eine Geschmackskultur ersten Ranges ist es, die hier vor uns auftaucht.

Die Ausstellung der Berliner Künstlergruppe „Jagd und Sport", die sich zugleich bei Schulte präsentierte, bot den altgewohnten Anblick: gut beobachtete Jagdszenen, Hunde, Pferde, Hirsche, Rehe, alles mit großer Sachkenntnis, aber ohne viel künstlerischen Reiz gemalt, Bilder, die mehr Interesse für Nimrods und Turf-Fachmänner als für Kunstfreunde besitzen. Es ist sehr schade, daß bei uns intimes Verständnis für das Wald-, Jagd- und Tierleben sich so selten mit malerischer Anschauung höheren Grades verbindet. Man sollte meinen, gerade diese Künstler, die in so intimen Beziehungen zur Natur stehen und die Anregungen zu ihren Arbeiten in so frisch-fröhlichen Stunden finden, müßten von selbst vor konventionellem Arrangement und schablonenmäßigem Farbenvortrag bewahrt werden. Aber weit gefehlt! Zum großen Teil mag dieser Mißstand davon herrühren, daß das Publikum, das sich für diese Jagd- und Sportbilder in erster Linie interessiert, in seinen künstlerischen Ansprüchen von so übermäßiger Bescheidenheit ist. Man muß daran denken, wie etwa der schwedische Maler Bruno Liljefors, der selbst auch ein leidenschaftlicher Waidmann ist und auf seinen Streifzügen durch das Gebirge Flinte und Pinsel abwechselnd gebraucht, die Welt da draußen zu malen weiß! Solch ein Meister und Anreger fehlt uns in Deutschland.

Bei Keller und Reiner lernte das Berliner Publikum einen französischen Künstler kennen, der ihm bis dahin ein Fremder war: George de Feure, einen der jungen Männer, die vor vier Jahren auf der Pariser Weltausstellung den Pavillon von Bings berühmtem Hause „L'Art nouveau" zu so außerordentlichem Erfolge führten. Einige von den Möbeln, die de Feure damals für die entzückenden Zimmer dieses Pavillons schuf, sah man jetzt bei Keller und Reiner wieder. Sie interessieren durch das Geschick, mit dem hier ein Künstler den Versuch gemacht hat, dem spröden Pariser Publikum die praktischen und ästhetischen Vorteile des neuen dekorativen Stils dadurch schmackhaft zu machen, daß er sie mit den traditionellen

Digitized by Google

Elementen, von denen sich die Käufer dort nur schweren Herzens zu trennen vermögen, verbindet und durchdringt. Das schlichte Linienornament und der sachlich-konstruktive Möbelaufbau belgisch-englischer Prägung werden zu diesem Zweck mit graziösen Blumenmotiven umrankt, die es munterer und lebendiger machen, die reine Zweckmäßigkeit der einzelnen Stücke wird durch Erinnerungen an Louis XVI.- und Empire-Muster in die historische Entwickelung des französischen Möbelbaus organisch eingereiht, und man greift zur Vergoldung der Gestelle, zum bois doré, das der Pariser im Salon nur ungern entbehrt. Durch solche und andere Mittel ist tatsächlich eine kunstgewerbliche Sprache entstanden, welche die allgemeinen modernen Ideen tatsächlich mit einer national-französischen Note versieht. Wie bei diesen Möbeln arbeitet de Feure auch bei seinen sonstigen kunstgewerblichen Dingen mit einem Geschmack von vollendeter Diskretion. Auch als Maler bleibt er Geschmacksmensch, und seine dekorativen Landschaftsphantasien, seine feinen koloristischen Spielereien, seine eigentümlich pikanten japanisierenden Figurenstudien sind weniger als „Gemälde" denn als kapriziöse Einfälle zu bezeichnen, die allerdings raffinierte Leckerbissen für Kunstgourmets darstellen.

Wichtiger ist die ausländische Kunst, die sich auf der jüngsten Ausstellung des Salons Cassirer zeigte. Hier traten zunächst die großen Altmeister des Impressionismus mit einer Reihe wichtiger, in Berlin bisher unbekannter Werke hervor: Manet, Monet, Renoir und Pissarro, der vor kurzem erst heimgegangene Vorkämpfer der modernen Kunst, der uns Deutschen in der schlichten Poesie seiner Landschaftsauffassung von diesen „maîtres impressionistes" vielleicht am nächsten stand. Dann sah man eine Kollektion von Lucien Simon, dem Führer einer jüngeren französischen Generation, neben Cottet und Menard der stärksten Persönlichkeit unter denen, die sich die Freilichtlehren zu Nutze machen, aber zugleich in gewissem Sinne einen Anschluß an die Tradition der älteren Malerei und an eine mehr volkstümliche Art suchen. Simon hat, wie die genannten beiden andern Künstler dieser Gruppe, viel in der Bretagne gearbeitet und dort Szenen und Figuren aus dem französischen Bauern- und Fischerleben gemalt, die nicht nur durch ihre technischen Qualitäten, sondern durch ein Stimmungsmoment wirken, das die strengsten Gläubigen des Impressionismus — den alten Pissarro immer ausgenommen — weniger interessierte. Und das ist — ich muß es immer wiederholen — der Fehler in der Anschauung mancher deutscher Anhänger der modernen Kunst: daß sie glauben, wir in Deutschland könnten in ähnlicher Weise auf dies Stimmungsmoment verzichten, während gerade wir es so nötig haben wie das liebe Brot. Ich meine damit nicht eine sentimentale äußerliche Wirkung, sondern das aus dem Kunstwerk selbst zu uns herüberströmende Gefühl für die Psyche des Naturausschnitts, der wiedergegeben werden soll. Es hilft uns nichts, auf diesem Wege werden wir schließlich weiterzukommen suchen müssen. Freilich, das ist nicht zu leugnen: zunächst müssen wir malen lernen. Und die Ausstellung der drei hochbegabten jüngeren Berliner Sezessionisten Robert Breyer, Leo von König und Philipp Klein, die wir bei Cassirer mit Vergnügen durchwanderten, war darum von besonderer Wichtigkeit, weil sich hier deutlich zeigte, wie viel wir nach dieser Richtung hin in den letzten Jahren gelernt haben. Die Bilder und Studien, Porträts, Still-

Digitized by Google

leben und Akte dieser Künstler gaben uns den erfreulichen Beweis dafür, daß die Berliner Sezession durchaus nicht mehr allein auf ihre bekannten und berühmten „Matadore“ gestellt ist. Der Nachwuchs ist gesichert!

Berliner Theaterkunst.

Von Theodor Kappstein.

In den vergangenen Wochen sind an zwei Berliner Bühnen zwei Dichtungen zur Erstaufführung gelangt, die in gleichem Grade undramatisch genannt werden müssen, wie sie bei denjenigen Besuchern, die nicht „Masse“ sind, eine tiefgehende Wirkung ausgelöst haben. Ich spreche von Arthur Schnitzlers Schauspiel: Der einsame Weg, und von Maurice Maeterlincks Singspiel: Schwester Beatrix.

Der Wiener Schnitzler ist ein feinfühliger moderner Poet, dessen Werke: Liebelei, Der Schleier der Beatrice, Lebendige Stunden und mehrere Einakter seinen Namen als den eines berufenen Dramatikers festgelegt haben. Seine Eigenart ist der Schleier des Symbols, sein Ziel das künstlerische Bemühen, dem Leben auf seinen verschwiegenen Pfaden nachzugehen und ihm seinen letzten Sinn abzulauschen. Er ist ein Gedankenpoet, der alle grellen Beleuchtungen flieht und zarte Pastelltönungen bevorzugt, ein reicher vornehmer Geist, der immer etwas Eigenes zu sagen hat. Darum eben kein Dramatiker nach Publikums Geschmack, da er nicht mit groben Schlagern handelt. Man kann seiner jüngsten Dichtung, ohne ein Prophet zu sein, einen einsamen Weg über die Bühnen vorhersagen; zu den schon angedeuteten Mängeln, welche matt schimmernde Vorzüge sind, kommen diesmal manche tatsächliche Unklarheiten der Linienführung hinzu und zwei recht bühnensorglose Aktschlüsse, die für das Stück geradezu gefährlich sind. Aber welch feines Geflecht breitet sich vor uns aus in dieser Tragödie des Egoismus, die jeden seiner Diener unerbittlich nötigt, in der Bahn seiner selbstischen Eigenart einsam zu bleiben und einsam zu werden, während sich der eine, der seine Tage in den Dienst der anderen stellt, durch solchen Opfergang den Freund erringt für den einsamen Lebensabend, der nun nicht vereinsamt ist.

Zwei Junggesellen stehen im Vordergrund der Handlung. Sie bestimmen das Schicksal ihrer Umgebung. Julian Fichtner, ein Maler, hat in heißen Jugendtagen die Braut seines Freundes Wegrath an sich gezogen; er wollte mit ihr fliehen, daß sie für immer ihm gehöre; aber aus Egoismus, um sein Leben nicht festzulegen, hat er sie sitzen lassen. Gabriele wurde des Betrogenen Gattin, und Felix, das älteste der beiden Kinder des Kunstakademiedirektors, ist in Wahrheit Fichtners Sohn. Frau Gabriele hat ihrem Gatten die sündige Stunde ihrer Maienblüte niemals eingestanden; sie wurde ihm trotzdem eine gute Gattin und den Kindern eine gute Mutter. Jetzt sieht sie ihr tätiges Leben im Sande verrinnen, sie erliegt einem organischen Leiden. Dem Hausarzt lüftet sie das Geheimnis — er läßt sie ihren einsamen Weg gehen mit dem Geleite: „Eine Lüge, die sich so stark erwiesen hat, daß sie den Frieden eines Hauses tragen kann, ist mindestens so verehrungswürdig als eine Wahrheit, die nichts anderes vermöchte, als das

Digitized by Google

Bild der Vergangenheit zu zerstören, das Gefühl der Gegenwart zu trüben und die Betrachtung der Zukunft zu verwirren." Fichtner ist vom Leben doppelt enttäuscht worden: sein Traum von Künstlerruhm ist ausgeträumt, er kam nicht auf die Höhe des Erfolgs, und mitten im Lebensgenuß, der ihn von einem Sinnenrausch zum andern führte, verschmachtet er vor Begierde. Nach langen Jahren ruheloſen Wanderns kehrt er nach Wien zurück, nachdem er Felix schon in dessen Garnison in Salzburg aufgesucht hatte. Er will ein dauerndes Glück sein eigen nennen, das er ohne Pein genießen kann, er will in Reinheit geliebt sein. Nach Gabrieles Tode eröffnet er dem jungen Offizier, daß er sein Vater ist; Felix, dem die sterbende Mutter eine leise Andeutung gemacht, wehrt sich gegen diese brutale Neuigkeit, die über ihn herfallen will, mit dem richtigen Instinkt des anständigen Menschen: „Ihr Sohn — es ist nichts als ein Wort. Es klingt ins Leere. Sie sind mir fremder geworden, seit ich es weiß." Denn, mit einer anderen Stelle des Stücks zu reden, Fritz hat den Sinn für das Wesentliche und er fühlt es, daß man sehr wenig für einen Menschen getan hat, wenn man nichts tat, als ihn in die Welt setzen. Das dauerhafteste von Fichtners übrigen Verhältnissen, die frühere Schauspielerin Irene, die sich jetzt ins Landleben zurückgezogen, hat sich ein Stück Naturfrische bewahrt; auch sie geht einen einsamen Weg, da ihre Sehnsucht nach einem Kinde infolge eines Abenteuers während ihres Engagements ungestillt bleibt, und Fichtner bekommt die Note von ihr: „Ach, das kann kein Mann verstehen; der beste von euch ist in diesen Dingen noch immer eine Art von Schuft." An ihm hat sie sich noch tiefer verloren, als mit ihm. Fichtners Seitenstück ist Stefan von Sala, der Frau und Kind begraben hat, ein eingebildeter Dichter, aber ein unabhängiger Lebekünstler. Ein überlegener Europäer, klug und kühl. Er will sich einer Expedition nach Asien anschließen, um die Wunder der baktrischen und medischen Grabungen mitzuerleben; die Vergangenheit aus der Tiefe ans Licht ziehen, daß sie seine Gegenwart werde wie der heutige Tag und das Leben ihm nichts verberge. Ein raffinierter Genußling. Felix soll ihn begleiten als militärischer Beistand der Truppe, und dessen Schwester Johanna bietet Sala an, als seine Frau ihm gleichfalls in die Ferne zu folgen. Dieses hysterische Mädchen mit einer hellseherischen Anlage ist eine Ibsensche Figur; sie kostet das kommende Unheil durch, ehe es da ist. Sie haßt die kranke Mutter, weil sie es nicht ertragen kann, jemanden auf ihr Mitleid angewiesen zu sehen; sie wirft sich an Sala weg, nachdem ihr der Arzt seinen nahen Tod gewiß gemacht hat — sie ertränkt sich im Teich seines Parks am Morgen vor der verabredeten Reise. Ein widerspruchsvolles, rätselhaftes Geschöpf, das in Schuld und Schicksal seinen einsamen Weg wandelt. Ihr Verführer setzt eine Stunde später eisig klar ebenfalls den Strich unter die Rechnung seines Lebens, er, der durch sein Herzleiden ohnehin ein Todgeweihter gewesen ist.

Kurz zuvor hat er zwischen sich und Fichtner das Konto mit rücksichtslosem Cynismus dahin beglichen: „Wir haben niemandem gehört. Lieben heißt für jemand andern auf der Welt sein. Ich sage nicht, daß es ein wünschenswerter Zustand sei, aber wir waren beide sehr fern davon. Es mag allerlei Lustiges, Verlogenes, Zärtliches, Gemeines, Leidenschaftliches sein, das unsereiner als Liebe ausgibt, aber Liebe ist es doch nicht. Haben wir jemals ein Opfer gebracht, von dem nicht unsere Sinnlichkeit oder unsere

Digitized by Google

Eitelkeit ihren Vorteil gehabt hätte? Haben wir je gezögert, anständige Menschen zu betrügen oder zu belügen, wenn wir dadurch um eine Stunde des Glücks oder der Lust reicher werden konnten? Haben wir je unsere Ruhe oder unser Leben aufs Spiel gesetzt, nicht aus Laune oder Leichtsinn, nein, um das Wohlergehen eines Wesens zu fördern, das sich uns gegeben hatte? Und glauben Sie, daß wir von einem Menschen irgend etwas zurückfordern dürfen, ein Stück von unserem Wesen, das wir wirklich an ihn verloren hätten, ohne uns gleich dafür bezahlt zu machen? Wir haben die Türen offen stehen und unsere Schätze sehen lassen — aber Verschwender sind wir nicht gewesen. Ich bin etwas weniger wehleidig als Sie, das ist der ganze Unterschied. In unserer tiefsten Seele wußten wir immer, woran wir mit uns waren."

Der alternde Wegrath ist der Altruist in der Gedankendichtung. Er hat von den treibenden Kräften in den Mitgliedern seines Hauses so gut wie nichts gewußt, er ging seinen Weg der redlichen, aber philiströsen Pflichterfüllung. So brechen die Scheinstützen seines häuslichen Glückes ihm jählings zusammen. Doch bei aller Hilflosigkeit den Verflechtungen des Lebens gegenüber hat sein Herz ohne Arg den Seinen und den Menschen gehört; so erwächst ihm auf dem Grabe seiner stolzesten Hoffnungen der Freund in dem, den er fälschlich für seinen Sohn hielt: Felix tritt verstehend an seine Seite, und wie Balsam legt sich die verehrende Liebe des jungen Mannes ihm auf die Wunde; „müssen solche Dinge geschehen, daß mir dieses Wort ‚Vater!' klingt, als hört ichs zum erstenmal?"

Die sorgsam vorbereitete Aufführung des Deutschen Theaters hatte ihren Höhepunkt in den Leistungen von Bassermann als Sala und in der Episodenrolle von Else Lehmann als Irene Herms.

Maeterlinck ist der Poet der Träume und der Stimmungen, wie er der Philosoph des Schweigens ist. In dem Singspiel Schwester Beatrix hat der vlämische Dichter einen sinnigen Legendenstoff des Mittelalters in drei dramatische Bilder zusammenzufassen versucht, deren Inhalt bekannt ist aus Gottfried Kellers in heiteres Verstehen getauchter Novelle von der Nonne, ihrem kräftigen Ritter Wunnebald und der gnadenreichen Gottesmutter, die den Schaden heilt. Bei Maeterlinck ist es ein Prinz Bellidor, der die Geliebte bei Nacht aus ihrer Zelle entführt auf feurigen Rossen in den Glanz des freien Lebens. Vergeblich ringt Beatrix an gegen den Sturm in ihrer Seele, bis sie der Mutter Gottes, der sie ihr heißes Gebet ausschüttet, Mantel und Schleier, Rosenkranz und Geißel auf das Gitter ihrer Statue breitet mit dem Seufzer: „Heilige Frau, du weißt alles und ich weiß nichts. Steht es dort oben geschrieben, daß nichts verziehen wird daß die Liebe verdammt ist und daß man sie nicht büßen kann? Ich bin nicht verloren, wenn du nicht willst."

Maria steigt huldreich vom Sockel und dient im Kloster als Schwester Beatrix, den Armen Gutes erweisend im Namen dessen, der „das Böse nicht ansieht, das ohne Haß geschieht". Doch die Nonnen meinen es anders: wie das Madonnenbild, des Klosters Heiligtum, am Morgen vermißt wird, zieht die Äbtissin die vermeintliche Beatrix zur Rechenschaft, und da unter der grauen Klostertracht Mariens seidene Gewänder und die kostbaren Juwelen am Goldgürtel hervorleuchten, mit denen nach spanischem Muster die fromme Andacht des 13. Jahrhunderts die Madonnenstatue bekleidet, so ver-

Digitized by Google

hängt der zuständige Priester über die gottlose Frevlerin die Disziplinarstrafe grausamer Züchtigung. Die Schwestern schleppen die Tempelschänderin vor den Altar zum frommen Prügelschmaus — da begibt sich das Rosenwunder, nach dem sich vor Jahresfrist das Berliner Blumenmedium für ihre Gerichtsverhandlung gewiß schmerzlich gesehnt hat: Engelstimmen singen das Ave, die Kirche glüht auf in magischem Licht, aus Wunderblumen brechen Lichtbüschel, von den Wölbungen rieseln Blüten. Die Dippoldischen Schergen aber berichten: Palmen flammten an den Riemen, Lilien sproßten an den Ruten, lebendige Rosengewinde befreiten sie, Beatrix ist heilig, der Himmel hat gesprochen. — Das Schlußbild zeigt Maria am alten Platz, als Statue. Ein Wintermorgen dämmert. Die einst entflohene Nonne schleppt sich an den Fuß des Bildes, gebrochen, besudelt, versunken in Schande und Elend; eine Sterbende. „Liebe und Sünde und alles was die Menschen Glück nennen," haben sie in den fünfundzwanzig Jahren so zugerichtet. „Ich bin allem preisgegeben," beichtet sie verzweifelt den Schwestern, „denn sie haben alles gebrochen in meinem Körper und in meiner Seele. Alle Männer nacheinander entweihten diesen Leib, der seinem Gott abtrünnig worden .. Ich habe meine Kinder nicht mehr; die drei schönsten starben, als ich nicht mehr schön war. Und das letzte habe ich eines Nachts getötet, als der Wahn mich erfaßte, daß es nicht mehr leiden sollte. Und andere, die geboren werden sollten, sind nicht zur Welt gekommen. Und die Sonne schien weiter, die Sterne schienen wieder, die Gerechtigkeit schlief". Man tröstet die Heilige, in deren wirren Reden man teuflische Anfechtungen vor dem Sterben erblickt — hat doch ihr segenspendender Dienst seit dem Wundertage das Kloster nicht verlassen; in seligen Todesschlaf sinkend, haucht die reuige Dirne: „Ich lebte in einer Welt, wo ich nicht wußte, was Haß und Bosheit wollten, und ich sterbe in einer andern, in der ich nicht fasse, wo Güte und Liebe hinauswollen." Mariens Psalm schwebt über ihrem Grabe:

Alle Schuld wird zunichte
Vor der Liebe Gebet;
Keine Seele kann sterben,
Die weinend gefleht.
Verirrt sich die Liebe
Im irdischen Geheg,
So finden die Tränen
Zu mir ihren Weg.

Das Neue Theater, das unter Max Reinhardts mustergültiger Leitung mit dem ihm verbundenen Kleinen Theater jetzt unbestritten an der Spitze aller Berliner Bühnen marschiert, kam den sublimen Intentionen des Dichters mit feinstem Verständnis entgegen und schuf einen vieltönigen, durchaus harmonischen Kunstgenuß. Louis Corinth sorgte für die malerische, Max Marschalk für die musikalische Ausstattung, und Agnes Sorma fand sich an der Doppelrolle der Madonna und der Nonne zu der hohen schlichten Kunst ihrer früheren Tage zurück, ehe sie sich durch nervenmörderische Gastspielreisen schwer gefährdete. Das liebende Mädchen, die göttliche Dienerin, die sterbende Sünderin waren vor uns lebendig, gefüllt mit Wahrheit und übergoldet von himmlischer Leuchtkraft. Zumal der mittlere Akt bleibt ein

Digitized by Google

Fest in der Erinnerung. Man kann einwenden gegen Maeterlinck: sieh' auf Gottfr. Keller; dort knieen acht wehrhafte Männer vor der Madonna, ihren Segen zu erbitten zum heiligen Krieg, zu dem sie gerüstet sind, die Frucht des Irrganges der Nonne mit dem Ritter und der leibhafte Erweis, daß Maria hier nicht umsonst die Vakanz ausgefüllt — Gottesstreiter, das Kreuz zu schützen! Was hilft bei dir Mariens Dienst? Maeterlinck würde antworten: Die Poesie hat die einzige Aufgabe, die Zugänge offen zu halten, die vom Sichtbaren ins Unsichtbare hinüberführen, sie ist die zum Weiterführen des Lebens verleitende Macht. Was ist klein, was groß? Das Unscheinbare ist das Gewichtige, die Seele ist mehr als der Leib, und in allem, das geschieht, ist Licht . . .

Otto Julius Bierbaum, der reimfrohe Poet des Klingklanggloribusch, hat ein vieraktiges Schauspiel: Stella und Antonie im Berliner Teater herausgebracht, das, falls es überhaupt etwas meint, die These verficht: Die Natur eines Menschen bricht immer wieder durch alle Bemühungen der sogenannten Kultur hindurch; umsonst, ihr eine feine Livree anzulegen; kommt ihre Stunde, so läuft sie hemdsärmlich aus dem Schloß auf die Straße bei tollstem Unwetter; übrigens gibt es Zigeunerblut nicht nur im niederen Volke, es rollt auch gräflich durch die Adern, da wo man Seide und Spitzen trägt. Diese durch ihre Neuheit nicht gerade überraschende Weisheit ist in ein romantisches Komödiantenabenteuer gesteckt worden. Bei einem gräflichen Verlobungsfest in Schlesien — Anfang des 18. Jahrhunderts — spielt eine wandernde Schauspielertruppe. Ihr Direktor Johann Christian, dem soeben sein ungetreues Weib Stella mit dem Souffleur durchgegangen ist, soll das Begrüßungscarmen sprechen; in ihm ist alles im Aufruhr. Wie ihn dann noch die Komtesse Antonie durch ungezogene Zwischenrufe bei seinem Vortrag stört, verliert er vollends die klare Besinnung; die gräfliche Braut erscheint ihm als seine treulose Frau, ihr wirft er seinen Haß in einer glühenden Improvisation ins Gesicht, ja er springt ihr an die Kehle. Der andere Morgen: Vor den Fenstern der Beleidigten soll der Missetäter ausgepeitscht werden, ehe er ins Gefängnis wandert. Schon pfeift der Ochsenziemer durch die Luft, da läßt Antonie den Schelm losbinden und zu sich führen. Ihr standesgemäßer Bräutigam, dem sie seit zehn Jahren zugedacht ist, ist ein fader Tropf, der sie „fatiguiert"; da sie von einer ziemlich entwickelten Edelfäule ist und klug dazu, will sie zum Ersatz den wilden Naturburschen sich zähmen. Der der Rechtswissenschaft aus Liebe zur Natur und zum Spiel entlaufene Komödiant läßt sich von der blaublütigen Komödiantin einfangen; sie vergnügt sich mit ihm in den verschwiegenen Gängen ihres Parks, während er als ihr Kammerdiener im Salon den Herrschaften mit Kaffee und Stachelversen von Hoffmannswaldau aufwartet. Bis eines Tags Stella auf der Bildfläche erscheint und sich mit ihren Liedern, die Johann ihr einst gedichtet, ihm wieder in die Arme singt und tanzt. Er wirft den Zwang von sich und trägt seine wilde Katze jubelnd in die Freiheit. Trübselig endigt die Geschichte: Der vielseitige Johann ist wieder bei seiner Truppe, er säuft und Stella keift. Der Feuerkopf ist eine Ruine. Antonie, die ihren vertrottelten Grafen richtig geheiratet hat, kommt auf der Hochzeitsreise durch das Dorf, in dem die Truppe zur Kirmes aufspielt. Stella schnurrt die einstige Nebenbuhlerin an, Johann winselt vor ihr, sie geht mit kaltem Lächeln an der Gruppe vorbei. Johann Christian ersticht

Digitized by Google

sich mit einem letzten Rest von Stolz. Die geistreichen Feuilletons, die in diesem Stück gesprochen werden, und die seit Bierbaums Fiasko mit dem „Überbrettl" obdachlos herumirrenden Liebeskouplets, die er hier untergebracht hat, zerdehnen das Schauspiel ins Undramatische; unter den Händen ist es ihm zu einer lyrischen Ballade zerflattert.

Streiflichter.

Paul Liman hat mit seinem soeben erschienenen Buch: „Der Kaiser" (Berlin, C. A. Schwetschke und Sohn) dem deutschen Volke ein Geschenk gemacht, für das es ihm zu Dank verpflichtet ist. Das Buch enthält das Charakterbild unseres Kaisers, und dies Bild ist mit so lebenswahren Zügen, mit so feinsinniger Beobachtung entworfen, daß es den Blick des Beschauers beständig gefesselt hält. Liman ist — das weiß man — ein patriotischer Mann und so ist auch sein schönes und kluges Buch ein patriotisches Buch. Aber bei Leibe nicht im Sinne eines Hurra-Patriotismus oder gar des Byzantinismus. Man wird nicht leicht freimütigere, ernstere Worte über den Kaiser finden, als sie hier niedergeschrieben sind. Denn nicht die Verherrlichung, sondern die Wahrheit ist offenbarer Zweck des Buches. Glücklicherweise enthält ja auch die Wahrheit über unsern Kaiser soviel Gutes, Schönes, Edeles, Bedeutendes, daß das Licht beim kaiserlichen Charakterbild den Schatten überwiegt. So wird niemand das Limansche Buch ohne Freude über seinen Kaiser beiseite legen. Aber ebenso wird es niemand beiseite legen, ohne den heißen Wunsch: möchte doch der Kaiser selbst dies sein eigenes, von kundiger und liebender Hand gezeichnetes Bild aufmerksam betrachten. Jeder Mensch hat seine Fehler, und ein Kaiser ist dieser allgemein menschlichen Unzulänglichkeit nicht entrückt. Je tatkräftiger, je intelligenter, je temperamentvoller und individueller ein Mensch ist, je mehr Persönlichkeit in ihm steckt, um so schärfer treten die Fehler hervor. Auch dies Gesetz menschlicher Psychologie erfüllt sich am Kaiser, und es ist Limans großes Verdienst, ehrlich, offen aber zugleich liebevoll und feinsinnig diese Erfüllung nachgewiesen und die großen Gefahren, die in den Fehlern liegen — groß, weil es kaiserliche Fehler sind — hervorgehoben zu haben. Was er von des Kaisers Anschauung über das „Gottesgnadentum", was er von seiner Impulsivität, vom Einsetzen seiner Persönlichkeit und seines Ansehens fast bei jeder auftauchenden Frage, von seiner ungezügelten Redefreudigkeit schreibt, ist geradezu hervorragend; und es ist so geschrieben, daß aus ihm nicht Tadelsucht, sondern der gute Geist des treuen Mahners, des gewissenhaften Beraters spricht. Unberufener Mahner, unberufener Berater?

Digitized by Google

Nein! Jeder Volksgenosse hat das Recht, die warnende Stimme an das Ohr seines Fürsten gelangen zu lassen, und einem Fürsten gegenüber, der, wie unser Kaiser, so sehr und so beständig in die Öffentlichkeit tritt, der buchstäblich allem und jedem den Stempel seiner Persönlichkeit aufprägen will, wird das Recht der Mahnung zur Pflicht. Dieser patriotischen Pflicht hat Liman mit seinem Buche: „Der Kaiser" in edeler Weise Genüge getan. Nimm und lies! Was die äußere Form des Buches angeht, so wirkt stellenweise der allzu üppige, blumige Stil ermüdend.

Im fernen Osten dröhnen die Kanonen! Eine ernste, folgenschwere Zeit ist zweifelsohne angebrochen; denn die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß der Waffengang nicht auf Japan und Rußland beschränkt bleibt. Deutschland ist verhältnismäßig günstig daran; in unmittelbare Mitleidenschaft wird es nicht gezogen, es sei denn China beteilige sich am Kriege, dann könnten wir, des dem Kriegsschauplatz nahe gelegenen Kiautschou wegen, gezwungen werden, das Schwert zu ziehen. Ein gütiges Geschick möge uns davor bewahren! Wem ist der Sieg zu wünschen? Die Antwort ist schwierig. Alles in allem genommen, neige ich mich persönlich mehr zu Japan hin. Der Sieg Rußlands würde die Macht dieses Kolosses ins maßlose steigern; gerade Deutschland hat von einem übermächtigen Rußland Vieles und Schweres zu befürchten, und die Zeit könnte dann kommen, in der das Wort: Deutschland eine russische Satrapie, nicht ohne Wahrheit wäre. Siegt das kleinere Japan, so wäre unser östlicher Nachbar, der Alliierte Frankreichs, ein sehr geschwächter Gegner; auch erlitte durch den japanischen Sieg der gerade uns so gefährliche Panslavismus einen harten Schlag. Eben wegen seiner verhältnismäßigen Kleinheit würde das siegreiche Japan keine Gefahr für den Weltfrieden bedeuten, während Rußlands Sieg den Weltkrieg entfachen würde. Aber muß man denn nicht vom Standpunkte der Kultur aus den Sieg Rußlands wünschen? Ja, wenn Rußland ein Kulturträger wäre! Aber es ist nichts weniger als das. Rußland ist ein Barbarenstaat mit Kultur-Firniß bestrichen und die Kultur und die Menschlichkeit Japans stehen nicht wesentlich tiefer als die des Moskowitertums.

Hart werden durch den Krieg da draußen die Weltfriedensphantastereien getroffen. Vor wenigen Wochen schrieb Frau Bertha von Suttner, „auch die Stumpfsinnigsten müssen erkennen, daß die geglückte Vermeidung (!) des Krieges zwischen Rußland und Japan ein Zeichen ist für die wachsende Macht der Weltfriedensidee." Wo sind jetzt die „Stumpfsinnigen?"

Der prunkhafte russische Bittgottesdienst um den Sieg war ein widerwärtiges Schauspiel. Rußlands Gier und Heuchelei haben den Krieg herbeigeführt, und jetzt fleht es Gott an um den Sieg. Der Russengott muß wohl ein anderer sein als der Christengott.

Aber „die gelbe Gefahr" bei einem Siege Japans?! Gewiß besteht die „gelbe Gefahr"; Japan bekriegt im Russen nicht nur diesen sondern auch den weißen Mann. Aber diese Gefahr ist eine Gefahr der fernen Zukunft, mit der sich das nächste Jahrhundert, d. h. unsere Kindes-Kindeskinder auseinander zu setzen haben, die russisch-moskowitisch-panslavistische Gefahr ist eine Gefahr der Gegenwart. Zudem wird die „gelbe Gefahr" durch die Besiegung Japans weder beseitigt noch aufgeschoben. Diese Gefahr, d. h. das Ringen zwischen der gelben und weißen Rasse wird dem Menschengeschlecht nicht erspart bleiben, es gehört zu seinen unabwendbaren Schicksalen.

Digitized by Google

Der ultramontane Reichstagspräsident Graf Ballestrem bildet sich immer mehr zum Schulmeister, zum praeceptor Germaniae aus. In der Reichstagssitzung vom 19. Februar hatte der Abgeordnete Kopsch dem Abgeordneten von Gerlach gegenüber das Wort „Abschüttelung" gebraucht. Da unterbricht ihn Graf Ballestrem: „Das Wort Abschüttelung bitte ich Sie nicht zu gebrauchen, es ist kein schönes Wort"! Solche Schulmeisterei ist lächerlich und des Reichstages unwürdig. Der sehr zweifelhafte sprachliche Geschmack des Grafen Ballestrem — ich erinnere an seine geschmacklosen Kaisergeburtstags-Reden — darf nicht Sprachgesetz werden, dagegen sollte er sich energisch wehren.

22. II. 1904. H.

Verantwortlicher Redakteur: Graf Paul von Hoensbroech, Groß-Lichterfelde.
Verantwortlich für die Anzeigen: Alexander Schmidt, Berlin.
Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn, Berlin W., Schöneberger Ufer 43.

Digitized by Google

Digitized by Google

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

3 2044 048 094 866

This book should be returned to
the Library on or before the last date
stamped below.
A fine of five cents a day is incurred
by retaining it beyond the specified
time.
Please return promptly.

Harvard College Library

BOUGHT FROM THE FUND
SUBSCRIBED FOR THE
DEPARTMENT OF GERMAN